RAMONA KATRIN BUCHHOLZ

Legenden der Gleichberechtigung

Eine literatursoziologische Analyse zum ›Gleichstellungsvorsprung‹ ostdeutscher Frauen

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

NEUE BREMER BEITRÄGE

In Verbindung mit
LEIF LUDWIG ALBERTSEN
GOTTHART FRÜHSORGE
WOLFGANG GRIEP
ROLF GRIMMINGER
GERHARD SAUDER

Herausgegeben von
HANS-WOLF JÄGER
HEINZ-PETER PREUSSER
GERT SAUTERMEISTER

19. Band



RAMONA KATRIN BUCHHOLZ

Legenden der Gleichberechtigung

Eine literatursoziologische Analyse zum ›Gleichstellungsvorsprung‹ ostdeutscher Frauen

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über *http://dnb.d-nb.de* abrufbar.

UMSCHLAGBILD

© Ruth E. Westerwelle, Berlin

ISBN 978-3-8253-6366-6

Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag.de

Für Jonas

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung

Kein Thema, welches das sozialisatorische Erbe der DDR berührt, scheint auf den ersten Blick so eindeutig, wie die Stellung der Frauen im Staatssozialismus. Die selbstverständliche Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit hat in Ost- und Westdeutschland das Bild von den emanzipierteren und selbstbewussten DDR-Frauen geprägt. Mehr noch, es kann davon ausgegangen werden, dass der Glaube an den emanzipatorischen Fortschritt in der DDR inzwischen Eingang in das gesamtdeutsche ‚kollektive Gedächtnis' (exemplarisch für den Begriff: A. Assmann 2007) gefunden hat.

Im *fluter*, dem Jugendmagazin der Bundeszentrale für politische Bildung aus dem Jahr 2009, findet sich beispielsweise in einem Beitrag über Jugendkulturen in der DDR ein Foto mit folgender Bildunterschrift: „Die Frauen waren in der DDR emanzipierter, auch die Punkerinnen"[1]. Quer durch alle Bevölkerungsschichten und über Mediengrenzen hinweg, existiert die Auffassung, dass ostdeutsche Frauen wenn nicht emanzipierter, so doch gleichberechtigter waren als westdeutsche Frauen.

In den Wissenschaften ist diese Meinung zwar nicht unumstritten, etwa bei Hauser (1994), Diemer (1994), Schäfgen (2000) oder Drauschke (2002), aber doch weit verbreitet. Als ihre renommierten Befürworter/innen sind zuvorderst die Sozialwissenschaftler/innen Hildegard Maria Nickel, Irene Dölling und Rainer Geißler zu nennen. Geißler ist zugleich der Begründer der These vom „Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen", die der Soziologe im Jahr 2011, mit einer Wiederauflage seiner *Sozialstruktur Deutschlands*, bekräftigt hat. Die These lautet im Kern wie folgt:

> In einigen Bereichen war die ostdeutsche Gesellschaft moderner als die westdeutsche. An erster Stelle ist hier der strukturelle Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen zu nennen: Die ‚Emanzipation von oben' hatte die Gleichstellung in der DDR – zumindest auf der sozialstrukturellen Ebene, auf der Bewusstseinsebene existierten auch partielle ‚Rückständigkeiten' – ein Stück weiter vorangetrieben. Damit hängen einige moderne Besonderheiten der ostdeutschen Familienstruktur zusammen: höhere Scheidungsraten, mehr nichteheliche Lebensgemeinschaften, eine größere Zahl sowie frühere und höhere Legitimität unehelicher Kinder und alleinerziehender Mütter. Auch in einigen Bereichen der Qualifikationsstruktur, die im Vergleich zu anderen Teilstrukturen der DDR-Gesellschaft relativ moderne Züge aufwies, war sie der BR ein Stück voraus: Die Versorgung der Bevölkerung mit beruflichen Grundqualifikationen war in der DDR besser, und auch der Akademikeranteil war etwas größer. Das Mehr an sozialer Sicherheit in der DDR – keine Arbeitslosen, keine manifeste Wohnungslosigkeit, keine Armut unter der ‚Normalbevölkerung' – ist dagegen nicht als Modernisierungsvorsprung zu deuten. Es ist vielmehr eine Folge davon, dass die DDR von einem wichtigen Problem moderner Gesellschaften – dem Spannungsverhältnis von Effizienz und sozialer Sicherheit für alle – verschont geblieben war.[2]

[1] Denk 2009, S. 13.
[2] Geißler 2011, S. 363 f.

Während Geißler das Fehlen von Arbeitslosigkeit und also auch die Integration der Frauen in die Erwerbsarbeit *nicht* als Modernisierungsvorsprung wertet, wurde im Sozialismus und auch im Feminismus die Erwerbsintegration von Frauen nahezu zum Synonym für Gleichberechtigung. Clara Zetkins (1857-1933) Credo der ‚Befreiung der Frau durch Arbeit' (Zetkin 1957) hat, wie kein anderer feministischer Leitgedanke, die Auffassung von der Gleichberechtigung in der DDR und damit auch die Sicht auf die ostdeutschen Frauen geprägt. In der DDR waren zum Schluss 91, 2 % aller Frauen im erwerbsfähigen Alter berufstätig, befanden sich in einer Ausbildung oder studierten[3]. Also waren ostdeutsche Frauen gleichberechtigter, lautet zusammengefasst die gängige Argumentationsfigur.

Zur Bekräftigung dessen werden spezifische Strukturen in den Blick genommen. Während Geißler sich in seiner These in der Hauptsache auf die Familien- und Qualifikationsstruktur konzentriert – weil sich die Einbeziehung der Frauen in die Sphäre der Erwerbsarbeit weitgehend losgelöst von den Rationalitätserfordernissen modernen Wirtschaftens vollzog und sich ergo modernisierungstheoretisch nicht erklären lässt (ausführlich vgl. Kap. 2.2) – konzentrieren sich die feministischen Diskurse auf patriarchale Strukturen, Geschlechterdifferenzen und Erwerbsarbeitsstrukturen. Weitestgehend ausgeklammert aus den strukturellen Analysen bleibt dabei aber das politische System der DDR.

So wird beispielsweise der Eindruck vermittelt, als seien *alle* Frauen der DDR relativ voraussetzungsfrei und unterschiedslos in den Genuss paternalistischer Versorgungsleistungen gekommen. Das für ‚moderne Diktaturen' (zur Definition vgl. Kap. 2, Anm. 26) typische Moment der ideologischen Gleichschaltung und politischen Mobilisierung wird aus den Diskursen um den Gleichstellungsvorsprung ebenso ausgeklammert, wie die Tatsache, dass in diktatorisch geprägten Lebenswelten zum Teil sehr extreme Bedingungen herrschen – zum Beispiel auch für die Realisierung von Gleichberechtigung.

Im Zentrum meiner Arbeit steht also die Frage, inwiefern sich Gleichberechtigung in der Heteronomie der DDR überhaupt hatte entwickeln können. Dass sich die These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen am Ende nicht aufrechterhalten lässt, wird bereits im Titel meiner Arbeit deutlich. Als Vertreterin eines interpretativen, mikrosoziologischen Ansatzes geht es mir aber nicht allein um das Pro und Contra einer These, sondern im Zentrum meiner Arbeit steht der *Prozess ihrer Herstellung*.

Es ist davon auszugehen, dass der Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen zu dem gehörte, was Menschen ihre ‚Wirklichkeit' nennen – und zwar nicht nur zu DDR-Zeiten, sondern bis in die Gegenwart hinein. In Anlehnung an die Lebenswelttheorien von Schütz/Luckmann (1979 u. 1994) und Berger/Luckmann (2007) werde ich in dieser Arbeit also ferner der Frage nachgehen, wie und warum die Auffassung von der größeren Gleichberechtigung der DDR-Frauen individuell erlebte und gesellschaftlich etablierte ‚Wirklichkeit' geworden ist.

Deshalb nehme ich auch nicht zum wiederholten Male Geschlechterdifferenzen in den Blick oder betreibe Patriarchatskritik. Es ist inzwischen hinlänglich belegt und wird auch von den Befürworter/inne/n der These vom Gleichstellungsvorsprung keineswegs

[3] Vgl. Nickel 1993, S. 237.

bestritten, dass Defizite der Gleichberechtigung sowohl in normativer als auch in alltagspraktischer Hinsicht in der DDR existierten. Obwohl es zunächst naheliegend scheint, verfolge ich auch keinen dezidiert modernisierungstheoretischen Ansatz, weil in dieser Arbeit eben nicht allein die Strukturen von Interesse sind, sondern auch die *Akteure/Akteurinnen* sowie die *Wechselwirkungen* zwischen den verschiedenen Akteur/inn/en und den Strukturen.

Mit Strukturen sind die gesellschaftlichen Bedingungen gemeint, die das Handeln und damit auch das Bild von den DDR-Frauen determinieren und vice versa. Die These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen wurde im Nachwendediskurs generiert. Folglich bilden Transformationstheorien den Rahmen für ihre zeithistorische Kontextualisierung. Hier wird deutlich werden, dass die Komplexität ihres Sinnzusammenhangs auch nur in Verbindung mit der besonderen Form der ost-westdeutschen Transformation erfasst werden kann.

Die Auffassung von den gleichberechtigteren DDR-Frauen wurde aber nicht erst durch Geißlers These generiert. Sie existierte bereits vor 1989 und wurde zu DDR-Zeiten vor allem im Zusammenhang mit dem Aufkommen der sogenannten ‚Frauenliteratur' der DDR mit Beginn der 1970er Jahre diskutiert. Lemke prägte hierfür das Theorem vom ‚Literarischen Feminismus' (Lemke 1991).

Die Arbeit gliedert sich dementsprechend zeithistorisch in zwei Teile. Im ersten Teil werden die Zeit nach dem Umbruch 1989 und insbesondere die 1990er Jahre in den Blick genommen und im umfangreicheren zweiten Teil die 1970er/80er Jahre der DDR. Die Herstellung von Öffentlichkeit mittels literarischer Produktionen ist ein wesentliches Kennzeichen des Literarischen Feminismus der DDR (vgl. Kap. 3), weswegen Fragen der Öffentlichkeit und das spezifische Spannungsverhältnis zwischen Heteronomie und *relativer* Autonomie hier den strukturellen Rahmen für die Analysen bilden.

Der „raumzeitliche Zusammenhang"[4] wäre damit kurz umrissen, was fehlt, sind die Akteurinnen, die an der Konstruktion der These von den gleichberechtigteren DDR-Frauen beteiligt waren und sind. In den Literaturwissenschaften zwar nicht häufig gebräuchlich, aber durchaus bekannt, ist ein auf den französischen Ethnologen Claude Lévi-Strauss zurückgehendes, strukturalistisch-musikalisches Konzept zur Analyse von Mythen, dessen Grundgedanke auf meine Arbeit übertragen werden kann. In Anlehnung an Lévi-Strauss schlägt Brinkmann vor, einen „Mythos (bzw. die Gesamtheit der miteinander verwandten Mythen) wie eine Orchesterpartitur zu lesen", d. h. nicht allein wie einen Text von links nach rechts und Seite um Seite, sondern auch „von oben nach unten"[5]. Wie bei einer Partitur werden die verschiedenen ‚Stimmen' einer Komposition so erst vertikal sichtbar.

[4] Zapf 1994, S. 137. Der modernisierungstheoretische Impetus meiner Arbeit kann in Anlehnung an Wolfgang Zapf und mit seinen Worten folgendermaßen zusammengefasst werden: „Die Modernisierungstheorie könnte man als angewandte Theorie bezeichnen, die Theoriestücke aus verschiedenen Paradigmen in raumzeitlichen Zusammenhang bringt" (ebd.; Bestimmungen zu den Begriffen ‚Modernisierung', ‚Modernisierungstheorie' und ‚Moderne' finden sich in Kap. 2, Anm. 14).

[5] Brinkmann 2012, S. 185; Claude Lévi-Strauss zit. nach Brinkmann 2012, S. 186. An dieser Stelle möchte ich Martin Brinkmann herzlich für die vielen fachübergreifenden Gespräche

Und tatsächlich wird sich herausstellen, dass die Erzählung von den gleichberechtigteren DDR-Frauen wie eine Partitur gelesen und verstanden werden *muss*: Als ein Zusammenspiel verschiedener Stimmen, bei der ein Thema – die Gleichberechtigung der DDR-Frauen – von unterschiedlichen Akteurinnen je nach gesellschaftshistorischem Hintergrund zeitgleich, aber durchaus unterschiedlich interpretiert wird. Zu den Akteurinnen zählen Feministinnen in einem weiteren Kontext: Wissenschaftlerinnen und Frauenforscherinnen aus der DDR, der alten Bundesrepublik und zum Teil auch aus den USA sowie Autorinnen und Zeitzeuginnen aus Ostdeutschland.

Dass trotz eines inzwischen Jahrzehnte andauernden Zusammenspiels, bislang kaum Dissonanzen zu vernehmen waren, hat auch etwas damit zu tun, dass die Auffassung von den DDR-Frauen als den gleichberechtigteren ‚Schwestern' zu einem wesentlichen Teil ein westdeutsches, *feministisches Wunschbild* und insgesamt ein ost-westdeutsches, wechselseitig aufeinander bezogenes Konstrukt ist. Deshalb habe ich mich im Titel meiner Arbeit auch für die Legende und nicht für den Mythos entschieden, obwohl eine trennscharfe Unterscheidung zwischen Mythos und Legende zugegebenermaßen nicht ganz so einfach ist, wie es im Folgenden den Anschein hat. Und trotzdem spricht einiges eher für die Legende als für den Mythos.

Zum Ersten wird der Mythos im Alltagsgebrauch inzwischen sehr häufig verwendet, um deutlich zu machen, dass der Wahrheitsgehalt einer Aussage oder einer Begebenheit in Zweifel gezogen wird. Auch im wissenschaftlichen Bereich existiert bereits mehr als eine Arbeit zum ‚Mythos DDR'. Die Legende ist zwar auch eine „sagenhafte, unglaubwürdige Geschichte", wobei aber nicht so sehr die Dichotomie zwischen Wahrheit und Unwahrheit im Zentrum steht, wie beim Mythos, sondern die sagenhafte Geschichte und damit eine „im Einzelnen nicht verbürgte […] Begebenheit"[6]. Diese Lesart wiederum verweist aber auf ein wichtiges Ergebnis meiner Arbeit, nämlich dass die Auffassung von den gleichberechtigteren DDR-Frauen in Teilen des feministischen Diskurses einer fundierten Grundlage entbehrt, wie insbesondere in Kapitel vier nachgewiesen wird.

Im übertragenen Sinne geht es in meiner Arbeit also um *Legendenbildung*, wobei trotz Harmonien im Zusammenspiel deutlich werden wird, dass an der Legendenbildung verschiedene Interessensgruppen beteiligt waren und auch die Motive der unterschiedlichen Akteurinnen differieren. Der Mythos ist Brinkmann zufolge und im Gegensatz dazu allerdings weniger stark an die Erzählerinnen gebunden. Er hat zum Zweiten eine rein auf die Semantik bezogene Realität[7], was im Fall der Erzählung von den gleichberechtigteren ostdeutschen Frauen dezidiert nicht der Fall ist. Sie ist eng mit den Erzählerinnen, ihren Motiven und den variierenden Handlungshintergründen verwoben, weswegen im weiteren Verlauf dieser Arbeit auch nicht allein von der These vom Gleichstellungsvorsprung, sondern parallel dazu auch von der ‚Erzählung von den gleichberechtigteren ostdeutschen Frauen' die Rede sein wird.

danken, aus denen u. a. die Idee des ‚synchronen Lesens' der These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen hervorgegangen ist.

6 Bibliographisches Institut GmbH: Legende, in: Duden online. Web, letzter Zugriff 22.10.2012 und Duden. Das große Fremdwörterbuch. 1994, S. 812; Vgl. Magdanz 2012, S. 25.

7 Vgl. Brinkmann 2012, S. 187.

Das bringt mich zu einem dritten und für den Moment letzten Grund, der für die Legende ins Feld geführt werden kann: ihr semantischer Ursprung. „[L]egendum" bezeichnet im lateinischen ursprünglich „das zu lesende"[8] und verweist damit dezidierter als der Mythos auf ein drittes wesentliches Element meiner Analysen, das bislang noch nicht erwähnt wurde. Die Legenden um die Gleichberechtigung in der DDR entstanden und entstehen durch Kommunikation und Interpretation. Sie sind dabei nicht nur an diverse Interessensgruppen sowie an unterschiedliche gesellschaftliche Strukturen, sondern auch an verschiedene *Medien* gebunden. Und diese Medien, die Materialgrundlage meiner Arbeit, werden im Folgenden eingeführt.

Materialgrundlage und Gliederung der Arbeit

> *Eine Geschichte ist nie identisch mit der Quelle, die von dieser Geschichte zeugt. Sonst wäre jede klar fließende Quelle selber schon die Geschichte, um deren Erkenntnis es uns geht.*
>
> *Reinhart Koselleck*

Wie bereits erwähnt, gliedert sich die Arbeit zeithistorisch in zwei Teile, *inhaltlich* werden jedoch drei Themenfelder bearbeitet. Während das Thema Erwerbsarbeit die Erzählung über die ostdeutschen Frauen seit dem Zusammenbruch der DDR bis heute und folglich auch das zweite Kapitel dominiert, stehen in den 1970er/80er Jahren Probleme der Vereinbarkeit, in der Familie und in der Partnerschaft im Zentrum der Diskurse. Sie werden in Kapitel drei analysiert. Im vierten Kapitel kulminieren alle Themen, wobei hier nicht so sehr die ‚Markenzeichen' (Nickel 1995; vgl. Kap. 2, Anm. 20) des Gleichstellungsvorsprungs im Vordergrund der Analysen stehen, sondern die Konstruktion der These von den gleichberechtigteren DDR-Frauen durch den westlichen Feminismus und die Interdependenzen der wechselseitig aufeinander bezogenen Interpretationen.

Der Begriff Interpretation liefert auch das Stichwort für die Literaturauswahl. Die Interpretation hat in den soziologischen Mikrotheorien eine „doppelte Bedeutung" wie Treibel ausführt: „Sie ist Grundannahme über menschliches Verhalten und wissenschaftliche Methode zugleich"[9]. Analog dazu konzentriere ich mich in dieser Arbeit auf ausgesuchte Literaturformen, die in einem spezifischen Verhältnis zu dem stehen, was laut Schütz/Luckmann (1979) interpretativ hergestellt wird – die ‚Wirklichkeit'. Dazu zählt in Kapitel zwei das Genre der Dokumentarliteratur, wobei mein Hauptinteresse der *Protokollliteratur* gilt.

Ebenso wie die alltägliche Lebenswelt subjektive ‚Wirklichkeit' ist, die nicht existiert, sondern interaktiv und interpretativ hergestellt wird, steht die Protokollliteratur für die ‚Authentizität' der übermittelten Aussagen und ist doch fiktiv, weil es sich um erinnerte *und* bearbeitete Geschichte(n) handelt. Dadurch, dass die wahrhafte Aussage, d. h.

[8] Duden. Das große Fremdwörterbuch 1994, S. 812.
[9] Treibel 2006, S. 82.

der Stoff und nicht das Werk im Zentrum der Aufmerksamkeit steht, sprechen laut Miller „alle ‚Berichte', ‚Protokolle', ‚Dokumentarstücke' und ‚Textmontagen' […] ihre Leser oder Zuschauer als *Zeitgenossen* an und reichen so als literarische Werke in die Sphäre der Nachrichtenübermittlung und Meinungsbildung hinein"[10].

Protokollliteratur stellt also eine Art *sozialliterarische Zeitzeugenschaft* dar, der allerdings der Kontext wissenschaftlicher Erkenntnis fehlt und von daher nicht zu verwechseln ist mit ‚Oral History'. Die Interviewpartnerinnen sind dabei sozialwissenschaftlich gesehen Zeitzeuginnen und literaturwissenschaftlich betrachtet Ich-Erzählerinnen zugleich. In dieser Arbeit werden *Die Frauen von ORWO* (1995) von Angelika Behnk und Ruth Westerwelle und im vierten Kapitel Maxi Wanders *Guten Morgen, Du Schöne* (1977) eingehend analysiert, wobei Maxi Wanders Werk in nahezu jeder Hinsicht das Prädikat ‚herausragend' verdient, wie im letzten Kapitel dieser Arbeit ausführlich dargelegt werden wird.

Inhaltlich konzentrieren sich die Interpretationen von *Die Frauen von ORWO* auf das Thema Erwerbsarbeit, wobei Geißlers These von der vermeintlich moderneren Qualifikationsstruktur ebenso in Beziehung zu den erzählerischen Aussagen gesetzt wird, wie seine Behauptung, der Zwang zur politischen Aktivität habe bis zu einem gewissen Grad zur Modernität der Qualifikationsstrukturen beigetragen (vgl. Kap. 2.2.4). Ich werde dagegen zeigen, dass es sich hierbei um Relativierungen handelt, die die Erzählung von den gleichberechtigteren DDR-Frauen entpolitisieren – wovon im Übrigen bereits die Titel vieler Dokumentationen zeugen. Die DDR wird zum Land, „das so schnell verschwand" (Arp/Leo 2009), der Umbau des politischen und wirtschaftlichen Systems zu „Zwischenzeiten" (Rohnstock/Landero 1995) und die Konsolidierung der Demokratie zur „anderen Zeit" (Hänsch 2005), weswegen das dritte Kapitel auch den von Bernd Lasdin entliehenen Titel *Zeitenwende* (1999) trägt. (Die Wahl ist rein semantischer Natur und impliziert keinerlei Kritik an Lasdins sehr gelungener, fotografischer Milieustudie. Auch Kap. 2.1.3 wurde nach dem gleichnamigen Dokumentarband *In Zwischenzeiten* von Astrid Landero und Katrin Rohnstock benannt.)

Nicht zuletzt durch Geißlers These werden Repressionen weitestgehend aus den Erzählungen eliminiert und das politische System auf seine Versorgungsleistung mit Erwerbsarbeit reduziert. Die DDR erscheint als Lebenswelt, in der die indoktrinierende Politisierung der Erwerbsarbeitssphäre ausschließlich positiv-integrative Auswirkungen hatte und nicht auch *Selektionskriterium* für berufliche Positionierungen und für den *Ausschluss* von Frauen aus der Sphäre der Erwerbsarbeit war.

Auch zu DDR-Zeiten werden die Auswirkungen der Integration der Frauen in die Erwerbsarbeit alles in allem positiv konnotiert. Zeithistorisch differierend, steht hier und damit auch im dritten Kapitel aber nicht mehr die Erwerbsarbeit im Zentrum der feministischen Diskurse, sondern werden die Auswirkungen der DDR-Gleichstellungspolitik auf die Alltagswelt der Frauen fokussiert. Wird nach 1989 vor allem die berufliche Leistungsfähigkeit der Frauen und ihre fachliche Qualifikation herausgestellt, so sind es jetzt trotz ‚Doppelbelastung' und Vereinbarkeitsstress die emanzipatorischen Zugewinne: Selbstbewusst und eigenständig seien die DDR-Frauen durch ihre ökonomische Unabhängigkeit gewesen und nicht wenige Wissenschaftlerinnen sahen in den DDR-Frauen eine ‚Avantgarde' (Lennox 1983) auf dem Weg der Frauenbefreiung.

[10] Miller 1982, S. 14; Hervorh. im Orig.

Nickel spricht noch im Nachhinein von „wie auch immer eingeschränkten Autonomieentwürfen“[11], die Frauen in der DDR aufgrund von Sozialpolitik und Erwerbstätigkeit hätten entwickeln können.

Mit den Einschränkungen und Belastungen des Vereinbarkeitsmodells setzten sich dagegen Autorinnen im Literarischen Feminismus der DDR auseinander. Laut Gerber dominierten ab Mitte der 1970er Jahre in der Hauptsache zwei Themen die feministischen Literaturen: Aspekte des täglichen Lebens und philosophische Fragen nach dem Wesen und dem Ort der Frauen[12], wobei ich mich auch hier auf die Alltagsliteratur und die Aspekte der alltäglich Lebenswelt konzentriere und speziell Doris Paschillers *Die Würde* (1980) und Brigitte Martins *Nach Freude anstehen* (1981) analysiere.

Die *Alltagsliteratur* steht in einem ähnlichen Spannungsverhältnis von ‚Faktizität‘ und ‚Fiktion‘ wie die Dokumentarliteratur. Sie ist fiktionale Literatur und gilt doch als ‚Spiegel gesellschaftlicher Wirklichkeit‘ (Helwig 1986), weil Themen aus dem Alltag in kleinen, einfachen Formen literarisch aufbereitet werden. Die Frage der ‚Wahrhaftigkeit‘ wird dabei in dieser Arbeit in erster Linie jedoch nicht als genregebundene diskutiert, wie bei der Dokumentarliteratur, sondern als Frage der Möglichkeiten und Grenzen der Literaturproduktion innerhalb der DDR.

Bei Paschiller und Martin handelt es sich um zwei weniger bekannte DDR-Autorinnen, deren Werke demzufolge bislang auch weniger Aufmerksamkeit erregten, als die bekannten Autorinnen des ‚Frauen-Literatur-Kanons‘ der DDR. Trotzdem ist es keineswegs neu, dass in einem feministischen Forschungsvorhaben über Frauen aus der DDR auf Werke aus dem Literarischen Feminismus der DDR zurückgegriffen wird. Es existiert bereits eine beachtliche Anzahl an Studien, die die zeitdiagnostischen Qualitäten von Literatur nutzen und sie einer qualitativen Analyse unterziehen (exemplarisch: Hildebrandt 1980, Helwig 1986, Müller-Rückert 1993, Hauser 1994, Weise 2003).

Neu ist allerdings, dass ich den Fokus dabei nicht auf die Geschlechterverhältnisse lege, sondern auf die Unterschiede zwischen der alten Bundesrepublik und der DDR. ‚Selbstbewusstsein‘, ‚Autonomie‘, ‚Eigenständigkeit‘ und ‚Patriarchatskritik‘ werden sich vor allem als westliche Emanzipationsvorstellungen erweisen. In der DDR dominierten dagegen Fragen der Gleichberechtigung, d. h. der rechtlichen Gleichstellung von Mann und Frau, weswegen im Titel meiner Arbeit auch nicht von ‚Emanzipation‘, sondern von ‚Legenden der Gleichberechtigung‘ die Rede ist. Auch die Bereiche Frauenbewegung und ‚Frauenforschung‘ und Konzepte des ‚weiblichen Schreibens‘ sind nicht oder allenfalls nur bedingt auf die DDR übertragbar.

In Kapitel drei interessiert vor allem der *Alltag* der als selbstverständlich konnotierten Vereinbarkeit von Familie und Beruf, mit dem sich auch Paschiller und Martin in ihrer Prosa auseinandersetzen. Ihre Protagonistinnen suchen Fluchtpunkte und enden doch wieder in der Alltagsrealität: Befriedet durch die engen Grenzen der inner- und außerliterarischen Lebenswelten. Die Sorge um das Wohl der Kinder spielt bei Martin und damit anders als im Genderdiskurs eine zentrale Rolle. Die Legalisierung der Abtreibung führte nicht in das ‚gelobte Land‘ (Irmtraud Morgner; vgl. Kap. 3, Anm. 570) der Emanzipation, wie ein kurzer Exkurs in den literarischen Abtreibungsdiskurs zeigt.

[11] Nickel 1996, S. 331.
[12] Vgl. Gerber 1986/87, S. 59.

Schlussendlich wird durch die Auseinandersetzung mit dem *Lied der Alleinerziehenden* (1979) von Kurt Demmler und dem Axiom von den ‚Siegerinnen der Geschichte' (vgl. Kap. 3.3.4) auch Geißlers These von den modernen Familienformen dekonstruiert. An dieser Stelle der Interpretationen kommt nun auch der Mythos, die ‚glorifizierte Darstellung', zum Einsatz und wird die weit verbreitete Auffassung von der größeren Akzeptanz Alleinerziehender in der DDR widerlegt.

Im vierten, letzten und vom Erkenntniszugewinn her betrachtet, das ergiebigste der Kapitel, steht dagegen erneut die Legendenbildung im Blickpunkt des Interesses. Maxie Wanders Protokollband *Guten Morgen, du Schöne* (1977) zählt zu den bedeutendsten Werken des Literarischen Feminismus der DDR. Obwohl bekannt ist, dass Maxie Wander ihre Protokolle nicht nur arrangiert, sondern umgeschrieben und fiktive Interviews hinzugefügt hat, gelten die protokollierten Aussagen in der feministischen Forschungsliteratur vielfach als ‚authentisch'. Das ist aber nicht das einzige Kennzeichen, welches für das spezifische Spannungsverhältnis von ‚Fiktion' und ‚Faktizität' in *Guten Morgen, du Schöne* charakteristisch ist. Der Band unterscheidet sich nochmals und in herausragender Weise sowohl von der Dokumentar- als auch von der Alltagsliteratur. ‚Faktizität' muss in diesem Werk wörtlich genommen werden. Fakten, und damit meine ich *das geschriebenen Wort*, wurden fehlgeleitet interpretiert und manipuliert.

Nicht nur *Guten Morgen, du Schöne* ist das bislang wohl bekannteste Werk deutschsprachiger Protokollliteratur. Auch das Vorwort von Christa Wolf, *Berührung* (1978), ist das wohl geläufigste und mit am häufigsten zitierte Vorwort in der vorliegenden Forschungsliteratur. Wanders Protokollband hatte in Ost- und Westdeutschland einen durchschlagenden Erfolg. Im Bereich der westlichen Literaturwissenschaft sorgte vor allem das Vorwort von Christa Wolf für seinen Durchbruch, mit der Folge, dass *Guten Morgen, du Schöne* nahezu ausschließlich durch die Auffassungen der Autorin gelesen, interpretiert und die Interpretationen in ihre Worte gekleidet wurden.

Wolf kann als die Theoretikerin eines DDR-spezifischen Feminismus angesehen werden, welcher allerdings nicht zu verwechseln ist mit der Frauen- und Geschlechterforschung. In diesem Bereich hat es Zeit des Bestehens der DDR mehr Bewegung gegeben. Wolf verknüpfte System- und Patriarchatskritik, erkannte die Hegemonie des Männlichen in der DDR, beschwor die Solidarität der Frauen und ihre Suche nach neuen Lebensformen und betrachtete die Frauen als Avantgarde auf dem Weg in eine bessere Menschengemeinschaft, in der Männer und Frauen friedlich miteinander leben. Autonomie war für Wolf dabei nicht alleiniges Kennzeichen der Frauenemanzipation sondern „eine Aufgabe für jedermann"[13].

In den Protokollen Maxi Wanders finden die Wolfschen Paradigmen allerdings nur wenig Entsprechung. Wolf bedient sich in ihrem Vorwort vielmehr besonders poetischer Protokollpassagen, um ihre Theorie weiter auszuführen, vielfach ohne dass sie rekontextualisiert, den von Wolf unterstellten Bedeutungszusammenhang ergäben. Da aber die Rezipientinnen in ihren Interpretationen vielfach Wolfs Vorwort zugrundelegen, werden aus Wanders Ich-Erzählerinnen in erster Linie sich emanzipierende, miteinander solidarische Frauen. Dabei leistet *Guten Morgen, du Schöne* genau das Gegenteil, was durchaus nicht pejorativ gemeint ist. Der Band liefert keinen Nachweis über die Dekonstruktion überkommener Geschlechterrollen und für die Solidarität unter Frauen,

[13] Wolf 1985, S. 148.

sondern breitet eine für DDR-Verhältnisse ungewöhnlich weitgefächerte, brisante und – bezogen auf das Thema Gleichberechtigung – sehr widersprüchliche Themenvielfalt aus, die nicht nur inhaltlich, sondern auch wirkästhetisch ihresgleichen unter der deutschsprachigen Protokollliteratur sucht.

In die theoretischen Überlegungen Wolfs wird bereits in Kapitel drei mit Hilfe der *Voraussetzungen einer Erzählung* (1985), die in Westdeutschland unter dem Titelzusatz *Frankfurter Poetik-Vorlesungen* bekannt sind, und der Erzählung *Selbstversuch* (1972) eingeführt. Der Nachweis über die Interdependenzen der Interpretationen erfolgt im vierten Kapitel.

Weitaus gravierender als die *fehlgeleiteten Interpretationen* sind aber die *Manipulationen*, die durch den westdeutschen Luchterhand-Verlag an der Lizenzausgabe von *Guten Morgen, du Schöne* (1978) vorgenommen wurden. Die Reihenfolge der Protokolle wurde in Gänze verändert und der Text um Wörter, Passagen und ganze Protokolle gekürzt, was in Seiten ausgedrückt etwa 50 Buchseiten ausmacht. Eine Auflistung aller Kürzungen findet sich im Anhang, die Bedeutung der Kürzungen für den Sinnzusammenhang der Protokolle wird in Interpretation ausgesuchter Passagen im Fließtext analysiert.

Bei den Kürzungen und Eingriffen in die Textgestalt handelt es sich zwar alles in allem um bekannte Fakten. Aufgrund der vorliegenden Forschungsergebnisse kann aber behauptet werden, dass sie in den Rezeptionen bislang weder hinreichend wahrgenommen wurden, noch einer derart umfangreichen Analyse unterzogen worden sind, wie in dieser Arbeit. Die Ergebnisse sind dabei so unmissverständlich wie frappierend: Wanders Werk wurde in Richtung Westkompatibilität und Anschlussfähigkeit an die Überzeugungen des westlichen Feminismus manipuliert. Hier wurden Dokumente im Sinne des westlich-feministischen Zeitgeistes verfälscht.

Darüber hinaus bestätigen auch Wanders Protokolle eine Tendenz, die sich auf die gesamte Auseinandersetzung mit dem Feminismus der DDR übertragen lässt: Geschlechterdifferenz war in der DDR anders als im Westen Deutschlands keine ‚Leitdifferenz' (Wetterer 2003). Damit ist aber weder gesagt, dass Geschlechterdifferenzen nicht relevant waren oder dass sich Frauen in der DDR nicht mit Themen der Gleichberechtigung oder mit Patriarchatskritik auseinandergesetzt hätten, noch dass genderspezifische Forschungsfragen überflüssig wären. Im Gegenteil, solange letztere nicht im Selbstreferentiellen verbleiben, sind sie von evidenter Bedeutung. Nur wurden genderspezifische Fragestellungen für die DDR zum einen bereits umfänglich erforscht und zum anderen haben sie insofern eine nachrangige Bedeutung, als die strukturellen Einschränkungen durch die Diktatur alle anderen Benachteiligungen dominierten – oder, um mich den Worten der Germanistin Ines Geipel anzuschließen: Es muss überdacht werden, „inwieweit Sozialisationen von Frauen durch strukturelle Gewalt in einer Diktatur überlagert werden können“[14].

Damit ist abermals nicht gesagt, dass alle Menschen in der DDR Gewalt ausgesetzt waren, unterdrückt wurden oder etwa alle Frauen in dem gleichen Maße unter der Vereinbarkeit gelitten hätten, wie beispielsweise Paschillers und Martins Protagonistinnen. An dieser Stelle kommt ein, seit der Wiedervereinigung ausgetragener Konflikt innerhalb der Sozialwissenschaften zum Tragen, der sich wohl auch zukünftig nicht ohne

[14] Geipel 1999, S. 76.

Weiteres lösen lässt. Ob nun das ‚gelebte Leben' in der DDR, ihre ‚Grauzonen' und ‚Freiräume' oder ihr diktatorischer Charakter in den Forschungsansätzen stärker akzentuiert wird, bleibt meiner Meinung nach trotz Methoden- und Theoriediskussion letztendlich auch eine Frage des Standpunktes der Forscherin, und mein Fokus liegt eindeutig auf den Lebensbedingungen in der Diktatur.

Methodologische Fragen

Bleiben abschließend Fragen der Textinterpretation, der Generalisierbarkeit der Ergebnisse und der Werkauswahl zu klären. Wie bereits erwähnt, ist die Interpretation in der Mikrosoziologie Theorie und Methode zugleich. Meine methodischen Wurzeln liegen in der qualitativen Sozialforschung und speziell in der *Objektiven Hermeneutik* nach Ulrich Oevermann (1981, 2002), an der ich mich, trotz Medienwechsel, auch in dieser Arbeit *orientieren* werde – wohl wissend, dass der Begriff ‚Objektivität' Widerspruch evoziert und erklärungsbedürftig ist.

Es ist tatsächlich so, dass Oevermann für die Ergebnisse, die mithilfe seines textinterpretativen Verfahrens gewonnen werden, ‚Objektivität' beansprucht[15]. Dem vermag ich mich nicht zuletzt aufgrund meines theoretischen Hintergrundes *nicht* anzuschließen. Interessant sind aber die Prämissen, die dieser Behauptung zugrunde liegen und die Oevermann anführt, um die wissenschaftliche Methode der Interpretation von der subjektiven Meinung und der „Beliebigkeit der Interpretation"[16] abzugrenzen.

Zunächst einmal geht die „Objektive Hermeneutik […] davon aus, dass sich die sinnstrukturierte Welt durch Sprache konstituiert und in Texten materialisiert"[17]. Sprache ermöglicht aber nicht nur die „Begreifbarkeit"[18], das Wissen um die Bedeutung von ‚Welt', sondern folgt auch den hier herrschenden Regeln. Sprache ist also regelgeleitetes soziales Handeln, das in diesem Fall in Textform in Erscheinung tritt.

> Regelgeleitetheit heißt aber, daß a) die Klasse der eine Äußerung erfüllenden Kontextbedingungen, auch wenn sie unendlich groß sein mag, durch eben diese Regel klar von der Klasse der nicht-erfüllenden Bedingungen unterschieden ist und daß wir b) als natürliche Mitglieder der Sprachgemeinschaft, für die die Regel gilt, problemlos über ein sicheres intuitives Wissen von ihr verfügen, so daß wir sie sowohl als praktisch Handelnde wie als Interpreten mit Anspruch auf Gültigkeit verwenden können.[19]

Was Oevermann damit meint, ist, dass Texte nicht x-beliebig interpretiert werden können. Interpretation und Textproduktion folgen demselben „Regelwissen", nur „dass ein Text Bedeutungsstrukturen generiert, die jenseits des Selbstverständnisses und Selbstbildes einer sozialen Praxis liegen und die sich nicht in den Meinungen, Intentionen oder Wertorientierungen dieser Praxis erschöpfen"[20], wie Wernet ausführt. Die Aufgabe

[15] Vgl. Oevermann 2002, S. 5 u. 1981, S. 2.
[16] Oevermann 1981, S. 11.
[17] Wernet 2006, S. 11.
[18] Berger/Luckmann 2007, S. 37.
[19] Oevermann 1981, S. 11.
[20] Wernet 2006, S. 18 u. 15.

der Wissenschaft ist es nun, diese unbewussten und deswegen ‚latenten Sinnstrukturen' zu rekonstruieren und, wie Oevermann fordert, in der „Explikation von Bedeutungen und intuitivem Wissen"[21] fortzuschreiten.

Das allein klärt jedoch nicht die Frage der „Geltungssicherung"[22] der Interpretationen. „Das Zauberwort heißt Kontext"[23], wie Bohnsack es ein wenig salopp aber deshalb nicht weniger zutreffend formuliert. Verständigung ist immer an eine spezifische Situation, an einen gesellschaftlichen Kontext, an ein Milieu, eine Kultur etc. gebunden. Da die Interpretierenden nicht denselben ‚Erfahrungsraum' teilen, ist es laut Bohnsack von eminenter Bedeutung, den ‚fremden' Erfahrungsraum und zum Beispiel seine „kommunikative[..] Alltagspraxis"[24] fundiert und überprüfbar zu rekonstruieren. Oder, wie Oevermann es ausdrückt: Diejenigen, die die große „Variationsbreite der Kontextbedingungen" als Einwand für die Unbestimmtheit der Interpretationen ins Feld führen, übersehen seiner Meinung nach, „daß es auf die Präzision der Bestimmung […] der Grenzen des Spielraums von Bedeutungsmöglichkeiten einer Äußerung ankommt, wenn Beliebigkeit der Interpretation vermieden werden soll"[25]. Deshalb haben die Strukturen in meiner Arbeit auch einen derart großen Stellenwert.

Das bedeutet jedoch nicht, dass die Regeln für soziales Handeln nur außerhalb des Textes zu suchen wären. Soziale Strukturen werden laut Oevermann vielmehr auch im Medium selbst erzeugt[26], was wiederum zur Werkauswahl überleitet. Laut Wernet spricht Objektive Hermeneutik „nie von Einzelfallanalysen", weil der Text als regelerzeugtes wie auch als regelerzeugendes „Gebilde" gilt und der Fall somit „immer schon allgemein und besonders zugleich" ist, wobei die Allgemeinheit der Fallstruktur „alleine schon dadurch" zukomme, weil sie sich „unter Mitwirkung geltender Regeln […] gebildet hat"[27]. Das mag für den einzelnen Text schlüssig sein, erklärt aber noch nicht meine Werkauswahl.

Im Gegensatz zu Wernets Meinung handelt es sich in dieser Arbeit um *Einzelfallanalysen*, weil in der Hauptsache vier Werke qualitativ, sehr intensiv, aber thematisch fokussiert analysiert werden. Einzelfallanalysen setzen ein Mindestmaß an theoretischer Kenntnis voraus, um überhaupt bestimmen zu können, welcher Fall untersucht werden soll[28]. Der Protokollband *Die Frauen von ORWO* wurde aus einer größeren Auswahl an dokumentarischen Werken ausgesucht, weil er thematisch aus dieser Auswahl hervorsticht und sich anders als die übrigen, im Inhaltsverzeichnis aufgeführten Werke, dezidiert mit dem Thema Erwerbsarbeit auseinandersetzt.

Martins Erzählung *Nach Freude anstehen* und Paschillers *Die Würde* wurden aufgrund ihrer intertextuellen Bezüge ausgewählt. Als Befürworterin der These vom Gleichstellungsvorsprung zitiert Irene Dölling in ihrer Abhandlung *Individuum und Kultur* (1986) aus Martins Werk und ermöglicht durch ihre Bezugnahme auf die Prosa

[21] Oevermann 1981, S. 5.
[22] Wernet 2006, S. 13.
[23] Bohnsack 2010, S. 21.
[24] Ebd., S. 65.
[25] Oevermann 1981, S. 11.
[26] Ebd., S. 44.
[27] Wernet 2006, S. 13 u. 19.
[28] Vgl. Baur/Lamnek 2005, S. 245.

einen Einblick in kommunikative Praktiken innerhalb der DDR (vgl. Kap. 3.3.3). Paschiller verwendet dagegen dasselbe Stilmittel wie Martin, um die Mühen des Alltags zu beschreiben, wobei sich erst im weiteren Forschungsverlauf herausstellte, dass sich dieses Stilmittel genre- und fachübergreifend in der DDR herausgebildet hatte (vgl. Kap. 3.3.1). Wanders *Guten Morgen, du Schöne* sticht auch in Fragen der Werkauswahl hervor. Der Zufall war letztlich für die Auswahl des Protokollbandes ausschlaggebend (vgl. Kap. 4, Anm. 53), was sich im Ergebnis als großer Erkenntniszugewinn erwiesen hat.

Insgesamt sind es keine ‚typischen', sondern ‚besondere' Fälle, die nicht als beispielhaft für andere Werke gelten, sondern durch ihre Besonderheit auf das Allgemeine verweisen, auf das, was in der Regel nicht kommuniziert wird: Seien es im Falle von Wander die fehlgeleiteten Interpretationen, bei Martin und Paschiller die Mühen des Alltags oder bei Behnk und Westerwelle die Politisierung der Erwerbsarbeitssphäre. „Das Abweichende unterstreicht insbesondere Normalität, die so selbstverständlich ist, dass sie normalerweise nicht bewusst ist"[29], wie diesbezüglich Baur/Lamnek festhalten.

Da ich an spezifischen Themen interessiert war, machte eine Sequenzanalyse wie in der Objektiven Hermeneutik, das heißt das chronologische Durchinterpretieren des gesamten Textes von vorne nach hinten, wenig Sinn. Als Interpretationstechnik weitestgehend beibehalten habe ich dagegen die Prinzipien der ‚Kontextfreiheit' und der ‚Wörtlichkeit' und an einigen Stellen auch das der ‚Extensivität'[30].

Ferner sind „natürliche Protokolle"[31] das präferierte Datenmaterial für objektiv-hermeneutische Verfahren. Ich habe mich hingegen bewusst für die Dokumentar- und Alltagsliteratur als Analysegrundlage und gegen die Auswertung von Interviews entschieden. Gerade in dem Phänomen, dass für jede neue Forschungsfrage in den letzten Jahren, und insbesondere seit den ersten Jahren nach dem Systemwechsel von 1989/90 bis heute, immer neue Interviews durchgeführt werden, liegt meines Erachtens ein Manko der qualitativen Forschungsansätze. Zum einen ist zu bezweifeln, dass die Produktion von immer neuen Quellen tatsächlich in jedem Fall auch zu neuen erzählerischen Aussagen führt, wie eine Vielzahl an intertextuellen Verweisen in dieser Arbeit zeigen werden. Auch wenn in der qualitativen Sozialforschung textinterpretative Ansätze verfolgt werden, so bleiben die Forschungen in ihrer Analyse zum anderen doch auf eigens für die Analyse durchgeführte Erhebungen begrenzt, denn auch bei den Zeitzeugeninterviews handelt es sich um „retrospektive Konstrukte"[32], die eben nur eine begrenzte Zustandsanalyse zulassen, nämlich die zum Zeitpunkt der Durchführung der Interviews. Lepsius hat dagegen gefordert, dass sich die Soziologie des sozialen Wandels „einer prinzipiell unbestimmten Zahl von Zustandsanalysen öffnen" und damit „historisch orientieren"[33] muss. Und sich historisch orientieren, bedeutet auch auf eine Vielfalt an historischen Quellen zurückzugreifen, zum Beispiel auf literarische Texte.

29 Baur/Lamnek 2005, S. 245.
30 Genaue Beschreibungen der hier angeführten Interpretationstechniken finden sich in Wernet 2006, S. 21 ff., 23 ff. und 32 ff.
31 Wernet 2006, S. 17.
32 Erll 2005, S. 51.
33 Lepsius 1993, S. 13.

2 Die ‚Zeitenwende'

Eine wichtige Feststellung der Sozialwissenschaftlerin Susanne Diemer lautet: „Emanzipation in einem umfassenden Sinne setzt eine demokratische Gesellschaft voraus"[1]. Allerdings müsse diese frei von geschlechtsspezifischen Benachteiligungen und Segregationen sein, so Diemer weiter. Die bundesrepublikanische Gesellschaft war aber nicht frei davon und galt diesbezüglich obendrein als rückständiger als die DDR.

Mit dem Zusammenbruch des Staatssozialismus wurden nun aber nicht die unterschiedlichen Staatsformen hinsichtlich ihrer Bedingungen für Gleichberechtigung und Emanzipation diskutiert und beispielsweise die Frage aufgeworfen, inwiefern sich unter diktatorischen Bedingungen Gleichberechtigung überhaupt hatte entwickeln können. Vielmehr kam es durch die besondere Form der ost-westdeutschen Transformation zu Benachteiligungen, denen ostdeutsche Frauen scheinbar in doppelter Hinsicht ausgesetzt waren: als Frauen und als Ostdeutsche.

Allgemein findet das Gefühl der Benachteiligung im Deutungsmuster[2], als Ostdeutsche ‚Bürger zweiter Klasse' zu sein, seinen Ausdruck. Diese Auffassung zeigt in Umfragen bis heute eine hohe Zustimmungsrate[3]. Ihr narrativer Kern ist in etwa vergleichbar mit der Zustimmung zur sozialistischen Idee: Die Idee des Sozialismus sei gut, nur seine Ausführung wäre fehlerhaft verlaufen[4]. Die Lesart vom ‚Bürger zweiter Klasse' hat ein ähnliches Argumentationsmuster: Die Zustimmungswerte zur Demokratie sind seit 1990 hoch, kaum jemand in Ostdeutschland wünscht sich die DDR zurück[5],

1 Diemer 1994, S. 166.

2 Deutungsmuster sind Sinninterpretationen, „mit denen gesellschaftliche Realität subjektiv angeeignet wird" (Thomssen 1977, S. 6). Sie bieten Orientierung in komplexen gesellschaftlichen Zusammenhängen und Selbstgewissheiten über die Stellung einer sozialen Gruppe oder eines Individuums innerhalb einer Gesellschaft sowie „Normen über angemessenes, das heißt kollektiv und individuell sinnvolles und nützliches Handeln" (ebd., vgl. Dybowski/Thomssen 1982, S. 51 ff.). Deutungsmuster reduzieren gesellschaftliche Komplexität und besitzen deshalb nur eine begrenzte „Argumentationsfähigkeit und Reflexivität" (Thomssen 1977, S. 8).

3 Vgl. u. a. Walz/Brunner 1997; Pollack 2000, S. 13 u. 2006, S. 4; Reißig 2010, S. 23; Kollmorgen 2011b, S. 306. Zu Auswertung und Erhebung der Frage: „Trotz Vereinigung werden die Ostdeutschen in der Bundesrepublik noch eine Weile Bürger zweiter Klasse bleiben" (Kollmorgen 2011b, S. 306) existieren allerdings eine Reihe an kritischen Einwänden, die bei Kollmorgen 2011b, S. 306 ff. nachzulesen sind. Unter anderem sanken die „Ja-Antworten" von 92 % im Jahr 1990 auf 42 % im Jahr 2009 (vgl. ebd, S. 306).

4 Vgl. u. a. Geulen 1999, S. 3 f.; Pollack 2000, S. 17.

5 Laut Häuser kam es bereits in den 1980er Jahren zu einer Erosion der Zielkultur der DDR, was zur Herausbildung gesellschaftlicher Gegenidentitäten und bei der Mehrheit der Bevölkerung schlussendlich zur „Abgrenzung bzw. Distanzierung vom oder der Negation des politischen Systems und seinen gesellschaftspolitischen Vorgaben und Sichtweisen" (Häuser 1996, S. 19) führte. In dieser Absolutheit kann Häusers These aufgrund der Ergebnisse dieser Arbeit jedoch nicht gestützt werden.

jedoch die Umsetzung der Demokratie, wie etwa die Marginalisierung der Ostdeutschen im Transformationsprozess sowie in der bundesrepublikanischen Gegenwart werden beanstandet[6].

Walz und Brunner interpretieren das Aufkommen dieses Deutungsmusters als „Reflex auf die tatsächliche und vermeintliche Überheblichkeit des Westens"[7] im Transformationsprozess. Reißig und Pollack sprechen angesichts seiner Persistenz dagegen dezidiert von Anerkennungsdefiziten, entstanden im „deutsch-deutschen Wiedervereinigungsprozess"[8] und Kollmorgen generierte das Theorem der anhaltenden „Subalternitätsperspektive auf Ostdeutschland"[9]. Ob verweigerte Anerkennung (Pollack, Kollmorgen und Reißig) oder realökonomische Benachteiligungen (Walz/Brunner) für das anhaltende Gefühl der Marginalisierung verantwortlich sind, ist umstritten. Unstrittig ist jedoch die Bedeutung der Form des Einigungsprozesses für die Entstehung des Gefühls, ‚Bürger zweiter Klasse' zu sein – nämlich die Auffassung von der Vereinigung als bloßem Anpassungs- und Angleichungsprozess. Reißig fasst die „Argumentationsfigur" wie folg zusammen:

> Der rasche Transfer der westdeutschen Institutionen in die ostdeutsche Wirtschaft und Gesellschaft löst Anpassungsprozesse in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen aus, die früher oder später in einer weitergehenden Angleichung an die Verhältnisse münden werden, die sich in Westdeutschland (wie in allen anderen westlichen Industrienationen) seit dem zweiten Weltkrieg herausgebildet haben.[10]

Mit dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik und der Anpassung an die altbundesrepublikanischen Verhältnisse habe eine ‚Kolonialisierung'[11] Ostdeutschlands stattgefunden, erläutert Kollmorgen den weiteren Verlauf des Diskursres[12]. So fühlte sich beispielsweise auch die ostdeutsche Soziologin Birgit Bütow vom Westen vereinnahmt. Sie fragt:

> Vollzieht sich nun die Okkupation der Forschungslandschaft auch auf dem Gebiet der Frauenforschung? Vieles deutet darauf hin. Es ist Fakt, daß sich der Prozeß der Vereinigung der DDR und BRD vor allem als Prozeß der Anpassung des Ostens an den Westen, als bundesrepublikanische Vereinnahmung vollzieht. Sozialwissenschaftlich wird das als ‚Systemtransformation mit Modernisierungsprozessen', als Ausweitung der Modernisierung der westlichen Gesellschaft auf den Osten reflektiert.[13]

[6] Vgl. u. a. Walz/Brunner 1997, S. 19; Pollack/Pickel 1998; Pollack 2000, S. 20; Reißig 2011, S. 447.
[7] Walz/Brunner 1997, S. 15.
[8] Pollack 2000, S. 20; vgl. Reißig 2011, S. 447.
[9] Kollmorgen 2010, S. 12 u. 2011b.
[10] Reißig 2000, S. 4; vgl. ders. 2011, S. 433 ff.
[11] Als Fürsprecher der Kolonialisierungsthese gelten u. a. Dümcke/Vilmar 1996, S. 17. Zum Deutungsmuster von der Kolonialisierung Ostdeutschlands vgl. u. a. Mühlberg 2002, S. 239; Geißler 2006, S. 136; Kollmorgen 2011a, S. 36.
[12] Vgl. Kollmorgen 2011a, S. 36.
[13] Bütow 1994, S. 107.

Laut Kollmorgen hat die Kolonialisierungsdebatte seit „Ende der 1990er Jahre an Bedeutung und Schärfe verloren". Modernisierungstheoretische Fragestellungen blieben trotzdem „virulent"[14], so Kollmorgen weiter. Dass dies nahezu zwingend notwendig ist, zeigt die Äußerung von Bütow, in der die Wahrnehmung vereinnahmt zu werden, gleichgesetzt wird mit dem Konzept der Systemtransformation und Modernisierungstheorien. Aber auch insgesamt wirft die gerade skizzierte ‚Anerkennungsdebatte' Fragen auf: Zum Beispiel nach der genauen Form der ost-westdeutschen Transformation oder nach den handelnden Akteuren im Einigungsprozess, die sich eben nicht pauschal in den westdeutschen Massenakteur und die Gruppe der marginalisierten Ostdeutschen unterteilen lassen.

Im ersten Teil dieses Kapitels werde ich deshalb eine begriffliche Differenzierung vornehmen und die oftmals bedeutungsgleich verwendeten Begriffe der Transformation, Demokratisierung (Modernisierung), Transition und des Regime- und Systemwechsels[15] voneinander abgrenzen. Die Auseinandersetzung mit den Begriffen und den ihnen zugrunde liegenden, theoretischen Konzepten schafft einen differenzierten Überblick über den Systemwechsel in Ostdeutschland, der sich dann nicht mehr allein auf Fragen der Anerkennung oder Missachtung reduzieren lässt. Der Ausgangspunkt der Wandlungsprozesse ist ebenso bedeutsam für die Bewertung des Übergangs, wie seine theoretischen Prämissen und deren letztliche Gestalt, wie auch die verschiedenen Interessensla-

[14] Vgl. Kollmorgen 2011a, S. 36. Die Modernisierung kennzeichnet einen Typ sozialen Wandels seit Herausbildung der Industriegesellschaften, bei dem vormalige Agrargesellschaften Merkmale wie „Industriealisierung, Rationalisierung und Säkularisierung, Demokratisierung und Emanzipation, Pluralisierung der Lebensstile, Massenkonsum, Urbanisierung und Steigerung der sozialen Mobilität" (Degele/Dries 2005, S. 17; vgl. u. a. Wehler 1975, S. 16 u. 2010, S 193 f.; Zapf 1994, S. 121 ff.) herausgebildet haben. Diese *klassische* Definition von Modernisierung ist inzwischen beispielsweise von Degele/Dries (2005) um die Kategorien ‚Beschleunigung', ‚Globalisierung', ‚Vergeschlechtlichung' und ‚Integration' oder von Wagner (2001) um philosophische Fragestellungen erweitert worden. Modernisierungstheorien sind „im engeren Sinne" (Zapf 1994, S. 121) US-amerikanischen Ursprungs und laut Wehler eine „Reaktion der intellektuellen Elite Amerikas auf die Weltmachtrolle der Vereinigten Staaten" (Wehler 2010, S. 189), mit denen mit Beginn der 1950er Jahre die Entwicklung der ‚modernen', westlichen Welt und ursprünglich auch ihre evolutionäre Überlegenheit vor allem makrostrukturell erklärt wurde (vgl. Wehler 2010, S. 189 f.; Zapf 1994, S. 121). Die Modernisierungstheorie ist eng mit dem Konzept ‚der Moderne' verbunden (vgl. Degele/Dries 2005, S. 15; Wagner 1995, S. 13 ff.). Die Moderne ist ein Konstrukt, das vor allem in der Kunst und in den Literaturwissenschaften Anwendung findet und das Fortschrittsdenken der Aufklärung, die Autonomie und Selbstbestimmung der Individuen betont (vgl. ebd.). Die ‚Moderne' ist darüber hinaus sowohl ein Ideen- als auch ein Epochenbegriff, wobei letzterer laut Wilde von 1890 bis in die Gegenwart reicht (Wilde 2009, S. 263). Wilde verweist ferner darauf, dass das Moderne nicht in jedem Fall auch progressiv und innovativ ist. Die historisch älteste Bedeutung von ‚modern' ist ‚das Neue', aber erst in der Renaissance wurde aus dem Neuen in Abgrenzung zum Mittelalter auch ‚das Bessere' (vgl. ebd., S. 262 f.). Im deutschen Sprachraum wird laut Wilde deshalb auch zwischen der Moderne und der Avantgarde unterschieden (vgl. ebd., S. 265).

[15] Zum Problem der synonymen Verwendung vgl. u. a. Nohlen 2004, S. 1001 und 2005 f.; Merkel 1999, S. 77 f. u. 2003, S. 207 f.

gen innerhalb der ostdeutschen Bevölkerung, die im zweiten Teil dieses Kapitels im Zentrum der Betrachtungen stehen.

Diese Differenzierung ist gerade mit Blick auf die These vom Gleichstellungsvorsprung dringend notwendig, da Frauen der Legende nach in zweifacher Hinsicht „einer systematischen sozialen Ungleichheitserfahrung" und „westdeutscher Missachtung"[16] im Transformationsprozess ausgesetzt waren. In Anlehnung an die US-amerikanische Politikwissenschaftlerin Nancy Fraser geht Nickel beispielsweise davon aus, dass Vollerwerbstätigkeit der Gegenentwurf zum „traditionalen Geschlechtermodell"[17] und ergo ein Kennzeichen moderner Geschlechterverhältnisse sei[18]. Dass ostdeutsche Frauen im Zuge des Transformationsprozesses stärker als Männer aus „gesicherten Beschäftigungsverhältnissen"[19] verdrängt wurden, gilt im Umkehrschluss, etwa bei Rosenzweig, als Folge der Anpassung des fortschrittlicheren ‚Modells Ost' an die traditionelleren und damit rückschrittlicheren Geschlechterhierarchien im Westen[20]. Frauen waren demnach in zweifacher Hinsicht benachteiligt – als Ostdeutsche und als Frauen.

16 Kollmorgen 2011b, S. 306.

17 Nickel 1997, S. 22.

18 Vgl. Nickel 1995, S. 27. Im Zentrum der feministischen Diskurse steht das Festhalten am Modell der *Vollerwerbstätigkeit*. Trotz Beitritts der DDR zur alten Bundesrepublik und den darauf folgenden Massenentlassungen trat die befürchtete Anpassung der vermeintlich fortschrittlichen ostdeutschen Geschlechterverhältnisse an das antiquierte bundesrepublikanische Hausfrauen-Mutter-Modell nicht ein. Nickel spricht deshalb von der ‚Widerständigkeit' und dem ‚Eigensinn' der ostdeutschen Frauen, Rosenzweig von ihrem ‚Beharrungsvermögen' und Dölling stellt seither das Fortbestehen progressiver, DDR-geprägter Geschlechterarrangements heraus (vgl. Nickel 1997, S. 23; Rosenzweig 2000, S. 230; Dölling 2003 u. 2005). Der Unterschied zwischen Ost und West beträgt derzeit noch etwas mehr als 10 Prozent. Im Zeitraum von 1991 bis 2010 sank der Anteil der vollzeitbeschäftigten Frauen sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland, im Westen von 63,7 auf 45, 9 % und im Osten von 81,2 auf 58,2 %. Damit stieg die Teilzeitarbeitsquote in Ostdeutschland um mehr als das Doppelte von 17,5 % (1991) auf 38,3 % (2010) in Ostdeutschland und in Westdeutschland von hohen 32,5 auf 48,7 %, wobei die Erwerbsquote der Frauen in beiden Landesteilen annähernd gleich war (vgl. Hans-Böckler-Stiftung 2011a und 2011b; Statistisches Bundesamt 2011, S. 96). Bleibt die Frage, wie diese Differenz zu erklären ist, ob als Festhalten am positiven Erbe der DDR und Modernisierungsvorsprung, da vonseiten der Modernisierungstheorien vermutet wird, dass der einmal erreichte Fortschritte nicht rückgängig gemacht werden kann (vgl. Degele/Dries 2005, S. 18), oder als Angleichung und Ausdruck einer bislang wenig beachteten Vereinbarkeitsproblematik, die sich eben nicht allein auf strukturelle Bedingungen reduzieren lässt, wie in Kap. 3 ausführlich dargelegt werden wird.

19 Rosenzweig 2000, S. 230. Ritschel und Markus geben in ihrer 1994 erschienen Studie zum Wandel der Lebenslagen von DDR-Frauen an, dass „etwa 60 Prozent der registrierten Arbeitslosen Frauen sind" (Ritschel/Markus 1994, S. 8). Rosenzweig bezieht sich demgegenüber auf Geschäftsstatistiken der Bundesanstalt für Arbeit, wonach 1994 die Erwerbslosenquote der ostdeutschen Frauen mit 21,5 % doppelt so hoch war, wie die der Männer (10,9 %). 1999 lag die Arbeitslosenquote der ostdeutschen Frauen bei 20 % und die der Männer bei 15,5 % (vgl. Rosenzweig 2000, S. 226).

20 Vgl. Rosenzweig 2000, S. 225. Die Kennzeichen der scheinbar fortschrittlicheren „Gleichstellungspraxis" der DDR hat Geißler in Form von „vier Elemente[n]" und Nickel unter dem Terminus „Markenzeichen des ‚DDR-Gleichstellungsvorsprungs'" (Nickel 1995, S. 26;

Als Reaktion auf die „offensichtliche Benachteiligung der Frauen im Prozeß der deutschen Wiedervereinigung“, entstand das Deutungsmuster von den „Frauen als Verliererinnen der deutschen Einheit“. Einer näheren Betrachtung hielt diese Lesart „in ihrer Absolutheit“ allerdings nicht Stand, wie Schäfgen weiter ausführt. Zwar seien Frauen „sehr viel stärker als Männer von Arbeitslosigkeit betroffen“[21], dennoch existierten hinsichtlich der Chancen und Risiken auf dem Arbeitsmarkt Unterschiede zwischen den Frauen, vor allem was das Alter und ihr Qualifikationsniveau betrifft.

Analog dazu findet sich bei Rosenzweig die Prognose, dass gut qualifizierte Frauen „in Zukunft gute Aufstiegs- und Karrierechancen“ haben. Eine rein auf Männer und Frauen ausgerichtete „Analyse der gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen“ muss der Politikwissenschaftlerin zufolge deshalb „komplexeren Betrachtungsweisen weichen“[22]. Dass auch das zwingend notwendig ist, kommt beispielsweise darin zum Ausdruck, dass die politische Ordnung der Ausgangsgesellschaft der Transformationsprozesse, die DDR, nur deutlich reduziert im Deutungsmuster vom ‚Bürger zweiter Klasse‘ als auch in der These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen Berücksichtigung findet.

Dölling etwa spricht lediglich von der „paternalistisch-patriarchalische[n] Bevormundung durch ‚Vater Staat‘“ und „seinen umfangreichen sozialpolitischen Maßnahmen“, die zwar einerseits die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ermöglichten, Frauen aber „andererseits zu Objekten von Wirtschafts- und Bevölkerungspolitik machte[n]“[23]. Analog dazu reduziert auch Nickel die politischen Bedingungen für die Entwicklung der Gleichberechtigung in der DDR auf die „patriarchale Gleichberechtigungspolitik“, die „‚von oben‘ in Gang kam, d. h. eine für Frauen gemachte und nicht von Frauen entwickelte und erkämpfte Politik den Handlungsrahmen bestimmte“[24].

Die Charakterisierung der Politik als patriarchalische und/oder paternalistische, könnte auf eine Vielzahl politischer Systeme und Staatsformen zutreffen, auf die Autokratie ebenso wie auf die Demokratie. Steinbach spricht angesichts derartiger Neutralisierungen von einer „Indifferenz“[25] gegenüber Diktaturen. Der Historiker und Politik-

Geißler 2006, S. 322) zusammengefasst. Unter den „Markenzeichen“ versteht Nickel die Arbeitsplatzsicherheit in der DDR, die selbstverständliche Vereinbarkeit von Familie und Beruf, die staatliche Frauenförderpolitik, die Fristenlösung und die flächendeckende Versorgung mit Kinderbetreuungseinrichtungen (vgl. Nickel 1995, S. 26). Geißler subsumiert unter seine „vier Elemente“ das Mehr an Frauenförderpolitik und das Mehr an finanzieller Förderung derselben, das Mehr an sozialpolitischen Maßnahmen sowie das „Mehr an Lenkung und Verpflichtung“, worunter der Soziologe u. a. den „Druck zur politischen […] Aktivität“ (Geißler 2006, S. 322) subsumiert. Ausführliche Auseinandersetzungen mit dem Element der ‚Lenkung und Verpflichtung‘ finden sich ab Kap. 2.2.2.

21 Schäfgen 2000, S. 13. Nickel bezeichnet die These von den „Ost-Frauen als den ‚Modernisierungsopfern‘ oder ‚Vereinigungsverliererinnen‘“ bereits ab Mitte der 1990er Jahre als „nahezu stereotype[s] Theorem“ (Nickel 1997, S. 22).

22 Rosenzweig 2000, S. 230.

23 Dölling 2005, S. 27.

24 Nickel 1996, S. 331.

25 Steinbach 2002, S. 37. Steinbach bezieht sich in seiner Kritik auf die westliche Nichteinmischung und Unterstützung von Diktaturen in Lateinamerika, Afrika und Asien während des Ost-West-Konflikts (vgl. ebd.) und schließt im Folgenden auch die Anerkennung der sozia-

wissenschaftler ist ein Verfechter der Bewertung von Diktaturen nach menschenrechtlichen Kriterien, das heißt, auch ‚moderne Diktaturen‘[26], wie die DDR, sind für ihn „ausnahmslos *totalitäre* Diktaturen“[27].

Kleßmann wiederum bezeichnet „[p]lakative Kennzeichnungen wie ‚Unrechtsstaat‘ und ‚Totalitäre Diktatur‘ zur Delegitimierung eines untergegangenen politischen Systems“ als verständlich, sie seien aber keineswegs dazu in der Lage, komplexe Sachverhalte zusammenzufassen und hätten darüber hinaus auch keine Aussicht auf Akzeptanz in der Bevölkerung. Ihre „Erfahrungsgeschichte“[28] habe deutlich andere Akzente gesetzt. Das in diesem Abschnitt angeführte Beispiel des Gefühls ‚Bürger zweiter Klasse‘ zu sein, scheint Kleßmann in seiner Replik zu bestätigen.

Steinbach geht es jedoch nicht um Delegitimierung, sondern darum, begrifflich deutlich zu machen, inwiefern sich totalitäre Diktaturen im Kern von demokratisch verfassten Gesellschaften unterscheiden, etwa durch die Vereinzelung des Individuums[29] oder „die systematische Verletzung von Menschenrechten und durch die keineswegs voraussetzungslose Gewährung von (Staats-)Bürgerrechten“[30]. Mit der Konzentration auf den paternalistischen Wohlfahrtsaspekt der DDR-Diktatur gerät aber beispielsweise die Frage, welche Voraussetzungen Frauen in der DDR erfüllen mussten, um mit Arbeit versorgt zu werden und beruflich aufsteigen zu können, in den Hintergrund. Voraussetzungsfrei wurden Frauen in der DDR jedenfalls nicht mit Erwerbsarbeit versorgt, das wird im zweiten Teil dieser Arbeit in Analyse des Dokumentarbandes *Die Frauen von ORWO* (1995) deutlich.

In einem kurzen Überblick über die Dokumentarliteratur seit 1989 wird zudem deutlich werden, dass für ostdeutsche Frauen „Diskursbrücken“[31] zur Anerkennung

listischen Staaten in Ost- und Mitteleuropa und das darauf gegründete „Nichteinmischungsgebot“ (ebd., S. 38) des Westens mit ein.

26 Moderne Diktaturen sind im Gegensatz zum liberalen Verfassungsstaat gekennzeichnet durch die Abschaffung der Gewaltenteilung und Opposition, durch die Aufhebung von gesellschaftlichem Pluralismus und der Pressefreiheit und der Ersetzung des Rechtsstaates durch den Polizeistaat. In einem totalitären Staat kommt die Existenz einer Staatspartei und von Massenorganisationen, die Gleichschaltung und „Schaffung ‚gestufter Eliten‘“ (Schultze 2010, S. 170), die Vereinzelung der Individuen sowie die Instrumentalisierung der Kultur zu Propagandazwecken hinzu (vgl. ebd., Steinbach 2002, S. 42 f.; Jesse 1994, S. 14 ff.). Bei Behrends findet sich folgende Erklärung: „Aus den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts bildete sich eine Verwendung des Begriffs der Diktatur, der jegliche Form unumschränkter Machtentfaltung bezeichnet, die sich in Gegensatz zum liberalen Verfassungsstaat westlicher Prägung befindet. Um die Form der Diktatur zu charakterisieren, ist die historische Forschung dazu übergegangen, von ‚kommunistischer‘, ‚faschistischer‘ oder ‚nationalsozialistischer Diktatur‘ ebenso zu sprechen, wie von ‚moderner Diktatur‘ oder auch von ‚Wohlfahrtsdiktatur‘. Bei diesen Bezeichnungen handelt es sich um Interpretationsangebote, die einen spezifischen Akzent – Ideologie, Wirtschaft, Sozialpolitik – diktatorischer Herrschaft betonen“ (Behrends 2010, S. 41).

27 Steinbach 2002, S. 42; Hervorh. im Orig.

28 Kleßmann 2001, S. 5.

29 Ein Beispiel dafür, was mit der Vereinzelung von Individuen in totalitären Diktaturen gemeint ist, findet sich in Kap. 3.3.3.

30 Steinbach 2002, S. 36.

31 Kollmorgen 2010, S. 13.

ihrer Lebensleistung und zur Dokumentation ihrer Wendeerfahrungen gebaut wurden, wie Kollmorgen (2010, 2011a u. 2011b) und Reißig (2010 u. 2011) in Anbetracht der anhaltenden Marginalisierung der ostdeutschen Minderheitenmeinung im massenmedialen Diskurs fordern. Sowohl mit Blick auf die Entstehungsgeschichten als auch in Hinsicht auf den Tenor der erzählerischen Darstellungen der Dokumentationen ist zumindest ein Teil der ostdeutschen Frauen im Medium der Dokumentarliteratur angemessen vertreten und auch dargestellt.

Der Diktaturcharakter der DDR rückt in den Protokollbänden in den Hintergrund und das ‚gelebte Leben‘ (Leo 2003) sowie die „Möglichkeiten des eigen-sinnigen Gestaltens“[32] werden in den Vordergrund der erzählerischen Darstellungen gehoben. Zwar finden Ostdeutsche hier die von Kollmorgen und Reißig geforderte Anerkennung ihrer besonderen Erfahrungen und ihres „Eigen-Sinn[s]“[33]. Auf der anderen Seite entstehen dadurch aber entpolitisierte Geschichten, die, wie Jesse an anderer Stelle kritisiert, „das diktatorische Element in gewisser Weise … eskamotier[en]“[34].

Für das journalistische Genre der Dokumentarliteratur, mit der dezidiert „Erfahrungsgeschichte“ geschrieben wird, mag diese Art der Darstellung zielführend sein. Eine wissenschaftsimmanente Auseinandersetzung muss jedoch „Herrschaftsanalyse mit Erfahrungsgeschichte“[35] verbinden, wie der Historiker Christoph Kleßmann zwar in einem anderen Zusammenhang, deshalb aber nicht weniger zutreffend fordert. Das politische System der DDR hatte auch jenseits seiner sozialstaatlichen, patriarchal-paternalistischen Fürsorgepolitik einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Entwicklung der Gleichberechtigung. Insofern wird in allen nachfolgenden Überlegungen einbezogen, dass die DDR eine ‚moderne Diktatur‘ mit totalitären Zügen war[36].

[32] Lindenberger 2000, S. 11.
[33] Reißig 2010, S. 23.
[34] Jesse 1994, S. 22.
[35] Kleßmann 2005, S. 10. Ähnlich wie in der Soziologie wird auch unter Historiker/inne/n das ‚Anerkennungsproblem‘ Ostdeutschlands in der Historiografie diskutiert. In diesem Zusammenhang fordert Kleßmann „Herrschaftsanalyse mit Erfahrungsgeschichte“ zu verbinden und so die „getrennte[..] Vergangenheit als gemeinsame Geschichte“ (ebd.) zu behandeln (ausführlicher zum Diskurs innerhalb der Geschichtswissenschaften vgl. Kap. 2.1.2).
[36] Diese Definition betont die diktatorische Verfasstheit der DDR und wird in Anlehnung an Jesse gleichzeitig der Tatsache gerecht, dass sich ihr totalitärer Charakter insbesondere in der Honecker-Ära gewandelt und in vielen Bereichen abgeschwächte, eher autoritäre Formen angenommen hat (vgl. Jesse 1994, S. 16 ff.).

2.1 Transformationstheorien

Die Umbrüche in Mittel-, Ost- und Südosteuropa ab Mitte der 1980er Jahre waren nicht nur innergesellschaftlich, sondern auch geo-politisch derart tiefgreifend, umfassend und zudem unerwartet, dass sie heute von der Mehrzahl der Chronist/inn/en und Analytiker/innen der Veränderungen als „Epochenbruch“ bzw. „welthistorische Zäsur“[37] charakterisiert werden. Die Umwälzungen berührten nahezu alle innergesellschaftlichen Sphären in den einzelnen betroffenen Staaten und führten zu territorialen Neugliederungen und damit zur Bildung neuer Nationalstaaten[38]. Zur Erfassung der hier stattfindenden komplexen Wandlungsprozesse hat sich sowohl im allgemeinen- als auch im sozialwissenschaftlichen Sprachgebrauch der Begriff der Transformation weitestgehend durchgesetzt[39].

Dass es sich bei der Transformation um Umwandlungsprozesse von einem Ausgangszustand in einen definierbaren Folgezustand handelt, kann als Basisdefinition sozialwissenschaftlicher Forschung angesehen werden[40]. In den folgenden Darstellungen beziehe ich mich auf soziologische und politikwissenschaftliche Theorieansätze. Die Ausführungen dienen der einführenden Systematisierung und können deshalb nur einen groben Überblick bieten.

Während die Soziologie, vereinfacht dargestellt, traditionell den Wandel (innerhalb) des Systems menschlichen Zusammenlebens erforschte, wie beispielsweise den Wandel von Lebenslagen und der Sozialstruktur, konzentrierten sich die Politikwissenschaften vornehmlich auf den Wandel der „institutionell-organisatorischen Ausprägungen menschlichen Zusammenlebens“[41], d. h. auf den Wandel politischer Institutionen, wirtschaftlicher Systeme und gesellschaftlicher Ordnungen[42].

Mit dem Systemwechsel von 1989/90 haben sich sowohl die Soziologie als auch die Politikwissenschaften „der (ost-)deutschen Transformationsvorgänge mit großer Intensität, intellektueller Energie und neuer Ressourcenakquirierung angenommen“[43]. Mehr noch: „Wohl noch nie wurde ein gesellschaftlicher Umbruch sozialwissenschaftlich so intensiv erforscht wie die Transformation in Ostdeutschland“[44], resümiert Hradil. Reißig zufolge wurden allein zwischen 1990 und 1997 etwa 4.000 deutschsprachige sozialwissenschaftliche Studien nur zu einem „Brennpunkt“[45] der Transformation herausgegeben, dem sozialen Wandel in den neuen Bundesländern.

Eine Vielzahl an Forschungseinrichtungen in Ost und West begann unmittelbar im Umbruch zu Themenschwerpunkten der Transformation zu arbeiten. Selbst längst in Westdeutschland laufende Untersuchungen wurden Bertram zufolge ad hoc auf die

[37] Kollmorgen/Schrader 2003, S. 7; Kollmorgen 2005a, S. 7; Dittrich 2005, S. 85 f.
[38] Laut Kollmorgen umfasst „die Gruppe des Postsozialismus“ (Kollmorgen 2005b, S. 23) neunzehn Länder Mittelost- und Osteuropas (vgl. ebd.).
[39] Vgl. Reißig 1994, S. 323.
[40] Vgl. Stojanov 2003, S. 61.
[41] Mols 2009, S. 36.
[42] Vgl. Merkel 1999, S. 15.
[43] Reißig 2000, S. 1.
[44] Hradil 1996, S. 299.
[45] Reißig 2000, S. 2.

neuen Bundesländer übertragen[46]. Auch wenn sich die euphorischen Hoffnungen der Anfangsjahre, dass sich die Transformationsforschung zu einem eigenständigen Forschungszweig innerhalb der Sozialwissenschaften entwickeln würde, nicht erfüllt haben, so haben die Analysen doch zu interessanten Ergebnissen geführt, die es möglich machen, die Umwandlungsprozesse und die mit ihnen entstandenen oder durch sie tradierten Deutungsmuster nachzuvollziehen. Als ein solches Deutungsmuster ist beispielsweise die These von der ‚Kolonialisierung' der DDR durch Westdeutschland anzusehen, die in Form eines spezifischen Opferdiskurses auch Eingang in die Nachwendeerzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen gefunden hat (vgl. ab Kap. 2.2).

Anders als es Gensicke schreibt, herrscht in der definitorischen Bestimmung des Begriffes Transformation auf (bestimmte) Wandlungstypen keine wesentliche Übereinstimmung, sondern werden mindestens zwei unterschiedliche Perspektiven eingenommen. Während beispielsweise Hradil in Anlehnung an Kollmorgen unter Transformationen auch „mittel- bzw. längerfristige, sukzessive und komplexe Form-Wandlungsprozesse von Gesellschaften oder gesellschaftlichen Teilbereichen"[47] versteht, beziehen Gensicke und Reißig den Begriff vorwiegend auf die Umbrüche in den neuen Bundesländern und in Osteuropa[48]. Demnach handelt es sich bei der Transformation „um einen grundlegenden Systemwechsel und nicht um partielle Veränderungen oder Reformen in einzelnen gesellschaftlichen Sektoren"[49] und pointiert, „um einen Systemwechsel von der sozialistischen zur kapitalistischen Gesellschaftsformation"[50].

Analog dazu ist auch Reißig der Meinung, dass es sich bei der Transformation „eindeutig" um den „Übergang vom Realsozialismus zum Post-Sozialismus"[51] handelt. Weder Gensicke noch Reißig können dabei jedoch überzeugend darlegen, warum nur diese Variante als Transformation bezeichnet wird. Als Begründung werden lediglich „die historische Einzigartigkeit"[52] und Radikalität der osteuropäischen Umwälzungen und ein metaphorischer Erklärungsversuch angeführt.

Zum einen wird die exzeptionelle Bewertung der Ereignisse nach 1989 nicht nur „keineswegs von allen Autoren so gesehen"[53], wie Reißig selbst einwendet. Ihr wird beispielsweise von Kollmorgen und Dittrich dezidiert widersprochen[54]. Zum anderen

[46] Vgl. Bertram 1997a, S. 426.
[47] Hradil 1996, S. 300.
[48] Vgl. Gensicke 1998, S. 16; Reißig 1994, S. 323.
[49] Gensicke 1998, S. 16
[50] Ebd.
[51] Reißig 1994, S. 324.
[52] Ebd.
[53] Ebd.
[54] Vgl. Dittrich 2005, S. 86. Kollmorgen „erscheinen die postsozialistischen Transformationen mit ihren Phänomenen und […] ihren Ursachenkomplexen […] keineswegs als einmalig und unvergleichbar" (Kollmorgen 2005b, S. 32). Er schlägt das Konzept der *Gesellschaftstransformation* als klar konturierbaren und definierbaren Typ sozialen Wandels vor. Kollmorgen versteht ähnlich wie Gensicke unter Gesellschaftstransformationen grundlegende Wandlungsprozesse, die alle Ebenen der Gesellschaft (Politik, Ökonomie, Militär, Sozialstruktur etc.) tangieren. Damit unterscheidet er ebenfalls zwischen lediglich partiellen Reformen und Veränderungen und „von vornherein […] *gesamt*gesellschaftliche[n]" Wandlungsprozessen, die

vermag auch der Versuch, Transformation metaphorisch zu lesen, wenig zu überzeugen: Reißig zufolge „bezieht sich Transformation […] auf ‚Übergänge‘, ‚Umwälzungen‘ von ‚Formationen‘, ‚Systemen‘ (‚Trans‘ und ‚Formation‘ als die beiden Metaphern der Kategorie ‚Transformation‘)“[55]. Die politikwissenschaftliche Forschung hat für diese Umwälzungen jedoch bereits den Begriff des Systemwechsels generiert und diesen als „Übergang von einem Regimetyp zu einem anderen“ [56] definiert. Zum anderen existieren klare Semantiken für die Begriffe Transformation („Umwandlung, Umformung, Umgestaltung oder Übertragung“) und Formation („bestimmte Anordnung, Aufstellung, Verteilung“[57]), die eben nicht zielgerichtet und auf ein System beschränkt, sondern universell und offen sind.

In summa kann gesagt werden, dass in der Forschungsliteratur zumindest dahingehend weitgehende Einigkeit herrscht, dass es sich bei den osteuropäischen Transformationen um Übergänge „von einem Ordnungssystem zu einem grundsätzlich anderen System“[58], das heißt um einen System- bzw. Regimewechsel handelt.

> Er [der Systemwechsel, Anm. d. Verf.] beinhaltet die Auflösung der alten und den Aufbau einer neuen politischen Herrschaftsstruktur. Grundlegende Strukturen, Funktionen und Integrationsmechanismen werden ersetzt. Systemwechsel sind also zunächst mit erheblicher *Ent*differenzierung (‚Auflösung’) der alten Institutionen und anschließender *Re*differenzierung (‚Aufbau’) verbunden. In diesem Prozeß der erneuten Differenzierung werden neue politische Strukturen aufgebaut, die nun in Übereinstimmung mit den demokrati-

„auf einen Wechsel der konstitutiven Formbestimmtheiten gesellschaftlicher Re- und Neuproduktion“ (Ebd., S. 33; Hervorh. im Orig.; vgl. Gensicke 1998, S. 16) zielen. Ferner hat Kollmorgen zwei Typen dieser grundlegenden Wandlungsprozessen spezifiziert, die nach Dauer und Form der Übergänge differieren: Ein erster Typ, der sich überwiegend unbewusst und innerhalb eines sehr langen Zeitraums (Jahrhunderte) vollzieht und ein zweiter, der durch bewusste, innerhalb von 40 bis 55 Jahren abgeschlossene Wandlungsprozesse gekennzeichnet ist (Kollmorgen 2005b, S. 41). Kollmorgen dazu: „Weltgeschichtlich müssen […] zwei Typen von Formations- bzw. Gesellschaftsformwechseln unterschieden werden: ein *erster Typ von Transformation*, der vielfältig ansetzt (demographisch, sozioökonomisch, militärisch, soziokulturell), sich in einer Reihe von langfristigen, oft überlappenden Teilprozessen und Zyklen gesamtgesellschaftlich überwiegend *unbewusst*, aber dennoch gerichtet vollzieht, wobei er markante Einstiege, Wendepunkte und symbolisch überhöhte Abschlüsse besitzen kann, aber nicht muss. Hierunter fallen z. B. die von Marx analysierten Formationsübergänge, herausgehoben der vom Feudalismus zur ‚modernen bürgerlichen Gesellschaft‘ in einem Zeitraum von annähernd 300 Jahren. Ein *zweiter Typ von Transformation* trat zuerst Mitte, Ende des 19. Jahrhunderts im Kontext von Ausstrahlung und systematischer Expansion der westlichen Moderne, d. h. mit der Schaffung eines echten Weltmarktes, imperialistischer Politiken und dem darauf bezogenen Bewusstsein eines Auf- bzw. Nachholen-Müssens auf. Prototypisch für diesen zweiten Typ sind […] die Meiji-Restauration in Japan, die realsozialistischen sowie die postsozialistischen Transformationen in Europa“ (Ebd., S. 33; Hervorh. i. Orig.).

[55] Reißig 1994, S. 324.

[56] Nohlen 2005, S. 1006.

[57] Bibliographisches Institut GmbH: Formation, in: Duden online. Web, letzter Zugriff 23.10.2012 und Duden. Das große Fremdwörterbuch 1994, S. 1380.

[58] Merkel 1999, S. 15.

> schen und rechtsstaatlichen Prinzipien und Normen stehen und gegenüber der gesellschaftlichen Umwelt viel offener sind.[59]

Mit dieser Definition wird aber nicht nur die Art des Wandlungsprozesses definitorisch festgelegt, sondern auch ihr Ziel, die Errichtung einer Demokratie. Die wissenschaftsimmanente Konzentration auf dieses Ziel bzw. auf das Muster oder den Pfad der Umgestaltung ist dabei keineswegs allein den osteuropäischen Umwälzungen ab Mitte der 1980er Jahre geschuldet. Bereits in den 1970er Jahren wurden in der politikwissenschaftlichen Systemwechselforschung in der Hauptsache *langfristige* Übergänge von autoritären und totalitären Regimen zu Demokratien erforscht. Demnach galt der Systemwechsel als abgeschlossen, sobald „die Institutionen der repräsentativen Demokratie“[60] errichtet worden waren.

Die weitere Konzentration auf diese spezifische Form des Übergangs erklärt sich laut Nohlen aus einer globalen Entwicklung, der weltweiten „Rückkehr zur Demokratie“[61]. Im Zeitraum zwischen 1974 und 1998 hat der Politikwissenschaftler insgesamt achtundsiebzig Systemwechsel gezählt[62]. Die Mehrzahl dieser Systemwechsel war, wie Nohlen ebenfalls festhält, „durch eine beachtliche Uniformität in der Zielvorstellung der politischen Entwicklung“[63] gekennzeichnet. Ziel war die Errichtung einer pluralistischen Demokratie, womit das spezifische Muster des Übergangs fest mit einem politischen Prinzip verbunden war – der Demokratisierung.

Diese Zielvorstellung beinhaltet aber nicht nur ein spezifisches politisches Prinzip. Spätestens seit den Arbeiten von Seymour Martin Lipset (1953) gelten die ökonomischen Bedingungen als eine wesentliche Voraussetzung gelingender Demokratisierung. Von Merkel wie folgt zusammengefasst, hat Lipset „*die* fundamentale Erfolgsbedingung der Demokratisierung benannt“:

> Gestiegener gesellschaftlicher Wohlstand vermindert extreme ökonomische Ungleichheit, schwächt Standes-, Klassen- und Statusunterschiede, mäßigt den politischen Extremismus der unteren wie der oberen Schichten und stärkt die Mittelschichten, die nach demokratischer Mitsprache verlangen. Als ein Nebenprodukt erfolgreicher wirtschaftlicher Entwicklung sieht Lipset ganz im Sinne von Tocqueville die Neigung der Bürger wachsen, sich in unabhängigen zivilen Vereinigungen zu engagieren, welche die politische Beteiligung erhöhen, demokratische Werte und Fähigkeiten stärken und den Staat oder andere dominierende Kräfte daran hindern, die bürgerlichen wie politischen Freiheiten einzuschränken.[64]

Nicht zuletzt die konstant zu beobachtende Unzufriedenheit mit der praktischen Umsetzung der Demokratie in den neuen Bundesländern aufgrund des nicht eingetretenen wirtschaftlichen Aufschwungs (‚Wohlstands für alle‘) macht deutlich, dass ökonomischen Faktoren für die Bewertung des Transformationsprozesses eine zentrale Rolle

[59] Ebd., S. 119; Hervorh. im Orig.
[60] Nohlen 2005, S. 1006.
[61] Ebd.
[62] Vgl. ebd.
[63] Ebd.
[64] Merkel 2003, S. 213 f.; Hervorh. im Orig.

spielen[65]. Aber nicht nur für die Bewertung, auch für das Gelingen von Systemwechseln sind nicht nur politisch-institutionelle Faktoren verantwortlich. Dittrich bemerkt dazu:

> Die Diskrepanzen zwischen den vorherrschenden Erwartungen in der Bevölkerung und den Eliten der Transformationsstaaten und den Problemlagen und Entwicklungen in den Transformationsgesellschaften traten immer offensichtlicher zutage. Der Transformationsverlauf hatte zugleich frühere Modellannahmen in den westlichen Sozialwissenschaften bestätigt, viele aber eben in Frage gestellt. So die vom schnellen Anpassungs- und Angleichungsprozeß, vom ostdeutschen Transformationsfall als ausschließlichen Sonderfall und günstigster Transformationsvariante, von der geringen Wirkungskraft der in der Ausgangsgesellschaft liegenden sozio-kulturellen Kontexte, von der flexiblen Anpassungs- und Lernfähigkeit der westlichen Institutionenordnung oder von der Folgenlosigkeit der Transformation im Osten für die Wandlungen im Westen.[66]

Der Politikwissenschaftler steht mit seiner Einschätzung nicht allein. Für die Systemwechsel der 1970er Jahre betont Nohlen, dass die Übergänge zur Demokratie nicht in jedem Fall gelangen: „In Afrika und Asien blieb es häufig bei Wahlen, die manipuliert wurden und der Verschleierung weiter bestehender oder neuer autoritärer Herrschaftsverhältnisse dienten“[67]. Und Kollmorgen konstatiert, dass gerade das Beispiel der postsozialistischen Transformationen in Europa zeige, dass es erfolgreiche, verzögerte, langsame und defizitäre Entwicklungen gegeben habe und in keinem Land „Duplikate des Westens“ entstanden seien. „Wirtschaftsordnungen, politische Systeme und Sozio-Kulturen *erhielten* im doppelten Sinne ihre *Eigenheiten*“[68]. Auch Dittrich ist der Auffassung, dass Wandlungsprozesse theoretisch nicht vorherbestimmbar sind, sie seien „komplexer als unsere Theorien“[69]:

> Transformationsprozesse verlaufen nicht linear und drücken sich in höchst unterschiedlichen Pfaden aus. Diese Pfadabhängigkeit hängt einerseits mit den spezifischen Traditionen, sprich unterschiedlichen Formen des Staatssozialismus und seinen Vorgeschichten zusammen sowie andererseits mit den unterschiedlichen Positionen in den aktuellen weltwirtschaftlichen und weltgeschichtlichen Zusammenhängen.[70]

Damit wird zwar zwischen der Zielvorstellung und der Zielbekanntheit differenziert. In summa bleiben die Wandlungsprozesse aber auf eine Form des Übergangs, nämlich auf den des demokratisch *intendierten* Regimewechsels reduziert. Dass dadurch „andere Gesellschaftsform(ations)wechsel“ wie die postfeudalistischen oder realsozialistischen „von vornherein exkludiert werden“, kann erkenntnistheoretisch nicht „befriedigen“[71],

65 Zur Reaktivierung von Ludwig Erhards Wahlkampfslogan ‚Wohlstand für alle‘ (1957) vgl. Küsters/Hofmann 1998, S. 752. Zu Helmut Kohls Verspechen von den ‚blühenden Landschaften‘ vgl. Kohl 1990. Zum „Rückgang der Demokratiebejahung vgl. Pollack 2000, S. 20 und 2006, S. 5 f.

66 Reißig 2000, S. 4.

67 Nohlen 2011, S. 619 f.

68 Kollmorgen 2005b, S. 26; Hervorh. im Orig.

69 Dittrich 2005, S. 86.

70 Ebd., S. 89.

71 Kollmorgen 2005b, S. 40.

wie Kollmorgen betont. Historisch weiter zurückreichende, und vor allem nicht auf die westliche Moderne beschränkte Übergänge werden konzeptuell ausgeschlossen.

Wie bereits erwähnt, stehen in dieser Arbeit aber nicht die erkenntnistheoretischen Defizite im Blickpunkt des Interesses, sondern die Auswirkungen der Dominanz des Demokratiebegriffes auf die Wahrnehmung der Wandlungsprozesse in Ostdeutschland. Dabei interessieren nicht nur die Konsequenzen nach den postsozialistischen Umwälzungen, sondern auch die Folgen der Prävalenz vor dem Systemwechsel von 1989/90. Diese werden vor allem im zweiten Teil dieser Arbeit relevant, in der die Ausgangsgesellschaft der Transformationsprozesse im Zentrum der Analysen steht.

Laut Nohlen und Von Beyme wurden mit Beginn der 1970er Jahre zwar Wandlungsprozesse innerhalb der sozialistischen Staaten wahrgenommen. Die „Anzeichen der Veränderung verdichteten sich“ aber nicht „zu Zusammenbruchsprognosen, sondern zu Theorien des Systemwandels“[72]; „für die realsozialistischen Systeme“ galt „die Annahme ihrer Dauerhaftigkeit und die Erwartung einer längerfristigen Koexistenz mit den bürgerlichen Demokratien bei gleichzeitiger intersystemarer Entspannung“[73]. Die Systemwechsel Ende der 1980er Jahre kamen von daher nicht nur unvorhergesehen, sondern überraschten auch hinsichtlich der Schnelligkeit der ablaufenden Prozesse. Bis zu diesem Zeitpunkt wusste man vergleichsweise viel über langfristige Demokratisierungen und den Zusammenbruch von Demokratien, über den „breakdown of dictatorship“[74] hingegen relativ wenig.

Für die Außenwahrnehmung der DDR bedeutete das, wie Schuller 2006 in einem Vortrag über die „DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland vor der Wiedervereinigung“ kritisierte, dass „der Repressions- und Diktaturcharakter des SED-Regimes“ seit den 1970er Jahren zunehmend „in den Hintergrund“[75] getreten und die DDR vorwiegend immanent, das heißt aus sich selbst heraus erklärt worden ist[76]. Auch auf Teile der feministischen Forschung und der Frauenbewegungen der alten und neuen Bundesrepublik trifft diese Kritik zu, wie in dieser Arbeit gezeigt werden wird.

Die Gleichstellungsrhetorik der DDR wurde von außen nur selten in Frage gestellt. Mehr noch, zwischen Selbst- und Fremdbeschreibung bestand eine beachtliche Kongruenz. Auch mit Blick von außen galt die DDR trotz Einschränkungen vielfach als der fortschrittlichere Staat und wurden die DDR-Frauen als Vorreiterinnen im Kampf um Emanzipation und Gleichberechtigung angesehen (vgl. Kap. 3 u. 4). System- oder gar diktaturspezifische Fragen jenseits der Bedingungen für die Realisierung der Gleichberechtigung sind in den Analysen dagegen kaum relevant.

[72] Beyme/Nohlen 1991, S. 691.

[73] Ebd., S. 690.

[74] Beyme/Nohlen 1991, S. 691. Vgl. dazu auch Dittrich 2005, S. 85; Merkel 2003, S. 209.

[75] Schuller 2006.

[76] Ebd. Zur detaillierten Darstellung dieses sogenannten ‚Wertfreiheitsproblems‘ in der westdeutschen DDR-Forschung vgl. Hüttmann 2008, S. 195 ff.

2.1.1 Das modernisierungstheoretische Paradigma

Auch wenn die Konzentration auf die Erforschung von Demokratisierungsprozessen „zu vielen höchst ergiebigen Vergleichsanalysen"[77] geführt hat, wie Kollmorgen feststellt, so sind die, nach den 1990er Jahren geführten Diskussionen zunehmend von Stimmen geprägt, die eine Reformierung des, auf die westliche Moderne (Demokratie) beschränkten Denkmodells fordern[78]. Denn Modernisierung wird in diesem Modell als Demokratisierung und laut Stojanov wie folgt „lediglich als Übernahme des Vorbildes der hochentwickelten kapitalistischen Industriegesellschaften" verstanden:

> Eine der zentralen Annahmen besteht darin, dass im Laufe des Modernisierungsprozesses alle Gesellschaften ein *universales* Entwicklungsmuster ausbilden, das sich ungeachtet regionaler und temporärer Gegentendenzen durchsetzt. Dementsprechend waren in den Konzepten, die von solchen Annahmen ausgingen, die einzelnen Aspekte der Modernisierung – die ökonomischen, die politischen, die soziokulturellen usw. – historisch am Vorbild der kapitalistischen Industrialisierung Westeuropas […] orientiert.[79]

Den theoretischen Grundstein zu dieser, von Stojanov kritisierten Auffassung von Entwicklung legte Talcott Parsons (1902-1979). Wie im Folgenden von Merkel zusammengefasst, entwarf Parsons das Theorem von der ‚funktionalen Differenzierung', mit dem die Entwicklung „von traditionalen zu modernen Gesellschaften als Ausdifferenzierung von sozialen Teilsystemen" beschrieben wird:

> Ausgehend von der industriellen Revolution, differenzierten sich in den westlichen Gesellschaften Ökonomie und politische Herrschaft, politisches System und zivile Gesellschaft; überdies wurden religiöse Begründungen von sozialen Normen abgelöst. Mit diesem Differenzierungsprozess hat sich die Grundstruktur moderner Gesellschaften herausgebildet.[80]

Die Herausbildung dieser Grundstruktur wird von Parsons als zwangsläufiger „‚Ausbruch' aus der ‚primitiven' Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung"[81], als evolutionärer Prozess verstanden[82]. Der Soziologe ist der Meinung, dass nur Gesellschaften, die bestimmte „evolutionäre Universalien", wie beispielsweise Geld- und Marktorganisation, aber auch ein „System der ausdrücklichen kulturellen Legitimation differenzierter gesellschaftlicher Funktionen"[83] anstelle verwandtschaftlicher Bezüge entwickeln, das

[77] Kollmorgen 2005b, S. 27.
[78] Vgl. u. a. Kollmorgen 2005b, S. 21 f.; Stojanov 2003, S. 61 f.; Reißig 1994, S. 323 f.
[79] Stojanov 2003, S. 62.
[80] Merkel 2003, S. 211; vgl. i. Orig. Parsons 1971a, S. 47 f .
[81] Parsons 1971b, S. 58.
[82] Vgl. ebd., S. 55 f. Parsons geht davon aus, dass es sich bei der Herausbildung der Grundstruktur moderner Gesellschaften um eine „Entwicklung oder ‚Erfindung'" handelt, „die für die weitere Evolution so wichtig ist, dass sie nicht nur an einer Stelle auftritt, sondern dass mit großer Wahrscheinlichkeit mehrere Systeme unter ganz verschiedenen Bedingungen diese ‚Erfindung' machen" (ebd., S. 55).
[83] Ebd., S. 58.

„Prinzip der natürlichen Auslese“ überleben. Zwar wären auch niedere Systeme „nicht zum Untergang verdammt“. Sie blieben aber stets abhängig von den höheren und stellten insgesamt „keine ernsthafte Bedrohung der höherentwickelten Systeme“[84] dar.

Einen besonderen Stellenwert unter den evolutionären Universalien nehmen bei Parsons die demokratischen Institutionen ein. Nur sie sind in der Lage, Macht und Herrschaft tatsächlich zu legitimieren und darüber die Mitglieder einer Gesellschaft zu integrieren. „Es ist mir klar“, schreibt Parsons, „was aus dieser Auffassung folgt: nämlich daß es die totalitäre kommunistische Organisation langfristig wahrscheinlich mit der ‚Demokratie’ und ihren politischen und integrativen Kapazitäten nicht voll aufnehmen kann“:

> Ich stelle tatsächlich die Prognose, dass sich die kommunistische Gesellschaftsorganisation als instabil erweisen wird und entweder Anpassungen in Richtung auf die Wahlrechtsdemokratie und ein pluralistisches Parteiensystem machen oder in weniger entwickelte und politisch weniger effektive Organisationsformen ‚redigieren’ wird; im zweiten Fall würden sich die kommunistischen Länder viel langsamer weiterentwickeln als im ersten Fall. Diese Voraussage stützt sich nicht zuletzt darauf, dass die Kommunistische Partei überall die Aufgabe betont hat, das Volk für eine neue Gesellschaft zu erziehen […]. Langfristig wird ihre Legitimität bestimmt untergraben, wenn die Parteiführung weiterhin nicht willens ist, dem Volk zu *vertrauen*, das sie erzogen hat. In diesem Zusammenhang aber heißt dem Volk vertrauen: ihm einen Teil der politischen Verantwortung anzuvertrauen.[85]

Dass Parsons mit seiner Prognose Recht behalten sollte, zeigt beispielsweise Geißlers Arbeit zur „Sozialstruktur Deutschlands“ (2006), worin der DDR – abgesehen vom Gleichstellungsvorsprung – in der sozialstrukturellen Entwicklung weitreichende „Modernisierungsrückstände“[86] diagnostiziert werden. Und auch Ahbe/Gries, die für die DDR eine fundierte Generationenanalyse vorgelegt haben, auf die ich im Laufe dieser Arbeit immer wieder zurückgreifen werde, attestieren sowohl dem Ulbricht- als auch dem Honecker-Regime eine „habitualisierte Unfähigkeit“[87], der Bevölkerung Vertrauen zu schenken. Dieses Misstrauen führte zu einer folgenreichen Entwicklungsblockade und einem Stillstand in der Kommunikation zwischen Partei und Bürger, der auch von Maxie Wander in ihrem Dokumentarband *Guten Morgen, du Schöne* (1997) beschrieben wird (vgl. insbesondere Kap. 4.4.1).

Dass aber die verschiedenen Teilsysteme einer Gesellschaft nicht unabhängig voneinander existieren können und beispielsweise das politische (Teil-)System und die zivile Gesellschaft miteinander kommunizieren müssen, darauf hat Niklas Luhmann (1927-1998) aufmerksam gemacht. Ein wesentliches Merkmal moderner Gesellschaften ist Luhmann zufolge deren zunehmende Komplexität[88]. Für das Theorem der funktionalen Differenzierung bedeutet das, „dass die verschiedenen Subsysteme der Gesellschaft wie Wirtschaft, Politik, Wissenschaft oder Rechtssprechung immer mehr ausgebaut

[84] Ebd., S. 56.
[85] Ebd., S. 71; Hervorh. im Orig.
[86] Geißler 2006, S. 364 ff.
[87] Ahbe/Gries 2006a, S. 93 f.
[88] Vgl. Luhmann 1967, S. 104 ff. und 1985, S. 47 ff.

werden und sich immer weiter spezialisieren (Ausdifferenzierung des Rechts in verschiedene Bereiche wie Zivilrecht, öffentliches Recht, Strafrecht etc.), untereinander jedoch in einem funktionalen, d.h. wechselseitig aufeinander ausgerichteten Zusammenhang bleiben"[89], wie Treibel an dieser Stelle zusammenfasst.

Luhmann enthierarchisiert dabei die Ordnung der gesellschaftlichen Teilsysteme und nivelliert die dominierende Bedeutung des politischen Systems[90]. Demnach existieren die Teilsysteme einer Gesellschaft gleichrangig nebeneinander und bilden als selbtsreferentielle, autopoietische Teile die Gesamtgesellschaft[91]. Die Teilsysteme sind ebenso wie ihre Kommunikation offen und geschlossen zugleich[92]. Jedes Teilsystem steht zwar im Kontakt mit seiner Umwelt, den übrigen Funktionssystemen, es bildet jedoch auch ein eigenes, nach außen geschlossenes „Sinnsystems"[93] heraus, das durch einen für das jeweilige System spezifischen Kommunikationscode aufrechterhalten, reproduziert und gegen Interventionen von außen weitestgehend geschützt wird[94].

Wird der systemspezifische Code durch politische und (quasi-)religiöse Übergriffe gestört, kann das System nicht mehr effizient arbeiten und wird destabilisiert. Merkel beschreibt die Folgen dieser Interventionen am Beispiel der kommunistischen Systeme wie folgt: „Durch die künstliche und gewaltsame Installierung des kommunistischen Staates als allzuständige Spitze der Gesellschaft wurden deren Teilsysteme zu eng an die Politik angekoppelt. Der spezifische Kommunikationscode der Teilsysteme wurde aufgehoben. Effizienzverluste und Funktionskrisen in den Teilsystemen waren die Folge"[95].

Bei den post-sozialistischen Systemtransformationen handelte es sich systemtheoretisch betrachtet folglich um Dezentralisierungsprozesse. „Ein politisch hochzentralisiertes System und eine Zentralverwaltungswirtschaft müssen in die stärker dezentral organisierten Formen einer westlich modernen Gesellschaft überführt werden"[96], wie Gensicke schreibt. In der feministischen Forschung wurde und wird im Gegensatz zu dieser modernisierungstheoretischen Logik aber nicht die DDR, sondern die alte Bundesrepublik als rückständig angesehen. Die DDR galt und gilt aufgrund der Erwerbsintegration von Frauen bis heute vielfach als fortschrittlicher in Fragen der Gleichberechtigung als die alte Bundesrepublik. Dies nährte unmittelbar nach dem Zusammenbruch des DDR-Systems, etwa bei Rosenzweig und Nickel, die Auffassung, dass das westliche Modell die ostdeutschen Frauen mit einer für sie bis dahin unbekannten „Platzanweiserfunktion"[97] konfrontiert und sie in den „Modernisierungsstrudel"[98]des Westens

89 Treibel 2006, S. 29 f.
90 Vgl. Luhmann 1985, S. 39; Merkel 2003, S. 212.
91 Vgl. Luhmann 1985, S. 593 ff.
92 Vgl. ebd. 1990, S. 83.
93 Luhmann 1985, S. 59 u. 603.
94 Vgl. Luhmann 1990, S. 75 ff.; Krause 1996, S. 39 ff.; Merkel 2003, S. 212.
95 Merkel 2003, S. 212.
96 Gensicke 1998, S. 17.
97 Nickel zit. nach Rosenzweig 2000, S. 230.
98 Nickel 1995, S. 26. Mit ‚Modernisierungsstrudel' meint Nickel, dass zur Zeit der postsozialistischen Umwälzungen auch das westliche Normen und Institutionengefüge bereits im Wandel begriffen und in seine „nachfordistische Phase" eingetreten war. Nickel spricht deshalb auch von der „Transformationskrise" (ebd., S. 26) des Westens und mit Blick auf

gerissen habe. Von erzwungenen „Re-Traditionalisierungstendenzen“[99] ist dabei die Rede und, (inzwischen überwiegend) positiv gewendet, vom ‚Eigensinn‘ (Nickel) ostdeutscher Frauen und ihrem Festhalten an progressiven DDR-Geschlechterarrangements (Dölling).

Obwohl in nahezu allen Studien und Analysen zur Lage der Frauen in der DDR vor und nach dem Systemwechsel gleichzeitig einhellig festgestellt wird, dass Frauen in der DDR ebenfalls benachteiligt und beispielsweise in Führungspositionen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft unterrepräsentiert waren, geschlechtsspezifische Segregationen ergo bereits in der Ausgangsgesellschaft existent waren[100], gilt die bloße Integration der ostdeutschen Frauen in die Erwerbsarbeit wie bei Rosenzweig als „konsequente[..] Umsetzung der klassischen sozialistischen Emanzipationstheorie“[101]. Sowohl in systemtheoretischer als auch in politischer Hinsicht erweist sich diese Auffassung jedoch als erheblich indifferent.

Allein aufgrund der diktatorischen Verfasstheit des Staates stellt sich zum einen bereits die Frage, wie unter Herrschaftstechniken der Gleichschaltung und des erzwungenen Gehorsams überhaupt ein Emanzipationsgedanke verwirklicht werden konnte? Während innerhalb der männlich dominierten DDR-Forschung deshalb ab Mitte der 1990er Jahre Fragen der Herrschaftsausübung und ihre Auswirkung auf die Bevölkerung zum Teil vehement und in jedem Fall kontrovers diskutiert wurden[102], war die Antwort in weiten Teilen der feministischen Forschung einhellig. DDR-Frauen waren sowohl Nutznießerinnen als auch Objekte paternalistischer Bevormundungen. Das Regime verhalf ihnen einerseits zu ökonomischer Selbständigkeit und zu Selbstbewusstsein und sicherte sich andererseits mithilfe der Frauen die Reproduktion der Gesellschaft.

Jenseits dessen scheint die Politisierung aller Funktionsbereiche kaum Einfluss auf die Erwerbstätigkeit der Frauen, ihr Verhalten und ihre Einstellungen gehabt zu haben. Fragen der Folgen diktatorischer Herrschaftsausübung auf die Bevölkerung wurden ausschließlich im ‚Malestream‘ diskutiert. DDR-Frauen sind selbstbewusst, lautet dagegen eine wesentliche Säule der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung, die zu DDR-Zeiten begründet wurde und die den Systemwechsel überdauert hat (ausführlicher zum Leitmotiv des Selbstbewusstseins vgl. Kap. 3.3). Gerade mit Blick auf modernisierungstheoretische Erklärungsansätze entsteht an dieser Stelle der Eindruck, hier würde

Ostdeutschland von einer ‚doppelten Transformation‘ (Nickel 2001b, S. 312), Bertram von weltweiten Transformationsprozessen (vgl. Bertram 1997b, S. 420) und Kollmorgen/Koch/Dienel von einem „Aufbau Ost und Nachbau West“ (Kollmorgen/Koch/Dienel 2011, S. 14).

[99] Weckwert 2005, S. 23; Dölling 2005, S. 16, 17 u. 23.

[100] Vgl. u. a. Gast 1973; Nickel 1985, S. 148 ff.; Nickel 1988, 1990 und 1993; Gensior/Maier/Winter 1990; Winkler 1990, S. 78 ff.; Hampele 1993; Nickel 1993; Dölling 2005, S. 27.

[101] Rosenzweig 2000, S. 227.

[102] Die Deutungsangebote reichten von der totalitären Herrschaft und der daraus folgenden Anpassung, Obrigkeitshörigkeit und ‚Versorgungsmentalität‘ der Bevölkerung bis zur ‚durchherrschten‘, bloß autoritären Gesellschaft und der Resistenz, der Nicht-Anpassung und dem Anspruch auf Emanzipation ihrer Mitglieder (exemplarisch für die Diskurse vgl. Jesse 1994; Mayer/Diewald 1996; Pollack 1997; Wolle 1997 u. 1999; Lindenberger 2000).

mit zweierlei Maß gemessen. Auch mit Blick auf den Begründer der These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen, Rainer Geißler, stellt sich die Frage, warum er die Arbeitsgesellschaft der DDR grundsätzlich als defizitär erachtet[103], die Vergesellschaftung der Frauen durch Arbeit aber als modern?

Geißler begründet den Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen u. a. mit der „Qualifikationsstruktur" der DDR, die moderner war als in der alten Bundesrepublik: „Die Versorgung der Bevölkerung mit beruflichen Grundqualifikationen war in der DDR besser, und auch der Akademikeranteil war etwas größer"[104]. Diese Aussage könnte angesichts der Daten und Fakten zur Integration der Frauen in die Erwerbsarbeit vorbehaltlos verifiziert werden, müssten diese Zahlen nicht vor dem Hintergrund gelesen werden, dass die DDR eine Diktatur und eben keine demokratisch verfasste Gesellschaft gewesen ist.

Die Landesjustizverwaltungen der neuen Bundesländer haben beispielsweise den Fall einer Berufsschullehrerin dokumentiert, deren Arbeitsverhältnis aufgelöst wurde, „weil sie der Forderung an einen sozialistischen Lehrer bei der bewußtseinsmäßigen Erziehung der ihr anvertrauten Lehrlinge nicht mehr gerecht wurde. […] Die Angeklagte ist seitdem Hausfrau, da sie es ablehnt, eine andere Tätigkeit aufzunehmen"[105]. Grund für ihre Entlassung war, dass „Brigitte B." an den Volkskammerwahlen 1986 nicht teilnahm. In einer Publikation des westdeutschen Vereins *Hilferuf von Drüben e.V.* machte die Lehrerin schließlich auf ihr Schicksal aufmerksam, was in der DDR wiederum als „versuchte[..] landesverräterische[..] Nachrichtenübermittlung"[106] mit einer Freiheitsstrafe von drei Jahren geahndet wurde.

Bereits hier deutet sich an, dass die Versorgung mit Erwerbsarbeit in der DDR nicht voraussetzungsfrei erfolgte. Und auch im folgenden Urteilstext wird deutlich, dass fachliche Qualifizierungen ihren Wert verloren, sobald die Qualifizierten ihre politische Loyalität verweigerten. Im Urteilstext von 1988 heißt es:

> Trotz der von ihr [der Lehrerin, Anm. d. Verf.] umfassend genutzten Möglichkeiten, in unserem Staat eine hohe Bildung und umfangreiche fachliche Qualifizierung zu erreichen […], hat die Angeklagte eine Entwicklung genommen, durch die sie zunehmend den Forderungen, die an eine sozialistische Lehrerpersönlichkeit gestellt werden, nicht mehr gerecht wurde.[107]

Man mag dieses Beispiel für einen Einzelfall halten, denn schließlich sind im Laufe der Geschichte der DDR ‚lediglich' etwa 250.000 Menschen aus politischen Gründen strafrechtlich verurteilt und inhaftiert worden[108]. Dieser Einzelfall ist aber in seiner Urteilsbegründung durchaus repräsentativ für die politische Strafjustiz der DDR der 1980er Jahre, wie es in der Broschüre der Landesjustizverwaltungen ferner heißt: Es seien „‚typische' Früchte der politischen Strafjustiz", die zudem deutlich machten, „daß

[103] Geißler 2006, S. 365.
[104] Ebd., S. 363.
[105] Die Landesjustizverwaltungen der Länder Berlin et al. 1996, S. 158.
[106] Ebd., S. 157.
[107] Ebd.
[108] Böger 2003, S. 7.

es keine Materie des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens gab, die dem Zugriff des Maßnahmestaates entzogen war"[109].

Dabei handelt es sich an dieser Stelle nur um die Fälle „sichtbare[r] berufliche[r] Repression"[110], wie Kneipp es ausdrückt. Die Anzahl ‚unsichtbarer' beruflicher Ausgrenzungen war ungleich höher. Diese sind der Autorin zufolge jedoch schwerer zu systematisieren, da es hier weder ein einheitliches Vorgehen noch einheitliche Regelungen gab. So wurde zum einen bereits im Vorfeld der Berufswahl an Schulen vorbeugend versucht, „widerständige Strömungen zu erkennen und zu verhindern"[111]. Eine externe Berufslenkungskommission ‚beriet' jede/n Schüler/in sowohl eingedenk der jeweils aktuellen Erfordernisse in der sozialistischen Produktion als auch angesichts der politischen Einstellung der/des Schülerin/Schülers. Antisozialistischen Tendenzen in Schlüsselfunktionen von Staat und Wirtschaft sollte so von vornherein entgegengewirkt werden.

„In den Augen vieler DDR-Einwohner hatte die Berufslenkung den positiven Aspekt, dass man einen relativ sicheren Arbeitsplatz hatte. Als Kehrseite davon war es schier unmöglich, bestimmte Berufe zu ergreifen; es bestand also ein strukturelles Berufsverbot"[112], lautet Kneips Fazit. Als weitere ‚unsichtbare' Eingriffe ins Berufsleben benennt die Politologin „sowohl Beförderungen und ‚Kaderentwicklungspläne' auf der einen, als auch einfache Umsetzungen missliebiger ‚Werktätiger', die Verhinderung beruflicher Entwicklung, berufliche und finanzielle Zurücksetzung oder die Vermehrung der Zahl der Vorgesetzen auf der anderen Seite"[113].

> Weiter beinhaltete berufliche Ausgrenzung über einen bloßen Wechsel des Arbeitsplatzes hinaus einen Wechsel der Arbeitstätigkeit, um die Betroffenen zu schwächen und ihre Qualifikationen zu vermindern. Es musste sich bei diesen Eingriffen nicht in jedem Fall um eine Entlassung in die Erwerbslosigkeit handeln; in der Regel war die Zuweisung eines neuen, möglichst gut kontrollierten Arbeitsplatzes ein von vornherein eingeplanter Teil des Verfahrens.[114]

Berufliche Ausgrenzung hatte in der DDR Methode. Sie war keine historisch vorübergehende Erscheinung, gegen die protestiert und prozessiert werden konnte[115], sondern manifester Bestandteil des gesamten Erwerbsarbeitssystems. Wie immer die Diktatur in der DDR charakterisiert wird, als „Erziehungs-, Sicherungs- oder Entwicklungsdiktatur", die Konsequenzen sind Steinbach zufolge in jedem Fall dieselben: „Unausweichlich und unvermeidlich dringen Diktaturen in private Sphären vor"[116]. In modernen

109 Die Landesjustizverwaltungen der Länder Berlin et al. 1996, S. 27.
110 Kneipp 2006, S. 35.
111 Ebd., S. 33.
112 Ebd., S. 33 f.
113 Ebd., S. 34.
114 Ebd. Vgl. dazu auch dies. 2009, S. 19 f.
115 Zu Berufsverboten in der alten Bundesrepublik, den sogenannten Radikalenerlass von 1972 vgl. Braunthal 1992, S. 36 ff.
116 Steinbach 2002, S. 43. Zur Charakterisierung der DDR-Diktatur vgl. auch Wolle 1997, S. 34 f. und 1999, S. 15 f.; Behrends 2010, S. 41 f.

Diktaturen gäbe es deshalb keinen Schutz vor Verstaatlichung, allenfalls Nischen, die aber jederzeit wieder zerstört oder eingegrenzt werden können.

Steinbach spricht deshalb von der „Preisgabe des Individuums“[117] und der Schutzlosigkeit seiner Entfaltungsräume – die auch die Lehrerin Brigitte B. zu spüren bekam, um auf das obige Beispiel zurückzukommen. Brigitte B. habe sich zur „Durchsetzung ihrer egoistischen Interessen […] mit den Feinden unseres sozialistischen Vaterlandes verbunden und ihnen […] Auftrieb und Unterstützung in ihrer ideologischen Diversion gegeben“, heißt es ferner in der Urteilsbegründung. Dabei wäre die Angeklagte „infolge ihres Bildungsstandes, ihres politischen Wissens und ihrer Lebenserfahrung jederzeit in der Lage, die Folgen ihres Handelns als mit schwerwiegenden Auswirkungen für den Staat der DDR […] verbunden zu erkennen“[118].

Politische Loyalität, Qualifizierung und Erwerbstätigkeit stehen in diesem Beispiel nicht nur in einem direkten Zusammenhang, politische Loyalität erweist sich für die Erwerbsintegration der Lehrerin auch als bedeutsamer als ihre fachliche Qualifikation. Laut Geißler schwächte aber gerade dieser „politisierte Mechanismus […] die sozioökonomische Leistungskraft“ des Wirtschaftssystems. Die Prädominanz des Politischen im Erwerbsarbeitssystem ist dem Soziologen zufolge Merkmal der „Politisierung des sozialen Ungleichheitsgefüges“[119] und nicht Kennzeichen seiner Modernisierung – wie es im Falle der Integration der Frauen in die Erwerbsarbeitssphäre aber eigentlich lauten müsste. Dieser Widerspruch zwischen Politisierung und Modernisierung, welcher der These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen inhärent ist, wird aber weder von Geißler noch von den anderen bisher genannten Theoretiker/inne/n und Befürworter/inne/n des Theorems thematisiert.

2.1.2 Die Bedeutung der handelnden Akteure

Ein weiterer wesentlicher Aspekt, der in der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen im Gegensatz zur modernisierungstheoretischen Forschung weitestgehend ausgeklammert wird, ist die Bedeutung der handelnden Akteure. Aufgrund der geschlechtsspezifischen Segregation der Erwerbsarbeitssphäre entsteht der Eindruck, dass Frauen an der gesellschaftlichen Konstruktion ihrer Wirklichkeit nicht beteiligt gewesen sind, sondern – je nach Standpunkt – lediglich von ihr ‚betroffen‘ waren bzw. von ihr profitiert haben.

Dieser Standpunkt besteht einerseits nicht zu Unrecht, betrachtet man die vertikale Integration von Frauen in die Erwerbsarbeit, das heißt die oberen Führungsgremien von Partei und Gesellschaft. Auf dieser Ebene der handelnden Akteure waren Frauen in der DDR kaum mehr vertreten[120]. Phänomenologisch-soziologisch gesehen, sind Frauen andererseits jederzeit an der Herstellung ihrer Lebenswirklichkeit beteiligt. Die Frage dabei ist allerdings, welche Möglichkeiten, Bedingungen und Umstände das Handeln determinieren.

[117] Steinbach 2002, S. 43.
[118] Die Landesjustizverwaltungen der Länder Berlin et al. 1996, S. 158 f.
[119] Geißler 2006, S. 365.
[120] Vgl. Kap. 2, Anm. 100.

Um Frauen als Handelnde in das Zentrum der Analyse zu stellen, bedarf es folglich keiner Akteurstheorien. Wenn im Folgenden dennoch der Blick auf Akteurstheorien gerichtet wird, dann deshalb, weil mit ihrer Hilfe präzise beschrieben werden kann, welche weiteren Auswirkungen die Demokratisierung Ostdeutschlands auf der handlungspraktischen, alltagsrelevanten Ebene hatte, das heißt, welche spezifischen Bedingungen das Handeln im Transformationsprozess determinierten.

Als Folge der weltweiten Demokratisierungsprozesse etablierte sich innerhalb der politikwissenschaftlichen Systemwechselforschung zunächst ein neuer Forschungszweig, die Transitionsforschung. Sie nahm eine Phasenunterteilung des Systemwechsels in Liberalisierung (Niedergang des autokratischen Systems), Demokratisierung (Errichtung der Demokratie) und Konsolidierung (Festigung der Demokratie) vor[121]. Die Phase der Demokratisierung wird dabei gleichbedeutend als Transitionsphase bezeichnet, womit sich die Transitionsforschung nicht nur auf eine Richtung, sondern auch auf eine Phase des Systemwechsels spezialisiert hat – auf die Institutionalisierung der Demokratie.

Da aber die Errichtung der Demokratie scheitern kann, weil sich laut Dittrich die Ziele des Wandels ändern oder „systemische Umwelten andere werden“ und „Akteure quasi die Seiten wechseln“[122] können, rückten die Akteure, ihre Handlungsmöglichkeiten und Handlungsstrategien sowie ihre Interessen in den Blickpunkt der Untersuchungen. Sie gelten nunmehr als hauptverantwortlich für „Erfolg und Misserfolg von Demokratisierungsprozessen“[123]. Die strukturellen Faktoren bilden nur noch den „Handlungskorridor, innerhalb dessen demokratisch und autokratisch gesinnte Eliten ihre politischen Ziele verfolgen“[124]. Als Akteure gelten folglich nicht alle Beteiligten am Niedergang des autokratischen Systems, sondern nur die im Prozess aktiven Eliten. Die Beteiligung der Massen ist laut Merkel dagegen „ein kurzfristiges, vorübergehendes Phänomen zu Beginn der Transformation“[125].

Anhand der Elitekonstellationen unterscheidet Nohlen später drei voneinander verschiedene Transitionstypen. Demnach ist der Systemwechsel das „Ergebnis (a) einer Steuerung von oben, durch die alten politischen Eliten, (b) eines Kompromisses zwischen alten und neuen politischen Eliten, und (c) der Implosion des autoritären Regimes und der Ersetzung der alten politischen Eliten durch jene der demokratischen Opposition“[126].

Die DDR nimmt auch hier eine Sonderrolle innerhalb der postsozialistischen Länder ein[127]. Aufgrund der Wiedervereinigung mit Westdeutschland bestand die Möglichkeit, „in historisch beispiellosem Ausmaß“[128] auf externe Eliten zurückgreifen und die Füh-

[121] Vgl. Merkel 2003, S. 223, Nohlen 2005, S. 1007; Kollmorgen 2005b, S 36.
[122] Dittrich 2005, S. 91.
[123] Merkel 1999, S. 113.
[124] Merkel 2003, S. 219. Vgl. dazu auch Nohlen 2011, S. 620. Nohlen betont im Gegensatz zu Merkel jedoch, dass ökonomische Krisen „Systemwechsel in jedweder Richtung begünstigen können“ (ebd., S. 621).
[125] Merkel 2003, S. 219.
[126] Nohlen 2005, S. 1007 u. 2011, S. 620.
[127] Vgl. u. a. Merkel 1999, S. 418 f.; Derlien 1998, S. 3.
[128] Derlien 1998, S. 17.

rungspositionen in den neuen Bundesländern nahezu gänzlich neu besetzen zu können. So gesehen war für die Transitionsphase der DDR ein spezifisches Kräfteverhältnis zwischen internen *und* externen Eliten charakteristisch. Das bedeutet, dass der Systemwechsel bis zur Wiedervereinigung 1990 Transitionstyp (c), also das Ergebnis der Implosion des autoritären Regimes und der Ersetzung der alten politischen Eliten durch systemkonforme und systemkritische Gegeneliten war.

Nachdem die Volkskammer mit Wirkung zum 03. Oktober 1990 den Beitritt der DDR zum Geltungsbereich des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland erklärte, wurde jedoch ein erneuter Elitenwechsel initiiert, so dass „die personelle Repräsentation der neuen Länder in Parlamenten, Regierungen und Spitzenpositionen der Verwaltung" bereits im November 1990 „überwiegend von anderen Akteuren als denen der Transitionselite wahrgenommen"[129] wurde. Derlien betont jedoch, dass es sich dabei nicht nur um westdeutsche Eliteimporte handelte, sondern um Personen, die zu DDR-Zeiten nicht exponiert genug waren, um zur Elite des Landes gezählt zu werden. Allerdings gilt dies nur bis zur mittleren Leitungsebene von „Ministerien, Gerichten, Rundfunkanstalten, Banken oder Privatunternehmen"[130]. Höhere Elitepositionen in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft wurden dagegen mit Eliteimporten aus dem Westen Deutschlands besetzt[131].

In theoretischer Hinsicht bedeutet das zunächst, dass für Ostdeutschland ein neuer Transitionstyp entwickelt werden muss, der das Ergebnis der Implosion des autoritären Regimes und der Ersetzung der alten politischen Eliten durch neue interne und externe politische Eliten ist. Die Definition eines eigenen Transitionstyps macht insofern Sinn, als der externe Elitentransfer in der Phase des Aufbaus neuer demokratischer Strukturen nicht historisch beispiellos bleiben muss, wie Derlien das oben konstatiert. So beschäftigt sich seit Jahren eine Forscher/innen/gruppe der Chung-Ang Universität in Seoul mit den Folgen der ost-westdeutschen Transformation, um auf eine etwaige Wiedervereinigung mit Nordkorea vorbereitet zu sein – sofern dies aufgrund der unterschiedlichen Ausgangsgesellschaften und soziokulturellen Kontexte überhaupt möglich ist[132].

[129] Ebd., S. 9.

[130] Ebd., S. 15.

[131] Vgl. ebd., S. 11 ff.

[132] Im Januar 2003 fand in Zusammenarbeit des Instituts für Interkulturelle und Internationale Studien (InIIS) und des Instituts für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien (IfkuD) der Universität Bremen unter Leitung von Prof. Lothar Probst ein internationales Forschungskolloquium zum Thema „Korea und die Erfahrungen der Wiedervereinigung Deutschlands" statt. Einundzwanzig südkoreanische Wissenschaftler/innen unter der Leitung von Prof. Kim Nury von der Chung-Ang Universität in Seoul diskutierten mit den Mitarbeiter/innen der Institute über Chancen, Hoffnungen und Folgen der deutschen Wiedervereinigung von 1989 und den Ursachen für die, zwischen 1993 und 1996 einsetzenden ‚Ostalgie' (vgl. Mühlberg 2002, S. 232 f.; Institut für Interkulturelle und Internationale Studien: Tätigkeitsbericht des InIIS 2003-2004. Web, letzter Zugriff 18.08.2009 und Institut für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien: Jahresbericht des IfkuD 2002/2004. Web, letzter Zugriff 18.08.2009.) Das Phänomen der ‚Ostalgie' war für die koreanischen Kolleg/inn/en insofern „von größerer Bedeutung", wie Bae konstatiert, „als das deutsche Beispiel künftig auf die koreanische Halbinsel anwendbar sein könnte" (Bae 2005, S. 144). Auch zwischen nordkoreanischen Flüchtlingen und südkoreanischer Bevölkerung gäbe es Kommunikationsschwierigkeiten.

Auf der normativen und handlungspraktischen Ebene hatte die Form der ostdeutschen Transition noch weitreichendere Konsequenzen. Positiv wertet Derlien beispielsweise, dass in Ostdeutschland eine umfassende politische Säuberung stattgefunden hat. Die „Alt-Elite des Honecker-Regimes“ wurde rigoros abgesetzt. Die „Herrschaft der ‚Stellvertreter’, wie sie beispielsweise für Russland typisch“[133] wurde, konnte so auch nicht zur Achillesferse der Demokratisierung werden. Gleiches gilt etwa mit Blick auf die Bereiche Recht, Wissenschaft und Verwaltung, die nicht mit Alteliten ‚belastet‘ waren, wie nach 1949 die entsprechenden Bereiche der damals neu gegründeten Bundesrepublik.

Alltagspraktisch wurde und wird der Elitenimport aus dem Westen Deutschlands nicht jedoch als Resultat einer politischen Säuberung und als Hilfe bei der Aufrechterhaltung der Funktionsfähigkeit der neuen Institutionen verstanden, wie etwa von Derlien, Reißig oder Jesse[134], sondern vor allem als Annexion und Kolonialisierung. Durch die besondere Form der deutschen Transformation, den darauf zurückzuführenden ost-westdeutschen Elitenaustausch und die Existenz des modernisierungstheoretischen Paradigmas scheint es heute kaum mehr vermittelbar, dass der Einigungsprozess keine Kolonialisierung, sondern ein Schritt in Richtung Modernisierung, der Ineffizienz des alten Systems geschuldet und von den Bürger/inne/n der DDR mehrheitlich demokratisch gewählt worden war.

Hier mangelt es nicht nur an ‚Übersetzungsangeboten‘ aus den Wissenschaften. Es erweist sich als normatives Problem, dass die Auffassung von der ‚nachholenden Modernisierung‘[135] sowohl in der Forschung als auch in der Einigungspolitik dominiert hat und damit, wie Stojanov es ausdrückt, zugleich „wissenschaftliches und politisches Programm“[136] war. Das Deutungsmuster von der „Herrschaft westdeutscher Eliten“[137] ist dabei lediglich ein ‚greifbarer‘ Ausdruck für die Denkfigur von der westlichen Überlegenheit.

Zwar werde in der medialen südkoreanischen Öffentlichkeit zunehmend über das nordkoreanische Flüchtlingselend berichtet. Im südkoreanischen Alltag stießen die nordkoreanischen ‚Aussiedler’ jedoch auf Unverständnis und ideologische Vorurteile. „Die Diskussionen über die kulturelle Differenz zwischen Ost und West könnten uns einen Weg weisen für eine künftige Auseinandersetzung mit den Problemen auf der koreanischen Halbinsel“ (ebd.), so die Hoffnungen Baes.

133 Derlien 1998, S. 7.

134 Vgl. ebd.; Reißig 2010, S. 21; Jesse 2011, S. 198.

135 Exemplarisch für den zeitweilig stark umstrittenen Topos von der ‚nachholenden Modernisierung‘ steht Zapf (1994). Es wird vielfach unterstellt, dass in der Logik des Nachholens alles das „als ideal“ betrachtet würde, „was von oben und auf Grundlage bewährter Ordnungen nach unten durchgesetzt werden kann, wobei alles Querliegende und Persistente als retardierende Störung der ‚nachholenden Modernisierung‘ verstanden wird“ (Kollmorgen 2011a, S. 35 f.), wie an dieser Stelle Kollmorgen zusammenfasst. Differenzierte Erörterungen zum Topos finden sich bei Zapf 1994.

136 Stojanov 2003, S. 61; Hervorh. v. der Verf.; Vgl. Dittrich 2005, S. 87.

137 Kollmorgen 2011b, S. 301. Zum gegenteiligen Standpunkt vgl. Welzel 1997, S. 201. Welzel ist bereits gegen Ende der 1990er Jahre der Auffassung, dass die Mehrzahl der ostdeutschen Elitepositionen auch von Ostdeutschen besetzt sind.

Dass die daraus resultierende Wahrnehmung rückständig und ergo ‚Bürger zweiter Klasse' zu sein, bei aller Differenzierung, die hier vorgenommen werden muss, auch erfahrungsbasiert ist, zeigt sich beispielsweise in den Zielsetzungen der „Kommission zur Erforschung des sozialen und politischen Wandels" (KSPW)[138]. Neben der Aufgabe, den Transformationsprozess wissenschaftlich zu begleiten, sollten „im Rahmen einer solchen Kommissionsarbeit ca. 40-50 Mitarbeiter der aufgelösten soziologischen bzw. sozialwissenschaftlichen Einrichtungen der Akademie der Wissenschaften der DDR (AdW) Arbeit finden"[139]. Diese ‚Integrationspolitik' wird von Betram zum Arbeitsende der Kommission 1996 wie folgt charakterisiert:

> Obwohl die Forschungsmittel, die die KSPW insgesamt zu vergeben hatte, sehr gering waren, konnte die KSPW […] nicht nur ökonomisches Kapital zur Verfügung stellen, sondern – was in der ersten Hälfte der 90er Jahre mindestens ebenso wichtig war – auch Reputationskapital. Projekte, die von der KSPW finanziert und betreut wurden und hinter denen in der Regel wiederum als Betreuer sehr renommierte westdeutsche Kollegen standen, dienten manchen dieser Forschungseinrichtungen durchaus als Nachweis, qualitativ gute und mit westdeutschen Forschungseinrichtungen vergleichbare Forschungskompetenzen entwickelt zu haben.[140]

In ähnlicher Weise attestiert auch Kollmorgen nicht nur der Soziologie, sondern den „gesamten Sozialwissenschaften der DDR" [141] sowohl quantitativ als auch qualitativ einen Professionalisierungsmangel. Neben der vergleichsweise geringen Anzahl an Soziolog/inn/en, sieht Kollmorgen Defizite vor allem „in den methodisch-theoretischen Fundierungen"[142] des Faches durch politisch-ideologische Eingriffe in die Forschungspraxis und die Theoriebildung[143].

[138] Der Wissenschaftsrat, ein seit 1957 bestehendes wissenschaftspolitisches Beratungsgremium von Bund und Ländern (vgl. Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates: Wissenschaftsrat. Gründung und Geschichte Web, letzter Zugriff 14.09.2010), empfahl bereits im Jahr 1990 eine Kommission einzusetzen, die den Transformationsprozess in seiner Komplexität aufzeichnen und wenn möglich interpretieren sollte (vgl. Bertram 1997b, S. 425). 1991 nahm die „Kommission zur Erforschung des sozialen und politischen Wandels" in Form eines Vereins organisatorische Gestalt an. Initiatoren und/oder Vorstandsmitglieder waren namhafte Sozialwissenschaftler/innen wie M. Rainer Lepsius, Max Kaase, Hans Bertram, Klaus von Beyme, Burkart Lutz, Hildegard Maria Nickel und Gisela Trommsdorff (vgl. Weingarz 2003, S. 96). Die Kommission entschied sich bewusst gegen „groß angelegte empirische Untersuchungen" (Bertram 1997b, S. 426) und für die Finanzierung einer Vielzahl an empirischen Forschungsprojekten. In der Zeit von 1992 bis Mitte 1996 wurden von der Kommission „mehr als 70 Publikationen und Projekte geplant, durchgeführt und beendet" (Bertram 1997a, S. 419). Die Arbeitsfelder, in denen geforscht wurde, gliederten sich nach den Themen „(1) Arbeit, Arbeitsmarkt und Betriebe, (2) soziale Ungleichheit und Sozialpolitik, (3) politisches System, (4) individuelle Entwicklung und Bildung, (5) Regionalentwicklung und (6) Arbeits- und Sozialordnung" (Bertram 1997b, S. 429).

[139] Bertram 1997b, S. 425.

[140] Ebd., S. 427.

[141] Kollmorgen 1997, S. 33.

[142] Ebd., S. 34. Laut Kollmorgen begann die soziologische Forschung in der DDR offiziell erst Mitte der 1960er Jahre (vgl. ebd., S. 28). Noch bis 1971 konnte Soziologie nicht im Haupt-

Dass der Marxismus-Leninismus ‚theoretische' Grundlage für jedwede Forschungsarbeit in der DDR und damit bindend war, ist unumstritten. Jeder Versuch, eine andere Theorie anzuwenden oder zu entwickeln hätte „seine Revision"[144] zur Folge gehabt, wie Dölling in einer Veröffentlichung aus DDR-Zeiten schreibt. Die Soziologin hat damit die Folgen gelungener funktionaler Differenzierung auf den Punkt gebracht. Jeder Versuch, eine andere ‚Theorie' als die des historischen Materialismus anzuwenden oder zu entwickeln, hätte zur Überprüfung der Theorie und infolgedessen vermutlich zum Zusammenbruch der leninistisch-marxistischen Weltanschauung geführt.

Eine wissenschaftliche Arbeit musste in der DDR folglich nachweisen, dass die materielle Produktion den Ausgangspunkt allen Forschens bildet, dass allein die ökonomischen Bedingungen für die sozialen Verhältnisse bestimmend sind (vgl. dazu Kap. 3.1.2). Forschungen in eine andere Richtung hätten das System gefährdet und letztendlich destabilisiert. Analog dazu zieht Kollmorgen den Schluss, dass die Soziologie der DDR rückständig bzw. semiprofessionell war. Systemtheoretisch betrachtet, ist dieses Fazit folgerichtig. Der Kommunikationscode der Wissenschaften wurde durch den indoktrinierenden Eingriff des politischen Systems gestört, was wiederum zu theoretisch-methodischen Defiziten des Faches führte.

Aus lebensweltlicher Sicht[145] vermag diese Erklärung allein jedoch nicht zu überzeugen. Dass bestimmte Forschungsrichtungen in der DDR unterrepräsentiert waren und ‚revisionistische' Arbeiten nicht veröffentlicht werden konnten, bedeutet nicht zwangsläufig, dass Wissenschaftler/innen in der DDR rückständig, das heißt weniger theoretisch versiert waren als ihre Kolleg/inn/en aus der alten Bundesrepublik. Geißler verweist beispielsweise ganz im Gegensatz zu Kollmorgen auf eine „interessante und theoretisch anspruchsvolle" Analyse, die „in der DDR-Soziologie entwickelt"[146] worden war. Und Reißig beanstandet, dass „aus den Sozialwissenschaften der früheren DDR […] kaum weiterführende oder alternative Analyse-, Methoden- und Theoriekonzepte"[147] für die Transformationsforschung kamen. Angesichts der von Kollmorgen geschilderten Rückständigkeit wären die ostdeutschen Sozialwissenschaften dazu aber nicht in der Lage gewesen.

fach studiert werden. 1989 kamen laut Kollmorgen auf 3.150 Einwohner/innen der alten Bundesrepublik ein/e Soziologe/Soziologin. In der DDR war das Verhältnis hingegen 17.000 : 1 (vgl. ebd., S. 33).

143 Vgl. ebd., S. 28.

144 Dölling 1986, S. 46.

145 Der Begriff Lebenswelt geht auf den Begründer der Phänomenologie, Edmund Husserl (1859-1938), zurück und bezeichnet „die Gesamtheit der tatsächlichen und möglichen Erfahrungshorizonte menschlichen Lebens" (Lautmann 1995, S. 394). Bei Schütz und Luckmann wird Lebenswelt „zum soziologischen Hauptbegriff" (ebd.). Sie ist der vorwissenschaftliche „Wirklichkeitsbereich, an der der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt. Die alltägliche Lebenswelt ist die Wirklichkeitsregion, in die der Mensch eingreifen und die er verändern kann, indem er in ihr durch die Vermittlung seines Leibes wirkt. Zugleich beschränken die in diesem Bereich vorfindlichen Gegenständlichkeiten und Ereignisse, einschließlich des Handelns und der Handlungsergebnisse anderer Menschen, seine freien Handlungsmöglichkeiten" (Schütz/Luckmann 1979, S. 25).

146 Geißler 2006, S. 18.

147 Reißig 2000, S. 3.

Es scheint ein Manko der hier aufgeführten Beispiele zu sein, dass sie sich ihrem zu untersuchenden Gegenstand ausschließlich aus *nur einer* Perspektive heraus nähern. Wenn Reißig von den Sozialwissenschaften der DDR beispielsweise annimmt, sie hätten weiterführende Theorien und Analyseelemente im Umbruch entwickeln können, dann abstrahiert er vollständig von der Tatsache, dass die Wissenschaften in der DDR indoktriniert waren. Anders als Kollmorgen, der der Soziologie der DDR aufgrund dessen eine pauschale Rückständigkeit attestiert, übergeht Reißig den Zustand mangelnder funktionaler Differenzierung. Dadurch entsteht der Eindruck, als hätten die Wissenschaften der DDR nicht erst vom ideologischen Ballast befreit werden müssen – sofern dies in einigen Bereichen wie der Philosophie überhaupt möglich war.

Kollmorgen wiederum versäumt es in seiner Analyse, die spezifischen Forschungsbedingungen in der DDR als ‚Handlungskorridor' zu betrachten, der bildhaft gesprochen eben nicht nur in den Farben der Ideologie gestrichen war, sondern auch Nischen, Fenster und Türen hatte und dass es vor allem Akteure gab, die diese ‚Ausstattung' in unterschiedlicher Weise zu nutzen wussten. Das bedeutet nicht, dass die Ideologisierung der Forschung nicht zu Lücken, Leerstellen oder ‚blinden Flecken‘ in den Analysen geführt hat, wie die in dieser Arbeit immer wieder aufgegriffenen Auseinandersetzungen mit den Sozialwissenschaften der DDR und insbesondere mit der Arbeit Irene Döllings zeigen werden (vgl. Kap. 3.1.2, 3.1.3 u. 3.3.3).

Der einfache Rückschluss von der Makro- auf die Mikroebene führt aber unweigerlich zu Verkürzungen und im ungünstigsten Fall zu Stereotypisierungen, wie beispielsweise das Deutungsmuster von der Rückständigkeit in der Auffassung von der ‚Kolonialisierung der DDR‘ oder dem Gefühl ‚Bürger zweiter Klasse‘ zu sein, mündete. Gleiches gilt im übertragenen Sinn für die These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen. Die Integration der Frauen in die Erwerbsarbeit war an politisch-ideologische Kriterien gebunden (vgl. Kap. 2.2.4) und erfolgte ebenso wenig allein auf Basis der paternalistisch-patriarchalischen Fürsorgepolitik des Staates, wie die ostdeutschen Frauen und ‚ihr‘ Staat die einzigen handelnden Akteurinnen/Akteure in diesem Zusammenhang waren.

Multiple Perspektiven sind also notwendig, sowohl was die Bedingungen und Möglichkeiten des Erzählens als auch die Erzählenden selbst angeht. So wird in Auseinandersetzung mit der Rolle des westlichen Feminismus und insbesondere anhand der Verfälschungen in der westdeutschen Lizenzausgabe von Maxie Wanders Dokumentarband *Guten Morgen, du Schöne* (1978) gezeigt werden, dass westliche Feministinnen und Wissenschaftlerinnen in einem nicht unerheblichen Maße daran beteiligt waren, dass die Diktaturgeschichte aus der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen ‚herausgefallen‘ und in diesem Sinne eine entpolitisierte Geschichte entstanden ist (vgl. Kap. 4).

Unter Historiker/inne/n werden aufgrund derartiger wechselseitiger Beeinflussungen seit Mitte der 1990er Jahre neue Konzepte wie das der „entangled history“ oder der „histoire croisée“[148] und in der vergleichenden Deutschlandforschung das der ‚asym-

[148] Kaelble 2005.

metrisch verflochtenen Parallelgeschichte‘ diskutiert[149]. Hinter letzterem verbirgt sich grob zusammengefasst die Auffassung, dass sich beide Staaten nicht nur in Abgrenzung voneinander entwickelt haben, sondern dass die Entwicklung des einen deutschen Staates nicht ohne den Einfluss des anderen erklärt werden kann, wobei der Einfluss der DDR auf die alte Bunderepublik laut Kleßmann als schwieriger zu fassen gilt als umgekehrt[150]. Der Ansatz verfolgt das Ziel, die, aus dem modernisierungstheoretischen Paradigma resultierende Dichotomisierung zwischen dem fortschrittlichen Westen und dem rückständigen Osten zu überwinden und die Geschichte der Zweistaatlichkeit als ‚integrierte‘, und damit als Geschichte der „Parallelitäten, Beziehungen und Verflechtungen“[151] zu erzählen.

So gesehen ist die Geschichte der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen eine Verflechtungsgeschichte par excellence. Selbst der Einfluss der DDR auf die alte Bundesrepublik ist in diesem Fall unverkennbar. Allerdings führt die Auseinandersetzung mit den Verflechtungen bzw. mit den verschiedenen Stimmen der Erzählung nicht automatisch dazu, dass ein ‚harmonischeres‘, enthierarchisiertes Geschichtsbild entsteht oder zu mehr innerer Einheit, wie Jarausch es sich erhofft[152]. Beginnend mit dem literarischen Zusammentreffen von westdeutscher und sich formierender ostdeutscher Frauenbewegung wird deutlich werden, dass auch eine integrierte Geschichtsbetrachtung nicht vor neuerlichen Hierarchisierungen oder Verzerrungen im Geschichtsbild bewahrt.

2.1.3 *In Zwischenzeiten*

Der Osten liegt hinter uns, der Westen vor uns. Doch vor dem Aufbruch braucht‘s einen Abschied.

Petra Lux

Nicht nur in den Sozialwissenschaften haben die qualitativen Forschungen und damit das Verstehen von innen heraus im Zuge des Systemwechsels einen beachtlichen Aufschwung erfahren. Auch in der Dokumentarliteratur wurde der brisante Stoff der Gesellschaftstransformation ad hoc bearbeitet und in Form von Gesprächsprotokollen, Aufsätzen, Essays, Briefen und Erfahrungsberichten der Öffentlichkeit präsentiert. Und dies geschah nicht nur aus Mangel an empirischem Material aus der DDR, aus Gründen der „gegenseitigen Selbstvergewisserung“[153], wie Miethe konstatiert, in selbsttherapeutischer Absicht oder weil viele dokumentarliterarische Veröffentlichungen in der DDR

[149] Vgl. u. a. Jarausch 2004; Kaelble 2005; Kleßmann 2005; Wentker 2005. Der Topos von der ‚asymmetrisch verflochtenen Parallelgeschichte‘ geht auf den Historiker Christoph Kleßmann zurück (vgl. Wentker 2005, S. 10).
[150] Vgl. u. a. Kleßmann 2005, S. 8.; Jarausch 2004, S. 11; Wentker 2005, S. 10.
[151] Wentker 2005, S. 10. Vgl. Jarausch 2004; Mählert/Möller 2008.
[152] Vgl. Jarausch 2004, S. 14.
[153] Miethe 2004, S. 45. Zum Mangel an empirischem Material aus der DDR vgl. ebd., S. 49; Kollmorgen 1997, S. 27 f.

verboten worden waren[154], sondern auch, weil die Gattung, wie in der Einleitung bereits beschrieben, eine spezifische Art von Geschichtsdarstellung verspricht: Hier wird keine Herrschafts-, sondern Erfahrungsgeschichte geschrieben.

Die Erzählung von ‚den‘ ostdeutschen Frauen wird mit dem Transformationsprozess zunächst zur Erzählung von ‚der‘ ostdeutschen Frau, der eine „Stimme verliehen“ (IZZ, 1), für die eine Öffentlichkeit hergestellt werden soll, wie es im Prätext zu Katrin Rohnstocks und Astrid Landeros Dokumentarband *In Zwischenzeiten* (1995) heißt. Etwas zur Sprache und an die Öffentlichkeit zu bringen, ist dabei weder eine neue Strategie, noch ist es neuartig, dass hierbei auf das Medium der Dokumentarliteratur zurückgegriffen wird. Diese Strategie ist ebenso aus dem westdeutschen „Siebziger-Jahre-Feminismus“ wie aus dem „Feminismus der DDR-Frauenliteratur“[155] bekannt.

Im Zuge der 1968er Bewegung und des Aufkommens der zweiten deutschen Frauenbewegung kursierte gegen Ende der 1960er Jahre unter westdeutschen Literat/inn/en die Lesart vom „Tod der Literatur und ihrer Auferstehung als Dokumentation“[156]. Belletristische Literatur wurde als bürgerlich und ‚harmlos‘ kritisiert. Sie galt als unpolitisch und damit herschaftsstabilisierend, würde nur von einem kleinen Teil der Gesellschaft rezipiert und bliebe thematisch von aktuellen, gesellschaftlich brisanten Themen isoliert[157].

Die Dokumentarist/inn/en forderten laut Miller dagegen eine „Erneuerung der Dichtung“[158]. Die „Beweiskraft ‚der Stoffe“[159], das Erlebte, Private versprach im Gegensatz zum Erdachten, Fiktiven Authentizität und im Gegensatz zum Ausschluss aus gesellschaftspolitischen Diskursen politische Beteiligung und „Einblick[e] in die Tatsachenwirklichkeit“[160]. Gefordert wurde ein „soziale[r] Realismus“[161] in der Litera-

[154] In der DDR nicht erscheinen durfte beispielsweise die *Reise nach Rostock, DDR* (1971) der wohl bekanntesten westdeutschen Autorin von Protokollliteratur, Erika Runge, sowie der ursprünglich als Auftragswerk geplante Protokollband *So sehe ick die Sache* (1984) der ostdeutschen Gabriele Eckart (vgl. Eckart 1984, S. 7). Zur staatlich gelenkten „Unhörbarkeit des Volkes in der Öffentlichkeit“ (Niethammer 1991a, S. 10) der DDR vgl. ferner ebd. Unter Verweis auf die hohe Auflagenzahl von Sarah Kirschs *Die Pantherfrau* (1973) und Maxie Wanders *Guten Morgen, du Schöne* (1977) in der DDR ist Grub dagegen der Ansicht, dass die Protokollliteratur in Ostdeutschland eine größere Rolle gespielt habe als in der alten Bundesrepublik (vgl. ders. 2003, S. 255). Es ist zwar eine interessante These zu behaupten, dass Protokollliteratur in der DDR eine andere, möglicherweise größere Bedeutung respektive Breitenwirkung hatte, als in der alten Bundesrepublik. Anhand der Auflagenzahlen lässt sich diese Vermutung allerdings nicht verifizieren. Schließlich erschien Maxie Wanders Werk in Westdeutschland in nicht weniger als 24 Auflagen, in der DDR dagegen lediglich in acht. (ausführlicher zu den unterschiedlichen Auflagen vgl. Kap. 4).

[155] Gerhard/Miethe 2004, S. 327.

[156] Schmidt 1982, S. 156 f. Vgl. Miller 1982, S. 9.

[157] Vgl. Miller 1982, S. 13. Allerdings trifft der Vorwurf der Herrschaftsstabilisierung auch den Dokumentarismus selbst. Schrang bezeichnet ihn Anfang der 1970er Jahre beispielsweise als „Produkt politischer Resignation“ (Schrang 1973, S. 35).

[158] Ebd.

[159] Schmidt 1982, 10.

[160] Miller 1982, S. 34.

tur. Es sollte nicht mehr über die Ausgeschlossenen und ‚Randgruppen' der Gesellschaft geschrieben werden, sie sollten selbst zu Wort kommen.

Die Kulturpolitik der DDR forderte bereits in den 1950er Jahren einen ‚sozialistischen Realismus' in Kunst und Literatur und eine „wahrheitsgetreue Darstellung der Realität"[162]. Allerdings wurde mit dieser Doktrin bereits im Vorfeld amtlich bindend festgelegt, wie die ‚Realität' und auch das finale literarische Produkt zu sein haben – in jeder Hinsicht parteilich im Sinne des Sozialismus und der führenden Rolle der Partei und volkstümlich zum Verständnis der Massen[163].

Hinzu kam, dass die Stellvertreterposition des Künstlers in der DDR zumindest offiziell ebenso wenig in Frage gestellt werden durfte[164], wie es in der DDR offiziell vom Diskurs Ausgeschlossene oder Unterprivilegierte gab. Zusammengenommen machte

[161] Zum Topos ‚sozialer Realismus' vgl. Derbacher 1995, S. 139 und zu Martin Walser und einem Beispiel von ‚sozialem Realismus' in der Literatur vgl. *Der Spiegel* 1968.

[162] Rüther 1992, S. 49. Die ‚Doktrin vom sozialistischen Realismus' wurde auf der II. Parteikonferenz der SED im Sommer 1952 beschlossen und sorgte nun auch in Kunst und Kultur für „ideologische Klarheit" (Rüther 1992, S. 44). Von Anbeginn setzte man in der SBZ, später dann in der DDR ähnlich wie im Nationalsozialismus auf die „Auffassung, daß Geist und Macht, Kultur und Politik zu einer Symbiose finden müßten" (Rüther 1997, S. 249). Wie Rüther exemplarisch darlegt, fokussierte das SED-Regime dabei anders als die NS-Diktatur die Möglichkeiten zur Einflussnahme und „politisch inhaltliche[n] Instrumentalisierung des einzelnen", während „es dem Nationalsozialismus […] um eine emotionale Verschweißung der Massen zur Legitimierung seiner Herrschaft ging" (ebd.). Der Literatur fiel infolgedessen die Aufgabe zu, den Einzelnen im Sinne des Sozialismus umzuerziehen, „das Volk zu formen" (Rüther 1992, S. 38), wie Rüther schreibt. Der ‚sozialistische Realismus' galt fortan nicht als eine *mögliche* künstlerische Ausdrucksform, sondern als „einzig angemessene Form" (ebd., S. 46) der künstlerischen Darstellung unter sozialistischen Verhältnissen. Dazu zählte erstens „die wahrheitsgetreue Darstellung der Realität"; zweitens „das Prinzip der sozialistischen Parteilichkeit" und drittens „die Forderung nach Volksverbundenheit und Volkstümlichkeit" (ebd., S. 49). Als realistisch im Sinne des historischen Materialismus galt grob und mit den Worten Rüthers zusammengefasst, der „in seinem Innersten geläuterte[..] Mensch […], der nicht mehr wie bisher seinen individualistischen und egoistischen Zielen nachging, sondern sich ganz in den Dienst der Gemeinschaft stellte" (Rüther 1997, S. 251; zum Historischen Materialismus vgl. Kap. 3.1.2). Abweichende Kunstauffassungen wurden „als zwangsläufige Verrohung des Geschmacks und Ausdruck der Dekadenz bürgerlichen Bewusstseins in der kapitalistischen Welt gebrandmarkt" (Rüther 1992, S. 44). Kleinschmidt spricht angesichts der Grundsätze des sozialistischen Realismus von einer „Totalisierung der Ideologie", „die nur ein Entweder-oder, ein Für-uns oder Gegen-uns erlaubt, und jede dritte Position ausschließt" (Kleinschmidt 1997, S. 44). Bei all dem geben Von Saldern, Emmerich und Rüther jedoch zu bedenken, dass historisch differierend „durchaus eine gewisse Bandbreite der jeweils erlaubten Deutungen gegeben war" (Von Saldern 2003, S. 445) und sich „ein erheblicher Teil der Literatur" im Laufe des Bestehens der DDR „aus dem didaktischen Gestus" (Emmerich 1996, S. 21) der Doktrin zu lösen vermochte. Aber auch wenn die Prinzipien der Doktrin letztlich zu „Leerformeln" (Rüther 1992, S. 46) verkamen, so betont Rüther, dass sie auch noch in den 1980er Jahren „als Berufungsinstanz" (ebd.) dienten, um unliebsame Publikationen zu verhindern (vgl. ebd.).

[163] Vgl. Kleinschmidt 1997, S. 43; Rüther 1992 und 1997.

[164] Der Künstler galt als „Ohr, Auge und Herz seiner Klasse und seines Landes" (Rüther 1992, S. 48).

diese Konstellation die Protokollliteratur und das Zu-Wort-Kommen ‚einfacher‘ Bürger zunächst erklärungsbedürftig – wobei die Popularität von Maxie Wanders Protokollband mit Sicherheit dazu beigetragen hat, Protokollliteratur auch in der DDR salonfähig zu machen – was Nachfolgewerke aber wiederum nicht vor der Zensur bewahrte (vgl. Kap. 2, Anm. 154).

Um dem Vorwurf zu entgehen, das Genre Interviewliteratur sei mit seiner Fokussierung auf das Individuum und sein Erleben bourgeois und reaktionär, betont Morgner beispielsweise, dass erst die Befreiung von Unterdrückung es den Erzählenden möglich gemacht habe, „ihre Charaktere auszubilden und eigenartige Gedanken. Eigenständige, unersetzbare; unverwechselbar aus sozialistischer Existenzform gewachsen“[165]. Und die Literaturwissenschaftlerin Ursula Püschel historisiert das Problem – eine Strategie, die offenbar typisch für öffentliche Auseinandersetzungen mit Phänomenen war, die in der DDR offiziell als inexistent galten (ausführlicher zur Historisierung von Problemlagen vgl. Kap. 4.1.1). Püschel erklärt ferner, dass die Sprachlosigkeit spezifischer Gruppen der DDR in der bürgerlichen Gesellschaft begründet und besonders wirkmächtig sei, weshalb sie auch unter sozialistischen Verhältnissen noch nachwirke: „Es ist daher charakteristisch, daß besonders zwei vernachlässigte, lange Zeit im Puppenstand des Objekts gehaltene Menschengruppen durch die Dokumentarliteratur aus der Wortunmächtigkeit befreit werden: Die Frauen und die sogenannten einfachen Menschen“[166].

Die Sozialwissenschaftlerin Susanne Diemer wiederum adaptiert diesen DDR-spezifischen Gedankengang Ende der 1980er Jahre und erklärt Dokumentarliteratur in Anlehnung an Püschel kurzerhand zum „Genre der Frauen und der sogenannten einfachen Leute“. Dokumentarliteratur sei ein „Seismograph gesellschaftlicher Problemlagen“ und artikuliere „Interessen sozialer Gruppen […], deren Probleme gesellschaftlich marginalisiert werden“[167]. Anlass und Intention werden bei Diemer zum Charakteristikum eines Genres. Die Sozialwissenschaftlerin generiert hier einen vorsprachlichen, genregebundenen Subtext, der unabhängig von den letztendlichen Narrationen bereits im Vorfeld der Rezeption eine verbindliche Deutung über den zu vermutenden Inhalt des Werkes anbietet: Im Text werden Geschichten marginalisierter Gruppen erzählt.

Im Folgenden kann gezeigt werden, dass vor allem das Medium Protokollliteratur durch diesen ‚Schulterschluss‘ von Genre und ‚Botschaft‘ nach 1989 zunehmend seine „oppositionelle[..] Tendenz“[168] verliert und immer mehr der Akkreditierung ‚innerer Zustände‘ als Ausdruck gesellschaftlicher ‚Wirklichkeit‘ dient – in diesem Fall der Beglaubigung der These, als ostdeutsche Frau pauschal zu einer marginalisierten Gruppe zu gehören.

Unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Staatssozialismus zeichnen aber zunächst qualitativ sehr unterschiedliche Selbstzeugnisse das Bild von der DDR-Frau und einem schwierigen Aufbruch in das neue Gesellschaftssystem. Wie sich gerade angedeutet hat und in den unmittelbar folgenden Kapiteln näher ausgeführt werden wird, ist es dabei nicht unerheblich, dass vor allem „überdurchschnittlich qualifiziert[e], ökonomisch unabhängig[e], experimentierfreudige[..] und politisch eher im linken Spektrum“

[165] Morgner 1979, S. 68.
[166] Püschel 1987, S. 78.
[167] Diemer 1989, S. 134 f.
[168] Miller 1982, S. 27.

(VME, 12) angesiedelte Frauen den Anfang machten, das Bild von der DDR-Frau zu enthüllen.

Bereits Anfang Dezember 1989 gingen die österreichische Journalistin Erica Fischer und die ostdeutsche Journalistin Petra Lux ein „Joint Venture" (OkS, 12) ein und veröffentlichten 1990 unter dem Titel *Ohne uns ist kein Staat zu machen*[169] sechzehn Interviewprotokolle zum Thema: *DDR-Frauen nach der Wende*. Mit der zur damaligen Zeit allgegenwärtigen Wendeterminologie ‚Joint Venture' verband man vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht die Hoffnung auf Kooperation mit der alten Bundesrepublik, die zur Gesundung der heimischen Wirtschaft führen sollte[170]. Ein Zusammenschluss von Ost- und Westunternehmen, bei dem „Kenntnisse von beiden und Geldmittel bei gleichzeitiger Teilung von Gewinn und Risiko zusammengelegt werden"[171] sollten, war aber bereits im Herbst 1989 vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Situation in der DDR nicht mehr möglich.

„Die Verschuldung im nichtsozialistischen Wirtschaftsgebiet" war bis Oktober 1989 „auf eine Höhe gestiegen, die die Zahlungsfähigkeit der DDR in Frage stellt[e]"[172], wie Gerhard Schürer, Leiter der Plankommission, nach dem Sturz Erich Honeckers dem Zentralkomitee berichtete. Der Verschleißgrad der industriellen Ausrüstungen lag in einigen Industriezweigen bei über 60 %, die Arbeitsproduktivität im Vergleich mit der alten Bundesrepublik bei 40 %[173]. Hinzu kam, dass in vielen Großstädten wie Leipzig, vor allem aber in mittleren Städten wie Görlitz „tausende von Wohnungen […] nicht mehr bewohnbar"[174] und das Gesundheitswesen und die Infrastruktur zugunsten groß aufgelegter Wohnungsneubauprogramme und großindustrieller Prestigeprojekte vernachlässigt worden waren[175]. „Allein ein Stoppen der Verschuldung" hätte im Jahr 1990 aber „eine Senkung des Lebensstandards um 25-30 %" erfordert und damit die „DDR unregierbar"[176] gemacht, wie Schürer ferner darlegte.

Der Begriff ‚Joint Venture' bildete eine Brücke zu den Hoffnungen, die sich mit dem ost-westdeutschen Sonderweg verbanden und die nahezu abrupt abbrachen, als deutlich wurde, dass die jeweils anderen Ressourcen mit den eigenen inkompatibel waren. Innerhalb von nur wenigen Monaten schlug der Traum von einem Joint Venture nicht nur auf wirtschaftlicher Ebene in ein „stiefschwesterliche[s] Verhältnis"[177] um.

Für die ostdeutsche Autorin Petra Lux war die Arbeit an *Ohne uns ist kein Staat zu machen* (1990) Aufbruch und Abschied zugleich, wie das Eingangszitat zu diesem Kapitel zeigt. Abschied von den „DDR-Frauen, die es bald nicht mehr gibt" (OkS, 14), wie sie im Vorwort noch ohne die wehmütige, verklärende Konnotation schreibt, die im Laufe der nächsten fünf Jahre die Erzählung über die DDR-Frauen dominieren wird.

169 Zum gleichlautenden feministischen Manifest der (sich im Dezember 1989 formierenden) ostdeutschen Frauenbewegung vgl. Merkel 1990b, S. 28 f.
170 Zum Begriff des Joint Venture vgl. auch Rochtus 1999, S. 160 f.
171 Pollert et al. 2009, S. 282.
172 Schürer 2010, S. 75.
173 Vgl. ebd., S. 75 f.
174 Ebd., S. 74.
175 Vgl. ebd., S. 73 u. 76.
176 Ebd., S. 87.
177 Rohnstock 1994a, S. 9.

Die in Westdeutschland lebende Autorin Erica Fischer wiederum fand in Petra Lux eine ostdeutsche feministische Stimme, auf die sie seit dem Herbst 1989 mit wachsender Ungeduld gewartet hatte – da die Revolution, wie sie sich ihr darstellte, „reine Männersache war“ (OkS, 11).

Eine „Annäherung zweier Kulturen über die gemeinsame Arbeit“ (OkS, 14), wie es sich beide Autorinnen gewünscht hatten, hatte das Joint Venture jedoch nicht zustande gebracht. Die „persönliche und politische Verschiedenheit […] ist als Distanz zwischen uns geblieben“ (OkS, 12), wie Erica Fischer konstatiert, gleichzeitig aber noch im Sinne einer positiven „Spannung“ (OkS, 12) interpretiert. Was dieser Band indessen zustande gebracht und aufzeichnet hat, ist nicht nur ein „breite[s] Spektrum an Frauenpersönlichkeiten“ (OkS, 14), wie von Petra Lux intendiert, sondern es sind Geschichten, die im Zuge des Transitionsprozesses nicht mehr kommuniziert werden und heute nahezu vollständig aus der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen ‚herausgefallen‘ sind. Die zum Zeitpunkt des Interviews 45 Jahre alte Silvia E. erzählt beispielsweise:

> Ich habe zwar Ökonomie studiert, aber eine ganz andere als sie in der BRD betrieben wird. Ich habe mich auch schon damit abgefunden, mich unter Wert zu verkaufen und irgendwo im Westen als Verkäuferin anzufangen. Mein Leben ist versaut, weil ich in der Zeit, wo ich noch jung war und voller Schaffenskraft und Tatendrang, nur schmalspurig durchs Leben gelaufen bin. *Immer nur arbeiten, studieren, arbeiten, studieren, Häuschen bauen, Garten umbuddeln, und das war's.* Wenn die Mauer vor 20 oder 25 Jahren geöffnet worden wäre, wäre mein Leben ganz anders verlaufen. Da hätte ich auch nicht Ökonomie studieren müssen, ich wäre garantiert zwei Jahre zu Hause geblieben bei meinem Kind und hätte dann Slawistik studiert. Bei uns kann man ja nicht einmal studieren, was man will. (OkS, 35 f.; Hervorh. v. der Verf.)

Die Aufzählung zu verrichtender Tätigkeiten wie „arbeiten, studieren, arbeiten, studieren“ ist nicht nur ein Stilmittel, dessen sich diese Erzählerin bedient. Die Autorinnen Doris Paschiller (1980) und Brigitte Martin (1981) verwenden es ebenso, wie die Wissenschaftlerin Irene Dölling (1986) und der Drehbuchautor Ulrich Plenzdorf für die Figur der Paula (1973)[178]. Es dient der Veranschaulichung einer sehr DDR-spezifischen Utopie, „die Lieben und Arbeiten, schöpferische Berufstätigkeit und mit Kindern zu leben verbindet“, wie Emmerich den Selbstverwirklichungsanspruch ostdeutscher Frauen beschreibt und den „keine dieser Gestalten […] durchhalten oder gar erfüllen“[179] konnte (ausführlicher dazu vgl. Kap. 3.3).

Etwas, das ebenfalls als Erzählung über die DDR und aus DDR-Zeiten bekannt ist, ist das der „Unsägliche[n] Ästhetik“[180], wie es Niethammer in der *Archäologie des Lebens* wie folgt paraphrasiert: „Daß die Menschen sich im Grau ihrer Kleider und Häuser verbergen, daß sie keinen Stolz in die Gestaltung ihrer Umwelt setzten oder setzen könnten, ist ihm [dem Priester Nikolaus Frankl, Anm. d. Verf.] ein Zeichen für die Ermattung und Zermürbung der personalen Kräfte“[181]. Der Sozialwissenschaftler

[178] Zum DEFA-Spielfilm *Die Legende von Paul und Paula* (1973) vgl. Buchholz 2010.
[179] Emmerich 1996, S. 300. Vgl. dazu auch Grub 2003, S. 261.
[180] Niethammer 1991b, S. 595 f.
[181] Ebd., S. 603 f.

fährt fort: „Ich hatte mir vorgestellt, ein Priester in der DDR habe andere Sorgen als ihren Mangel an Lust und Schönheit. Und doch bin ich froh, daß er so eingehend davon redet, denn für mich war die Reise durch die DDR auch oft eine Beklemmung der Augen, und sonst hat keiner meiner Gesprächspartner sich bei Fragen der Schönheit aufgehalten“[182]. Dieses offenbar nicht häufig kommunizierte Motiv der „sinnlichen“, d.h. visuellen „Erfahrbarkeit seelischer Zustände“[183], wie Niethammer es nennt, hat auch die Ökonomin Silvia E. formuliert: „Jeder Mensch ist ja unterschiedlich, hat unterschiedliche Neigungen, in der DDR war alles grau in grau. Es war nur darauf ausgerichtet, daß die Leute eine Wohnung und ausreichend zu essen haben und am nächsten Tag wieder arbeiten gehen können. Mehr hat man nicht für nötig gehalten (OkS, 37 f.).

Nahezu gänzlich tabuisiert wird heute das Thema der Wochenkrippen und Wochenheime, Betreuungseinrichtungen für Säuglinge, Kleinkinder und Kinder in der DDR, „wo die Kinder montags abgeliefert und freitags wieder abgeholt wurden“ (OkS, 41; ausführlicher dazu vgl. Kap. 2.2.3), damit die Mütter im Schichtdienst arbeiten konnten. Eine Näherin, eine Meisterin und eine Küchenleiterin berichten ferner und u. a., dass Pünktlichkeit, Arbeitszeit und Arbeitsnorm in ihrem Betrieb nicht so ernst genommen (vgl. OkS, 62 u. 115), dass geschludert wurde, wie es selbst im Schürer-Bericht zur Unproduktivität „in der gesamten Wirtschaft“[184] heißt. Und eine LPG-Bäuerin bettet ihre Sorge darum, wie es nach der Wende weitergehen soll, noch in eine andere Geschichte als die vom Ausverkauf und der Vereinnahmung der DDR durch den Westen ein:

> Nun haben alle die Sorge, wie es werden soll. […] Wenn eine so große Wirtschaft auf dem Haufen ist, da geht nicht alles glatt, das ist unübersehbar, das sind ja mehr als 3000 Hektar. Das Stroh wurde in die Luft gepustet, dem Boden fehlt der Humus, jedes Jahr wurde immer mehr Kunstdünger verwendet, so viel Gift. Wir haben Kartoffel [sic] angebaut, was denken Sie, wie wir in diesem Gift gewirkt haben, ohne Gummizeug konnten wir gar nicht dazwischen. Manchmal haben sie auch aus dem Flugzeug auf uns draufgesprüht, das war manchmal unvermeidbar. Als dann die großen Maschinen kamen, war die Bearbeitung nicht mehr wie früher. Die Mähdrescher sind ja Zentner schwer, das hat den Boden vernichtet. Jeder hat nach Leistung gearbeitet, Hektar, Hektar, Hektar, ob Frauen oder Männer, jeder wollte verdienen. Anfangs haben wir noch versucht, etwas dagegen zu sagen, aber sie haben uns den Mund verboten. Wenn man vorwärts kommen und was verdienen wollte, dann war man still. Es waren schon welche dabei, die nicht still hielten, aber die konnten sich die Prämie aus dem Kopf schlagen oder die Qualifizierung. Das war ein schweres Arbeiten. Jetzt sind wir durch, kriegen unsere Rente, haben unser Möglichstes getan. Die Kinder wollten nicht hierbleiben, die LPG war nichts für die Jugend, die sind alle weggezogen. Jetzt können wir nur hoffen, daß uns die Rente bleibt, daß sie ein bißchen erhöht wird, wenn alles teurer wird, damit wir uns auch weiterhin was leisten können. (OkS, 80 f.)

Das sind nur einige Beispiele, die einen Einblick geben in die erzählten Motive ‚weiblicher‘ Lebenswelten in der DDR, die scheinbar allein in dieser ‚Zwischenzeit‘ der weni-

[182] Ebd., S. 604.
[183] Ebd.
[184] Schürer 2010, S. 83.

gen Monate zwischen dem Aufbruch im Herbst 1989 und Anfang/Mitte der 1990er Jahre zu dokumentarischen Geschichten wurden[185]. Was nach dieser historisch sehr kurzen Phase geschah, als Ost und West aufeinandergetroffen waren und mittlerweile auch spürbar war, dass eine Wiedervereinigung eben kein Joint Venture, sondern mit harten Einschnitten und Verwerfungen verbunden sein würde, ist mit Sicherheit nicht „auf ein Kommunikationsproblem oder eine kulturelle Differenz zu reduzieren"[186], wie auch Miethe konstatiert.

Was jetzt auf der Handlungsebene passierte, war, dass man sich nahezu ausschließlich auf den neuen Ost-West-Konflikt konzentrierte. Während es der westdeutschen Autorin Erica Fischer noch „unverständlich" war, „wie berufstätige Mütter und politisch wache Arbeiterinnen über die ‚sozialpolitischen Errungenschaften'" der DDR „herzogen" (OkS, 12), ist in der darauffolgenden Dokumentarliteratur von diesen ‚Verunglimpfungen' nicht mehr bzw. allenfalls am Rande die Rede. Sukzessive werden die diktaturspezifischen Unrechtserfahrungen aus den Geschichten eliminiert und neue, vermeintliche und reale Ungleichheitserfahrungen, nämlich die zwischen Ost und West, fokussiert.

Ulrike Helwerth und Gislinde Schwarz – ebenfalls ein ost-westdeutsches Joint Venture – suchen in *Von Muttis und Emanzen* bereits eine Antwort auf die „Fremdheit" (VME, 10), die sich zwischen ost- und westdeutschen Feministinnen statt der erwarteten „Schwesternschaft" (VME, 12) auftat: „Die idealisierte Schwesternschaft erwies sich nach vierzig Jahren getrennter Geschichte als doppelt falsch. Die sich hier begegneten, hatten offenbar weder gleiche Wurzeln, noch teilten sie gleiche Interessen. Sie waren sich fremd. […] hier Muttis, dort Emanzen?" (VME, 10).

Dreißig Frauen haben die Autorinnen von September 1992 bis März 1993 interviewt, 16 ostdeutsche, 14 westdeutsche, bis auf drei Ausnahmen alle Akademikerinnen. Entstanden ist eine lesenswerte, sachliterarische Studie, die die unterschiedlichen ost- und westdeutschen Vorerfahrungen dokumentiert – von der Kinderfrage und dem Lebensbereich der Arbeit über die Männer- und Frauenfrage bis zu den Vorbildern der Frauenbewegungen, die in Ost und West sehr unterschiedlich waren. Die ostdeutschen Interviewpartnerinnen berichteten von literarischen Vorbildern: *Dshamilja* von Tschingis Aitmatow (1962) und Paula aus dem DEFA-Film *Die Legende von Paul und Paula* (1973), beide Figuren Rebellinnen der Liebe (vgl. VME, 86 f.). Von den westdeutschen Erzählerinnen wurden in der Hauptsache radikale Rebellinnen genannt, von Alice Schwarzer bis zu Gudrun Ensslin und Petra Kelly, die „eben" teilweise in realen „Katastrophen enden" (VME, 93).

In den Kapiteln über das Zusammentreffen ost- und westdeutscher Feministinnen ist aber bereits hier ein Deutungsmuster herauszulesen, das Katrin Rohnstocks *Stiefschwestern* (1994) thematisch dominiert. In *Von Muttis und Emanzen* heißt es dazu:

> Feministinnen aus Ost und West stehen in einem Dominanzverhältnis zueinander. Darin demonstriert die Westseite – subtil oder ganz offen – immer wieder ihre Überlegenheit.

[185] Eine ähnliche Themenvielfalt wie *Ohne uns ist kein Staat zu machen* zeigen Karen Margolis *Der springende Spiegel* (1991) und Holde-Barbara Ulrichs *Schmerzgrenze. 11 Porträts im Gespräch* (1991).

[186] Gerhard/Miethe 2004, S. 334.

> Dieses Gefühl der Überlegenheit ist tief verwurzelt im vierzigjährigen Verhältnis DDR-BRD und fand seine Bestätigung in der Vereinigung. Der Westen ging als ‚Sieger' aus dem Konkurrenzkampf der Systeme hervor, und von dieser Siegermentalität sind auch westdeutsche Feministinnen angesteckt, mag ihre Einstellung zur Bundesrepublik Deutschland noch so ‚kritisch' sein. Auf der Ostseite wird ein entsprechendes Unterlegenheitsgefühl kompensiert mit einem Gefühl menschlicher Überlegenheit. (VME, 28)

Der Psychotherapeut Hans-Joachim Maaz spricht an dieser Stelle nicht von einer Annexion oder Kolonialisierung durch die alte Bundesrepublik, wie es im Zitat mit Verweis auf die „Siegermentalität" anklingt, sondern von einer „Adoption"[187]. Damit schwächt er nicht die These von der Kolonialisierung der Ostdeutschen ab. Hinter dieser Feststellung verbirgt sich vielmehr die entgegengesetzte Auffassung, dass eine „wirkliche" Demokratisierung, die „in den Seelen der Menschen beginnt"[188], nicht stattgefunden habe. Die Maueröffnung habe „eine Ersatzbefriedigung nach außen eröffnet[..], wo ein innerer Reinigungsprozeß dringend nötig gewesen wäre"[189]. Anstatt sich mit den Deformationen und Schädigungen des repressiven Systems der DDR auseinanderzusetzen, habe man auf „äußere Rettung gehofft"[190] und sich von der alten Bundesrepublik adoptieren lassen. „Man wich der Auseinandersetzung mit der inneren Problematik aus, indem man auf äußere Veränderungen hoffte"[191] und war letzten Endes von denen, die diese Veränderungen bringen sollten, enttäuscht.

Insbesondere Maaz Äußerung, dass sich kaum ein/e DDR-Bürger/in den repressiven Normen des Systems und der damit erlittenen „Schädigung entziehen konnte"[192], hat Anfang der 1990er Jahre großen Widerspruch evoziert[193]. Dabei behauptete Maaz weder, dass die psychosozialen „Altlasten"[194] der DDR irreversibel seien, noch leugnete er die neue und erneute „Fremdbestimmung"[195] durch den Westen und seine Überlegenheitsdemonstrationen[196], wie folgendes Beispiel zeigt:

> Mit welcher Gewinnsucht die Unkenntnis, geringe Erfahrung und Bedürftigkeit der ostdeutschen Menschen von unseriösen Händlern, aber auch von Banken und Versicherungen ausgenutzt werden, spottet jeder Beteuerung des wohlwollenden Interesses an unserer Zukunft und des Verständnisses für unsere Bedürfnisse. Mittlerweile kann fast jeder ehemalige DDR-Bürger sein Leid klagen über Übervorteilung, Betrug, gewinnträchtig aufschwatzende Suggestionen mit voreiligen Fehlentscheidungen. Zwischen politischen Versprechungen und Vereinbarungen und der nackten Wirklichkeit der ökonomischen Interessen besteht eben wie eh und je ein riesiger Unterschied.[197]

[187] Maaz 1991, S. 3.
[188] Ebd., S. 4.
[189] Ebd., S. 10.
[190] Ebd., S. 4.
[191] Ebd.
[192] Ebd., S. 3.
[193] Vgl. ebd., S. 8.
[194] Ebd., S. 5.
[195] Ebd., S. 6.
[196] Ebd., S. 8.
[197] Ebd., S. 6.

Was Maaz hingegen kritisiert, spiegelt sich auch in den hier vorgestellten Dokumentarwerken und Querbeziehung zu wissenschaftlichen Texten wider. Die Auseinandersetzung mit den DDR-spezifischen „schwerwiegend[en] Gesellschaftsdeformation[en]“, wie Maaz es nennt, wird nicht nur verdrängt. Die Bedeutung der sozio-kulturellen Kontexte der Ausgangsgesellschaft dafür, dass die DDR-Bürger/innen übervorteilt werden konnten, wird schlicht negiert. Es wird suggeriert, dass die Menschen der DDR nicht mit einem systemspezifisch determinierten Erfahrungshorizont in die deutsche Einheit gegangen waren. Dazu gehört auch die Feststellung, dass die Hoffnungen auf ein Joint Venture auf der „illusionären Überschätzung und Verkennung des Westens“ aufgebaut waren und zudem auch als Fortführung dessen zu begreifen sind, was die Ostdeutschen „schon in der frühen Kindheit lernen und unter der Herrschaft der Politbürokratie erfahren mußten“[198].

Es ist an dieser Stelle ähnlich wie mit dem Beispiel Kollmorgens und seiner Auseinandersetzung mit der Soziologie der DDR. Makrostrukturell betrachtet hat es in der DDR einen Modernisierungsrückstand gegeben und ist es unmöglich, die Soziologie der DDR mit der professionalisierten Soziologie der alten Bundesrepublik zu vergleichen. Oder, um mit Parsons zu sprechen, die Stufe gesellschaftlicher Entwicklung in der DDR war vergleichsweise ‚primitiv‘. Dazu zählen auf der Mikroebene der handelnden Akteure eben auch Handlungskompetenzen wie Anpassung und Unterordnung. Und damit ist lediglich gesagt, dass diese Verhaltensweisen in der DDR lebensnotwendig waren, aber keinesfalls, dass sie von allen und umstandslos bejaht wurden, geschweige denn irreversibel gewesen sind.

Dass diese Handlungskompetenzen lebensnotwendig waren, bedeutet wiederum nicht, dass sich jede/r dem Gesellschaftssystem der DDR angepasst und untergeordnet hat. Es ist aber ebenso verfehlt zu glauben, dass die „Erziehung zur Heuchelei, zur Doppelzüngigkeit und unechten Fassade, zur Unterordnung und Anpassung“[199] psychosozial folgenlos geblieben ist. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, inwiefern die Ostdeutschen für ein Joint Venture mit einem vielfach differenzierten Gesellschaftssystem der alten Bundesrepublik überhaupt gerüstet waren? Maaz glaubt jedenfalls, dass die Menschen in der DDR es größtenteils nicht waren und Untersuchungen des Instituts für Demoskopie Allensbach scheinen ihm Recht zu geben:

> Als das Institut für Demoskopie Allensbach im Frühjahr 1990 die ersten Umfragen in der damaligen DDR organisierte, zeigte sich, daß in Ostdeutschland kein Wertewandel stattgefunden hatte. Die Einstellung der Ostdeutschen Bevölkerung zur Familie, zur Arbeit, zur Kindererziehung ähnelte auffallend den Antworten der westdeutschen Bevölkerung aus den 50er Jahren.[200]

Kinder zu Höflichkeit und gutem Benehmen zu erziehen, gehörten ebenso zu den präferierten Tugenden wie Arbeitseifer, Sparsamkeit, sich unterordnen und einer Ordnung

[198] Ebd.
[199] Ebd., S. 3.
[200] Institut für Demoskopie Allensbach 2003, S. 12.

anpassen zu können[201]. Eine Auseinandersetzung über diese ‚Ressourcen‘ für das ost-westdeutsche Joint Venture hat in der feministischen Debatte jedoch nicht stattgefunden bzw. wurde allenfalls für eine kurze Zeit und in den hier vorliegenden Dokumentarbänden in *Ohne Frauen ist kein Staat zu machen* (1990), *Der springende Spiegel* (1991) und *Von Muttis und Emanzen* (1995) geführt.

In der von Katrin Rohnstock herausgegeben Anthologie mit dem wirkmächtigen Titel *Stiefschwestern* (1994) wird die Fremdheit zwischen ost- und westdeutschen Frauen schließlich zum Hauptthema der dokumentarischen Veröffentlichung, in der nurmehr ausschließlich Akademikerinnen aus Ost und West zu Wort kommen. Die vor allem literarisch sehr unterschiedlichen Beiträge bestätigen die Differenz: „[D]ie Kluft zwischen Ost und West scheint insbesondere bei den Frauen groß“[202].

Etwas weniger als zehn Jahre nach Erscheinen von *Stiefschwestern* wiederholt sich ein ähnlicher Erfahrungsaustausch auf wissenschaftlicher Ebene. Im Tagungsband *Geschlechterkonstruktionen in Ost und West* (2004) ist der „Ost-West-Dialog“ zwischen der gebürtigen ostdeutschen Erziehungswissenschaftlerin Ingrid Miethe und der westdeutschen Soziologin Ute Gerhard dokumentiert. Das Gespräch wurde auf einer gleichnamigen Tagung im Jahr 2002 geführt, überarbeitet und letztlich in Dialogform dokumentiert. Ausgehend von der Annahme, dass eine Ost-West-Synthese noch nicht stattgefunden habe, erklären sich beide Wissenschaftlerinnen zur Repräsentantin der Eigengruppe und erläutern der jeweils anderen Seite ihre Position: Gerhard erläutert aus historischer Perspektive die Genese westlich-feministischer Diskurse und deren Bedeutung für die westdeutsche Frauenbewegung und auch Miethe stellt DDR-Spezifika heraus[203]. Die Wissenschaftlerin kommt dabei jedoch stets auf die Ebene der „Differenzerfahrungen“[204] zurück.

Wie bereits erwähnt, sind die Differenzen ihrer Meinung nach weder allein kulturell, noch „auf der Basis verschiedener Sozialisationen *vor* 1989 zu verstehen“, sondern vor allem ein Ergebnis der Wiedervereinigung, die laut Miethe ein „einseitige[r] Anpassungsprozess Ost an West“[205] war. Ihr zufolge leidet die neue bundesrepublikanische Gesellschaft an einem evidenten Machtungleichgewicht „zu ungunsten der Ostseite“[206]. Ost- und westdeutsche Feministinnen hätten während ihres Zusammentreffens „grundverschiedene Stellung[en] im sozialen Raum“[207] innegehabt, was wiederum einen herr-

[201] Vgl. ebd., S. 15. Zum Wertewandel in Ost- und Westdeutschland nach der deutschen Einheit siehe auch Noelle-Neumann/Petersen 2001, S. 15 f. Zur Systemspezifik des Wertewandels in der DDR vgl. Van Deth 2001, S. 23 f.

[202] Rohnstock 1994b, S. 119.

[203] Miethe erklärt beispielsweise, dass sich ostdeutschen Frauen nicht die Frage stellte, „*ob*“ die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Familie möglich war, sondern „*wie* dies zu bewerkstelligen sei“ (Gerhard/Miethe 2004, S. 329; Hervorh. im Orig.), oder dass der Begriff ‚Parteilichkeit‘ in der DDR ein Reizwort war, weil er an die offizielle Axiomatik erinnerte (vgl. ebd., S. 331; zu den Paradigmen des westlichen Feminismus vgl. Kap. 3.2.3).

[204] Miethe 2004, S. 49.

[205] Miethe/Gerhard 2004, S. 330; Hervorh. im Orig. Auch die Soziologin Birgit Bütow bezeichnet den „Prozeß der Vereinigung“ in *Stiefschwestern* als „bundesrepublikanische Vereinnahmung“ (Bütow 1994, S. 107).

[206] Miethe/Gerhard 2004, S. 334.

[207] Ebd.

schaftsfreien Diskurs unmöglich gemacht habe. Westdeutsche Feministinnen werden von Miethe zu (unfreiwilligen) Angehörigen und Vertreterinnen einer „westdeutschen ‚Dominanzkultur‘“[208]und ostdeutsche Frauen mit ihrer „doppelte[n] Identität […] als Frauen und Ostdeutsche“[209], ähnlich wie von Diemer, pauschal zu Angehörigen einer marginalisierten Gruppe erklärt.

Zwar ließe sich „eine gewisse ‚Ritualisierung der Opferhaltung‘ auf der Ostseite nicht übersehen“[210], so Miethe zu den Problemen, die dieses Deutungsmuster evoziert. Trotzdem hält die Wissenschaftlerin an dem Bild von Ost und West als „Konfrontationsgruppen mit einem deutlich hierarchischen Gefälle“[211] fest. Analog dazu ist laut Miethe auch „das Schweigen zwischen Ost und West […] hierarchisch ungleich verteilt“[212] und für den Osten folgenreicher als für den Westen: „Wenn das Schweigen dauerhaft wird, und die Ost-West-Thematik einfach zu den Akten gelegt wird, bedeutet dies v. a. für die ostdeutsche, nicht-dominante Seite, dass ihre Themen dauerhaft nicht in die gesamtdeutsche Diskussion eingebracht werden können“[213].

Diese Befürchtung wird sich letztlich als unbegründet erweisen und in ihr Gegenteil verkehren. Die „vielbeschworene[..] ‚verschwiegene[..]‘ Ost-Frau“ (IZZ, 1) ist bis heute medial präsent und nicht nur in dem an dieser Stelle abschließend erwähnten Dokumentarband *In Zwischenzeiten* (1995) des ost-ostdeutschen Autorinnen-Duos Katrin Rohnstock und Astrid Landero. „Seit ich den Westen kenne, bin ich stolz, aus einem sozialistischen Land zu kommen“ (IZZ, 50), erzählt hier beispielsweise die Ich-Figur der Gesine, ehemals Oppositionelle, in einem Ausschnitt aus ihrem Reisetagebuch. „Die Eroberer zivilisieren uns“ (IZZ, 100), heißt es an anderer Stelle. Das Buch, das laut Vorwort der Autorinnen auf dokumentarischem Material beruht (vermutlich haben sich die Autorinnen hier selbst anonymisiert), gibt ein Lehrstück in Sachen nivellierender Ost-West-Klischees.

„Der Osten war anders, nicht schlechter. Jedes Land hat seine Eigenheiten. Das begreife ich jetzt“ (IZZ, 55), heißt es ferner im Reisetagebuch. „Berlin erscheint“ der Erzählerin überdies „amerikanischer als San Francisco“ (IZZ, 46), da die Frauen „gesprächig und freundlich“ und „nicht aufgemotzt wie die westdeutschen Business-Damen und Hausfrauen“ wären, „die mit ihrer überzogenen Aufmachung deformiertes Selbstbewußtsein übertünchen oder als Folge von angespanntem Geschäftslächeln Krähenaugen bekommen“ (IZZ, 46). Und auch die von den westdeutschen Feministinnen geführte „Debatte um sexuelle Gewalt“ habe „eine schreckliche Nebenwirkung: Prüderie im Umgang der Geschlechter“ (IZZ, 48). In der DDR hingegen sei sexuelle Gewalt kein „Problem“ (IZZ, 49) gewesen. Das sei nicht etwa auf die „fehlende[..] Aufklärung“ (IZZ, 49) zurückzuführen. Ostdeutsche Frauen „erleben Männer nicht als Bedrohung und wollen sie nicht zu Tätern abstempeln“ (IZZ, 49).

So stereotyp die hier ‚protokollierten‘ Meinungen auch sein mögen, sie zeigen, dass das Genre Dokumentarliteratur auch dann seinen aufklärerischen Impetus verlieren

[208] Ebd.
[209] Ebd., S. 338.
[210] Miethe 2004, S. 61.
[211] Ebd., S. 63.
[212] Ebd., S. 64.
[213] Ebd. S. 65.

kann, wenn ostdeutsche Frauen zu Wort kommen. *In Zwischenzeiten* reicht nach meinem Dafürhalten jedenfalls nicht einmal mehr in die Sphäre der Nachrichtenübermittlung hinein, sondern dient nur noch der Meinungsbildung[214]. Die nachfolgenden Analysen werden diese Ansicht nicht nur bestätigen, sondern sowohl Diemers These vom ‚Genre der Frauen' als auch Miethes ‚opferidentifitzierte' Identitätskonstruktionen (Jureit/Schneider 2010) widerlegen.

2.2 *Die Frauen von ORWO*

> *So scheinen die Dokumente für sich selbst zu sprechen und sind doch nur das Sprachrohr des Autors, der als informierter Zeitgenosse, Reporter, Regiesubjekt und Herausgeber, nicht jedoch als Schriftsteller im Wortsinne fungiert.*
>
> *Nikolaus Miller*

In den bislang erwähnten dokumentarischen Werken wird noch kein Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben. Vielmehr findet sich in allen Veröffentlichungen ein ähnlicher Hinweis wie in *In Zwischenzeiten*. Hier heißt es: „Wir dokumentieren […] Erfahrungen […] Eine Bestandsaufnahme, die wahr ist wie jeder Text: subjektiv, begrenzt, einseitig – eine Bestandsaufnahme der Sinne: Sehen, Hören, Fühlen, Erleben" (IZZ, 7). Gleichzeitig finden sich in diesem Band aber auch die wenigsten Hinweise darauf, auf welches dokumentarische Material zurückgegriffen und wie es bearbeitet wurde. Die Feststellung: „Das vorliegende Buch beruht auf dokumentarischem Material" kommt aber bereits einer Beglaubigung der ‚wahrhaften' Darstellung gleich, die wenig später durch die bloße Aussage untermauert wird, dass erst durch Verfremdung die Reisetagebücher der Ich-Figuren Esther und Gesine „authentisch" (IZZ, 7) geworden wären.

[214] Miller zufolge sprechen „alle ‚Berichte', ‚Protokolle', ‚Dokumentarstücke' und ‚Textmontagen' […] ihre Leser oder Zuschauer als *Zeitgenossen* an und reichen so als literarische Werke in die Sphäre der Nachrichtenübermittlung und Meinungsbildung hinein" (Miller 1982, S. 14; Hervorh. im Orig.).

Während in den bislang erwähnten Werken das dokumentarische Material überwiegend literarisch aufbereitet wurde, verzichten die Autorinnen der *Frauen von ORWO* (1995), Angelika Behnk und Ruth Westerwelle, auf diese Form „literarischer Autorschaft"[215]. Sie werden, wie Wilpert es ausdrückt, zu „bloßen Arrangeur[innen] montierter Texte"[216]. Nicht die Aufklärung, sondern die authentische Wiedergabe ist jetzt das kennzeichnende ‚literarische' Prinzip. Blödorn zufolge liegen Behnk und Westerwelle mit ihrer Intention im Trend des Dokumentarismus der 1990er Jahre, der „ein wiederauflebendes Interesse am Authentischen"[217] erkennen lässt. Im Vorwort der *Frauen von ORWO* heißt es analog dazu:

> Doch das Wichtigste war: Es sollte nicht zum x-ten Mal über die Menschen berichtet werden. Die Frauen von ORWO sollten ihre Geschichte selbst erzählen; sie selbst entschieden, was ihnen erzählenswert erschien. Sichtbar wird ein authentisches Stück Zeitgeschichte. Es dient dem gegenseitigen Verständnis, macht hoffentlich neugierig auf neue Fragen und regt weitere Arbeiten an. (ORWO, 7)

Zu Wort kommen von der Dunkelkammerarbeiterin bis zur Generaldirektorin 13 Frauen, die in der *Filmfabrik Wolfen* gearbeitet haben und während der Durchführung der Interviews noch teilweise mit der ‚Abwicklung' des eigenen Betriebes beschäftigt waren. In welchem Zeitraum vor der Veröffentlichung die Interviews durchgeführt wurden, wird nicht erwähnt und es folgen auch keine Hinweise auf strukturierende Eingriffe in die Gespräche oder Transkripte. In einer Rezension von Sabine Hödt heißt es mit Blick auf diese Informationslücken:

> Die Befragung von Zeitzeugen unter der Maßgabe, mit ihnen ein Stück weit Geschichte schreiben zu wollen, ist in jedem Fall begrüßenswert, allein wegen der Erfahrung und dem Bruch mit Klischeevorstellungen. Jedoch erfüllt die bloße Aneinanderreihung von bearbeitetem und vorstellbar geglättetem Interviewmaterial keineswegs den Maßstab historischer Erkenntnis.[218]

Abgesehen von der Frage, mit welcher Klischeevorstellung tatsächlich in den *Frauen von ORWO* gebrochen wird, ist der Anspruch, dass über die Protokollliteratur historische Erkenntnisse vermittelt werden könnten, ebenso illusorisch, wie das vermeintliche Für-sich-selbst-Sprechen der protokollierten Fremdaussagen. Selbst wenn die Autorin-

[215] Ebd., S. 286. Literarische Bearbeitung des dokumentarischen Materials ist an dieser Stelle nicht gleichzusetzen mit der literarischen Qualität eines Werkes. So erinnern zwar die Protokolle von Erica Fischer in *Ohne uns ist kein Staat zu machen* (vermutlich nicht von ungefähr) sowohl inhaltlich als auch sprachlich an Maxi Wanders Protokolle nach Tonband. Die hier nicht besprochenen *Deutsche[n] Sitten. Erkundungen in Ost und West* von Gabriele Goettle (1993) sind im Gegensatz zu den bislang behandelten Textmontagen und Erfahrungsberichten m. E. jedoch die einzigen, die Literarizität für sich beanspruchen können. Die Autorin beschreibt in ihren Sozialreportagen spöttisch-ironisch west- und ostdeutsche (Un-)Sitten und Gebräuche.

[216] Wilpert 2001, S. 182.

[217] Blödorn 2007, S. 164.

[218] Hödt 1996, S. 128.

nen beispielsweise Interviewfragen, Interviewsituation und die verdeckte Textmontage kenntlich gemacht hätten, wie Hödt kritisiert, wären die Texte weder als historische Quelle zuverlässiger noch in Bezug auf die Einblicke in die Tatsachenwirklichkeit ‚authentischer' geworden.

„[D]er Glaube, daß das Augenscheinlich-Authentische auch das Wahre sei", unterscheidet nach Wilpert die Dokumentarliteratur überspitzt von „echter Literatur" und in ihrer Intention, der Agitation und Bewusstseinsbildung, unterscheidet sie sich von einer „wissenschaftlichen Haltung"[219]. Miller spricht analog dazu von der Protokollliteratur als einem „eher journalistisch denn literarisch orientierten Typs dokumentarischer Literatur"[220], und als solcher ist auch der Protokollband *Die Frauen von ORWO* zu verstehen.

Ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen der Protokollliteratur und einer literarischen oder wissenschaftlichen Veröffentlichung liegt in der „Illusion der Intentionslosigkeit"[221] bzw. Illusion der Präsentation eines nicht bearbeiteten und ergo authentischen dokumentarischen Materials und der Auffassung, die Herausgeberinnen wären lediglich „‚Sprachrohr' gesellschaftlicher Gruppen […], die in der Öffentlichkeit gewöhnlich nicht zu Wort kommen"[222]. Wenn Miller in dieser Mittlerposition „den schlagendsten Beleg für die öffentlichkeitskritische Tendenz der Dokumentarliteratur" sieht, dann muss jedoch in Rechnung gestellt werden, dass Miller seine *Prolegomena zu einer Poetik der Dokumentarlitertur* Anfang der 1980er Jahre veröffentlicht hat.

So scheint zwischen der „Unhörbarkeit des Volkes in der Öffentlichkeit der DDR"[223] auf der einen und dem Wirklichkeitsanspruch in *Die Frauen von ORWO* auf der anderen Seite, ein nicht unerheblicher Unterschied zu bestehen. Gerade in der DDR, in der die freie Meinungsbildung im öffentlichen Raum bis auf wenige Ausnahmen unmöglich war[224], machte es Sinn, die Menschen selbst zu Wort kommen zu lassen, hatte die Dokumentarliteratur als Gegenentwurf zu den offiziellen Verlautbarungen einen aufklärerischen Wert.

Im Zuge des Zusammenbruchs der DDR und einer allgemeinen, explosionsartig voranschreitenden Demokratisierung des Zugangs zur öffentlichen Meinung durch das Internet, scheint diese Literaturform aber zunehmend weniger von der Intention der Autor/inn/en als von der der Erzähler/innen beherrscht zu sein. Denn die Zeitzeug/inn/en werden bei weitem nicht mehr nur inszeniert oder von ihrer Sprache beherrscht, anstatt sie zu beherrschen, wie es noch bei Miller nachzulesen ist:

> Das mißglückte literarische Produkt erlaubt dem Leser einen Einblick in die sozialen Hintergründe, die der Sprecher verkörpert und in seiner literarischen Rolle kaschiert. So gesehen, erweist sich die sprachliche Form als adäquates ‚Abbild' […] des nicht sowohl

[219] Wilpert 2001, S. 182.
[220] Miller 1982, S. 284.
[221] Ebd., S. 287.
[222] Ebd., S. 35 f.
[223] Niethammer 1991a, S. 10.
[224] Ausführlich zu den verschiedenen Öffentlichkeiten in der DDR und den (eingeschränkten) Möglichkeit der freien Meinungsäußerung vgl. Kap. 3.1.

> ausgesprochenen als vielmehr zu dechiffrierenden sozialen Gehalts: ‚Was ihr (gemeint ist Ursula Trauberg) im Leben nicht gelingt, mißlingt ihr auch in der Sprache'.[225]

Zwar ist nicht davon auszugehen, dass die Ich-Erzählerinnen im Zuge der medialen Verbreitung der Zeitzeugenschaft zu Literatinnen geworden sind. In den folgenden Kapiteln wird jedoch (u. a.) gezeigt werden, dass die Zeitzeuginnen die Sprache der Selbstinszenierung im übertragenen Sinn erlernt haben und mittlerweile beherrschen. Sie erzählen nur das, „was ihnen erzählenswert" (ORWO, 7) erscheint, wie die Herausgeberinnen Angelika Behnk und Ruth Westerwelle in ihrem Vorwort noch affirmativ erklären.

Dass die Zu-Wort-Kommenden dabei lediglich Sprachrohr der Autorinnenmeinung sind, wie im Eingangszitat angeführt, wird sich ebenso wenig bestätigen wie die umgekehrte Annahme, die Interviewpartnerinnen würden das Medium nunmehr ‚total' beherrschen. In den nachfolgenden Textanalysen wird vielmehr deutlich werden, dass es sich hierbei eher um eine symbiotische Beziehung und einen Vice-Versa-Prozess handelt, aufgrund dessen die Protokollliteratur ihre aufklärerische Tendenz zugunsten einer verklärenden verliert.

Die Analyse der Protokolle wird entlang derjenigen im Vorwort formulierten Aussagen durchgeführt, die meiner Ansicht nach zu den wesentlichen Säulen der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen im Nachwendediskurs zählen: Dazu zählt erstens das große Thema der Frauenerwerbsarbeit verbunden mit der Aussage der Autorinnen, dass Frauen in der DDR alles erreichen konnten, was sie wollten (vgl. ORWO, 7). Das betrifft zweitens die Absicht der Autorinnen, „[d]ie manchmal verlogenen Schmähungen der Parteimitgliedschaft, Wendehalsstigmata und Stasigeschichten" (ORWO, 7) nicht zum Thema des Protokollbandes zu machen sowie die zeithistorisch typische Wende-Verliererinnen-These, die dem Anschein nach Anlass für das Projekt war.

In der Analyse wird u. a. deutlich werden, dass nicht nur durch die Wahl der Literaturform gerade auch denjenigen Frauen eine Stimme gegeben wurde, die zu DDR-Zeiten der linientreuen Exekutiv- und Funktionselite[226] angehörten und die auch heute, im Nachhinein, nur um den Preis einer erneuten Gleichgültigkeit und Indifferenz gegenüber Diktaturen als Opfer bezeichnet werden können. Es ist auch und insbesondere der Standpunkt der Autorinnen, der es beispielsweise einer ehemaligen Generaldirektorin oder einer Chemiefacharbeiterin mit einem offensichtlich belasteten Ehemann ermöglicht, sich in dreifacher Hinsicht als Opfer zu stilisieren: als Ostdeutsche, als Frau und durch die Literaturform selbst, mit der gesellschaftlich marginalisierten Gruppen eine Stimme verliehen werden soll.

Vor diesem Hintergrund ist es bedauerlich, dass Döhls Unterscheidung zwischen „überzeugenden" und „verkürzten" Dokumentarliteraturen in die neu bearbeitete Auf-

[225] Miller 1982, S. 65. Miller zitiert hier zum Schluss aus dem Aufsatz des Schriftstellers und Literaturkritikers Reinhard Baumgart (Baumgart 1970, S. 739), in welchem Baumgart u. a. den von Martin Walser herausgegeben Erfahrungsbericht *Vorleben* (1968) der wegen Totschlags verurteilten Ursula Trauberg bespricht. Zu Trauberg und Walser vgl. auch *Der Spiegel* 1968.

[226] Zum Begriff der Funktionselite vgl. Kap. 2, Anm. 313.

lage des *Metzler Literatur Lexikons* von 2007 nicht mehr aufgenommen wurde, böte sich doch hier wie folgt eine Möglichkeit, zwischen verklärender und aufklärerischer Tendenz in der Protokollliteratur zu unterscheiden:

> Dabei geht es der Dokumentarliteratur in ihren überzeugenden Beispielen nicht um eindeutig politische, ideologisch fixierbare Aussagen […], sondern um das Aufzeigen von Zusammenhängen, wobei die Auswahl, Anordnung und Aufbereitung des dokumentarisch gesicherten Materials ‚den Fakten eine Art Spielraum' gibt, ‚der Widersprüche und Alternativen erkennen läßt' und zugleich sichtbar macht, ‚daß Fakten manipuliert werden können'.[227]

Angelika Behnk und Ruth Westerwelle treffen hingegen eindeutige Aussagen, die sich in Bezug auf den ersten Punkt der Analyse, der Frauenerwerbsarbeit, ungekürzt folgendermaßen ausnehmen:

> Nach ihren [Erika Fechners[228], Anm. d. Verf.] Erzählungen wurde schnell klar, daß hier ein besonderes Stück Industriegeschichte, geschrieben mit der Arbeit von Frauen, verloren zu gehen drohte. Längst war klar, daß die Frauen die Verliererinnen der Wiedervereinigung waren. Hinzu kam, daß alles, was DDR war, plötzlich nichts mehr galt. Auch hatten die Frauen erst einmal andere Sorgen, als ihre Geschichte zu retten. Und es war kein Widerspruch, daß sie in ersten Ansätzen ihr bisher gelebtes Leben nostalgisch verklärten und gleichzeitig betonten: Aber das war doch gar nichts Besonderes! Doch es war etwas Besonderes! Wo gab es das jemals (und es wird das so schnell nicht wieder geben!), daß ein so riesiges Kombinat, ähnlich einem Konzern im Westen, mehrheitlich von Frauen gemeistert wurde. Wohlgemerkt ein Chemiekombinat, also kein frauentypischer Bereich. […] Ein Großkombinat, das von 1975 bis 1990 von einer Frau als Generaldirektor geleitet wurde. In dem Frauen zu einem höheren Prozentsatz als im Westen auf allen Ebenen der Hierarchie arbeiteten. In einem Land, wo gleichzeitig die meisten Frauen ‚Muttis' waren. In einem Land, welches sich die Verwirklichung der Gleichberechtigung auf die Fahnen geschrieben hatte. Wo es zumindest Gesetze dafür gab und entsprechende Rahmenbedingungen stolz präsentiert wurden. (ORWO, 6)

Auch wenn die Wende-Verliererinnenthese, wie in der Einleitung beschrieben, inzwischen widerlegt und zum Teil als Wende-Gewinnerinnen-These in ihr Gegenteil verkehrt worden ist, so liegt beiden Ansichten doch die Auffassung zugrunde, dass ostdeutsche Frauen je nach Blickwinkel entweder eine moderne Besonderheit des staatssozialistischen Systems verloren oder aufgrund einer modernen Besonderheit kulturelles Kapital zu DDR-Zeiten erworben haben. Beide Thesen gehen davon aus, dass in der DDR egalitärere Geschlechterarrangements als in der alten Bundesrepublik existiert haben, die die selbstverständliche Frauenerwerbsarbeit in der DDR ermöglichten.

So manifestiert sich an dieser Stelle ein Geschichtsbild, das die Bedeutung der DDR ähnlich, wie es Peukert für die Wahrnehmung der Weimarer Republik kritisiert, ledig-

[227] Döhl 1990, S. 105.

[228] Erika Fechner ist lt. Vorwort eine befreundete Kreuzberger Pfarrerin, die in Wolfen eine Geschichtswerkstatt geleitet und durch ihre Erzählungen die Autorinnen auf die Idee gebracht hatte, „Ostfrauen zu einem Stück Industriegeschichte zu befragen" (ORWO, 6).

lich von ihrem Ende her betrachtet[229]. Die Geschichte der Frauenerwerbsarbeit wird zu einer Verlustgeschichte und das diktatorische System damit auf seine gleichstellungsspezifische Sozialstaatlichkeit reduziert.

Behnk und Westerwelle gehen sogar noch einen Schritt weiter. Für sie ist es ein „besonderes Stück Industriegeschichte“, das damals, zum Zeitpunkt der Recherchen, verloren zu gehen drohte. Angesichts eines Wirtschaftssystems, das eben nicht durch seine funktionale Differenzierung, sondern durch zentralistische und damit bis zum Staatsbankrott führende blockierende Eingriffe der Partei- und Staatsführung gekennzeichnet war, stellt sich dabei wiederholt die Frage, wie vor diesem Hintergrund Industriegeschichte der Frauenerwerbsarbeit geschrieben werden konnte.

Die Dokumente müssten darauf eine Antwort geben, wären sie lediglich Sprachrohr der Autorinnenmeinung. Die Protokolle werden dabei nicht nacheinander und jedes für sich analysiert. Die „Rangfolge der behandelten Themen“[230], die sich in jedem der Texte weitestgehend wiederholt, ermöglicht es vielmehr, gezielt nach Entsprechungen zwischen dem Vorwort und den Erzählerinnenmeinungen zu suchen. Die *Frauen von ORWO* schildern als Erstes zum Teil sehr ausführlich und überwiegend nüchtern-faktisch den eigenen Bildungs- und Berufsweg. Dass die Aussagen hierbei „wie durch einen Filter gesprochen, irgendwie vorgewaschen, abgeschliffen“[231] wirken, wie Hödt kritisiert, könnte auf die Bearbeitung des dokumentarischen Materials zurückzuführen sein, wie Hödt an gleicher Stelle vermutet. In Analyse der Protokolle kann schlussendlich jedoch gezeigt werden, dass sich hinter der aufwändigen Aufrechnung des Bildungsweges „von Posten zu Posten“[232] auch eine erzählerische Strategie der Zeitzeuginnen verbirgt. Nach der Darstellung der eigenen Qualifikations- und Berufslaufbahn folgen mit zunehmender Höhe des Bildungsstandes und der letztendlich ausgeübten Tätigkeiten mehr- und mit sinkendem Qualifikationsniveau weniger Einlassungen zum Thema ‚Arbeiten zu Zeiten der DDR‘. Dazu zählen die jeweils zu verrichtenden Tätigkeiten und Arbeitsplatzbeschreibungen, die Versorgungsleistungen im Betrieb (Wäscherei, Verkaufsstellen, betriebsärztliche Versorgung, Friseur, Wohnraumvergabe etc.), Aktivitäten im Arbeitskollektiv und das frühere Verhältnis untereinander. An diesen zweiten Komplex schließt sich das dritte und letzte erzählte Thema an, die ‚Wende‘. Die Einlassungen beginnen mit Schilderungen der Defizite der DDR, die zum Umsturz geführt haben und münden in Selbstpositionierungen, die vorwiegend als bloß äußerliche Anpassung beschrieben werden[233]. Auch die Wendeereignisse nehmen die Zeitzeu-

[229] Vgl. Peukert 1987, S. 9. Peukert kritisiert ein in der Geschichtswissenschaft inzwischen revidiertes Geschichtsbild, das die Weimarer Republik entweder vom Anfang oder vom Ende her betrachtete und sie in jedem der beiden Fälle als zwangsläufiges Ergebnis eines „besondere[n] Übergewicht[s] traditioneller autoritärer Bindungen und alter Machteliten“ (ebd., S. 10) begriff.

[230] Hödt 1996, S. 127.

[231] Ebd., S. 128.

[232] Ebd.

[233] In Kritik am Deutungsmuster, welches keine Täter/innen oder Grauzonen, sondern nur das erzwungene Mitläufertum kennt, hat Roman Grafe den Dokumentarband *Anpassen oder Widerstehen in der DDR* (2010) herausgegeben. „Die Verklärung der SED-Diktatur“ war für den Autor und Filmemacher Anlass, eine „Sammlung von Zeitzeugnissen“ (Grafe 2001, S. 11) mit Beiträgen u. a. von Karl Corino, Freya Klier, Wolf Biermann oder Ulrich Schacht heraus-

ginnen in der Mehrheit als unbeteiligte Zuschauerinnen wahr. Bis auf die Chemie-Laborantin Ingrid Fieber (geb. 1939), erwähnt keine der Frauen, dass sie an den Montagsdemonstrationen teilgenommen hat (vgl. ORWO, 66 f.). Der Umsturz wiederum wird mehrheitlich als „bewegend", „toll" und „überwältigend" (ORWO, 93 u. 79) beschrieben, wobei nicht dieses historische Ereignis, sondern der aktuell brisante Arbeitsplatzabbau und seine Folgen die abschließenden Erzählungen dominiert: Arbeitslosigkeit, staatlich geförderte Beschäftigungsmaßnahmen, Vorruhestandsregelungen, Unsicherheiten und Ängste, aber auch berufliche Neuorientierungen beschließen die Protokolle.

Die Texte treten „nicht in ihrer ursprünglichen Interview-Form in Erscheinung"[234], was für das Genre Protokollliteratur durchaus typisch ist. In ihrer Rezension kritisiert Hödt, dass die „Forscherinnen" Behnk und Westerwelle keine Angaben zur Bearbeitung des dokumentarischen Materials, der „eigene[n] Teilhabe am Gespräch" und den „zu vermutenden Interessenlagen in der Gesprächssituation"[235] machen. Hier zeigt sich deutlich ein weit verbreitetes Missverständnis, welches die Produktion und Bearbeitung mündlicher Quellen, ungeachtet der ihnen zugrundeliegenden Theorien und Methoden und letztendlichen Erscheinungsformen, mit qualitativer Sozialforschung gleichsetzt. Bei den *Frauen von ORWO* handelt es sich aber nicht um Oral History, sondern um eine Art „sozialliterarische[..]"[236] Zeitzeugenschaft, der bislang der Kontext wissenschaftlicher Erkenntnis fehlt.

Obwohl die Fragen der Interviewerinnen also weggelassen wurden, ‚antwortet' jede der Zeitzeuginnen im Laufe des sich wiederholenden „Grundmuster[s] im Erzählablauf"[237] auf die im Vorwort formulierten Aussagen und die dahinter zu vermutenden Interviewleitfragen. Und so stellt sich als erstes die Frage, ob die Frauen von ORWO tatsächlich mehrheitlich in ‚frauenuntypischen' Bereichen gearbeitet haben, wie Behnk und Westerwelle schreiben.

2.2.1 Der Frauenbetrieb

Obwohl die Generaldirektorin Brunhild Jaeger (geb. 1937) eine der ganz wenigen Ausnahmen war, die zu DDR-Zeiten jemals ein Kombinat geleitet haben, wirft ein Blick in ihr Protokoll bereits erste Zweifel an der Darstellung auf, *Die Frauen von ORWO* hätten mehrheitlich in frauenuntypischen Bereichen gearbeitet. Aufgrund der Tatsache, dass das Kombinat von einer Frau geleitet wurde, ist Behnk und Westerwelle einerseits zuzustimmen. Brunhild Jaeger hat in einem frauenuntypischen Bereich gearbeitet. Andererseits bedeutet das jedoch nicht, dass der Generaldirektorin dies auch vorbehaltlos

zugeben. Dem Mitläufertum („Wir konnten nicht anders, wir mußten ja, wir haben das nicht gewußt, wir haben im besten Glauben gehandelt, weil wir überzeugt waren von der Idee, von der guten Sache"; ebd., S. 10) hält Grafe das ‚Nein' zur Anpassung um jeden Preis entgegen und dokumentiert Beispiele des aktiven oder passiven Widerstands.

[234] Miller 1982, S. 66.
[235] Hödt 1996, S. 128.
[236] Miller 1982, S. 66.
[237] Hödt 1996, S. 127.

zugetraut worden wäre. Sie verdankt ihren Posten nicht, wie Hödt interpretiert, „der Zögerlichkeit und fehlenden Risikobereitschaft ihrer männlichen Kollegen“[238], sondern der Tatsache, dass „es keinen Mann gab, der es werden wollte“:

> 1975 wurde ich Generaldirektor des Fotochemischen Kombinats […]. Mit seinen sieben Werken und dem Stammwerk, der Filmfabrik, war es das ‚Skandalkombinat‘ der DDR-Chemie. Ich wurde also Generaldirektor dieses Kombinats, weil es keinen Mann gab, der es werden wollte. […] Man kann da also eine Frau hinsetzen, damit der Minister und die Regierung eine Schonfrist kriegen, weil man sagt, habt doch Verständnis, die muß sich erstmal einarbeiten. Ich hätte mir in dem Chemiefaserkombinat auch die Ohren brechen können, daß ich mich nicht wiederfinde. Ich kam aus der Elektrochemie und hatte zuerst keine Ahnung. Man hat gerne mal Frauen dorthin geschickt, wo Männer nicht hinwollten, dazu stehe ich. (ORWO, 43)

In der DDR gab es laut Scheer ca. 257 Kombinate[239]. Lediglich ein oder zwei davon sind Zeit des Bestehens der DDR von Frauen geleitet worden, wie auch die Betriebsteildirektorin Karla König (1935) berichtet:

> Die Generaldirektoren waren uns gegeben. Ich will nicht sagen, von Gott gegeben. Aber vom Staat gegeben. Die wurden vom Ministerium für chemische Industrie in Übereinstimmung mit der Partei letztlich eingesetzt. Es hat in der Braunkohle einen weiblichen Generaldirektor gegeben im Kreis Bitterfeld und unsere Generaldirektorin. Kaderdirektorinnen gab es mehr, da gab es das Dreigestirn. Das bildeten die Direktorin in Leuna, die Direktorin in Buna und meine Chefin. (ORWO, 32)

Offenbar existierten nicht nur sehr manifeste geschlechtsspezifische Kriterien, die die Besetzung der Positionen bis in die Leitungsebenen determinierten, sondern auch parteipolitische. Die „Parteimitgliedschaft“ ist aber nicht das „Thema“ (ORWO, 7) des Autorinnenduos Behnk und Westerwelle gewesen und sie soll es an dieser Stelle vorerst auch noch nicht sein. Symptomatisch scheint es jedenfalls, dass auch die Generaldirektorin gegen geschlechtsspezifische Vorurteile ankämpfen musste[240].

Bei ‚der Film‘, wie die Filmfabrik Wolfen in den Protokollen personalisierend genannt wird, arbeiteten nach Auskunft der Autorinnen 1989 noch rund 15.000 Menschen, davon 8500 Frauen. „In […] Führungsfunktionen gab es, nach einer Statistik von Dezember 1981, eine Fachdirektorin, fünf Hauptabteilungs- bzw. Betriebsleiterinnen, 14 Abteilungsleiterinnen, 198 Abschnittsleiterinnen und 91 Meisterinnen“ (ORWO, 11). Es fehlen jedoch die Angaben dazu, wie viele Leitungsfunktionen es insgesamt gab und wie sich diese innerhalb des Betriebes nach Arbeitsbereichen aufgegliedert haben.

[238] Ebd.

[239] Vgl. Scheer 2010, S. 36.

[240] In einer historischen Studie über Industriearbeit im Kreis Saalfeld (Thüringen) kommt auch Port zu dem Ergebnis, dass Diskriminierungen und Vernachlässigungen von Frauen bei beruflichen Qualifizierungen und Beförderungen trotz frauenpolitischer Maßnahmen Zeit des Bestehens der DDR ebenso weit verbreitet waren wie Vorurteile gegenüber Frauenerwerbsarbeit. Eines besteht dem Historiker zufolge in der Auffassung, „Frauen seien der industriellen Produktion einfach nicht gewachsen“ (Port 2010, S. 267).

Anhand der Texte kann diesbezüglich zumindest herausgearbeitet werden, dass es auch innerhalb der Leitungsfunktionen geschlechtsspezifische Segregationen gab und die Besetzung bestimmter Positionen mit Frauen legitimierungsbedürftig war. Die Betriebsteildirektorin und Kaderleiterin Karla König (geb. 1935) erklärt dazu: „Auf der Leitungsebene ‚Meisterin' gab es die meisten Meisterinnen in der Filmaufarbeitung. […] Ansonsten saßen die Herren der Schöpfung da fest. Im Schichtsystem waren es alles Meister, dort Frauen einsetzen, das wollten sie nicht so gerne" (ORWO, 32). Sogenannte ‚Frauenförderpläne' sollten das ändern:

> Dafür gab es regelrecht eine Stelle bei uns im Bereich des Fachdirektors Kader/Bildung, die sich nur mit der Förderung von Frauen beschäftigt hat. Eine Stelle, die das erstmal in den Leitlinien bestimmt hat, so z. B. zu sagen: […] daß wir in allen Meisterfunktionen Männer haben. Das müssen wir ändern. […] Wir brauchen in der Leitungsebene ‚Meister' auch Frauen. Also geht daraus die Auflage, in den einzelnen Direktoraten zu überprüfen, welche Meisterfunktionen mit Frauen besetzt werden können. […] Und dann mußte das umgesetzt werden. Natürlich immer in Absprache mit den einzelnen Fachdirektoren. Meine Chefin hätte nicht von sich aus gesagt, ich entscheide jetzt, daß im Kraftwerk an der schwierigsten Stelle eine Schichtmeisterin eingesetzt wird. Sie hat sich immer mit dem Fachdirektor Technik abgesprochen, können wir das verantworten, sollen wir es machen oder nicht. (ORWO, 32 f.)

Die Chemiefacharbeiterin Birgit Keller (geb. 1952) erzählt ebenfalls, dass die Meister „meist Männer" (ORWO, 142) waren. Auch wenn es Direktiven zur Frauenförderung gab, so wurde bei der Besetzung von Leitungsfunktionen betriebsbereichsspezifisch offensichtlich doch stets mit bedacht, „daß die berufstätige Mutter noch besondere Pflichten hat"[241]. Zwar existierte seit den 1960er Jahren ein Frauenleitbild, „das Berufsarbeit und Mutterschaft als gleichwertig miteinander verband"[242]. Gleichzeitig wurde laut Dölling aber „‚stillschweigend' mitvorausgesetzt"[243], dass Frauen trotzdem und traditionell für die Reproduktionsarbeit, die Kindererziehung und die Haushaltsführung zuständig blieben.

Trotz flächendeckender Versorgung mit Kinderbetreuungseinrichtungen war die Begleitung bestimmter Positionen aufgrund dessen nur in Ausnahmefällen, wie dem von Diplom-Ingenieurin Sabine Brenner (geb. 1952), möglich: „Und als Ledige[244] hieß es dann bei mir: Na mach du mal, du hast ja keine weiteren Verpflichtungen. So nach dem Motto, du hast heute Abend nichts vor und kannst länger arbeiten" (ORWO, 130). Obwohl Gundula Brett (geb. 1955) ebenfalls ‚ledig' war und über günstigere Zeitstruk-

[241] Staatliche Zentralverwaltung für Statistik der DDR 1975, S. 13.
[242] Dölling 1993a, S. 29.
[243] Ebd.
[244] Der Personenstand *ledig* wird in den Protokollen synonym mit dem heute gebräuchlichen Begriff des Singles verwendet, hat hier aber noch die darüber hinausgehende Funktion darauf zu verweisen, dass die Frauen weder verheiratet waren noch Kinder hatten. Alleinerziehende wurden ebenfalls bezogen auf die Institution Ehe und die Abwesenheit eines Ehemannes umgangssprachlich als *alleinstehend* bezeichnet. Zum DDR-spezifischen Idiom ‚alleinstehend' vgl. auch Lutz/Drauschke 2005, S. 181.

turen verfügte, musste die Chemie-Ingenieurin allerdings um ihre Position als Schichtleiterin kämpfen:

> Eigentlich war ich ja für die Forschung vorgesehen. Nach dem halben Jahr sollte ich dorthin. Aber dann hat es mir doch sehr gefallen [in der Begießerei, Anm. d. Verf.]. Und der Meister sprach mich an und fragte, willst du nicht hierbleiben. Du kannst als 3-Schicht-Leiter eingesetzt werden. […] Ja dachte ich, wenn das möglich ist, würde ich das machen. Ich bin ungebunden, hab keine Familie. Der Meister hat daraufhin mit dem Betriebsleiter gesprochen. Mit dem hatte ich dann ein Gespräch, der hat mich gefragt, ob ich das machen will. Ja, hab ich gesagt! Gut, dann rede ich mit dem und dem. Es waren ja alles Direktorate. Ich kriegte dann ein Schreiben: Abgelehnt. Da bin ich zum Betriebsleiter. Nee, nee, sagt der, da können die nichts machen, wenn jemand 3 Schichten freiwillig will. Er bot mir an, daß er das jetzt regelt und zum Februar hatte ich meinen Vertrag. (ORWO, 171)

Und auch Sabine Brenner musste sich trotz gleichwertiger Qualifikation als Frau „durchsetzen":

> Ich mußte mich im technischen Bereich durchsetzen; den Frauen wurde vielleicht schon mehr auf die Finger geguckt als den Männern, rein, was sie leistungsmäßig bringen. Und wenn ich in den Ingenieur-Bereich hineingucke, dann waren es doch weniger Frauen, die den Ingenieur in Automatisierungstechnik hatten. Das Verhältnis war da eine Frau zu sechs bis acht Männern. Es war schon so, bei mir sahen sie richtig hin, aber ansonsten flippten sie nur so durch. (ORWO, 130)

Eine weitere ähnliche, aber keineswegs gleichlautende Textsequenz findet sich in dem Protokoll von Gundula Brett. Sie schildert das Verhältnis zu den männlichen Vorgesetzten und Untergebenen nicht aus der Perspektive der Durchsetzung heraus, sondern als lehrreiche Anpassung und Unterordnung unter die fachliche Kompetenz des älteren und damit erfahreneren Arbeiters und Anleiters:

> Ich wurde als Schichtmeister eingesetzt. 6 oder 8 Wochen bin ich mit einem erfahrenen Schichtleiter mitgegangen, einem sehr ruhigen, netten Mann, und der hat mir dann alles gezeigt.
>
> Wir sind überall rumgekrochen, auch im Dunkeln. Ich dachte nur, du mußt dich immer schön festhalten. Wenn der dich hier irgendwo stehen läßt, findest du nirgends mehr raus. Von dem habe ich sehr viel gelernt. Der hat mir vieles erklärt und gezeigt. Wenn ich was nicht verstanden hab, hab ich nachgefragt, und er hat es idiotensicher erklärt, nicht so hochtrabend. Danach bin ich in die Begießerei 7 gekommen, es gab zwei Maschinen […], die hatten jeweils einen Meister und 15 Leute. Es gab eigentlich lauter männliche Meister, nur eine weibliche in der Begießerei. Die Männer waren um die 40, ich war Anfang 20.
>
> Ich war denen praktisch übergestellt. Die Meister waren mir unterstellt. Die Maschine gab's damals zehn Jahre, und die Meister waren von Anfang an dabei. Da war klar, daß die Meister die Erfahrung hatten, auch im Umgang mit den Leuten. Ich war da erstmal mehr pro forma. Wenn irgendwas war, haben die gesagt, wir machen das jetzt so oder so, ob ich dazu nun ja gesagt hätte oder nein. Ich konnte mich auf die verlassen und immer nur dazulernen. Und mit der Zeit haben wir uns gegenseitig respektiert. (ORWO, 172)

Ich möchte das hier erzählte Motiv als das der *jungen, lernwilligen Ingenieurin* bezeichnen, die fleißig und intelligent, aber unerfahren ist und sich den Respekt der männlichen Arbeiter und Vorgesetzten erst noch verdienen muss. Es reicht weit in die Geschichte der DDR hinein. Brigitte Reimanns literarische Figur Recha in *Ankunft im Alltag* (1961) und die Filmfigur Kati Klee aus dem verbotenen Spielfilm *Spur der Steine* von Frank Beyer (1966) sind zwei namhafte Beispiele dafür.

In beiden Geschichten muss sich die weibliche Hauptfigur in der sozialistischen Produktion und damit auf der Handlungsebene vor ihren männlichen Kollegen und Vorgesetzten bewähren. Diese ‚Bewährungsauflagen' finden sich ebenfalls in Brigitte Martins Erzählung *Nach Freude anstehen* (vgl. Kap. 3.3.3) und in der DDR-Frauenzeitschrift *Für Dich*. Dölling hat hier abgebildete „Fotos aus der Arbeitswelt"[245] analysiert und kommt zu dem Schluss: „Es gibt einen Bildtyp, der sich unverändert auf Fotos aus verschiedenen Jahrzehnten findet, ungeachtet der Tatsache, daß Frauen längst in früher typischen Männerberufen arbeiten und in der Regel eine berufliche Qualifikation aufweisen. Dieser Bildtyp wäre so zu charakterisieren: *Mann belehrt, unterweist Frau*"[246].

„Berufstätigkeit" ist „eine ‚männliche' Angelegenheit", lautet das Fazit Döllings. Berufsstrukturen und Berufsethos würden „vom ‚Idealtypus' der ‚männlichen Arbeitskraft bestimmt" und damit von den Zeiten der Reproduktionsarbeit bereinigt: „Gemessen an diesen Kriterien sind berufstätige Frauen, unabhängig von ihrer beruflichen Qualifikation, ‚anders'; sie können ihnen immer nur teilweise genügen"[247].

Hauser geht noch einen Schritt weiter. In Auswertung „belletristischer Literatur von Frauen"[248] (Brigitte Reimann, Christa Wolf, Gerti Tetzner, Irmtraud Morgner, Monika Maron), kommt sie zu dem Ergebnis, dass nicht nur die von Reproduktionsarbeiten gereinigte Vorstellung von Erwerbsarbeit in der DDR normgebend war, sondern dass Frauen generell darauf reduziert wurden, Gattungsreproduzentinnen zu sein und damit aus der symbolischen Ordnung der DDR ‚verschwanden':

> Die funktionale und vor allem naturalisierte Betrachtung von Frauen als Gattungsreproduzentinnen mit biologischen Nachteilen, die es sozial – durch den Staat – auszugleichen gälte, ließ DDR-Frauen aus der symbolischen Ordnung verschwinden. Sie wurden im Wortsinn unsagbar und auf verrückende Weise kettete sie das stärker an die traditionellen – auf den Mann bezogenen – Lebensformen. Zu werden wie ein Mann, dem Kompetenz-Wettbewerb standzuhalten, intensivierte traditionelle Weiblichkeitsvorstellungen, die auch mit der Nichtachtung des eigenen Geschlechts einhergingen.[249]

Die unmovierte Form, die Männer und Frauen gerade auch im berufsspezifischen Sprachgebrauch wählten, ist demzufolge kein Ausdruck dafür, dass die „Gleichberechtigung […] so weit vorangeschritten war […], daß Frauen in der DDR nicht in gleichem Maße das Bedürfnis hatten, sich auch sprachlich präsent zu sehen"[250], wie Schroeter vermutet. Es ist ein symbolischer Ausdruck für die naturalisierte Ordnung der Ge-

[245] Dölling 1993a, S. 31.
[246] Ebd., S. 35; Hervorh. im Orig.
[247] Ebd., S. 36 f.
[248] Hauser 1994, S. 13.
[249] Ebd., S. 17.
[250] Schroeter 1994, S. 129 f.

schlechter in der DDR. Die DDR war in dieser Hinsicht ein „Vaterland ohne Mutterboden“[251], wie Schroeter den Schriftsteller Volker Braun treffend zitiert.

In den Protokollen finden sich darüber hinaus noch weitere Hinweise darauf, dass die Einbeziehung der Frauen in die Erwerbsarbeitssphäre nicht zu einem Wandel, sondern lediglich zu einer Anpassung tradierter geschlechtsspezifischer Rollenerwartungen an die gesellschaftlichen Gegebenheiten in der DDR führte. Dies zeigt sich zum Beispiel in den Antworten auf die zu vermutende Frage, warum die Filmfabrik ein Frauenbetrieb war.

Von der Dunkelkammerarbeiterin bis zur Generaldirektorin wird darauf im Gegensatz zur Autorinnenmeinung stereotyp geantwortet: Frauen sind sauberer, geschickter und fingerfertiger als Männer, körperlich weniger belastbar und erledigen darüber hinaus die Arbeiten, die Männer nicht machen wollen, wie die Generaldirektorin (s. o.) oder im folgenden Beispiel die Dunkelkammerarbeiterin Elsbeth Beyreuther (geb. 1921): „An die Arbeit im Dunkelraum gewöhnt man sich. Mein Mann hat sich nicht daran gewöhnt. Der hat anfangs auch im Dunkeln gearbeitet, das hat ihm nicht gefallen, er ist woanders hin. Aber ich hab mich daran gewöhnt“ (ORWO, 18).

Die Chemiefacharbeiterin Walburga Kohlschütter (geb. 1931) und Karla König antworten folgendermaßen auf die ‚Frage‘ nach dem Frauenbetrieb: „Wir waren ja ein Frauenbetrieb. Es gab 20 % Männer, so ungefähr. Ich hatte auch eine Chefin. Es war eine leichte Arbeit, bis auf die Begießerei und die Gerüche, aber da bin ich nie hingekommen. Wir waren sauber, und es war leichte Arbeit. Deswegen waren wir wahrscheinlich ein Frauenbetrieb.“ (ORWO, 22).

> Bei der ‚Film‘ waren so viele Frauen, weil einfach die manuelle Fertigkeit gefordert war. Denn in der Filmaufarbeitung ist ja vieles, was heute über andere Produktionsstrecken abgewickelt wird, nur mit der Handarbeit der Frauen gemacht worden. […] Weil in der Zwirnerei einfach die bessere Fingerfertigkeit gefragt war. Nur deshalb hat es sich so entwickelt. In der Emulsionsherstellung der Filmfabrik, wo schwere körperliche Arbeit zu verrichten ist, arbeiteten nicht so viele Frauen. […] Der Einsatz der Frauen war also auch von den Arbeitsplätzen her gegeben. In der TKO [Technische Kontrolle, Anm. d. Verf.], in der Filmprüfung, sind auch viel mehr Frauen gewesen. Weil die Arbeiten Geschick erforderten. Auch in der Kundenfilmentwicklung, an den Entwicklungsmaschinen. Aber in der Wiederverwertung, in der Resteaufarbeitung (Rafa) waren Männer gefragt, weil es klotzige, grobe Arbeit war. (ORWO, 31 f.)

Ingrid Edner (geb. 1943), stellvertretende ärztliche Direktorin und Leiterin der arbeitsmedizinischen Abteilung, wertet die Arbeit an allen Produktionsarbeitsplätzen demgegenüber als „monoton und eigentlich auch schwer“ (ORWO, 89):

> Die Arbeitsbedingungen waren ganz gewiß nicht einfach, meist waren es Dunkelraumbedingungen, ich hätte dort unter keinen Umständen arbeiten können. […] Ich habe meine Promotionsarbeit über Dunkelraumarbeit geschrieben. Mir ist aufgefallen, daß die Aussucherinnen im Vergleich zu den anderen Gruppen in einem schlechten Gesundheitszustand waren, vor allem war das am Skelettsystem zu sehen, viele hatten auch Krampfadern. Diese Frauen waren vorher Wicklerinnen, dort wurde nach Norm gearbeitet, 4500 Patro-

[251] Volker Braun zit. nach Schroeter 1994, S. 2.

> nen am Tag mit Film wickeln. Wenn sie mächtig flott waren, haben sie das sehr gut vergütet bekommen. Und die Frauen, die dann gesundheitliche Probleme gekriegt haben, wurden innerhalb des Betriebes umgesetzt und sind dann aussuchen gegangen. Das war eine sitzende Tätigkeit: zwei Filme liefen nebeneinander, schon geschnittene Filme, die zum Fotografieren verwendet werden, die liefen bei einem bestimmten Licht vor den Augen vorbei. Die Frauen mußten gucken, ob da Schrammen oder Artefakte drauf waren.“ (ORWO, 88 f.)

Auch Sabine Brenner hat es „nie verstanden“, dass sich die Dunkelraumarbeiterinnen „wohlgefühlt“ haben: „Ich war immer froh, daß ich in der Technik gearbeitet habe, denn wenn ich die Frauen gesehen habe, wie die am Fließband saßen, teilweise im Dunkeln, das war ja eine stupide Arbeit. Aber die meisten haben sich wohlgefühlt, ich habe das nie verstanden“ (ORWO, 130).

Gemeistert haben die Frauen ihre Arbeit, wie es im Vorwort der Autorinnen heißt. Ob Behnk und Westerwelle dabei jedoch diese monotone, gesundheitsgefährdende und traditionell von Frauen durchgeführte Industriearbeit im Sinn hatten, ist anzuzweifeln. Möglich ist, dass die Autorinnen, wenn sie zwischen frauen- und männerspezifischen Industriearbeitsplätzen unterscheiden, ähnlich wie Rosenzweig die Unterscheidung zwischen den Zweigen der Leicht- und Textilindustrie und denen der Schwerindustrie vor Augen hatten[252]. Was in dem Fall allerdings nicht bedacht wird, ist, dass weder die Wirtschaftsstruktur mit der der alten Bundesrepublik unmittelbar vergleichbar ist, noch ein Kombinat einem Konzern grundsätzlich ähnlich war.

Der industrielle Rückstand im Bereich der Elektroindustrie betrug laut Ragnitz 1989 „sieben bis dreizehn Jahre“[253]. Japan hatte bereits 1977 „mit einer neuen Generation CNC-gesteuerter, hochpräziser Werkzeugmaschinen“ nicht nur „für einen Einbruch in diesem bis dahin für die DDR“ als traditioneller Maschinenbauerin „lukrativen Sektor gesorgt“[254]. Dieser Rückstand hatte auch allgemeine Auswirkungen auf die Industriearbeitsplätze, die trotz anderslautender Propaganda nicht zunehmend automatisiert wurden, sondern im Gegensatz dazu vielfach Handarbeitsplätze blieben. Hinzu kommt, dass sich aufgrund der Staatsverschuldung der DDR und der daraufhin fehlenden Investitionen der „Verschleißgrad der Ausrüstungen in der Industrie“[255] von Mitte der 1970er Jahre bis 1988 laut Schürer-Bericht auf 53,8 % erhöht hatte:

> In bestimmten Bereichen der Volkswirtschaft sind die Ausrüstungen stark verschlissen, woraus sich ein überhöhter und ökonomisch uneffektiver Instandhaltungs- und Reparaturbedarf ergibt. Darin liegt auch die Ursache, dass der Anteil der Beschäftigten mit manueller Tätigkeit in der Industrie seit 1980 nicht gesunken ist, sondern mit 40 % etwa gleich blieb.[256]

Möglich ist zudem, dass Behnk und Westerwelle aufgrund der Annahme, dass ein Kombinat einem Konzern ähnlich sei, übersahen, dass sich der tatsächliche Arbeits-

252 Vgl. Rosenzweig 2000, S. 228.
253 Ragnitz 2010, S. 50.
254 Ebd., S. 49.
255 Schürer (1989) 2010, S. 76.
256 Ebd.

kräftebedarf auch aus eben jener Kombinatsstruktur ergab. Scheer spricht von „einer regelrechten Kombinatsbildungsmanie" in den 1960er Jahren, die dem Zentralkommitee (ZK) der SED eine zentrale Steuerung der Wirtschaft ermöglichte. „Die Kombinatsleitungen hatten ihren Sitz meist in den Stammwerken, den größten der nicht selten über hundert angeschlossenen Teilbetriebe", was im Falle des *VEB Fotochemischen Kombinats Wolfen* die *Filmfabrik Wolfen* war. „Kombinatsdirektoren", wie Brunhild Jaeger, „unterstanden direkt ihren Fachministern und den entsprechenden Wirtschaftsabteilungen des ZK"[257]. Ergaben sich aus dieser zentralistischen Struktur bereits unüberwindbare Struktur-, Motivations- und Informationsprobleme für die volkswirtschaftlichen Prozesse[258], so verstärkten die „Autarkiebestrebungen"[259] der Kombinate diese noch.

Die Autarkie der Kombinate ist, neben der zentralen Lenkung derselben, ein weiteres wesentliches Merkmal, das ein Kombinat von einem Konzern unterscheidet. Jedes Kombinat „verfügte über eigene Forschung, Entwicklung, Produktion, Absatz, Werkzeugbau, Rationalisierungsmittelbau, Fuhrpark und vieles andere mehr"[260], sodass ein hoher Arbeitskräftebedarf ‚von Haus aus' gegeben und darüber hinaus von der „strukturpolitischen Linie" der SED abhängig war: „Die Zweige mit dem (vermeintlich) höchsten Rationalisierungseffekt und der größten Exportrentabilität" mussten ihr „Wachstumstempo" erhöhen[261], sodass die Textilindustrie zwischen 1950 und 1970 den „stärksten Schrumpfungsprozeß"[262] und die chemische Industrie bis 1989 mit den größten Wachstumsprozess durchmachte[263]. Deshalb arbeiteten in der Chemieindustrie bis 1989 relativ konstant ca. 11 % aller in der Industrie tätigen Erwerbstätigen, womit dieser Bereich zu den vier führenden ‚Industriearbeitgebern' in der DDR zählte. In der Textilindustrie sank der Anteil der Beschäftigten hingegen von 8,8 % im Jahr 1970 auf 6,7 % im Jahr 1989[264].

Alles in allem machen die Ausführungen deutlich, dass der hohe Arbeitskräftebedarf in der DDR ‚künstlich' erzeugt wurde. Diesem Arbeitskräftebedarf musste wiederum auch in der Ausbildungs- und Qualifikationsstruktur und einer entsprechenden Berufswahllenkung entsprochen werden. An dieser Stelle wie auch im Folgenden erhärtet sich der Verdacht, dass die Integration der Frauen in die Erwerbsarbeit ebenso wie das Fehlen von Arbeitslosigkeit eher dem fehlenden Spannungsverhältnis von sozialer Sicherheit und Effizienz als einem Modernisierungsvorsprung in der Qualifikationsstruktur zu verdanken ist.

Zudem stellt sich vor diesem Hintergrund erneut die Frage, inwiefern die Bedeutung der Filmfabrik für die Industriearbeit von Frauen mit der Unterscheidung nach frauentypischen und frauenuntypischen Beschäftigungsfeldern überhaupt hinreichend erfasst

[257] Scheer 2010, S. 36.
[258] Vgl. Gutmann 1999, S. 32 f.
[259] Ebd., S. 37.
[260] Scheer 2010, S. 36.
[261] Kupper 1999, S. 124.
[262] Ebd., S. 123.
[263] Vgl. ebd. Einschränkend fügt Kupper hinzu: „Diese Wachstumszahlen sagen allerdings nichts über die Qualität der Produktion aus, und sie verschleiern auch die Schwierigkeiten, in die die Industrie seit den 70er Jahren zunehmend geriet" (ebd.).
[264] Vgl. ebd., S. 123 f.

werden kann. In den Protokollen wird nämlich noch ein weiterer, dieses Mal nicht geschlechtsspezifischer Grund dafür genannt, warum Frauen in der Filmfabrik gearbeitet haben. Die Betriebsärztin Ingrid Edner (geb. 1943) berichtet:

> Der größte Betrieb, in dem Frauen arbeiteten, war die Filmaufbereitung. Die meisten Frauen, die ich dort kannte, kamen aus den Heidedörfern, waren Weitwohner. In ihren Heimatorten gab es kaum eine Möglichkeit, außer in der Landwirtschaft, selbständig berufstätig zu sein. Und ORWO hat ja nicht schlecht bezahlt, so sind sie dann hierher gekommen. (ORWO, 88)

Auch für die Mutter der späteren Betriebsteildirektorin Karla König gab es nach dem Tod des Vaters auf dem Land „keinen Beruf" mehr: „es gab nur Berufe im Wald oder beim Bauern. Die Filmfabrik hat uns dann wieder zurückgeholt" (ORWO, 29). Auch die Chemiefacharbeiterin Edda Koch (geb. 1940) hat in der Filmfabrik als ungelernte Arbeiterin angefangen, weil es „die einzige Arbeitsmöglichkeit hier in der Gegend" (ORWO, 73) war und der Vater und die Schwester bereits hier arbeiteten.

„Später, in den 60er Jahren, als es mit der Umschulung und Weiterbildung anfing", hat sie „den Chemiefacharbeiter gemacht" (ebd.), um die überwiegende Zeit ihres Berufslebens im Dunkelraum zu arbeiten – oder, wie Hödt die Arbeit der Produktionsarbeiterinnen mit den Worten Edda Kochs zusammenfasst: „Also ich sage immer, mein Leben war der Dunkelraum und nachher, wenn ich mal nicht mehr bin, wird es wieder dunkel sein" (ORWO, 75; vgl. Hödt 1996, S. 127). Dass die Arbeit im Dunkelraum „mitunter doch eine Belastung" (ebd.) war, zitiert Hödt nicht mehr.

> Ich war im Aussuchraum, hier wurden die einzelnen Filmrollen von uns im Dunkeln auf Fehler ausgesucht. Es wurde nach Leistung gearbeitet. Soundsoviel tausend Meter mußten am Tag in der Schicht gebracht werden. Das war schon zur damaligen Zeit eine ganz schöne Leistung. […] Es war keine körperlich schwere Arbeit, es war eine seelische Anstrengung, der Dunkelraum war die Belastung. (ORWO, 76)

Dass trotzdem so wenige Frauen mit ihrer Arbeit unzufrieden waren, hat die ehemalige Leiterin der arbeitsmedizinischen Abteilung, Ingrid Edner, „immer wieder erstaunt. Die Frauen haben nicht gejammert, sie kannten nichts anderes. Auch die Dunkelkammerarbeit hat ihnen nichts ausgemacht" (ORWO, 90). Sie haben sich daran gewöhnt, wie die bereits zitierte Elsbeth Beyreuther: „An die Arbeit im Dunkelraum gewöhnt man sich. Mein Mann hat sich nicht daran gewöhnt. […] Aber ich hab mich daran gewöhnt." (ORWO, 18).

Die Arbeitsbedingungen im Dunkelraum werden nicht so sehr von den Arbeiterinnen selbst, sondern von den höher qualifizierten Beschäftigten thematisiert. Nicht nur die Ingenieurin Sabine Brenner oder die Betriebsärztin Ingrid Edner, auch die Leiterin der wissenschaftlichen Bibliothek der Filmfabrik, Margit Pittner (geb. 1943), fragt sich, ob die „1300 Frauen in der Filmausarbeitung, die den ganzen Tag im Dunkeln gearbeitet haben, die Arbeit als große Erfüllung empfunden haben […]. Aber irgendwo waren die Frauen am Ende auch zufrieden." (ORWO, 105).

Selbst wenn die Frauen die Arbeitstätigkeit aufgrund der Gesundheitsgefährdung hätten „nach fünf Jahren wechseln müssen", wie Ingrid Edner in diesem Zusammen-

hang ebenfalls berichtet, hätte keine gewollt, „weil sie hier viel Geld verdient haben. Man mußte manchmal ganz brachial einen Arbeitsplatzwechsel vornehmen oder reden und reden mit sehr viel Einfühlungsvermögen. Die Frauen hatten wahrscheinlich Angst vor dem Neuen“ (ORWO, 89).

Es stellt sich die Frage, ob die Frauen tatsächlich Angst vor etwas Neuem hatten oder ob hier nicht das erste Mal tatsächlich etwas Typisches der Erwerbsorientierung von Frauen in der DDR zum Vorschein kommt: Eine hohe Leistungsbereitschaft bei mindestens ebenso hoher Verzichtsorientierung (Genügsamkeit, Disziplin, Selbstkontrolle), wie sie für Webers „Berufsethik des asketischen Protestantismus“[265] typisch ist. Allerdings ist diese normative Seite der Frauenerwerbsarbeit in der DDR bisher noch nicht erforscht worden.

In der Forschungsliteratur findet sich im Zusammenhang mit dem Phänomen der Selbstaufopferung konstant der Hinweis auf die Dreifachbelastung der Frauen in der DDR, wobei ‚lediglich‘ die ‚natürliche‘ Zuständigkeit der Frauen für den Reproduktionsarbeit als Normativ hierfür angesehen wird (vgl. Kap. 3.3.3). Dabei existieren gewichtige Hinweise darauf, dass Selbstkontrolle, Disziplin und Verzicht wesentliche Grundfeste des Gleichstellungsvorsprungs ostdeutscher Frauen sind. Seien es quantitativ empirische Studien, die beispielsweise allgemein darauf hinweisen, dass „Moralität“[266] und Leistung auch nach dem Ende der DDR einen konstant hohen Stellenwert

[265] Weber 1934, S. 84. Max Weber erklärt in seinen Aufsätzen, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* (1904/05), wie aus verschiedenen religiösen Bewegungen, aus dem Calvinismus und Puritanismus, dem Pietismus, Methodismus und den „aus der täuferischen Bewegung hervorgewachsenen Sekten“ (Weber 1934, S. 84) eine asketisch-protestantische, auf die Berufsarbeit ausgerichtete Ethik der Lebensführung und – en détail – der „nüchterne, gewissenhafte, ungemein arbeitsfähige und an der Arbeit als gottgewolltem Lebenszweck klebende Arbeiter“ (Ebd., S. 198) hervorgegangen ist. Ging die „sittliche Qualifizierung des weltlichen Berufslebens“ (ebd., S. 72) laut Weber vom Luthertum aus, so ist der Puritanismus ausschlaggebend dafür, dass Berufsarbeit zum zentralen Bestandteil der Lebensführung wurde (vgl. Bayer/Mordt 2008, S. 126). Gottes Gnade wird nicht mehr, wie im Katholizismus, durch das „allmähliche[..] Aufspeichern verdienstlicher Einzelleistungen“ erlangt, sondern durch eine permanente „systematische[..] Selbstkontrolle“ (Weber 1934, S. 111) und „Askese“ (ebd., S. 191) in der gesamten Lebensführung. Als „sicherste[s] und sichtbarste[s]“ Zeichen der „Glaubensechtheit“ gilt nunmehr die „rastlose[..], stetige[..], systematische[..]“ (ebd., S. 192) Berufsarbeit. „Das *unbefangene Genießen* des Daseins und dessen, was es an Freuden zu bieten hat“, lenkt hingegen ab von der geordneten Lebensführung (ebd., S. 183; Hervorh. im Orig.). „Reichtum als Frucht der Berufsarbeit“ bringt demnach Gottes Segen, „Reichtum als Zweck“ ist der „Gipfel des Verwerflichen“ (ebd. 192). (Ersteres gilt allerdings nur im Falle eines untadeligen, sittlichen Lebenswandels und bei unanstößigem Gebrauch des Reichtums; vgl. ebd., S. 198.) „Ihre volle ökonomische Wirkung“ entfaltete die protestantisch-asketische Arbeitsethik aber erst, wie Weber betont, nachdem der Höhepunkt „des *rein* religiösen Enthusiasmus bereits überstiegen war, der Krampf des Suchens nach dem Gottesreich sich allmählich in nüchterne Berufstugend aufzulösen begann, die religiöse Wurzel langsam abstarb und utilitaristischer Diesseitigkeit Platz machte“ (ebd., S. 197; Hervorh. im Orig.).

[266] Meulemann 2010, S. 75. Meulemann versteht unter ‚Moralität‘ die „Voreinstellung einer Person, also die Bereitschaft, die Selbstentfaltung des Individuums zugunsten der Verpflichtungen für Gemeinschaften oder der Forderung von Werten zurückzustecken“ (ebd.).

einnehmen[267] oder speziell der literarische Feminismus der DDR, in dem sich Autorinnen u. a. mit den Folgen einer selbstaufopfernden Lebensführung zwischen Familie und Beruf auseinandersetzen (ausführlich dazu vgl. Kap. 3.3).

Und auch die Bereitschaft, Dunkelraumbedingungen auf sich zu nehmen, weist auf das Vorhandensein einer starken Leistungs- und Verzichtsorientierung *unter Industriearbeiterinnen* hin. In einem Forschungsvorhaben wäre folglich nicht nur nach Unterschieden zwischen Berufsfeldern, in der beruflichen Hierarchie sowie nach generationenspezifischen Befunden zu fragen, sondern auch danach, ob es sich hierbei um ein Spezifikum ‚weiblicher' Industriearbeit handelt oder um eine bei Männern und Frauen gleichermaßen existierende Werthaltung.

Letzteres ist mit Sicherheit nicht einfach zu beantworten. Im Gegensatz zur Leistungsorientierung der Dunkelkammerarbeiterinnen, sprechen sowohl der Schürerbericht als auch der US-amerikanische Historiker Andrew I. Port von einer allgemein „mangelnde[n] Arbeitsdisziplin". „Produktionsverzögerungen", Normzurückhaltung, „Krankfeiern"[268] waren laut Port beinahe „gang und gäbe" und Methoden, über die die Arbeiter ihre Unzufriedenheit mit schlechten Arbeitsbedingungen, Materialknappheit, Normsteigerungen, Doppelschichten, Überstunden und Nachtarbeit zum Ausdruck brachten.

Nun ist weder anzunehmen, dass *alle* Erwerbstätigen der DDR eine nachlässige Arbeitsdisziplin an den Tag legten, noch, dass allein Männer ‚disziplinlos' waren. Trotzdem existieren Hinweise darauf, dass es sich bei dem Phänomen der protestantisch-asketischen Lebensführung um ein ‚weibliches' Phänomen handeln könnte. Kaum eine der, in der gesamten Arbeit behandelten Frauenfiguren protestiert in der oben genannten Form. Die Mehrzahl zeigt im Gegensatz dazu eine außerordentlich hohe Arbeitsdisziplin, sowohl im familiären- als auch im Erwerbsarbeitsbereich. Die Frauen arbeiten eher bis zum physischen Kranksein wie gleich im Anschluss die Dunkelraumarbeiterin Elsbeth Beyreuter oder Brigitte Martins Frauenfigur Edith Michael in Kap. 3.3.3, als dass sie krankfeiern würden.

Und auch Ports Ergebnisse stützen diese Beobachtung: „Die Statistiken für Zeiss zeigen, dass Frauen tendenziell öfter und länger krank waren, ein Trend, der auch in anderen Betrieben zu verzeichnen war"[269]. Der Historiker führt den hohen Krankenstand vorderhand aber nicht auf die Arbeitsunzufriedenheit der Frauen zurück, sondern auf ihre Dreifachbelastung und darauf, „dass sie oft dazu gezwungen waren, ihren

[267] Vgl. Meulemann 1999 u. 2002 u. 2010, S. 78.

[268] Port 2010, S. 244 u. 242; zum Schürer-Bericht vgl. Kap. 2, Anm. 172 ff. Auch Meulemann ist der Meinung, dass Leistung „im sozialen Leben" der DDR „nicht praktiziert wurde". Die Ostdeutschen können sich dem Soziologen zufolge deshalb mit dem Wert identifizieren, weil es in der DDR keinen „institutionelle[n] Freiraum" (Meulemann 1999, S. 116) zu seiner Realisierung gab und sie dessen negative Folgen nicht zu spüren bekamen. Hinter dem Problem der mangelnden Arbeitsdisziplin vermuten Meulemann wie auch Port einen Ursachenkomplex. Mängel der Planwirtschaft sind hierfür ebenso verantwortlich wie eine Führungsschwäche der Kader, die beispielsweise das ‚Krankfeiern' duldeten, um dem großen organisierten Protest aus dem Weg zu gehen (vgl. Port 2010, S. 246).

[269] Ebd., S. 242. Port bezieht sich hier auf Statistiken aus dem Kombinat für Feinmechanik und Optik *VEB Carl Zeiss Jena*.

häuslichen Verpflichtungen Priorität einzuräumen, etwa der Versorgung kranker Kinder"[270].

Einerseits zeigen die Frauen vorläufig also allgemein eine hohe Alltags- und Arbeitsdisziplin, was auf eine Gemeinsamkeit in der Ethik der Lebensführung schließen lässt. Wenn einige höher qualifizierten *Frauen von ORWO* allerdings nicht nachvollziehen können, warum Frauen gern in den Dunkelräumen gearbeitet haben, dann deutet dies wiederum auf schichtspezifische Unterschiede in der Arbeitsethik hin.

Anstatt von einer protestantisch-asketischen Arbeitsethik ist heute von ‚Leistung' die Rede. Meulemann zufolge verlangt Leistung „die Konzentration von Energie und die Hingabe an eine objektiv definierte Aufgabe, kurzum: Selbstaufopferung"[271]. Als Nachfolger der protestantischen Arbeitsethik verlangt also auch das Konzept der Leistung Selbstkontrolle und Askese. Allerdings könne die Selbstaufopferung in *Selbstverwirklichung* verwandelt werden, so Meulemann weiter, „[w]enn jemand sich mit einer gegebenen Aufgabe identifiziert und sie um ihrer selbst willen erfüllt"[272].

Und genau an diesem Punkt der Identifikation mit der Arbeit auf der einen und der Auffassung von Arbeit als Selbstaufopferung auf der anderen Seite, scheint ein Unterschied zwischen den *Frauen von ORWO* zu bestehen. Die einen arbeiten ‚gern', weil sie sich vorderhand mit der Norm des Arbeitens an sich identifizieren, die anderen wegen der Arbeitsinhalte. Das bedeutet zum einen, dass die Integration der Frauen in die Erwerbstätigkeit nicht zwangsläufig auch als Akt der Selbstverwirklichung zu verstehen ist, wie in der sozialistischen und feministischen Denktradition oftmals unterstellt wird. Erst die Identifikation mit den Arbeitsinhalten führt zur Selbstverwirklichung und ist darüber hinaus ein Kennzeichen von Modernisierung und Individualisierung.

Allerdings führte die Individualisierung nicht zu einer Entgrenzung „in einem allgemeinen modernisierungstheoretischen Sinn"[273], so dass hier zum anderen zwar von einer modernen Entwicklung, nicht aber von einem Vorsprung in der DDR gesprochen werden kann. Der Wandel der Bedeutung der Erwerbsarbeit von der „unbedingten Selbstaufopferung" zur Selbstverwirklichung bleibt zumindest unter den *Frauen von ORWO* auf den Bereich der Erwerbsarbeit beschränkt. Er hat weder zur weiteren Differenzierung und „Suche nach verschiedenen Formen der Selbstverwirklichung auch jenseits der Arbeit"[274] noch zur Veränderung von Biografiemustern geführt. Das zeigen auch die folgenden Beispiele beruflicher Qualifizierung.

2.2.2 Die Versorgung mit Grundqualifikationen

Die Berufswahllenkung wird in den Protokollen analog zur Autorinnenmeinung nicht dezidiert erwähnt, findet jedoch über die Berufswünsche und letztendliche Berufswahl der Interviewpartnerinnen ihren Ausdruck. In den Protokollen ist dabei eine Zweiteilung

[270] Ebd., S. 243.
[271] Meulemann 1999, S. 115.
[272] Ebd.
[273] Ahbe/Gries 2006a, S. 100. Zu Grundzügen und Ambivalenzen dieser These vgl. auch Kap. 3.2.1.
[274] Meulemann 1999, S. 116.

in die Gruppe der älteren Frauen (1921 bis 1944 geb.) und in die der jüngeren Frauen (1952 bis 1955 geb.) festzustellen sowie eine Unterscheidung nach Qualifikationsniveau. Die Frauen der ersten Gruppe haben zum einen aus ökonomischen Gründen bereits im Nationalsozialismus als ungelernte Arbeiterin in der Filmfabrik begonnen, wie die älteste Interviewpartnerin, Elsbeth Beyreuther (geb. 1921), oder sie mussten, wie Walburga Kohlschütter, im Nachkriegsdeutschland zum Erhalt der Familie beitragen: „Ich wollte auf eine Lehrstelle, wie sagt man, als Hauswirtschaftsmädchen, meine Freundinnen waren das auch. Auch *Friseurin* oder Verkäuferin wäre ich gern geworden. Aber meine Mutti sagte nein, sie hat mich nicht gehen lassen: Du mußt sehen, daß wir was zu essen haben" (ORWO, 21; Hervorh. v. der Verf.)[275].

Die ungelernten Arbeiterinnen Edda Koch und Walburga Kohlschütter machten in den 1960er Jahren ihren ‚Chemiefacharbeiter', in denen es nach dem Bau der Mauer Dölling zufolge „eine Verschiebung" im Frauenleitbild „hin zur *qualifizierten* Berufsarbeit gab"[276]. Die Sozialwissenschaftlerin erklärt:

> In der nach dem Mauerbau in Angriff genommenen ‚wissenschaftlich-technischen Revolution' wurden nicht mehr vorwiegend un- und angelernte, sondern gut ausgebildete Arbeitskräfte gebraucht. Die berufstätige Frau mit Facharbeiter-, Fachschul- bzw. Hochschulabschluss war jetzt das Leitbild. Politisch wurde dies in umfangreichen Förder- und Weiterbildungsmaßnahmen umgesetzt, die nicht nur jungen Frauen mit abgeschlossener Berufsausbildung den Eintritt in die Erwerbsarbeit erschlossen, sondern auch älteren Frauen durch Zusatzqualifikationen die Anpassung an das männliche Ausbildungsniveau ermöglichten.[277]

Die Anpassung der in *Die Frauen von ORWO* zu Wort kommenden Facharbeiterinnen an das männliche Ausbildungsniveau ermöglichte Walburga Kohlschütter beispielsweise einen Aufstieg in die „Endkontrolle". Aber auch das wurde erst möglich, nachdem die Männer, die ursprünglich „Prüfer" waren, „älter geworden" sind, „und dann sind jüngere Frauen rübergekommen" (ORWO, 22). Zuletzt war Walburga Kohlschütter

[275] Es ist unwahrscheinlich, dass Walburga Kohlschütter in der movierten Form von ihrem Berufswunsch gesprochen und noch dazu das gegenwartsspezifische Idiom Friseurin (statt Friseuse) verwendet hat. Schroeter schreibt diesbezüglich: „Etwa 90 % der Frauen in der DDR waren erwerbstätig[..], sprachlich findet das – bis heute – jedoch so gut wie keinen Niederschlag. Es ist immer wieder festzustellen, daß sowohl männliche als auch weibliche Personen die männliche Berufsbezeichnung für Frauen wählen" (Schroeter 1994, S. 127). Selbst beim Zusammentreffen der vornehmlich hochqualifizierten ost- und westdeutschen Feministinnen war der unmovierte Sprachgebrauch, die „Abwehr gegen die weibliche Sprachform" (Baureithel 1994, S. 157) unter ostdeutschen Frauen eines der am heftigsten umstrittenen Themen. Im Gegensatz zum oben Zitierten waren erwerbstätige Frauen aber weder in der Alltagssprache noch in der „DDR-Verlautbarungssprache" (Schlosser 1991a, S. 10) der DDR „sprachlich präsent" (Schroeter 1994, S. 128 f.; zu den Unterschieden zwischen Alltags- und Verlautbarungssprache vgl. Buchholz 2010, S. 73 ff.). Eine gegenteilige Auffassung findet sich bei Porsch 2004. Anhand des Vergleichs von Wörterbucheinträgen kommt der Sprachtheoretiker zu dem Ergebnis, dass der Modernisierungsvorsprung im Geschlechterverhältnis „für die DDR besteht" (Porsch 2004, S. 279).

[276] Dölling 1993a, S. 28; Hervorh. im Orig.

[277] Ebd.

„Prüfer beim Fernsehfilm, mit Lohngruppe 7, Chemiefacharbeiter mit besonderen Kenntnissen“ (ORWO, 23). Edda Koch hingegen war auch nach ihrer Qualifikation die überwiegende Zeit ihres Berufslebens im Dunkelraum tätig und Elsbeth Beyreuter wurde 1966 „Invalide“, das heißt berufsunfähig wegen einer „Angina pectoris [sic]“ (ORWO, 15).

Besonders bedeutsam war diese Phase der Qualifizierung nach dem Bau der Mauer scheinbar für diejenigen Frauen, die sich nicht nur beruflich qualifizieren, sondern auch aufsteigen konnten, wie die spätere Generaldirektorin Brunhild Jaeger. Auch sie hatte ursprünglich „Schwierigkeiten“ mit ihrem Studienwunsch:

> [E]igentlich wäre ich gern Lehrerin für Geschichte und Germanistik geworden oder Journalistin. Da wurde ich nicht genommen, weil der Arbeiteranteil, ich galt ja als Angestelltenkind, nicht erfüllt war. Lehrerin hätte ich werden können, aber nicht in diesen Fächern. Meine Mutter ist dann mit mir nach Leipzig gefahren ins Prorektorat für Studienangelegenheiten und hat gesagt, ich möchte aber doch, daß meine Tochter studiert. Musik, Mathematik und Wirtschaftswissenschaften wurden angeboten. Da meine Mutter das letztere wahrscheinlich am verständlichsten war, hat sie gesagt, Wirtschaftswissenschaft wird es.[278] (ORWO, 41)

(Zur Studienwahl beigetragen haben mag auch, dass Wirtschaftswissenschaften im Gegensatz zu Musik und Mathematik ein lukratives Auskommen versprachen.) Geulen kommt in Bezug auf die von Brunhild Jaeger geschilderten Erfahrungen mit der staatlichen Studienwahllenkung zu dem Ergebnis:

> Generell muß […] das Ausmaß an *staatlicher* Lenkung als hoch angesetzt werden. Im Rahmen der vorab nach ökonomischen, politischen und ideologischen Erfordernissen staatlich festgelegten Studienangebote wurden Wünsche der Bewerber zwar nach Möglichkeit berücksichtigt. Aber weit häufiger wurden ihnen doch – ohne Rücksicht auf ihre individuellen Wünsche und aufgrund oberflächlicher und nur legitimatorischer Kriterien – bestimmte Studiengänge nahegelegt, wobei es für sie meist keine Alternative gab und ihre Zustimmung nur formalen Charakter hatte.[279]

Ingrid Edner hat beispielsweise davon profitiert, dass ihre Eltern „Landwirte“ (ORWO, 83) waren und sie den Arbeiteranteil somit erfüllte. Das Studium der Medizin hat die spätere Leiterin der arbeitsmedizinischen Abteilung von ORWO „einfach inter-

[278] Ausgehend von der Annahme, dass die Arbeiterklasse und die Genossenschaftsbauern die „politischen und sozialen Hauptkräfte der Gesellschaft“ (Lötsch 1995, S. 183) seien, wurden die Kinder aus ‚reinen‘ Arbeiterfamilien bei der Studienvergabe bevorzugt. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass Kindern, deren Eltern der sogenannten ‚sozialen Schicht der Intelligenz‘ angehörten, die Eltern also akademisch vorgebildet waren, der Zugang zum Studium nicht selten verwehrt wurde. Diese Praxis wiederum geht auf die „Theorie der produktiven Arbeit“ zurück, die dem DDR-Sozialwissenschaftler Manfred Lötsch zufolge „nicht über Adam Smith (1776!) hinausging und die als produktive Arbeit nur die Arbeit gelten ließ, die unmittelbar und gegenständlich an der Herstellung stofflich-materieller Gebrauchswerte beteiligt war, während jegliche wissenschaftliche Arbeit, auch die im unmittelbaren Zusammenhang mit Technik- und Technologieentwicklung, als ‚unproduktiv‘ bestimmt wurde“ (ebd.).

[279] Geulen 1999, S. 6; Hervorh. im Orig.

essiert". Sie hat „aber nie im Traum daran gedacht, daß" sie „mal Arbeitsmedizinerin würde": „Das hat mich damals überhaupt noch nicht interessiert. Es waren ganz praktische Gründe, die schließlich dazu führten, zum einen war mein Mann in Wolfen, und wir kriegten dort eine Wohnung angeboten. Mein Sohn wurde im fünften Studienjahr geboren, so daß wir auch darauf angewiesen waren, endlich irgendwo als Familie leben zu können" (ORWO, 83).

Wie Kohli dargelegt hat, war der Betrieb in der DDR nicht nur Arbeitsstätte, sondern ein „sozialer Ort" und *die* zentrale „Verteilungsinstanz von Sozialleistungen"[280]. Das bedeutet, dass beispielsweise die Wohnraumvergabe an den jeweiligen ‚Arbeitgeber' gebunden war und Wohnortwechsel – d. h. Mobilität – nur mit Zustimmung des alten Betriebes und der Einstellung in einem neuen Betrieb möglich wurde.

Da Zeit des Bestehens der DDR Mangel an Wohnraum herrschte, wurden zudem diejenigen ‚Arbeitgeber' bevorzugt, die aufgrund ihrer strategischen Bedeutsamkeit staatlicherseits protegiert wurden und so im Ruf besonderer Sozialleistungen und ‚Sonderversorgungen' standen. Den „außergewöhnlichsten"[281] Sonderversorgungsbereich innerhalb der Volkwirtschaft der DDR bot die SDAG Wismut (Sowjetisch Deutsche Aktiengesellschaft), mit eigenem betrieblichen Gesundheitswesen, eigenen Gaststätten, Kulturzentren, Ferienheimen etc.

Doris Pieczynski (geb. 1944), Funkmechanikerin, ist demgegenüber in „die Filmfabrik […] gegangen, weil" sie „die Arbeitszeit am besten mit" ihrem „Kind vereinbaren konnte, und wir haben ja auch Geld gebraucht" (ORWO, 121). Warum sie einen technischen Beruf gewählt hat, weiß sie „auch nicht so genau": „Ein Schreibberuf wäre für mich nicht in Frage gekommen, dafür war ich als Jugendliche nicht. Bloß keine Schreibtischtätigkeit. Lehrerin war auch mal im Gespräch. Aber das haben mir die Leute ausgeredet, nach dem Motto: Was willst du dich mit anderer Leute Kinder rumärgern!" (ORWO, 121).

Sie „hätte damals" zwei Lehrstellen haben können, „das ist der Witz an der Sache, damals war sowas noch möglich. Entweder bei der HO-Industriewaren in Bitterfeld oder im Chemiekombinat": „Ich habe die Lehrstelle bei der HO (Handelsorganisationsgenossenschaft, Anm. d. Verf.] genommen. Drei Jahre habe ich Funkmechaniker gelernt. Funkmechaniker, das war damals Rundfunk- und Fernsehmechaniker. Wir waren in der Ausbildung wenige Mädchen und viele Jungs. Es war doch mehr ein Männerberuf" (ORWO, 121).

Doris Pieczynskis Motivation zur Ausbildung als Funkmechanikerin speist sich in der Hauptsache aus der „Selbstverständlichkeit", einen Beruf zu erlernen: „Ich wüßte keine, die nicht einen Beruf erlernte" (ORWO, 121). Sabine Brenner hat sich demgegenüber als Angehörige des ersten Generationenzusammenhangs der DDR, „der ausschließlich vom DDR-Sozialismus geprägt war"[282], „für Technik interessiert", auch wenn sie „keine richtige Vorstellung" hatte, „was ein BMSR-Mechaniker"[283] ist:

[280] Kohli 1994, S. 50.
[281] Vgl. Schütterle 2011.
[282] Ahbe/Gries 2006a, S. 94.
[283] BMSR-Mechaniker steht als Abkürzung für ‚Betriebs-, Steuerungs- und Regelungsmechaniker' (vgl. Lemke 1980, S. 42).

> Mein Bruder hat gesagt: Ach, die rennen immer mit einem weißen Kittel rum, mit einem Schraubenzieher, die haben ein gutes Leben. So hab ich mich beworben und bin auch genommen worden. Und dann habe ich in der Praxis mitgekriegt, daß das kein schlechter Beruf ist. Damals wurde mit dem Slogan geworben ‚Auch für Mädchen gut'. Es hat mir Spaß gemacht, muß ich sagen. (ORWO, 129)

Birgit Keller (1952), spätere Chemiefacharbeiterin, wollte „eigentlich Modezeichner werden, aber die Möglichkeiten waren damals nicht gegeben" und so entschied sie sich für die Chemiesonderklasse:

> Da mußte man schon Beziehungen haben, und die hatten wir nicht. […] Mein Großvater und mein Vati waren schon in der ‚Film', da lag es nahe, daß ich auch dort hinging. Bereits in der 8. Klasse mußten wir entscheiden, ob wir in die Chemiesonderklasse gehen wollten. Ich wollte. Wer Sonderwünsche hatte, ging weg, aber das Gros ging eigentlich in die Filmfabrik. (ORWO, 139)

Gundula Brett wollte „[a]n und für sich erst Pharmazie studieren":

> Bloß das ist ein langes und schweres Studium. Und wenn man nachher in der Apotheke arbeitet, hat man ungünstige Arbeitszeiten, von früh bis abends. Mein Vati sagte auch, stell dir mal vor, du kommst in die Apotheke und deine Chefin ist ein Jahr älter, du bist ewig Zweite. Und so viele Apotheken gibt's ja nicht, daß du wechseln kannst. Vom Bau hat er mir abgeraten, weil er selber auf dem Bau war. Da verdienst du zu wenig, sagte er, mach doch Chemie. Chemie hat Zukunft. Und naturwissenschaftliche Sachen lagen mir eigentlich auch. (ORWO, 169)

Auffällig an den letzten drei Textbeispielen ist ein erzähltes Motiv, das literarisch ebenfalls bereits Geschichte gemacht hat. Während die älteren *Frauen von ORWO* studierten oder einen Beruf erlernten, weil die Mütter auch berufstätig waren („Meine Mutti ist auch immer arbeiten gegangen"; ORWO, 121), sind es in den Beispielen der jüngeren Frauen die Väter, Großväter und Brüder, die offensichtlich Vorbild und Ratgeber für die Berufsplanung der Frauen gewesen sind. In den *Frauen von ORWO* ist das Phänomen des männlichen Vorbildes eine Generationenfrage. In Maxi Wanders *Guten Morgen, du Schöne* (1977) wird in Kap. 4.3.3 hingegen von einer *Dominanz des männlichen Vorbildes* die Rede sein.

Erwerbsarbeit war folglich nicht nur hinsichtlich der Zeitstrukturen „eine ‚männliche' Angelegenheit"[284], wie Dölling argumentiert, sondern an dieser Stelle bestätigt sich Hausers These, dass Frauen „im Wortsinn unsagbar"[285] wurden. Obwohl in der DDR von Anbeginn an praktiziert, erscheint Frauenerwerbstätigkeit ohne Tradition und in gewisser Weise auch ohne positiven Wert. Das zeigt sich auch in den Ambivalenzen bei der Berufswahl: Technisch interessiert zu sein und trotzdem keine Vorstellung von dem zukünftigen Berufsfeld zu haben oder eigentlich einen anderen Beruf erlernen zu wollen, sich dann aber doch für die Chemiesonderklasse oder das Chemiestudium entschie-

[284] Vgl. Kap. 2, Anm. 247.
[285] Vgl. Kap. 2, Anm. 249.

den zu haben und damit dem Vorbild oder Ratschlag des Vaters, Bruders oder der Berufswahllenkung gefolgt zu sein.

Auffallend ist zudem die dichotome Entweder-oder-Argumentation: Entweder Arbeit im Chemiewerk oder kein Familienleben, entweder Ausbildung im Chemiewerk oder Weggehen von zu Hause, entweder Beziehungen haben und weggehen können oder im Chemiewerk arbeiten müssen, entweder eine Ausbildung in der HO beginnen oder im Chemiewerk. Andere Wege oder Möglichkeiten der Berufswahl oder Lebensführung wurden von den Interviewpartnerinnen nicht in Betracht gezogen. Auch dies ist ein Beleg dafür, dass eine Entgrenzung im modernisierungstheoretischen Sinn unter den hier zu Wort kommenden Zeitzeuginnen nicht stattgefunden hat.

Obwohl es Unterschiede in der Lebensführung gibt und die jüngeren Frauen wie Birgit Keller und Gundula Brett keineswegs mehr einen so linearen Lebensweg wie die älteren *Frauen von ORWO* eingeschlagen haben, sich scheiden ließen und beruflich umorientierten, sind ihre Lebensentwürfe wenig originär. Sie bewegen sich innerhalb der DDR-spezifischen, inzwischen internalisierten Werthorizonte, die vorgegeben waren: „Auch für Mädchen gut“ (ORWO, 129).

Diese wie auch die übrigen bislang erwähnten Ambivalenzen der Frauenerwerbsarbeit in Männerdomänen treten in den Protokollen jedoch in den Hintergrund. Die aufwändige Aufrechnung des Bildungsweges zu Beginn aller Protokolle betont hingegen durch die Vielfachnennung von Berufsbezeichnungen und Studiengängen die Leistungsfähigkeit der Frauen in Männerdomänen.

Insofern bestätigen die protokollierten Aussagen letztendlich die Autorinnenmeinung und stützen die Auffassung, dass die *Frauen von ORWO* mehrheitlich in Bereichen gearbeitet haben, die nicht ‚frauentypisch‘ waren. Indem die *Frauen von ORWO* in erster Linie als leistungsfähige Produzentinnen, Leiterinnen und Führungskräfte in Männerdomänen dargestellt werden und erst in zweiter Linie Brüche, Widersprüche und Ambivalenzen sichtbar werden, wird „die formale Gleichberechtigung […] in den Vordergrund der Wahrnehmung gehoben“[286] – wie Dölling in diesem Zitat für die oben erwähnten fotografischen Szenen aus der Arbeitswelt konstatiert.

Gleiches gilt für die Versorgung mit Kinderbetreuungseinrichtungen. Laut Vorwort der Autorinnen hatte die DDR allen Grund, die „Rahmenbedingungen“ der Gleichberechtigung der Frauen „stolz“ (ORWO, 6) zu präsentieren. Denn, so fragen die Autorinnen im Vorwort, wo habe es das jemals gegeben, dass die Mehrzahl der Frauen gearbeitet hat und „gleichzeitig die meisten Frauen ‚Muttis‘ waren“ (ORWO, 6). Ambivalenzen werden auch hier erst auf den zweiten Blick sichtbar.

2.2.3 Zur Versorgung mit Kinderbetreuungseinrichtungen

Eines der „vier Elemente“ der Gleichstellungspraxis der DDR besteht laut Geißler aus einem „Mehr an Hilfen für die berufstätigen und studierenden Mütter“, speziell in der „Vollversorgung mit Krippen, Kindergärten, Schulhorten und Schulspeisung“[287]. Der Sozialwissenschaftler sieht darin einen Beleg dafür, dass sich der Sozialismus die

[286] Dölling 1993a, S. 34.
[287] Geißler 2006, S. 322 f.

Gleichstellung der Frauen in der DDR mehr kosten ließ als die alte Bundesrepublik. Dass diese Form der Unterstützung den Frauen und Kindern in einigen Fällen auch Kosten verursacht hat, um sprachlich im Bild zu bleiben, wird weder von Geißler noch von Behnk und Westerwelle thematisiert.

Trotz der flächendeckenden Versorgung mit Kinderbetreuungseinrichtungen spricht Dölling bereits 1986 von der „Herausbildung einer Grundhaltung […], die als ‚Opferbereitschaft‘, als Bereitschaft, die eigenen Wünsche und Ansprüche zugunsten anderer zurückzustellen, charakterisiert werden kann“:

> Das äußert sich zum Beispiel in der Weise, daß manche Frauen zugunsten ihrer Familie zeitweilig aus dem Arbeitsprozeß ausscheiden beziehungsweise eine Teilzeitbeschäftigung annehmen oder darin, daß Frauen zugunsten der Familie auf die Ausübung eines Berufes, für den sie eine mehr oder minder hohe Qualifikation erworben haben, verzichten und eine Arbeit aufnehmen (oft weit unter ihrer Qualifikation), die weniger Anforderungen stellt (zum Beispiel in bezug [sic] auf Weiterbildung) und die mit den Pflichten gegenüber der Familie besser zu vereinbaren ist (Wegzeiten, Arbeitszeitregelungen etc.).[288]

Die Sozialwissenschaftlerin hebt an dieser Stelle allerdings ‚lediglich‘ auf die Bereitschaft ab, bezüglich der eigenen Erwerbstätigkeit und Karriere Einbußen in Kauf zu nehmen. Dass das Vereinbarkeitskonstrukt der DDR aber auch noch in einer weitern Hinsicht den Frauen eine gewisse Verzichtsbereitschaft abverlangte, wird im Folgenden von Ingrid Edner beschrieben:

> Während des Studiums hatte ich nicht ausgesetzt, jetzt bedaure ich es, denn ich habe eigentlich nie ein Baby gehabt. Das Kind war in der Zeit bei meiner Mutti, sonst hätte ich nicht zu Ende studieren können. Für mich war es eine schlimme Zeit. Ich war in Rostock, mein Mann in Berlin bei der Armee und der Sohn in der Altmark. Wir haben uns alle Wochen dort getroffen. Ich hatte zu der Zeit viele Prüfungen, so daß ich meinen Sohn lange Zeit nicht gesehen habe. Wie gesagt, ohne meine Mutter hätte ich es nicht geschafft. (ORWO, 84)

Ingrid Fieber schildert an anderer Stelle:

> Also, bei uns konnte keine Frau zu Hause bleiben. Wir mußten schon mit arbeiten gehen. Aber wir haben das vielleicht nicht ganz so empfunden. Dabei will ich nicht sagen, daß es mir manchmal nicht schwer gefallen ist. Mir hat es auch sehr leid getan, weil meinem Sohn die Eingewöhnung in die Krippe sehr schwergefallen ist. Es wurde mir auch öfter geraten, ich soll wieder aussteigen, ich soll noch zu Hause bleiben, weil er sich einfach nicht eingewöhnen konnte. Es war ein sehr sensibles Kind, und es hat mir oft schon sehr, sehr weh getan. Aber wie gesagt, es war nicht anders möglich. (ORWO, 59)

> Wenn eine berufstätige Frau eine Bescheinigung vom Arzt brachte, daß ihr Kind krank ist, wurde die nicht gefeuert. Das gab es nicht, das war selbstverständlich. Auch wenn das Kind eben ein halbes Jahr krank war, die Kinder waren ja auch im Grunde ein bissel belastet. Das ist ja auch ein Streß, wenn ich ein Kind früh um sechs in die Krippe bringe. Und nachmittags halb fünf bin ich wieder zu Hause, und dann mußte ich mich noch um

[288] Dölling 1986, S. 153 f.

> eine Tüte Milch kümmern und ewig anstehen, wie es so war. Da habe ich auch mal gesagt, nee, das ist auch nicht das Leben, nee, das ist auch nicht das Richtige. (ORWO, 60)

Die Tochter der Chemie-Ingenieurin Gundula Brett (1955) hat die Krippe demgegenüber „gar nicht so schwer verkraftet“ (ORWO, 177). Sie kam in die Kinderbetreuungseinrichtung, als sie ein gutes halbes Jahr alt war:

> Dadurch, daß meine Tochter so klein in die Krippe gekommen ist, hat sie das gar nicht so schwer verkraftet. Wenn sie ein Jahr gewesen wär, wär sie wahrscheinlich mehr auf die Mutter fixiert gewesen. Und in der Krippe waren sehr nette Tanten, und die hatten sie auch alle lieb und haben sich auch drum gekümmert. Ich kann mich nicht beschweren. […] Den Kindergarten hab ich gehaßt. Das war in so einem Hauseingang hier, das waren Wohnungen, die Kindergartenräume. Jede Wohnung war für eine Kindergartengruppe von 18 Kindern. Die hatten Matten zum Schlafen. Wenn alle Kinder da waren, reichten die Zimmer nicht, die letzten schliefen dann im Flur. Das fand ich nicht so schön. Das Essen kriegten die angeliefert, in diesen Brätern. Man weiß ja, wie das Essen drunter leidet. Außerdem wechselten laufend die Kindergärtnerinnen. Da gab es früh Tränen, daß sie nicht hinwollte. Aber was sollte man machen? (ORWO, 177 f.)

Handelte es sich bei Berufswahl noch um Entweder-Oder-Argumentationen, so sind die Handlungsstrategien in Fragen der Kinderbetreuung alternativlos: „[E]s war nicht anders möglich“ (ORWO, 59), „Aber was sollte man machen?“ (ORWO, 178), „Frauen im Schichtbetrieb mußten die Kinder die ganze Woche abgeben“ (ORWO, 142 f.).

Für Scheller sind diese Argumentationsmuster Ausdruck einer „stärkeren Versachlichung der Mutter-Kind-Beziehung“[289]. Die Sozialwissenschaftlerin zitiert ein ähnliches Interviewbeispiel wie das von Ingrid Edner, in welchem die Interviewpartnerin schildert, dass die Tochter „immer bitterlich geweint“ habe, wenn sie sie morgens in der Krippe abgab. Die Mutter schließt mit den Worten: „Also das fand ich damals nicht schön. Aber es gab ja nichts anderes, man musste Geld verdienen“[290]. Scheller kommt zu dem Schluss:

> Das vorstehende Beispiel verdeutlicht, wie eingeschränkt der Spielraum für das Ausleben von Gefühlen zwischen Mutter und Kind war. Sachliche Notwendigkeiten ließen Fragen nach den emotionalen Befindlichkeiten in den Hintergrund treten, wobei nicht behauptet werden soll, dass es in der DDR keine emotionalisierten Partner- und Eltern-Kind-Beziehungen gegeben habe. Allerdings waren die Möglichkeiten der Menschen, ihre Gefühlswelt zu erfahren und zu entwickeln, eingeschränkt.[291]

Von einer Versachlichung der Mutter-Kind-Beziehung oder von Einschränkungen der Gefühlswelt zu reden, das sind sehr weitreichende Schlussfolgerungen, die durch die Textstelle nicht belegt werden. Maaz spricht in diesem Fall dezidierter von einem „Anpassungsdruck“, bei dem „die Unterdrückung von Gefühlen eine wesentliche Rolle“ spielte und der „mit dem Zwang zur Selbstbeherrschung, Disziplin und Ordnung ver-

[289] Scheller 2004, S. 34.
[290] Ebd.
[291] Ebd.

bunden war“[292]. Der Psychotherapeut sagt damit nicht, dass die Gefühle nicht oder nur eingeschränkt vorhanden waren, sondern dass sie den Erfordernissen einer reglementierten Lebensführung untergeordnet wurden.

Die Interviewbeispiele stützen diese These und verdeutlichen, dass eine protestantisch-asketische Werthaltung nicht nur in Bezug auf die Erwerbsarbeit eingenommen wurde, sondern auch in der Eltern-Kind-Beziehung. Dies betraf aber nicht allein die Frauen. Auch die Kinder mussten ihre eigenen Wünsche und Ansprüche zugunsten des „reglementierten, elterlichen Lebensvollzug“[293] zurückstellen, wie Scheller festhält und wie ein Blick in die Kinder- und Jugendliteratur der DDR bestätigt.

In den 1970er Jahren wird der Zeitmangel beider Elternteile zu einem zentralen Sujet in der Kinder- und Jugendliteratur. Die Familie ist der ersehnte Ort von Geborgenheit und „Zufluchtsstätte vor den Zumutungen des sozialistischen Alltags“[294], den die Kinder in der Familie aber oft gerade *nicht* finden. Strobel fährt an anderer Stelle fort: „Die spezifischen Lebens- und Arbeitsformen in der DDR wie hohe Scheidungsrate, Berufstätigkeit beider Eltern, Überforderung der Frauen durch das Dreigestirn Arbeit, Haushalt und Kindererziehung […] setzen das Kind auch zu Hause einem großen Stress aus“[295]. Der hohe Anpassungsdruck, dem die Kinder ausgesetzt waren, wird auch in der Erwachsenenliteratur, im sogenannten Literarischen Feminismus (Lemke 1991) der DDR thematisiert[296] und später in dieser Arbeit am Beispiel von Brigitte Martins Erzählung *Nach Freude anstehen* (1981) ausführlich diskutiert (vgl. Kap. 3.3.3).

In den west- und gesamtdeutschen feministischen Diskurs um den Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen haben diese Widersprüche gleichstellungsbezogener Sozialstaatlichkeit allerdings kaum Eingang gefunden. Lediglich einzelne Äußerungen oder randständige Forschungsergebnisse verweisen auf dieses Dilemma der Frauen und Kinder in der DDR, wie beispielsweise in Geulens Generationenstudie (1998) oder bei Miethe, in deren Ost-West-Dialog folgendes nachzulesen ist: „Kinder *nicht* in den Kindergarten oder die Krippe zu geben[,] war im Osten eine hochpolitische Entscheidung, die oft ganz bewusst getroffen worden ist, nämlich um die Kinder dem ideologischen Einfluss des Systems zu entziehen“[297].

Auch in Karen Margolis *Der springende Spiegel* (1991) setzen sich die Ich-Erzählerinnen kritisch mit dem „Erziehungsmonopol“[298] des Staates auseinander, ein Thema das bereits zu DDR-Zeiten, beispielsweise in Maxi Wanders Protokollband diskutiert wurde (zum Thema Erziehung in *Guten Morgen, du Schöne* vgl. Kap. 4.3.2). An dieser Stelle deutet sich eine weitere Parallele zu den vorigen Kapiteln an. Auch in Fragen der Erziehung und der außerhäuslichen Betreuung scheinen schichtspezifische Unterschiede zu existieren. Im Gegensatz zu den gerade genannte Dokumentationen und den obigen

[292] Maaz 1991, S. 3.
[293] Scheller 2004, S. 34.
[294] Strobel 2006, S. 227.
[295] Strobel 2005, S. 96.
[296] Vgl. Schmitz-Köster 1989, S. 88. Zu Definition und Inhalt des Literarischen Feminismus der DDR vgl. Kap. 3.3.
[297] Gerhard/Miethe 2004, S. 331.
[298] Margolis 1991, S. 62.

Narrationen, waren die Kinderbetreuungseinrichtungen der Facharbeiterin Birgit Keller zufolge „sehr beliebt“:

> Die filmeigenen Kindereinrichtungen waren sehr beliebt. In die Krippen hat man die Kinder nicht abgegeben, sondern die sind da gern hingegangen. Das gehörte einfach zum Alltag, daß man die Kinder früh abgegeben hat und nachmittags wiedergeholt. Die Frauen im Schichtbetrieb mußten die Kinder die ganze Woche abgeben. Sie konnten die Kinder ja nicht nach Schichtende abends um 22 Uhr mit nach Hause nehmen. Das war dann auch der Freiraum, daß die Frau sich noch qualifizieren konnte. (ORWO, 142 f.)

Möglich, dass es sich hier um eine vorauseilende Narration handelt, die die Kinderbetreuungseinrichtungen von vornherein gegen negative Meinungen wie die obigen oder gegen westliche Vorurteile abzugrenzen versucht – die Interviewerinnen kamen schließlich aus dem Westen Deutschlands. Dass das Thema Fremdbetreuung nicht so widerspruchslos war, wie von Birgit Keller dargestellt, zeigen die dafür doch recht zahlreichen Textbeispiele. In ihnen geht es aber nicht, wie im westlichen Feminismus um die Frage, *ob* Kinder fremdbetreut werden, sondern *wie* sie betreut und erzogen werden. Folgt man den *Frauen von ORWO* und auch den Frauen aus Maxi Wanders Protokollband, dann sind das Probleme, mit denen sich vor allem höher qualifizierte Frauen auseinandersetzten (vgl. Kap. 4.3.1).

Geulen spricht in seiner Studie von „zwei Typen der Prioritätensetzung“[299] bei der Vereinbarkeit. Beim ersten Typ werden wie in Döllings Beispiel Einbußen bei der Karriere in Kauf genommen, beim zweiten Typ hat die eigene Erwerbstätigkeit Priorität. Zur Illustration führt Geulen ein Beispiel an, in welchem Eltern zwei ihrer vier Kinder in die Wochenkrippe zur Rund-um-die-Uhr-Betreuung von montags bis freitags gaben, weil beide Elternteile zur gleichen Zeit promovierten und habilitierten. Die Mutter erzählt, dass der älteste Sohn in derselben Einrichtung war, abends aber abgeholt wurde, während die Zwillinge über Nacht dableiben mussten:

> [D]ie Mädchen waren in der Krippe, und die hatten oben so lange Glasscheiben mit Gittern davor, damit die Kinder nicht durch das Glas fielen, und haben sie sich immer oben an den Gittern festgeklammert, die Mädchen, und haben steinerweichend geweint, wenn die Eltern kamen oder die Oma, den Bruder brachten und abends wieder geholt haben und sie nicht mitgenommen wurden. Es war furchtbar, und das hat sich bei ihnen sehr verinnerlicht und gefestigt. Das ist doch so hart gegenüber den Kindern, aber für mich gehörte das damals zum Alltag: Die Kinder kommen in die Krippe, der Mann auf die Arbeit, ich auf die Arbeit, und die Oma hat dann zu Hause Ordnung gemacht.[300]

Geulen hat hier mit Sicherheit ein extremes Beispiel angeführt. Das grundlegende Problem scheint aber nicht singulär gewesen zu sein, wie die Narrationen der *Frauen von ORWO* zeigen[301]. Laut Geulen ist die absolute Leistungsorientierung bei denjenigen Frauen besonders stark ausgeprägt, die vor den 1960er Jahren geboren worden waren

[299] Geulen 1999, S. 7.
[300] Geulen 1998, S. 106.
[301] Um kein singuläres Phänomen handelt es sich scheinbar auch dabei, dass die Mithilfe und Unterstützung der Großmutter im Vereinbarkeitskonzept notwendig war.

und sich zudem „stark auf die Ideologie bzw. die Partei verlassen"[302] haben. An dieser Stelle deutet sich bereits an, dass „Parteimitgliedschaft" und „Stasigeschichten" (ORWO, 6) anders als von den Autorinnen Behnk und Westerwelle intendiert, in jedem Fall zum Thema Frauenerwerbstätigkeit gehören, wie auch das nachfolgende Kapitel zeigt.

Zuvor seien aber noch ein paar abschließende Überlegungen zur absoluten Leistungs- und Erwerbsorientierung angeführt. Peinl hat in vorsichtiger Abgrenzung der „Landnahme aller physischen wie psychischen Kräfte"[303] durch die Erwerbsarbeit, wie sie es formuliert, eine sehr interessante Interpretation vorgelegt. Sie fragt, inwiefern die „Migration gerade von jungen Frauen in die alten Bundesländer" nicht auch als „eine sinnvolle, weil zukunftsversprechende Handlungsalternative" zur „Zentralität von erwerbsbezogenen Handlungsmustern der Elterngeneration"[304] anzusehen ist:

> Möglicherweise entdeckt ja die junge Generation bei aller Akzeptanz der Notwendigkeit der Existenzsicherung über Erwerbsarbeit gleichzeitig in Abgrenzung zu ihrer zunehmenden Landnahme aller physischen und psychischen Kräfte Lebensbereiche und Sinnkonstellationen, die die Erwerbsarbeit stärker als bisher flankieren bzw. sogar relativieren? Damit aber würde auch eine wesentliche Bindekraft der bisher praktizierten egalitären Geschlechterarrangements in Ostdeutschland, nämlich die Akzeptanz und Unterstützung der Erwerbsarbeit des Partners bzw. der Partnerin, erodieren bzw. zumindest hinterfragt.[305]

Abgesehen von der Frage, inwiefern die ostdeutschen Geschlechterarrangements tatsächlich egalitär waren, ist es symptomatisch für den feministischen Diskurs, dass Peinls Interpretationen in einer pejorativen Bewertung und Dichotomisierung münden – entweder Akzeptanz der Erwerbsarbeit oder keine. Möglicherweise entdeckt die junge Generation aber lediglich neue Handlungsperspektiven, die eben nicht zur Infragestellung von Erwerbstätigkeit oder reaktionären Entscheidungen führen, sondern in der Forderung nach einer tatsächlichen Gleichwertigkeit der Lebensbereiche münden. Das bedeutet im Fall der Vereinbarkeit Raum, Zeit und Entfaltungsmöglichkeiten sowohl für die Eltern-Kind-Beziehungen als auch für die Erwerbstätigkeit zu haben und darüber hinaus nicht von Karrierechancen ausgeschlossen zu sein, wie die Mehrzahl der vor allem auch alleinerziehenden Mütter in der DDR (zum Thema des Alleinerziehens vgl. Kap. 3.3).

[302] Geulen 1999, S. 7.
[303] Peinl 2005, S. 37.
[304] Ebd., S. 36 f. Eine analoge These hat Nickel wie folgt bereits 1993 formuliert: „Die zum Teil als Zwang erlebte Pflicht zur permanenten Doppelpräsenz von Frauen (Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft) könnte in Handlungsstrategien von Ostfrauen umschlagen, die sich in einer tendenziellen Abkopplung von erwerbszentrierten Lebenskonzepten ausdrücken und mit einer stärkeren Familienorientierung verbunden sind. Das muß nicht zu einer generellen Abkehr von Berufsarbeit führen, sondern könnte sich in der Vermeidung von beruflichem Aufstieg, in verstärkter Teilzeitarbeit, in der Akzeptanz traditioneller Geschlechterhierarchien usw. äußern" (Nickel 1993, S. 254).
[305] Peinl 2005, S. 37.

Hier bietet sich meiner Ansicht nach ein neuer feministischer Forschungsrahmen, der sich nicht mehr, wie seit nunmehr fast 100 Jahren und verstärkt durch den Systemwechsel 1989/90 allein auf die klassische Theorie der Emanzipation durch Arbeit reduziert, sondern die Gleichwertigkeit der verschiedenen Lebensbereiche in die Theorie ihrer Bedeutung und immer weiter fortschreitenden gesellschaftlichen Differenzierung nach angemessen integriert. Das bedeutet aber auch, dass der westliche Feminismus die ‚Kinderfrage' in seinen Diskurs wiederaufnehmen und das Vereinbarkeitsmodell der DDR einer kritischen Neubetrachtung unterziehen muss. Die Auffassung von dem einen Vereinbarkeitsmodell in der DDR lässt sich weder in generationeller- oder ethischer noch in schichtspezifischer Hinsicht aufrechterhalten und muss konzeptuell zugunsten einer Pluralität von Vereinbarkeitskonzepten neu erfasst werden.

2.2.4 Parteimitgliedschaft und Stasigeschichten

Als ein weiteres Element der „Gleichstellungspraxis" der DDR, das sich *strukturell* gesehen positiv auf die Stellung der Frauen ausgewirkt habe, benennt Geißler das „Mehr an Lenkung und Verpflichtungen". In seiner Analyse heißt es dazu:

> Durch die strikte Reglementierung des Zugangs zu höherer Bildung, durch die strengere Steuerung der Berufs- und Studienwahl, durch die Pflicht zur Arbeit auch für Frauen, durch den Druck zur politischen und gesellschaftlichen Aktivität und durch die zentral gelenkte Kaderpolitik bei der Auslese des Personals für Leitungspositionen konnte die Teilnahme der Frauen in Bildung, Beruf und Politik zum Teil gesteuert werden.[306]

Ebenso wie die Autorinnen der *Frauen von ORWO* sich wünschen, „unbeleckt von ideologischer Betrachtungsweise" (ORWO, 7) sein zu können, wird auch von Geißler der ideologische Überbau semantisch eliminiert. Die These erweckt den Anschein, als habe der Druck zur politischen und gesellschaftlichen Aktivität bis zu einem gewissen Maß die Inklusion, nicht aber den Ausschluss von Frauen aus „Bildung, Beruf und Politik" befördert. Unklar bleibt zudem, wie die „Teilnahme der Frauen" gesteuert wurde und was die „Kaderpolitik" beinhaltete. Diese offenen Fragen werden Gegenstand des folgenden Kapitels sein.

Einen ersten Einblick in das Thema bieten Karla König und Sabine Brenner. Die Frauen berichten vom sogenannten ‚Frauensonderstudium', einem frauenpolitischen Förderinstrument in der DDR, das es Müttern möglich machen sollte, zu studieren und gleichzeitig erwerbstätig zu sein. Laut Karla König hat das „Frauensonderstudium […] eigentlich nur ein bestimmter Kaderkreis gekriegt. Da sollte man möglichst drei Kinder haben, im Schichteinsatz sein und verheiratet. Ich war als Ledige einsame Ausnahme in der Klasse!" (ORWO, 30). Auch Sabine Brenner berichtet:

> Es gab auch Frauen-Sonderklassen, das Frauenstudium. Ich habe nicht daran teilgenommen, aber es wurde immer behauptet, daß die ihr Studium geschenkt gekriegt haben, was ich nicht glaube. Denn die Frauen mußten sich in der Praxis bewähren. […] Aber sie ha-

[306] Geißler 2006, S. 322.

> ben Vergünstigungen gekriegt, d. h., es war während der Arbeitszeit, und das Geld wurde voll weiterbezahlt. Das Studium kam vorwiegend für verheiratete Frauen mit Kindern in Frage. (ORWO, 131)

Für die ‚ledige‘ Sabine Brenner war es deswegen schwer, „in die Abendschule reinzukommen“ (ORWO, 132). Ihr blieb nur der Weg über die Partei:

> Sicherlich kam da auch die Forderung, Forderung ist vielleicht zuviel, aber die Frage, wie stehst du denn nun zur Partei? […] Das war für mich dann der Anstoß, okay, dann gehst du auch in die Partei. Ich habe mich ja im Sport sehr stark engagiert, ich war in der BSG [Betriebssportgemeinschaft, Anm. d. Verf.] Chemie Wolfen im Vorstand, war als Übungsleiter tätig. Negativ stand ich dem Ganzen nicht gegenüber, ich hatte aber Interesse, in das Studium einzusteigen. Als Ledige in die Abendschule reinzukommen, war immer schwierig, da haben sie eher Frauen mit Kindern genommen. (ORWO, 131 f.)

Hier wird deutlich, dass Frauen in der DDR nicht vorbehaltlos mit beruflichen Qualifikationen versorgt worden waren, wie es Geißlers These von der Qualifikationsstruktur suggeriert: Frauen *mussten* entweder Mutter oder Genossin sein oder eine bestimmte Anzahl an Kindern haben, wie später noch gezeigt wird, um in den Genuss bestimmter frauenpolitischer Fördermaßnahmen zu kommen. Sabine Brenner ist neben der Chemie-Ingenieurin Gundula Brett dabei die einzige der Ich-Erzählerinnen, die den politischen Anteil ihrer Arbeit wie folgt näher beschreibt:

> Man mußte jeden Monat in die Parteiversammlung gehen und den Beitrag zahlen, das war Pflicht. Und man wurde als Leiter teilweise aufgefordert, sich um die FDJ-Arbeit innerhalb der Abteilung zu kümmern, ein FDJ-Studienjahr durchzuführen. Da mußte man einmal im Monat den FDJ-Mitgliedern ein Referat halten über irgendwelche Themen zum Marxismus-Leninismus. So nach dem Motto: Du kriegst das ja während des Studiums mit, mach das jetzt mal. Ich hab das dann auch gemacht, zumal es ja auch während der Arbeitszeit war, auch die Vorbereitungszeit. […] Dann gab es noch die Betriebsparteischule. Ich war ein Jahr einmal die Woche dabei, das war Pflicht. (ORWO, 132)

Auch Gundula Brett erwähnt in ihrem Protokoll, dass das Studium nur „zum Teil technisch“ war. „Es gab Volkswirtschaft, Betriebswirtschaft. Marxismus-Leninismus wurde uns eingebleut. Es war ja auch das Ding, wenn man bei ML [Marxismus-Leninismus; Anm. d. Verf.] eine drei hatte, konnte man das ganze Ingenieurstudium nicht besser als drei abschließen“ (ORWO, 170).

Dass Ausbildungsstätten und ‚Arbeitgeber‘ für die politische Bildung verantwortlich waren, stellte laut Gutmann eindeutig eine „Belastung der DDR-Wirtschaft“ [307] dar. Viel Zeit und Arbeitskraft musste für betriebsferne, unwirtschaftliche Aufgaben aufgebracht werden. Bereits die Tatsache, dass auch die Frauenerwerbsarbeit nicht vom ‚unproduktiven‘ ideologischen Anteil befreit war, stellt generell die These von der Modernität der Arbeitsverhältnisse in der DDR in Zweifel. Und auch Geißlers weitere Ausführungen, die den Druck zur politischen Arbeit als Mittel der Akquise von Frauen erklären, vermögen diesen Widerspruch nicht zu lösen, sondern verstärken ihn noch.

[307] Gutmann 1999, S. 43.

In Geißlers These werden beispielsweise all jene nicht bedacht, die aus politischen Gründen „von höherer Bildung ausgeschlossen oder später in ihren Karrieren behindert" wurden. Was Miethe im letzten Kapitel für die staatlichen Kinderbetreuungseinrichtungen erklärte, trifft in begrenztem Umfang auch auf die Sphäre der Erwerbsarbeit zu. Diejenigen, die mehr oder weniger in Konflikt mit der Staatsgewalt gerieten, arbeiteten „in Randbereichen oder außerhalb der staatlich kontrollierten Arbeitswelt"[308], wie Ahbe und Gries für die, gemessen an der Gesamtbevölkerung, kleine Gruppe Oppositioneller in der DDR festhalten. Dissidenz bestand gerade darin, *nicht* in die Erwerbsarbeit integriert zu sein[309]. Selbstverwirklichung durch Erwerbsarbeit verlor gegen Ende der DDR für einen Teil der vor allem jüngeren Generationen an Wert. Damit erfährt auch ein wesentliches modernisierungstheoretisches Standbein der These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen eine Einschränkung.

Frauen, die nicht weitestgehend in die Lebenswelten der DDR integriert waren oder sich mit ‚ihrem' Staat und seiner Ideologie identifiziert haben, werden aber weder von Geißler noch von den Autorinnen Behnk und Westerwelle bedacht. Sie kommen in *Die Frauen von ORWO* nicht zu Wort. Hier dominieren ‚Frauenförderungspläne' und ‚Kaderentwicklungen' die Narrationen. Als Kader wurden alle „Nachwuchskräfte sowie Werktätige mit einer Hoch- oder Fachschulausbildung" bezeichnet, „die aufgrund ihrer politischen und fachlichen Fähigkeiten planmäßig für Leitungsfunktionen entwickelt"[310] wurden, wie es im *Kleinen Politischen Wörterbuch* der DDR von 1973 heißt.

„Diese Frauenförderungspläne gab es bis zuletzt", erzählt beispielsweise Karla König. „Das Ende des Studiums bedeutete, bis auf eine Leitungsfunktion gesetzt zu wer-

[308] Ahbe/Gries 2006a, S. 97.

[309] Vgl. dazu u. a. den Beitrag von Ingrid Miethe in Ulrike Hänschs *„Jetzt ist eine andere Zeit"* (2005), in dem Miethe dieses Mal als Zeitzeugin auftritt (vgl. Hänsch 2005, S. 50 ff.).

[310] Kleines Politisches Wörterbuch 1973, S. 389. Grob unterschieden werden müssen zwei Formen von Kaderpolitiken, die innerbetriebliche und die der Machtelite und der Apparate. Wie Karla König bereits erwähnt hatte, waren die „Generaldirektoren […] vom Staat gegeben. Die wurden vom Ministerium für chemische Industrie in Übereinstimmung mit der Partei letztlich eingesetzt" (ORWO, 32). Hinter dieser Aussage verbirgt sich das *Kadernomenklatursystem*, bei dem Spitzenpositionen in Partei, Staat und Wirtschaft nicht nach „Markterfolg oder Vererbung", sondern durch „*Kooptation* besetzt" (Hübner 1999, S. 21; Hervorh. v. der Verf.) wurden. Die Kooptation, das heißt die nachträgliche Hinzuwahl von Kadern, wurde in der DDR hierarchisch-institutionell geregelt: „Die in einer Nomenklatur enthaltenen Positionen durften nur nach ausdrücklicher Bestätigung durch die zuständigen Kaderabteilungen der SED besetzt werden" (ebd.), wobei das Namenssystem regelmäßig überprüft und erneuert wurde. Ausschlaggebend für einen Listenplatz war dabei die politische Loyalität. Auch wenn im Laufe der Geschichte der DDR immer wieder versucht wurde, die fachliche Qualifikation stärker zu akzentuieren, wie auch Hübner ausführt, so dominierten letzten Endes doch die „politischen Zielvorgaben" (ebd., S. 23). Dazu gehörte, dass „der ‚Kader'-Status ein gravierendes Abweichen vom Gesellschaftsverständnis der Machtelite nicht erlaubte" (ebd., S. 20; zum Begriff der Machtelite vgl. Kap. 2, Anm. 313). „Manche Einrichtungen teilten ihre Mitarbeiter in A-Kader und B-Kader", wie Wolle diesbezüglich weiter ausführt. „Erstere bestanden aus politisch zuverlässigen Mitgliedern der SED. Sie galten zudem als gut qualifiziert und gesellschaftlich aktiv und sollten laut Planung gefördert werden. Letztere setzten sich meist aus ‚Nicht-Genossen' zusammen und konnten allein schon deswegen weder Reisekader werden noch Leitungspositionen einnehmen" (Wolle 1999, S. 105 f.).

den“ (ORWO, 33). „Es gab auch Hoch- und Fachschulkader“, wie die ehemalige Kaderleiterin jedoch weiter ausführt, „die nach dem Studium gesagt haben, ich möchte ein Kind und es großziehen und möchte deshalb nur eine kleine Position haben und will nicht Leiter werden. Es kam also auf die Frau selber an, ob es umgesetzt werden konnte, oder ob es nicht ging“ (ORWO, 33). Nicht die Strukturen, sondern die Frauen selbst sind laut Karla König für ihre Unterrepräsentation in Leitungsfunktionen verantwortlich.

Hier wird nicht nur Döllings These der beruflichen Einbußen noch einmal aus einer anderen Perspektive beleuchtet, auch Geißlers These erfährt eine neuerliche Einschränkung. Frauen ließen sich durch Druck und Reglementierungen nur bedingt beruflich positionieren. Allerdings ist diese ‚Blockade‘ weniger progressiv, als diese Aussage vermuten lässt, wie auch ein Blick in das Protokoll der Generaldirektorin zeigt. So ist auch Brunhild Jaeger der Meinung, dass es an den Frauen selbst lag, wenn sie nicht in Leitungsfunktionen tätig waren. Die Generaldirektorin hat sich nach eigenen Angaben jedenfalls „bemüht, Frauen einzusetzen“:

> Ich hatte eine Frau im Fachdirektorat Kader/Bildung, in Schwarza und hier in Wolfen, aber mehr habe ich auf der Ebene nicht geschafft. Eine Ebene tiefer […] gab es mehr Frauen. Aber ich muß sagen, es lag zum großen Teil an den Frauen, weil sie die Belastung sahen. Sie wollten in der Regel eine Familie haben, und nicht jeder Mann machte da mit. Vom Können her hätten mehr Frauen in diese Funktionen gepaßt. […] Ich habe mich wirklich sehr bemüht, die Frauen in der Forschung höher zu bringen. Das war sehr schwer, weil sie nicht ihr Familienleben einschränken wollten. Sie brauchten zu DDR-Zeiten mehr Zeit für die Familie, weil die Einkaufsbedingungen und alles andere viel schwieriger waren. Die Frauen waren doch stärker belastet. (ORWO, 48)

Tradierte Rollenauffassungen sind der Generaldirektorin zufolge also ursächlich für die vertikalen Geschlechterhierarchien in ‚ihrem‘ Kombinat. Brunhild Jaeger kritisiert aber nicht die internalisierten Verhaltensmuster, sondern die „Einkaufsbedingungen und alles andere“, was Frauen die Vereinbarkeit erschwert habe. Damit bewegt sich die Generaldirektorin in ihrer Ursachenanalyse weitestgehend im Offizialdiskurs[311], der Frauen

[311] Bei der Verwendung des Begriffes Offizialdiskurs orientiere ich mich an Grauert (1995). In Anlehnung an Foucault versteht der Literaturwissenschaftler unter Diskursen „institutionalisierte Redeweisen oder Aussagesysteme, deren Regelapparat durch die in einer Gesellschaft bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse bestimmt wird“ (Grauert 1995, S. 16). Den Diskurs, der sich kritisch mit dem Offizialdiskurs auseinandersetzt, bezeichnet Grauert als den ‚Gegendiskurs‘ (vgl. ebd., S. 15). Foucault sieht in der Literatur einen Gegendiskurs, weil die hier verwendete Sprache selbstbezüglich und gerade nicht zielgeleitet (intransitiv) ist und sie keine Bedeutung, d. h. Repräsentanz hervorbringt (vgl. Geisenhanslüke 2001, S. 68 u. 2010, S. 261 ff. u. i. Orig. Foucault 1974, S. 365 f.). Emmerich zufolge lässt sich „Foucaults Hypothese“ trotzdem „auf den Wandel des Verhältnisses von System ‚realer Sozialismus‘ und Literatur in der DDR anwenden“ (Emmerich 1992, S. 16): „Die bessere DDR-Literatur löst sich vom Offizialdiskurs und entwirft Literatur als ‚Gegentext‘, als Subversion des Leitdiskurses. Damit meine ich gerade nicht das Aussprechen von tabuisierten Sachverhalten im Sinne einer Ersatzöffentlichkeit, sondern ich meine die Mobilisierung von Phantasie, verrückte Erzählhaltungen, fragmentierte, dezentrierte dramatische Fabeln oder Intertextualität und Redevielfalt in der Lyrik. In den besten Fällen weigert“ sich Literatur, „weiter an der

durch die Übernahme von Haus- und Erziehungsarbeiten die Integration in die Berufsarbeit ermöglichen wollte[312]. Strukturelle Defizite in der flächendeckenden Versorgung mit Dienstleistungseinrichtungen hätten dies letztlich verhindert.

In starkem Kontrast zur Erzählung von der Bemühung um die berufliche Weiterqualifizierung von Frauen und der ‚verweigerten' Leitungstätigkeit der Frauen, steht die Frage, *wie* Leitungspositionen im Chemiekombinat ausgefüllt wurden. ‚Gelassen', wie die Herausgeberinnen des Protokollbandes im Vorwort schreiben? Hier breitet sich in den Protokollen eine große Leerstelle aus. Bis auf die nachfolgende Sequenz, findet sich keine weitere Darstellung. Gundula Brett erzählt:

> Die einzige große Frau war die Frau Generaldirektorin von der ganzen ‚Film'. Das war ein Mannweib, und abgeschirmt bis zum Geht-nicht-mehr. Wenn die was gesagt hat, dann flitzten die Jungs da. Sie hatte so ein Faible für Fußball. Wenn die gesagt hat, Sonntag auf dem Fußballplatz, dann mußten die alle da antraben, die kleineren Chefs, und dann ging's auf den Fußballplatz. Da haben wir sie mal gesehen, so eine kleine untersetzte Person. Autoritär bis zum Geht-nicht-mehr. Die hatte ein Reich für sich. In der August-Bebel-Straße hatte sie einen Palast für sich. Eigene Zimmer und eigenen Chauffeur. Wenn es mal hieß, es kommt hoher Besuch, irgend so ein Parteifritze, dann wurde vorher geputzt und gewienert, das Außengelände geharkt, Gehwegplatten gereinigt. Ich weiß noch, wir haben mal die Kacheln gescheuert. (ORWO, 174)

Zum einen wird deutlich, dass sich auch die Frauen untereinander mit vielen Vorurteilen begegnet sind. Gundula Brett bezeichnet die Generaldirektorin als „Mannweib", laut Karla König und Brunhild Jaeger waren die Frauen selbst verantwortlich für ihre berufliche Benachteiligung und Sabine Brenner sprach eingangs von Ressentiments gegenüber den Frauensonderstudiengängen. Wissenschaftliche Studien, die diese Stereotype in den Blick nehmen und damit einen Einblick in die Differenzen zwischen Frauen in der DDR geben, stehen bislang jedoch noch aus.

Anhand der Schilderung Gundula Bretts wird zum anderen deutlich, dass Frauen ebenso wenig vor Machtattitüden gefeit sind, wie es die staatssozialistischen Eliten insgesamt waren. Hübner zufolge handelte es sich bei der *Machtelite*[313] der DDR – und

Sinnproduktion teilzuhaben (die die DDR-Literatur lange genug gefesselt hat) und wird zum Medium der Sinnkrise" (ebd.). Im Gegensatz zu Emmerich konzentriere ich mich in meiner Arbeit dagegen auf das Aussprechen tabuisierter und ‚verschwiegener' Sachverhalte.

312 Einen fundierten Überblick bietet der Band von Helwig/Nickel (1993).

313 Als Angehörige der Machtelite werden in dieser Arbeit in Anlehnung an Hübner, Geißler und Bürklin all jene „Funktionsträger" an der „Spitze der gesellschaftlichen Hierarchie" bezeichnet, die qua Position „den größten Einfluss auf wichtige Entscheidungen" (Geißler 2006, S. 121 f.; vgl. u. a. Hübner 1999, S. 9 f.; Bürklin 1997, S. 15 f.) ausüben. Die funktionale Differenzierung moderner Gesellschaften macht es laut Geißler darüber hinaus notwendig, „innerhalb der Machtelite zwischen verschiedene[n] *Funktionseliten* zu unterscheiden, die in den jeweiligen Sektoren", d. h. in den Bereichen „Politik, Verwaltung, Justiz, Militär, Wirtschaft, Kommunikation, Kultur und Kirche" (Geißler 2006, S. 121; Hervorh. im Orig.), die Entscheidungsträger waren. Brunhild Jaeger gehörte demnach der wirtschaftlichen Funktionselite an, wobei zu bedenken ist, dass auch Brunhild Jaeger den Weisungen der „Spitzenfunktionäre des SED-Regimes" unterstand, sodass aufgrund des bloßen Zuordnungsverfahrens keine Aussagen über die „Verantwortung der Funktionsträger" (Hübner 1999, S. 11) und ihre endgültigen

Brunhild Jaeger gehörte als Kombinatsleiterin dazu – nicht um eine antielitäre Avantgarde, sondern die „Mehrheit der Funktionsträger“ verstand sich „offenbar auch weiterhin als Avantgarde der ‚Werktätigen‘“, denen adelige Freizeitvergnügen wie das Veranstalten von Jagden ebenso zu eigen sein konnten, wie „Attitüden bürgerlicher Gelehrsamkeit“.

Laut Hübner blieb es um die „Eliten des SED-Regimes“ nach 1989 „vergleichsweise still“[314]. Weitestgehendes Schweigen herrscht diesbezüglich auch unter den Zeitzeuginnen im Protokollband – möglicherweise auch deshalb, weil ein Teil der Eliten von ORWO in dem Band selbst zu Wort kommt[315]. „Tragendes Element“[316] der Elitenrekrutierung in modernen Gesellschaften ist Krais zufolge nicht mehr ein Besitztitel oder ein qua Geburt vererbtes Privileg, sondern die *Leistung*. Und eine wesentliche zu erbringende Leistung, um in Spitzen- oder Leitungspositionen in der DDR aufzusteigen, war politische Loyalität.

Im Gegensatz zur akribischen Aufrechnung des Bildungsweges und der beständigen Betonung der eigenen Qualifikation und Weiterbildung, berichtet aber kaum eine der

Macht- und Entscheidungsbefugnisse getroffen werden können. Die Machtelite in der DDR umfasste laut Hübner ca. „500 bis 600 Personen“ mit einem „aus rund 40 Personen bestehende[m] Führungskern“ (ebd., S. 10). Ahbe und Gries bezeichnen diesen Führungskern als Gruppe der „mißtrauischen Patriarchen“ (Ahbe/Gries 2006a, S. 92), die in den 1890er Jahren und bis zum Ersten Weltkrieg geboren worden waren. Diese „kleine und prägnante Gruppe der zumeist kommunistischen ‚Urgroßväter‘ und ‚Großväter‘“ gründete die DDR und beherrschte sie „bis zu ihrem eigenen Tode oder bis zum Ende der DDR“ (ebd). Laut Ahbe und Gries lebte der Führungskern „in einer ganz eigenen geistigen Welt“ (ebd., S. 93), die Hübner wiederum wie folgt illustriert: „Die älteren und politisch maßgebenden Vertreter der DDR-Machtelite legitimierte[n] sich […] zumeist durch ihre Herkunft aus unterprivilegierten Schichten, durch ihre Karrieren in der linken, zumeist der kommunistischen Arbeiterbewegung und durch einen mehr oder weniger sicher belegten ‚Antifaschismus‘“ (Hübner 1999, S. 20). Auch wenn Machtattitüden den Eliten der DDR nicht fremd waren, so sah das *Bild*, das sie von einer Führungspersönlichkeit entwarfen, gegenteilig aus: „[W]ährend der NS-Zeit im Kampf aus der Illegalität oder dem Exil heraus gestählt, kompromißlos gegen den ‚Klassenfeind‘, dafür bis zur Selbstaufopferung der Partei ergeben, bürgerlichen Individualismus ablehnend, auch Gewinnstreben und Reichtum verachtend, materialistisch und atheistisch eingestellt, bewußt einfach und meist vereinfachend […] sprechend“ (ebd.). Dieses idealisierte Bild des antifaschistischen Widerstandskämpfers nahm in der DDR „zivilreligiöse Züge“ (Ahbe/Gries 2006, S. 93) an und war insbesondere für die jüngeren Generationen der DDR kaum noch anschlussfähig an die eigenen Lebenswelten (vgl. ebd., S. 94 f.). Umfassendes empirisches Material zur Rekrutierung der Spitzenfunktionäre des SED-Regimes, d. h. der Mitglieder und Kandidaten des Zentralkomitees der SED und der Mitglieder und Kandidaten der Zentralen Revisionskommission der SED findet sich bei Schneider 1994.

314 Hübner 1999, S. 19, 13 u. 17.

315 Als Eliten im weiteren Sinn werden im Folgenden nicht nur die Entscheidungsträger/innen in gesellschaftlichen Spitzenpositionen verstanden, sondern in Anlehnung an Schluchter auch jene, die wie die Leiterinnen der Bibliothek, des betriebsärztlichen Dienstes, der Berufsschule oder der Kaderabteilung, in „Spitzenpositionen eines sozialen Systems aufgestiegen sind“ und dadurch im „Besitz an gruppenspezifischer Macht“ (Schluchter 1963, S. 252) waren, d. h. nach innen eine Führungs- und nach außen eine Repräsentationsfunktion wahrnahmen.

316 Krais 2001, S. 19.

Leiterinnen von dieser Art der Leistungsqualifikation. Ähnlich wie es Geulen für den obligatorischen marxistisch-leninistischen Studienanteil an Universitäten beschrieben hat, wird die eigene ideologisch-politische Leistung entweder nicht erwähnt oder als obligatorischer Bestandteil und „unvermeidliche Pflicht, als ‚Rotlichtbestrahlung'"[317] dargestellt – so geschehen auch bei Margit Pittner, Leiterin der wissenschaftlichen Bibliothek:

> Ich bin ja 1965 in die Partei eingetreten, nachdem einige Gespräche gelaufen sind unter dem Motto: Dein Mann ist Genosse, was sagst denn du, du kannst doch nicht abseits stehen, du mußt doch, und du willst doch mal weiter, und du kannst doch eigentlich mehr, und was da nicht alles an Schmus gemacht wurde. Letztendlich bin ich nicht in die Partei eingetreten, weil ich Karriere machen wollte, das ganz sicher nicht. Irgendwann war mal der Punkt, wo man gesagt hat: Mein Gott noch mal, gebt mir so einen Antrag. Erstens hab ich meine Ruhe und zweitens, du lebst eh hier. Und an eine Wiedervereinigung, daß man da als Genosse eventuell hinterher gebrandmarkt ist, da [sic] hat ja niemand gedacht. Weder bei Ihnen noch bei uns. Die Brandmarkung ist auch nur Falschgeld […]. (ORWO, 103)

Margit Pittner weiß ebenso wie Sabine Brenner (s. o.), dass ihre Parteizugehörigkeit ihr den Weg in die Leitungsposition „geebnet hat" (ORWO, 103). Trotzdem unterscheiden sich die Narrationen der Frauen auffällig voneinander. Die Darstellung der Ingenieurin ist nüchtern-sachlich, die Mitarbeit in der Partei wird zum selbstverständlichen Arbeitsbestandteil, fast schon zum technischen Detail im Arbeitsablauf, das mit dem Systemwechsel wegfällt. Die Frage der politischen Loyalität muss von Sabine Brenner nicht codiert werden, sie gehörte selbstverständlich zu ihrem Beruf dazu.

Margit Pittner versucht dagegen durch eine lässige Art der Darstellung erzählerisch Distanz herzustellen und fühlt sich letztlich doch persönlich betroffen, nämlich „gebrandmarkt". Offensichtlich hatte sie sich mehr als Sabine Brenner und mehr als sie in dieser Sequenz glauben machen möchte, mit der Ideologie und ‚ihrem' Staat identifiziert, wie auch Geulens Befunde und die weiteren Narrationen im Protokoll nahelegen. Geulen zufolge handelt es sich bei Margit Pittner um einen „identifiziert-konforme[n] Habitus", der dadurch gekennzeichnet ist, dass sich die Betreffenden soweit mit dem Staatsozialismus, seiner Ideologie und letztlichen Umsetzung identifizierten, „daß man sich von Kritik an diesem und vor allem vom Untergang dieses Staates persönlich zutiefst getroffen fühlte"[318].

Diese Betroffenheit kommt bei der Bibliotheksleiterin vor allem in der Distinktion zwischen sich selbst und ‚dem Arbeiter' zum Vorschein. Über Buchlesungen, die sie zu DDR-Zeiten organisierte, heißt es: „Wenn man dort auch wirklich hätte diskutieren können und der Arbeiter nicht irgendwo geschlafen hätte, dann hätte das auch Spaß gemacht" (103). An anderer Stelle erklärt sie: Als Leiterin eines Kollektivs sei sie „Mädchen für alles" gewesen und habe sich um „sehr viele Sachen kümmern" müssen: „Gerade um soziale Dinge für Mitarbeiter, die Leute eigentlich zur Unselbständigkeit geführt haben" (ORWO, 107). ‚Der Arbeiter' ist Margit Pittners Meinung zufolge uninteressiert, unselbständig und denkt nicht nach, beispielsweise über die Folgen der

[317] Geulen 1999, S. 6.
[318] Geulen 1999, S. 12.

politischen Wende in der DDR: „Die Genossen, die nebenbei noch Zeitung gelesen und Nachrichten gehört haben, überlegten, was wird denn nun? Die breite Masse der Arbeiter, ich möchte keinem weh tun in der Filmfabrik, aber die große Masse der Frauen in der Aufarbeitung hat sich ganz sicher nicht um solche Dinge gekümmert und sich auch keinen Kopf gemacht" (ORWO, 113).

Am deutlichsten wird die Enttäuschung über den Untergang der DDR in den Narrationen um die Jugend. Diese habe in der DDR doch „recht gut gelebt" und habe es „leicht" (ORWO, 114) gehabt und gehe nun „auf einmal […] über die Grenze": „Mein Gott, der Jugend in der DDR bläst man Zucker in den Hintern! Um nicht noch drastischer zu sagen, in den Arsch. So war es doch. Frauen mit zwei Kindern hatten die 41-Stunden-Woche, die anderen arbeiteten für sie mit" (ORWO, 113).

Obwohl aus heutiger Sicht eine 41-Stunden-Arbeitswoche nicht nach einer Bevorzugung von erwerbstätigen Müttern klingt[319], kamen Mütter mit ‚nur' einem Kind, wie Margit Pittner, gar nicht erst in den Genuss dieser ‚Arbeitszeitverkürzung'. Neben Ärger über die Benachteiligung, tritt an dieser Stelle sicher auch Bitterkeit über die eigene Leistungsbereitschaft zutage, die Van Laak und Leo zufolge „in den meisten Fällen" zu Lasten „von Lebendigkeit und Individualität"[320] ging – wie scheinbar auch bei Margit Pittner: „Das ungebundene Leben, vielleicht hätten wir das früher auch gemacht, wenn das Leben anders gewesen wäre" (ORWO, 114).

Margitta Schütze (geb. 1952), „Hochschul-Ingenieurökonomin" (ORWO, 153), wählt eine andere erzählerische Strategie, um politische Loyalität als Thema zu vermeiden. Nicht nur Leistung und Interesse, „gute Kontakte mußten" laut Margitta Schütze „auch da sein", um beruflich vorwärts zu kommen. Allerdings habe es „fast 20 Jahre gedauert, bis" sie „mehr ins Blickfeld rückte" (ORWO, 156), denn ‚Nomenklaturkader' war sie nicht[321]:

[319] Die durchschnittliche Wochenarbeitszeit für Vollzeitbeschäftigte in der DDR betrug im Jahr 1987 43,75 Stunden/Woche " (vgl. Helwig 1987, S. 87). In der alten Bundesrepublik hatten im selben Jahr ca. 53 % der Arbeiter und in etwa auch der Angestellten eine tarifliche Wochenarbeitszeit von bis zu 42 Stunden/Woche, 47 % arbeiteten bis zu 39 Stunden/Woche (vgl. Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2006a u. 2006b). 1972 wurde in der DDR „[f]ür alle vollbeschäftigten Mütter" mit mindestens *drei* „zum eigenen Haushalt gehörenden Kindern bis zu 16 Jahren […] die 40-Stunden-Woche ohne Lohnminderung" (Helwig 1987, S. 87) und ein Mindesturlaub von 21 Werktagen eingeführt. Ab 1977 erhielten dann auch Mütter mit mindestens *zwei* Kindern die 40-Stunden-Woche (vgl. ebd., S. 89). Nickel zufolge gehörte die DDR „zu den europäischen Ländern mit der höchsten Tages-, Jahres- und Lebensarbeitszeit und einem relativ starren Arbeitszeitregime" (Nickel 1993, S. 245).

[320] Van Laak/Leo 2008, S. 1062. An einer Stelle im Protokoll erzählt Margit Pittner beispielsweise, dass sie in ihrer ‚Freizeit' hauptsächlich ‚ihre' Hausarbeit gemacht habe, „abends nach 20.00 Uhr", frühmorgens vor der Arbeit oder am Wochenende. Auch auf der Datsche gab es scheinbar viel zu tun: „Sonnabendmittag ging es raus zur Datsche, dann war aktive Erholung. Ranhalten mußte man sich schon" (ORWO, 104).

[321] In der Narration heißt es: „Man mußte auch schon in ein gewisses Blickfeld rücken, es sei denn, man gehörte zur Nomenklatur. Ob diese Leute menschliche Qualitäten mitbrachten, spielte keine Rolle, die waren von vornherein für Führungspositionen vorgesehen, die vom Minister festgesetzt waren. Da gab es einen Plan, was die machen und wann." (ORWO, 156)

> Ich war zwar bekannt bei den mittleren Leitungsebenen, aber ich war nicht bekannt im Kaderbereich. Als mein Mann und ich dann in Moskau arbeiteten wurde ich interessant, weil die Generaldirektorin mal dorthin kam, da wurde mit allen ein Abend gestaltet. Aus diesen Gesprächen heraus hat man gesagt, wer ist denn die Frau Schütze, was hat sie bei uns gemacht? Solange wurde man nicht richtig gesehen. (ORWO, 156 f.)

Der Ehemann von Margitta Schütze wurde im Auftrag seines Betriebes für vier Jahre nach Moskau geschickt, Margitta Schütze war „mitreisende Ehefrau" und arbeitete „in der Handelsvertretung der DDR" (ORWO, 153). Als sie zurückkam nach Wolfen und die Verrentung der „Kaderchefin" anstand, habe diese „gerne geguckt, wenn jemand aus dem Ausland kam, ob man sich eignet. Und dadurch bin ich damals dort eingesetzt worden. […] Zwei Jahre war ich im Personalbereich" (157), beschließt Margitta Schütze diesen Erzählstrang.

Es ist aber nicht allein die Auslandserfahrung, die Margitta Schütze für die Eliteposition qualifizierte. Die Hauptverwaltung Aufklärung (HV A) der Staatssicherheit unterhielt in den Handelsvertretungen und Botschaften „legale Residenturen"[322], nutzte die Auslandsvertretungen für Spionage und Aufklärung. Wer hier tätig war, war von der Staatssicherheit überprüft worden, hatte ‚Selbstauskunft' zur persönlichen Eignung gegeben und gegebenenfalls sämtliche private Kontakte ins nichtsozialistische Ausland ‚freiwillig' aufgegeben[323]. ‚Reisekader', so wurden im Ausland tätige DDR-Bürger genannt, mussten zudem Mitglied der SED sein. Auch das Kriterium der politisch-ideologischen Bewährung im sozialistischen Ausland wird zur Beförderung der Ingenieurin beigetragen haben.

Margitta Schütze arbeitete nach ihrem Auslandseinsatz als „Stabsleiter beim Direktor" des Personalbereichs und das letzte Jahr vor dem Zusammenbruch der DDR als „stellvertretender Direktor in der Abteilung Kader" (ORWO, 157). Auffällig an Margitta Schützes Narrationen ist, dass sie DDR-typische Lexeme zu vermeiden und auch ihre letztendliche berufliche Position zu umschreiben versucht. Sie liefert für die Geschichte ihrer Karriere „selbst die Übersetzungen" wie die Autorinnen im Vorwort anmerken, sie „kannte[..] sich bereits im Westterminus aus" (ORWO, 7):

> Ich habe es für mich immer als persönliche Perspektive gesehen, vielfältig zu werden, nicht auf Schmalspur zu machen. Wenn ich dann eine neue Aufgabe übernommen habe, es waren ja in der Regel Mitarbeiterstellen, da habe ich niemals daran gedacht, daß ich das nicht packe. Das kann ich nicht sagen, weil ich recht beweglich im Denken bin […] Vielleicht liegt es auch an meiner Mentalität, daß ich auf Menschen zugehe. Ich habe auch nie Probleme gehabt, die Zusammenarbeit mit den Kollegen zu pflegen. Ich konnte mit

[322] Henke et al. 1996, S. 369.

[323] Vgl. Wolle 1999, S. 106. Über die obligatorische Überprüfung von sogenannten ‚Auslandskadern' durch die Staatssicherheit erzählt Margitta Schütze (geb. 1939): „Ich weiß noch, wie mein Mann zur Kaderabteilung eingeladen wurde und ich ihm sagte: Eines steht fest, Stasispitzel wirst du nicht! Man wußte ja nie, was da kommt, bzw. war es so, daß meistens auch die anderen ‚Truppen' über diese Schiene gekommen sind. Er kam dann wieder und sagte, daß es um Moskau ginge. Na, Gott sei Dank, es würde für mich nie in Frage kommen, meine Nachbarn zu bespitzeln oder auszuhorchen. Es sind doch viele Menschen da reingeschlittert, ohne daß sie richtig wußten, was dort abgeht" (ORWO, 158).

> deren Unterstützung rechnen und natürlich auch selbständig meine Arbeit machen. (ORWO, 156)

Vom Tenor ähnlich wie dieses Charakterbild sind die Beschreibungen der Arbeitsinhalte. Margitta Schütze hat durch ihre Tätigkeit „mitgekriegt, wie die Personalarbeit läuft, und daß Personalentwicklung eigentlich gar nicht betrieben wurde, was ich dann auch häufig bemängelt habe“ (ORWO, 157). Sie sei froh gewesen, so berichtet sie ferner, dass sich mit der Wende für sie die Möglichkeit ergeben habe, die „Hauptabteilung Sozialwesen“ zu leiten, „weil ich die Personalarbeit und all die Dinge, die in der Kaderabteilung liefen, ja gar nicht nachvollziehen konnte und auch gar nicht so gemacht habe“:

> Ich sag mal folgendes, gerade hier haben die Kollegen von der anderen Fraktion, von der Staatssicherheit, stark reingeguckt, mit denen hatte ich Gott sei Dank überhaupt nichts zu tun. Und insofern hätte man in einen Strudel hineingeraten können. Die Gefahr habe ich damals nicht erkannt, weil ich das gar nicht so gesehen habe. Für mich war das normale Personalarbeit, ich habe kaum mal in eine Kaderakte reingesehen, weil mich das nicht interessiert hat. Ich habe die operative Versorgung mit Arbeitskräften für die Betriebe gemacht. (ORWO, 157)

Margitta Schütze arbeitete die letzten beiden Jahre vor dem Umbruch in der Kaderabteilung, laut Wolle auch „Abteilung Kader und Schulung“[324] genannt. Der Begriff Kaderabteilung wird allgemein mit dem Personalmanagement und die Kaderakte mit der Personalakte synonym verwendet. Allerdings wird durch diese Gleichsetzung das politische Moment erneut eliminiert[325]. Kaderabteilungen wurden bereits ab 1949 in den Betrieben und Verwaltungen gebildet und dienten der Auswahl der Arbeitskräfte und Zuteilung der Leitungspositionen nach „politische[n] und soziale[n] Kriterien“[326], wie Hübner darlegt und die Bezeichnung „Kader und Schulung“ bereits dem Namen nach aussagt.

Auch Herberg et al. halten fest, dass sich eine Kaderakte von einer Personalakte in der Hauptsache dadurch unterschied, dass sie „auch Angaben über jemandes politische Einstellung und Entwicklung enthielt“[327]. Geleitet wurden die Kaderabteilungen von einem Kaderleiter. Diese Position durfte Birgit Wolf zufolge nur mit SED-Mitgliedern besetzt werden, „die vom MfS sicherheitspolitisch geprüft worden waren und den Kontakt dorthin aufrechterhielten“[328].

Dass Margitta Schütze nicht mit der Staatssicherheit zusammengearbeitet hat (also keine ‚Informelle Mitarbeiterin‘ war), ist möglich,[329] auch wenn sie „stellvertretender Direktor in der Abteilung Kader“ (ORWO, 157) war. Dass sie mit der Staatssicherheit „überhaupt nichts zu tun“ hatte, ist aufgrund ihrer Leitungsposition und ihres Arbeitsfeldes, in dem die Staatssicherheit omnipräsent war, ebenso unwahrscheinlich wie die

[324] Wolle 1999, S. 105.
[325] Vgl. dazu auch Herberg/Steffens/Tellenbach 1997, S. 314.
[326] Hübner 1999, S. 23.
[327] Herberg/Steffens/Tellenbach 1997, S. 314.
[328] Wolf 2000, S. 114.
[329] Vgl. Kap. 2, Anm. 323.

Behauptung, sie habe die „operative[..] Versorgung mit Arbeitskräften für die Betriebe" (ORWO, 157) durchgeführt und dabei „kaum mal in eine Kaderakte reingesehen".

Margitta Schütze ist auffällig darum bemüht ein bereits an westdeutsche Verhältnisse adaptiertes, unauffälliges Bild ihrer Berufslaufbahn zu entwerfen. So sieht sie die „Krönung" ihrer „Laufbahn bei ORWO, das war ja schon nach der Wende", in ihrer 6-wöchigen Tätigkeit als „Fachdirektor für Sozialwesen" (ORWO, 154), nicht aber in ihrer Tätigkeit in der Kaderabteilung, obwohl es bis zu diesem Aufstieg „fast 20 Jahre gedauert" (ORWO, 156) hat. Ihre berufliche Leistungsqualifizierung hat Margitta Schütze bereits an westdeutsche Sprach-Verhältnisse adaptiert.

Als Letztes soll eine erzählerische Strategie in den Blick genommen werden, mit der sich Van Laak und Leo bereits in einem Aufsatz auseinandergesetzt haben. Die Rede ist von Passivität, die den Wissenschaftlerinnen in autobiographischen Erinnerungen „hochrangiger SED-Funktionäre" aufgefallen ist: „Statt zu erzählen, wie sie die Karriereleiter empor klettern, schildern sie, wie sie von älteren oder höher gestellten Funktionären überredet bzw. ‚überzeugt' wurden, ein Amt anzunehmen"[330].

Das Von-Posten-zu-Posten-gehoben-Werden zieht sich bei Karla König, die u. a. Direktorin der Betriebsakademie und Kaderleiterin war, am ausführlichsten durch das Protokoll. Bei ihr hatten bereits die Eltern beschlossen, dass „Karlachen was Besseres werden sollte" (ORWO, 29). Auch das Frauensonderstudium hat Karla König dem Anruf eines ehemaligen Lehrers zu verdanken: „Mich hatte ein alter Lehrer aus der Betriebsakademie angerufen und gefragt, wollen sie nicht mitmachen? Und da hab ich gesagt, ja gerne. So bin ich zu dem Studium gekommen. Nach Abschluß des Studiums, das war 1968, wurde ich als Gruppenleiter in der praktischen Berufsausbildung eingesetzt" (ORWO, 30). Später „tauchte" dann „die Frage auf, wer macht denn den Kaderleiter? […] und letztendlich bin ich gefragt worden" (ORWO, 31).

„Ist diese ‚Passivität' nun ein Merkmal falscher Bescheidenheit oder großer Unsicherheit?", fragen Van Laak und Leo. Die Wissenschaftlerinnen plädieren für Letzteres. Unsicherheit sei „in vielen Beschreibungen über das Amt, die Funktion und die darin zu bewältigenden Aufgaben spürbar" und habe sich durch den „latenten Erwartungsdruck"[331], der mit der Beförderung verbunden gewesen sei, noch erhöht. In den *Frauen von ORWO* findet sich im Gegensatz dazu aber keine Bestätigung dafür, dass die Frauen in ihren Leitungspositionen unsicher waren.

Zum einen ist das Überreden, Überzeugen oder Gefragt-Werden Ausdruck der in der DDR üblichen Kooptation. Zum anderen sind die Frauen, die Karriere gemacht haben, auch karriereorientiert. Sie zeigen Stolz auf die eigene Leistung, wie zum Beispiel Margitta Schütze, die erzählt, dass sie eine schulische Entwicklung durchlaufen hätte, „die auch in DDR-Zeiten kaum jemand machen konnte. Ich war immer etwas rasanter als andere" (ORWO, 153).

Was allerdings auffällt, ist, dass nicht deutlich wird, welche Erwartungen mit der neuen Position tatsächlich verbunden waren. So berichtet Karla König über ihre Position als Kaderleiterin beispielsweise, sie habe sich das, was die neue Position von ihr verlangt habe, „zum Teil noch selber erarbeiten" müssen: „Das war nicht sehr einfach für mich. Bildungsarbeit hat mir eigentlich mehr gelegen als die Personalarbeit. Aber

[330] Van Laak/Leo 2008, S. 1061 u. 1062.
[331] Ebd., S. 1062.

ich hab's halt übernommen und habe mich den Gewittern ausgesetzt, die da kamen" (ORWO, 31). Von konkreten Arbeitsinhalten oder Anforderungen, den bislang erworbenen Leistungsqualifizierungen oder gar der Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit, berichtet Karla König hingegen nichts.

Hübner spricht an dieser Stelle von einer „Ambivalenz der Handlungsbedingungen" der Eliten: „Sie fungierten einerseits wie abhängige Angestellte", wurden kooptiert „und mußten doch selbständige Entscheidungen fällen können, wobei es zu einer eigenartigen Mischung von Ideologie und Pragmatismus, Politik und Technokratie kam"[332]. Diese doppelte Leistungsanforderung wird mit der Literaturform der Protokollliteratur nicht dechiffriert oder kritisiert. Vielmehr wird gerade von den ehemaligen Leitungskadern die Abhängigkeit und Passivität in den Vordergrund der Erzählungen gestellt und die tatsächliche Leistungsqualifikation mithilfe erzählerischer Strategien der Vermeidung, der Übersetzung oder der Passivität codiert.

Ein für dieses Kapitel letztes Beispiel des erzählerischen Passivs findet sich in Walburga Kohlschütters Protokoll. Die „Chemiefacharbeiterin mit besonderen Kenntnissen" (ORWO, 21) ist selbst „nie Genosse" gewesen: „[D]a war ich nicht der Mensch dafür. Ich kann mich wohl unterhalten, aber keine Versammlung abhalten. […] Und politisch? Das waren die Genossen, die haben ihre Parteiversammlungen gehabt. Mein Mann war Genosse, mitlaufender, aber sonst kann ich nichts dazu sagen" (ORWO, 23). Obwohl Walburga Kohlschütter darum bemüht ist, ihren Ehemann als bloßen Mitläufer und Fahrer beim Reisebüro der DDR darzustellen (vgl. ORWO, 22), erwähnt sie gegen Ende des Interviews, dass auch er in der Filmfabrik in einer zumindest ‚vertrauenswürdigen' Stellung gearbeitet hat: „Mein Mann hat zu Hause nicht über die Arbeit gesprochen. Der Betrieb war zu Hause tabu. Er hat bei der Verlustkontrolle gearbeitet, da kannte er die halbe ‚Film', weil er bei den Chefs vorsprechen mußte und die Verluste rausgeholt hat. Er wußte vom vielen Sehen, daß da irgendwas nicht mehr weitergehen konnte" (ORWO, 26).

An dieser Stelle wird das Handeln als passives dargestellt: er musste vorsprechen, er wusste es vom Sehen. Nicht die eigene Leistung, sondern die des Ehemannes wird hier über das erzählerische Passiv codiert. Das Motiv, dass der Ehemann zu Hause nicht über die politische Arbeit gesprochen hat, findet sich auch in dem 2009 von Agnès Arp und Annette Leo herausgegeben Protokollband *Mein Land verschwand so schnell …*. Hier berichtet Ingrid Sittkus (geb. 1939), deren Mann Kombinatsdirektor war:

> Wir haben uns aber zu Hause nicht über Politik unterhalten. Da fiel kein Wort darüber. Mich wollten sie immer mal für die Partei werben. Aber da bin ich extra nicht rein. Weil die mich damals [als Tochter eines Großbauern, Anm. d. Verf.] nicht gelassen haben, habe ich auch nichts Besonderes für die DDR gemacht. Ich habe zwar ordentlich gearbeitet, was meine Pflicht war, aber keinen Schlag mehr. Auch mein Mann hat immer gesagt: »Da brauchst du auch nicht rein zu gehen. Wir haben einen teuren Genossen in der Familie und das reicht«. Das war nämlich immer ganz schön teuer mit den (Partei)-Beiträgen [sic]. Mein Mann war in dem Regime als Kombinatsdirektor groß da, aber er hat mir nicht erzählt, was da war und ich habe ihn nicht behindert. Ich habe mich immer und überall schön fein raus gehalten.[333]

[332] Hübner 1999, S. 27.
[333] Arp/Leo 2009, S. 34.

Sich selbst rausgehalten zu haben, nicht informiert und damit involviert gewesen zu sein, kommt bei Ingrid Sittkus auf der sprachlichen Ebene stärker zum Ausdruck als bei Walburga Kohlschütter. Gleichwohl betonen beide ebenso wie Margitta Schütze oder Karla König, keine Berührungspunkte mit politischer Arbeit gehabt zu haben. Zwischen der Herausgabe von *Die Frauen von ORWO* und *Mein Land verschwand so schnell …* liegen vierzehn Jahre, in denen sich das Deutungsmuster der eigenen Passivität als beständiges erweist. Während aber Walburga Kohlschütter, Margitta Schütze und die anderen Leiterinnen von ORWO zusätzlich darüber schweigen, ob sie aus ihrer beruflichen Position oder der des Ehemannes Vorteile gezogen haben, wird dieses Merkmal von Elitenpositionierungen von Ingrid Sittkus thematisiert.

> Also das muss ich sagen, mir ist es in der DDR gut gegangen. Dadurch, dass mein Mann Kombinatsdirektor war und oft nach Berlin gefahren ist, konnte er all das einkaufen, was es hier in Erfurt nicht gab. […] Außerdem brauchtest du Beziehungen zur Verkäuferin, wenn du deinem Kind auch mal Apfelsinen oder Bananen kaufen wolltest. Die Beziehung [sic] hatte ich. Wir hatten sie wirklich. Das gebe ich offen zu. […] Wir haben auch immer irgendwo einen Ferienplatz gehabt. Damit waren wir so gut gestellt, dass wir die gesamte Verwandtschaft mitgeschleift haben.[334]

Allerdings war „die hohe Funktion des Mannes auch mit Einschränkungen verbunden“, wie die Ich-Erzählerin und auch die Kommentare der Jenaer Studierenden, die die Interviews geführt, bearbeitet und vermutlich auch kommentiert haben, betonen: Das Paar habe durch den Bau der Mauer die DDR nicht mehr verlassen können, die Familie durfte keinen Kontakt zum Bruder in Westdeutschland haben, fühlte sich darüber hinaus durch die Staatssicherheit beobachtet und „gewisse Privilegien“[335], wie der persönliche Chauffeur des Ehemannes, schafften Neid und Missgunst in der Nachbarschaft.

Hier mündet die erzählerische Strategie der Passivität in eine ‚Opfererzählung‘, die auch die Erzählungen der Leitungskader im nachfolgenden und nunmehr letzten Kapitel in diesem Teil der Arbeit dominiert. Die von Jureit und Schneider (2010) in die erinnerungstheoretische Debatte gebrachte Praktik deutschen Erinnerns an den Holocaust, das ‚opferidentifizierte Gedenken‘[336], ist auch in *Die Frauen von ORWO* präsent. In Abwandlung einer These Jureits gesprochen, wird die Erinnerungsarbeit zur Verges-

[334] Ebd., S. 35.

[335] Ebd., S. 33 f.

[336] Jureit/Schneider 2010, S. 11. Das opferidentifizierte Erinnern beschreibt Jureit wie folgt: „Die nachholende Hinwendung zu den Opfern, die Anerkennung und das Nachempfinden ihrer Leiden waren ein unabdingbarer Schritt in der vielzitierten Vergangenheitsaufarbeitung. Eine solche Emotionalisierung war und ist notwendig, um überhaupt das Geschehene als Verbrechen, um die Beteiligten als für diese Taten verantwortlich auszumachen. Allerdings hat sich dieses Mitfühlen und Mitleiden zu einem Identifizierungswunsch mit den Opfern entwickelt, und nicht nur individuell, auch gesellschaftlich ist daraus eine Art geliehene Identität erwachsen – ein Identitätswunsch, der die Opfer zwar umarmt, während die Täter und ihre Taten anonymisiert und pauschal verurteilt werden. Eine solche Erinnerungskultur hat ihr beunruhigendes, ihr subversives Potential verloren. Sie ist eben ein ‚Ort, an den man gerne geht‘ (Gerhard Schröder)“ (Jureit 2010, S. 35 f.).

sensarbeit[337]. Die Zeutzeuginnen ‚vergessen', mit welchen Anpassungsleistungen, Entscheidungsbefugnissen und Privilegien ihre frühere berufliche Position verbunden war. Die eigene fachliche Qualifizierung wird in den Vordergrund der Wahrnehmung gehoben, wobei beispielsweise Ingrid Sittkus oder Margit Pittner betonen, welche Opfer der berufliche Aufstieg gekostet hat.

2.2.5 Wendegeschichten

Laut Vorwort der Autorinnen Behnk und Westerwelle „hatten die Frauen erst einmal andere Sorgen, als ihre Geschichte zu retten" (ORWO, 6). Eine Gelegenheit, ihre Geschichte oder besser „die erwünschte Version der eigenen Geschichte"[338] zu retten, wie Lahusen es analog dazu für die Gegenwartskonstruktion autobiographischer Texte formuliert, ergreifen die Ich-Erzählerinnen mithilfe des Protokollbandes.

Gerade mit Blick auf das Thema ‚Wende' zeigt sich, dass die Ich-Erzählerinnen das Medium der Dokumentarliteratur für sich zu nutzen wissen. Sie können darauf vertrauen, dass die Protokollantinnen „die Unmittelbarkeit" ihres „gesprochenen Wortes und dessen Sachhaltigkeit", ihre „soziale Verbindlichkeit" und den „Informationswert"[339] ihrer Äußerungen nicht infrage stellen. So werden die Autorinnen vice versa zum Sprachrohr der Ich-Erzählerinnenmeinung, vorausgesetzt selbstverständlich, dass Autorinnen- und Ich-Erzählerinnenmeinung in wesentlichen Punkten übereinstimmen.

Für Behnk und Westerwelle besteht ebenso wie für Miethe kein Zweifel an der doppelten Ungleichheit ostdeutscher Frauen, nämlich daran, „daß die Frauen" ungeachtet ihrer jeweiligen beruflichen Position „die Verliererinnen der Wiedervereinigung waren" und zudem „alles, was DDR war, plötzlich nichts mehr galt" (ORWO, 6). Analog dazu findet sich in den Protokollen die Auffassung, durch den Transformationsprozess bestraft und ausgegrenzt worden zu sein. Die „Wende als Erneuerung der DDR" fand beispielsweise Brunhild Jaeger noch „gut, da habe ich mir Hoffnungen gemacht."

> Und dann kam jetzt der Einigungsprozeß, das Ergebnis ist ja auch nicht befriedigend. Obwohl sich viel Positives tut, das möchte ich nicht ignorieren. Ich habe einen Standpunkt zum vereinigten Deutschland, ich halte es für richtig, nur der Weg war nicht richtig. Ich habe keine Probleme mit dem Grundgesetz, obwohl noch ein paar soziale Sachen reingehören wie Recht auf Arbeit, aber das geht wahrscheinlich nicht. Nur wie einiges gehandhabt wird, bis hin zum Strafgesetz im Rentenrecht, da kann nun von mir keiner erwarten, daß ich begeistert bin, ich sage Strafrente, d. h., ich habe ein Drittel weniger Rente vom tatsächlichen Betrag. Es ist keine Westrente, ich habe soviel verdient wie heute eine Krankenschwester. Da kann man doch wohl nicht sagen, daß das Privilegien sind. Also, mein Vater war Beamter und Nazi, der hat seine ganze Rente bekommen. (ORWO, 52)

[337] Im Original heißt es: „Diese deutsche Erinnerungskultur tendiert dazu, eine Vergessenskultur zu werden, die sich paradoxerweise gerade dadurch auszeichnet, dass sie zwanghaft erinnert" (Jureit 2010, S. 36).
[338] Lahusen 2008, S. 25.
[339] Heinrichs 1973, S. 20.

Brunhild Jaeger hat von der Wiedervereinigung mit Westdeutschland nicht nur erwartet, dass ihre Rente statusspezifisch an das westdeutsche Niveau angepasst und nicht gemäß des tatsächlichen früheren Gehaltes ausgezahlt wird, welches aufgrund von Statusnivellierungen in der DDR weitaus geringer war als in Westdeutschland. Sie fühlt sich auch mit Blick auf ihre fachliche Kompetenz „ausgegrenzt".

> Ich bin nur unzufrieden damit, wie das jetzt hier läuft. Wenn ich die Arbeitslosen sehe, den Vorruhestand. Dann fühle ich mich schon ausgegrenzt. Denn selbst wenn man jetzt sagt, es ist in der DDR nicht alles ordnungsgemäß gelaufen und als Generaldirektoren können wir euch nicht mehr gebrauchen, gäbe es doch die Möglichkeit zu sagen, ihr habt Kenntnisse und Erfahrungen im Osthandel. Ich kenne z. B. die gesamte Fotochemie der SU [Sowjetunion; Anm. d. Verf.], die wesentliche Fotochemie Chinas. Vielleicht so, ihr kriegt eine Beraterfunktion mit bescheidenem Aufwand, kein Gehalt, aber daß man noch irgendwie gebraucht wird. Wenn man unsere Beziehungen zur sowjetischen Fotochemie genutzt hätte, da hätte man gemeinsam mit Agfa weiteres überlegen können. Ich hatte das vorgeschlagen, es ist auch in der SU veröffentlicht worden. Hier ist mir der Mund verboten worden, einen gemeinsamen Konzern zu bilden. Dann hätte man gleich den ganzen Markt gehabt. Aber nein, das wurde flachgemacht. (ORWO, 52)

Und ein paar Ausführungen später fügt die ehemalige Generaldirektorin hinzu: „Im Rückblick auf die vergangenen fünf Jahre muß ich sagen, daß ich erwartet hätte, eine bescheidene Chance angeboten zu bekommen, die Erfahrungen von uns zu verwerten. Die haben wir nicht erhalten, im Gegenteil, wir haben es schriftlich, daß wir systemnah waren und damit ausgegrenzt" (ORWO, 53).

Wie in Kapitel 2.1.2 bereits erörtert, hat der Systemwechsel in Ostdeutschland im Gegensatz zu allen übrigen Ostblockstaaten zu einer nahezu totalen Elitezirkulation geführt[340]. Die Kombinatsdirektoren gehörten nicht nur aufgrund der strukturellen Anbindung des Wirtschaftssystems an die Partei- und Staatsführung zur Funktionselite der DDR. Kombinatsdirektoren waren mit der Umsetzung der Kaderpolitik in jedweder Richtung betraut und fest in das ideologische Institutionengefüge der Diktatur eingebunden. Es gab einen Grund, dass sie im Transitionsprozess aus ihren Positionen entlassen wurden. Die „Leiter der Betriebe, Kombinate und Einrichtungen sowie Vorsitzenden der Genossenschaften" hatten beispielsweise die Aufgabe, bei Beschäftigten, die einen Ausreiseantrag gestellt hatten, arbeitsrechtliche Maßnahmen einzuleiten, wie Kneipp aus einer „streng geheimen Ministerratsverfügung"[341] zitiert. In der Verfügung ist ebenfalls festgehalten, wie diese Maßnahmen zu begründen und durchzuführen sind:

> Diese Entscheidung zur Änderung oder Beendigung des Arbeitsverhältnisses sind mit der Nichteignung für diese Tätigkeit (wie z.B. Pflicht- und Disziplinverletzung) zu begründen. Eine Bezugnahme auf Aktivitäten zur Übersiedlung hat nicht zu erfolgen. Bei Beendigung von Arbeitsverhältnissen ist mit den zuständigen staatlichen Organen eng zusammenzuarbeiten. Den betroffenen Personen sind in Zusammenarbeit mit den Ämtern für Arbeit der Räte der Kreise geeignete Arbeitsstellen nachzuweisen. Es ist zu sichern, daß

[340] Vgl. Welzel 1997, S. 215; Derlien 1998, S. 17.
[341] Kneipp 2009, S. 62 f.

> bei den betroffenen Personen weiterhin eine wirksame politisch-ideologische Einflussnahme gewährleistet wird.[342]

Dass sich Brunhild Jaeger ihrer früheren staatstragenden Position bewusst war, zeigt ihr Verweis auf den Vater, der als Nazi auch seine Rente bekommen habe. Im Vergleich mit dem Vater kommt aber nicht nur das Wissen um die Bedeutung der früheren Position zum Ausdruck, sondern an den Vergleich wird auch eine Opfererzählung geknüpft: Brunhild Jaeger wird als Vertreterin der ‚harmloseren‘ SED-Diktatur härter ‚bestraft‘ als ihr Vater, der Anhänger der mörderischen NS-Diktatur war. Die ehemalige Generaldirektorin fühlt sich wie im Folgenden auch Karla König ungerecht behandelt. Passivisch, wie im gesamten Erzählablauf ihres Protokolls, ist die Inspektorin für Berufsbildung „einfach dem Begriff ‚Vorruhestand‘ zum Opfer gefallen“: Viele, viele, viele, das ist nicht nur nach zwanzig Mann gegangen, das war hörsaalvoll. Da sind Generationen weggebrochen. […] Das hatte auch nichts damit zu tun, dass man in der Partei war. Das war einfach die Zeit. Die anderen, die nicht in der Partei waren, mussten genauso gehen“ (ORWO, 37 f.).

Karla König findet eine scheinbar neutrale Erklärung für die Folgen des Einigungsprozesses und betont auch später im Text noch einmal, dass ihre Entlassung „eine Frage der Gegebenheiten zu einem bestimmten Zeitpunkt“ und ihre „Parteizugehörigkeit“ (ORWO, 39) dafür nicht die Ursache war. Karla König und Brunhild Jaeger nivellieren die Prozesse der politischen Säuberung im Transitionsprozess. Ihre ‚Wendegeschichten‘ werden zur unpolitischen *Zeitenwende*, nach der dieses Kapitel benannt und die als Titel dem gleichnamigen Fotoband von Bernd Lasdin (1999) entliehen ist.

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, inwiefern nicht auch die ehemaligen Eliten der DDR im Gegensatz zu ihren Darstellungen handelnde Akteure im Einigungsprozess waren? Und zwar nicht im Sinne der Steuerung der Transition, die an die Bundesregierung delegiert worden war[343], sondern als Teil der alten „Deutungseliten“[344], die die ost-westdeutsche Transformation zumindest auf der Ebene der Geschichtsinterpretation wesentlich beeinflusst haben.

Möglicherweise entschied sich die Thüringer Landeszentrale für politische Bildung auch aus diesem Grund gegen die Veröffentlichung des Protokollbandes der Wissenschaftlerinnen Arp und Leo. Auch wenn die von der Journalistin Franziska Augstein veröffentlichten Gründe für die Ablehnung nach Zensur klingen mögen[345], so machen

[342] Ministerratsverfügung Nr. 34/77 zit. nach Kneipp 2009, S. 63 f.

[343] Reißig ist der Auffassung, dass der Systemwechsel in der DDR „endogen induziert und nicht primär ‚fremdbestimmt‘“ war: „Er basierte unausgesprochen auf einem ‚Tauschverhältnis‘ zwischen dem ostdeutschen Massenakteur und der Bundesregierung: Teilhabe der Ostdeutschen am westdeutschen System der Wohlfahrt und persönliche Freiheit gegen Delegierung der Steuerung des Systemwechsels“ (Reißig 2005, S. 2).

[344] Mühlberg 2002, S. 237.

[345] Augstein zufolge „monierte“ der Betreuer des Projekts, „dass einige Befragte Wörter wie ‚Kapitalismus‘ und ‚Klassengesellschaft‘ benutzten. […] Auch kritische Äußerungen über den Verlauf des Umsturzes 1989 und die Wiedervereinigung sollten gestrichen werden. Außerdem bemängelte die Landeszentrale, dass zu viele ehemalige SED-Mitglieder befragt worden seien“ (Augstein 2009, S. 17). Die Veröffentlichung wurde letztlich durch die Bundeszentrale für politische Bildung realisiert (vgl. ebd.).

sowohl das in diesem Kapitel aufgegriffene Beispiel der Direktorengattin, Ingrid Sittkus, als auch die Reaktionen der Thüringer Landeszentrale deutlich, dass eine öffentliche Auseinandersetzung darüber, *wer* sich an der Darstellung des gelebten Lebens in der DDR medial beteiligt, noch nicht geführt worden ist.

Das bedeutet nicht, dass ehemalige Führungskader der DDR nicht zu Wort kommen sollen. Die Eulenspiegel-Verlagsgruppe bietet ehemaligen Elitemitgliedern unter ihrem Dach beispielsweise die 1991 gegründete *Edition Ost* als Forum. „Selbstbewusst wird" hier „der ostdeutsche Part für die gesamtdeutsche Geschichte geschrieben"[346], wie es auf der Homepage der Verlagsgruppe heißt. Generäle der Volkspolizei erinnern sich, Diplomaten erzählen aus ihrem Leben und Nachschlagewerke über die DDR sollen das Bild der DDR gerade rücken. Als Grundwissen über die DDR erfährt die Leserin des Bandes *Fragen an die DDR* (2003) beispielsweise, dass nicht das gesamte Volk der DDR von der Staatssicherheit überwacht wurde, denn, so lautet die rhetorische Frage: „Wie sollen etwa rund 200.000 Mann ein ganzes Volk überwachen?"[347]. Und die geringen Grade individueller Freiheiten erklären die Verfasser an anderer Stelle damit, dass der Mensch „nie und nirgends auf der Welt frei von allem sein kann"[348], also auch nicht in der DDR.

Eine demokratisch verfasste, plurale Gesellschaft wird derartige Geschichtsdarstellungen nicht verbieten, sondern sich mit ihnen auseinandersetzen. Ob sie allerdings unreflektiert Gegenstand der politischen Bildung sein sollten, ist fraglich. Und dies gilt auch in Bezug auf den Protokollband *Mein Land verschwand so schnell…*, der laut Herausgeberinnenmeinung „den Blick auf […] viele Arten, den dramatischen Bruch 1989/90 zu erleben und zwanzig Jahre später eine Bilanz zu ziehen", lenkt.

Wenn man den Leser/inne/n einen Einblick vermitteln möchte, wie der Systemwechsel von 1989/90 individuell erfahren wurde, dann muss auch vermittelt werden, was es beispielsweise bedeutete, in der DDR Kombinatsdirektorin, Gattin eines Kombinatsdirektors, Kaderleiterin oder Gefängniswärterin in einer leitenden Position gewesen zu sein und welches Privilegiensystem an diese Positionen geknüpft war. Die protokollierten Fremdaussagen werden in *Mein Land verschwand so schnell …* (2009) aber ebenso wenig historisch eingeordnet, wie in den *Frauen von ORWO* (1995) oder in Ulrike Hänschs *„Jetzt ist eine andere Zeit"* (2005), in dem erneut ausschließlich *Ostdeutsche Frauen erzählen*, so der Untertitel.

Im letztgenannten Protokollband kommt nicht nur die Wissenschaftlerin Ingrid Miethe als Zeitzeugin zu Wort, sondern auch Astrid Landero, Mitherausgeberin des bereits besprochenen Bandes *In Zwischenzeiten* (vgl. Kap. 2.1.3). Als Ich-Erzählerin berichtet sie nunmehr in der Rolle der Zeitzeugin, dass sie Mitarbeiterin des Zentralrates der FDJ und Auslandskader war und ca. vierzig Reisen an Universitäten in die alte Bundesrepublik unternommen hat. Hier unterhielt sie Kontakte zu den diversen Studentengruppen wie SHB (Sozialistischer Hochschulbund) und MSB (Marxistischer Studentenbund Spartakus): „Ich war allerdings auch nicht so privilegiert, dass nicht jede

[346] Euverge GmbH (Hg.): Eulenspiegel Verlagsgruppe. Edition Ost. Über uns. Web, letzter Zugriff 08.10.2012.

[347] Benzien et al. 2003, S. 32 f.

[348] Ebd., S. 38; Zur *Edition Ost* vgl. auch Buchholz 2008, S. 223.

Reise die letzte hätte sein können"[349], mindert sie die frühere Privilegierung. Und Regina Franz, stellvertretende Leiterin für operative Fragen im Frauengefängnis Görlitz, ist ebenso wie vormals Karla König oder Brunhild Jäger lediglich ihrer Arbeit nachgegangen:

> Als es im Herbst 1989 mit den Demos losging, wurden auch bei uns Leute eingeliefert, die direkt von den Demos in Dresden kamen. Und weil wir gemerkt haben, wie groß die Hilflosigkeit in den oberen Etagen war, mussten wir zusehen, wie mit dem Problem hier an der Basis klarzukommen war. Und wir haben erst einmal gesagt: »Wir müssen hier abwarten, wir sorgen in unserem Bereich dafür, das Ruhe ist. Wir tragen dafür Sorge, dass es den Gefangenen, die nach damals geltendem Recht hinter Gitter gebracht worden waren, also mittels Haftbefehl oder richterlichen Urteil einsaßen, einigermaßen gut geht. Wir sorgen dafür, dass sie ordentlich zu essen haben, wir sorgen aber auch dafür, dass hier keiner ausbüchsen kann. Und es gibt keine Verbrüderung mit Gefangenen.«[350]

Der kurze Exkurs in ‚Nachfolgewerke' der *Frauen von ORWO* zeigt, dass bestimmte Deutungen der Vergangenheit relativ konstant sind. Dazu zählt wie bei Regina Franz die Betonung der eigenen Leistung, die darin bestand, die Arbeitsanforderungen gewissenhaft und regelkonform erfüllt zu haben. Aufgrund dessen scheint es notwendig, zwischen verschiedenen Narrationskonstruktionen zu differenzieren. Erinnerungen sind immer konstruktiv, selektiv und gegenwartsbezogen[351]. Trotzdem handelt es sich nicht bei allen Narrationen um bloße „rückprojizierte[..] Gegenbild[er] zur Gegenwart"[352], wie Leo resümiert oder um eine „Verteidigung der in Mißkredit geratenen eigenen Vergangenheit"[353], wie Pollack das anhaltende Festhalten an der ‚guten' sozialistischen Idee interpretiert. Walburga Kohlschütter erzählt beispielsweise in die *Frauen von ORWO*:

> 1990 gehörte ich mit zu den ersten, die entlassen wurden, weil ich eine der ältesten war. […] im September war ich dann zu Hause. Schlimm, mich hat es lange getroffen. Ich bin im Dezember nochmal im Betrieb gewesen, da konnte ich überhaupt nicht sprechen, das kam wie ein Anfall über mich, da konnte ich nur noch heulen. 1991 im Juli wäre ich Rentner geworden, da wollte ich noch bis Ende des Jahres arbeiten gehen […] Ich bin aber trotzdem so schwer damit fertig geworden, *ein halbes Jahr vorher*! […] Auf einmal nicht mehr gebraucht zu werden, das kann man in dem Sinne nicht begreifen. (ORWO, 25; Hervorh. v. der Verf.)

Walburga Kohlschütter gehörte aufgrund ihres Alters und der kurz bevorstehenden Verrentung zu denjenigen DDR-Bürgern, deren soziale Lage sich durch den Wiedervereinigungsprozess verbessert haben müsste[354] – vorausgesetzt, dass der Ehemann tatsächlich nur ‚mitlaufender Genosse' war und durch den Systemwechsel somit keine

[349] Hänsch 2005, S. 75.
[350] Ebd., S. 151.
[351] Vgl. Erll 2005, S. 7.
[352] Leo 2003, S. 29.
[353] Pollack 2000, S.17. Zum Deutungsmuster der ‚guten sozialistischen Idee' vgl. auch Mühlberg 2002, S. 233.
[354] Vgl. Mühlberg 2002, S. 234.

weiteren Privilegien für das Paar weggebrochen sind. Angesichts von Vorruhestandsregelungen, die zum Teil Menschen im Alter von Anfang 50 Jahren erst in die Arbeitslosigkeit und dann in den Vorruhestand entließen, scheint die Fassungslosigkeit über die lediglich um ein halbes Jahr vorgezogene Verrentung übertrieben. Hierfür können mehrere Gründe verantwortlich sein, die letztlich vermutlich ineinander greifen.

Zum einen hat der Systemwechsel von 1989/90 die Menschen in unterschiedlichem Maße verunsichert. Gerade die älteren Generationen machten, um mit den Worten Mühlbergs zu sprechen, „die Erfahrung großer Beständigkeit gegebener Strukturen“[355]. Bot der Systemwechsel vor allem den „zwischen 1960 und 1972 Geborenen“ Möglichkeiten, „mehr zu erleben und vorwärtszukommen“[356], so waren die älteren Generationen Ahbe und Gries zufolge doch stark in das Normen- und Institutionengefüge der DDR verankert. Am anschaulichsten hat diesen Aspekt wie folgt die Laborantin Ingrid Fieber (geb. 1939) beschrieben: „Die Wende ist noch schwierig, das haben wir noch nicht überwunden, jedenfalls Leute in meinem Alter nicht. […] Wir wurden ja praktisch alle regelrecht entwurzelt. Wir sind vollkommen rausgerissen aus unserem gesamten Alltag, da ist ja nichts mehr so, wie es mal war“ (ORWO, 70 f.).

Die Akzeptanz der DDR als selbstverständliche Lebengrundlage ist bei allen Interviewpartnerinnen in *Die Frauen von ORWO* stark ausgeprägt. Gleichzeitig besteht zwischen der Narration Walburga Kohlschütters (geb. 1931) und den nachfolgenden Beispielen ähnlich wie im Beispiel von Margit Pittners Parteimitgliedschaft (vgl. Kap. 2.2.4) ein wesentlicher Unterschied. Es scheint, als habe sich die Facharbeiterin stärker als die jüngeren Frauen im Band mit der DDR identifiziert und kann es deshalb „nicht begreifen“, dass alles, was DDR war, also auch sie selbst, „[a]uf einmal nicht mehr gebraucht“ wird.

Auch Doris Pieczynski (geb. 1967) war mit ihrem Leben in der DDR „eigentlich zufrieden […]. Weil ich nichts anderes kannte“. „Ich bin nun mal in der DDR geboren und hab hier gelebt“ (ORWO, 126).). Eine Ähnliche Argumentation findet sich bei Sabine Brenner (geb. 1952):

> Ich bin in der DDR geboren und groß geworden, ich negiere die DDR nicht. Ich habe in der DDR meine Bildung genossen, das ist nun mal das A und O. Man wächst damit und ich steh dazu, was ich gemacht habe. Also, ich habe niemandem geschadet, vielleicht etwa mit Stasivergangenheit, da habe ich mir absolut nichts vorzuwerfen, das ist für mich nicht in Frage gekommen. Ich habe in dem Staat gelebt, was soll‘s. (ORWO, 137)

Nun einmal in der DDR geboren worden und „nicht so unzufrieden“ gewesen zu sein, „so gelebt“ (ORWO, 19) und sich „arrangiert“ (ORWO, 71) zu haben, ist ein Motiv, mit dem bis auf Gundula Brett (vgl. ORWO, 169 ff.) alle der in dem Protokollband zu Wort kommenden Frauen und wie im Folgenden auch Ingrid Fieber argumentieren: „Daß ich jetzt direkt gelitten habe in der DDR, das kann ich auch nicht sagen, das wäre gelogen. Man hat sich eben arrangiert. Man hat sich sein Gärtchen geschaffen, hat sich zurückgezogen. Ich war ja keine Powerfrau, die hier mit der roten Fahne durch die Gegend gegangen ist, zu denen hab ich nicht gehört. Ich war Normalverbraucher“ (ORWO, 71).

[355] Ebd., S. 231.
[356] Ahbe/Gries 2006a, S. 100 f.

Hier spiegelt sich zum einen die Tatsache wider, dass all jene, die sich in der DDR eingerichtet hatten, ein auskömmliches Leben führen konnten. Dieser Umstand kommt in den *Frauen von ORWO* besonders zum Tragen, da hier ausschließlich Frauen portraitiert werden, die in das Gesellschaftssystem der DDR *integriert* waren[357]. Dabei ist ein Unterschied zu beobachten zwischen denjenigen Frauen, die integriert waren und denjenigen, die sich wie Walburga Kohlschütter oder Margit Pittner zusätzlich mit ‚ihrem‘ Staat identifiziert hatten.

Von der „entgrenzten Generation“[358], die laut Ahbe/Gries und Geulen möglicherweise Auskunft über moderne, entstandardisierte Lebensverläufe hätte geben können[359], wurde von Behnk und Westerwelle lediglich Doris Pieczynski interviewt, die aber wiederum stark in das Normen- und Institutionengefüge der DDR integriert war. Dass ihr Generationenzusammenhang Ahbe und Gries zufolge „den größten Teil der Ausreise- und Fluchtwelle in den Monaten von 1988 und 1989 stellte“[360], wird aufgrund der Auswahl der Gesprächspartnerinnen nicht deutlich. Frauen, die die Filmfabrik vor dem ‚Abbau‘ des Kombinates verlassen hatten – sei es per Ausreiseantrag oder Ausweisung, durch Berufsverbote oder über die tschechisch-ungarische Grenze – wird durch *Die Frauen von ORWO* keine Stimme verliehen.

So sagt der Rekurs auf das gelebte Leben zwar etwas über den Zeitpunkt der Produktion der erzählten Quellen aus, „[d]enn die spezifischen Bedingungen, unter denen Erinnerung geschieht, wirken immer an der Auswahl und Zurichtung der Gedächtnisinhalte mit“[361], wie Niethammer festhält. Es besteht aber ein Unterschied zwischen dem ‚Verschwinden‘ kritischer Kontexte als Ausdruck der Zumutungen der zu bewältigenden Gegenwart und zwischen dem inzwischen Jahrzehnte andauernden Verschweigen derselben, wie es Niethammer im Folgenden nahezu poetisch zum Ausdruck bringt: „Das, was so lange geronnen war, kommt jetzt nicht mehr zur Sprache, aber es ist nicht aus dem Gedächtnis verloren. Wird es zum Schweigen verdammt, wird es sich in die Sprache des Verschweigens einmischen“[362].

Die ‚Sprache des Verschweigens‘ hat in den *Frauen von ORWO* verschiedene Formen angenommen. Die von der Rezensentin Sabine Hödt kritisierte aufwändige Aufrechnung des Bildungsweges von Posten zu Posten gehört ebenso dazu, wie die, „wie durch einen Filter gesprochen[en], irgendwie vorgewaschen, abgeschliffen“[363] wirkenden Aussagen. Die erzählerischen Strategien reichen dabei von der offenen Legitimierung (Brunhild Jaeger) über die aufrechterhaltene Kontrolle über das grammatikalische

[357] Vgl. dazu Ahbe/Gries 2006, S. 95 f.
[358] Ebd., S. 100.
[359] Vgl. ebd u. Geulen 1998, S. 108 ff.; Von einem Werte- und Motivationswandel – vor allem innerhalb der jüngeren DDR-Generation – „weg von konventionellen bzw. konservativen Werthaltungen (wie Pflichtbewußtsein, Bereitschaft zur Unterordnung) hin zu postmaterialistischen Selbstentfaltungswerten“ (Häuser 1996, S. 99) spricht auch Häuser in ihrer Studie über *Lebensstile und politische Soziokultur in der DDR-Gesellschaft der achtziger Jahre*, so der Untertitel.
[360] Ahbe/Gries 2006a, S. 101.
[361] Niethammer 1991a, S. 68.
[362] Ebd.
[363] Hödt 1996, S. 128.

und erzählerische Passiv (Karla König) bis zur Verwendung ausschließlich westdeutscher Termini und Sinnzusammenhänge (Margitta Schütze).

Gleichzeitig erhärtet sich durch alle hier besprochenen Protokollbände der Verdacht, dass zwar vom Gleichstellungsvorsprung ‚der' Frauen der DDR die Rede ist, vorwiegend jedoch nur eine spezifische Gruppe von Frauen als Zeitzeuginnen, Forscherinnen oder Publizistinnen in den Diskurs involviert ist. Es sind vor allem höherqualifizierte Frauen, denen mithilfe der Protokollliteratur nicht nur eine Stimme verliehen wird, sondern die sich mithilfe des Genres nunmehr selbst eine Öffentlichkeit zu schaffen wissen. Insbesondere mit der Interviewliteratur wird nach 1989 nicht mehr gesellschaftlich marginalisierten Gruppen eine Stimme verliehen, wie noch von einer Erika Runge mit ihren *Bottroper Protokollen* (1968) oder wie von Diemer behauptet. Das Genre ist zu einem Instrument jener Männer und Frauen geworden, die durch ihre berufliche Position oder ihr in der DDR erworbenes kulturelles und soziales Kapital Zugang zu dieser Publikationsmöglichkeit haben. Auffällig dabei ist, dass sich zumindest in den hier besprochenen Bänden eine zum Teil recht heterogene Erinnerungsgemeinschaft formiert, die sich zu DDR-Zeiten in der Art vermutlich nie konstituiert hätte: Der Rekurs auf die Vergangenheit ‚eint' ehemalige Leitungskader und Funktionseliten mit ihren früheren Widersacher/inne/n aus den oppositionellen Milieus.

Die Interviewliteratur nach 1989 ist weder das ‚Genre der Frauen', noch das der sogenannten einfachen Leute. Sie artikuliert „Interessen sozialer Gruppen"[364], aber nur ein Teil von ihnen wurde zu DDR-Zeiten aufgrund ihrer oppositionellen Haltung marginalisiert. Es ist das Medium der höher Qualifizierten, der ehemaligen Eliten und der sich neu konstituierenden kulturellen Eliten, die mithilfe des Genres eine Öffentlichkeit für sich herstellen. Letztendlich führt das Für-sich-selbst-sprechen-Lassen der Aussagen, das wiederum auf die Intention zurückgeht, marginalisierten Gruppen eine Stimme verleihen zu wollen, dazu, dass Zusammenhänge nicht offengelegt, sondern Meinungen fixiert werden.

Dazu zählt beispielsweise die Auffassung, dass Frauen in der DDR beruflich alles erreichen konnten, was sie wollten, wie durch *Die Frauen von ORWO* (1995) tradiert oder das Bild von der leistungsfähigen und leistungsorientierten Ostfrau, welches *Jetzt ist eine andere Zeit* (2005) thematisch dominiert. Dabei werden Modernisierungs*tendenzen* im Bereich der Erwerbsarbeit der DDR nur bei den Frauen sichtbar, die qua politisch-ideologischer Leistungsqualifikation Elitepositionen besetzt haben. Im Übrigen war die Integration der Frauen in die Erwerbsarbeitssphäre eine Folge der mangelnden funktionalen Differenzierung, wie es nachfolgend Schmidt noch einmal ausführt:

> Für die Garantie eines Arbeitsplatzes waren hauptsächlich die sozialistischen Betriebe zuständig. Diese wurden durch einen starren Kündigungsschutz und planwirtschaftliche Vorgaben dazu verpflichtet, das Recht auf Arbeit im Betrieb […] zu gewährleisten. Die sozialistischen Betriebe wirtschafteten allerdings geschützt vor Wettbewerb und Anpassungsdruck, und nur so konnten sie ihren beschäftigungspolitischen Aufgaben weithin losgelöst von den Kosten nachkommen.[365]

[364] Diemer 1989, S. 134 f.
[365] Schmidt 1999, S. 279.

Auch in näherer Betrachtung des fachlichen Qualifikationsniveaus lässt sich sowohl in Bezug auf die Inhalte der Qualifizierungs- und Weiterbildungsmaßnahmen mit ihren obligatorischen marxistisch-leninistischen Studienanteilen als auch mit Blick auf das Qualifikationspotential keine moderne Besonderheit feststellen. Laut Winkler und seinem 1990 „erstmalig für die DDR“[366] vorliegenden *Sozialreport* kann zudem vom jeweiligen Qualifikationsniveau nur bedingt auf die tatsächliche Arbeitstätigkeit oder die wirtschaftlichen Erfordernisse geschlossen werden:

> Wesentlich mehr Arbeitskräfte als die vorhandenen un- und angelernten Beschäftigten und auch mehr als laut Planstellenkatalog erforderlich wären, üben un- und angelernte Tätigkeiten aus. Das widerspiegelt sich auch darin, daß 15,9 % aller Arbeitsplätze für Un- und Angelernte von höher qualifizierten Arbeitskräften besetzt sind. […] Auch der Anteil der Un- und Angelernten auf Facharbeiterarbeitsplätzen ist mit 34,5 % sehr hoch. Das deutet darauf hin, daß zwischen den Qualifikationsstufen ‚Facharbeiter‘ und ‚Un- und Angelernte‘ keine ausreichend saubere und eindeutige Abgrenzung besteht und offensichtlich die Arbeitsanforderungen noch nicht für alle Facharbeitsplätze eindeutig bestimmt sind.[367]

Außerdem konstatiert Winkler einen hohen „Überschuß an Meistern“ und folgert daraus, „daß in den vergangenen Jahren offensichtlich eine Aus- und Weiterbildung für diese Qualifikationsstufe gefördert wurde, ohne den tatsächlichen Bedarf zu berücksichtigen“. „10 bis 50 % der […] besonders eng mit dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt verbundenen“ Werktätigen haben zudem in Befragungen angegeben, dass sie sich trotz fachgerechter Stellenbesetzung, „durch den realen Inhalt und das Anspruchsniveau ihrer Arbeit“[368] unterfordert fühlen.

Dass „durch die zentral gelenkte Kaderpolitik […] die Teilnahme der Frauen in Bildung, Beruf und Politik zum Teil gesteuert“ werden konnte, wie Geißlers These ferner besagt, hat angesichts der zentralen Stellung der Partei in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen der DDR Allgemeingültigkeit. Ohne Kaderpolitik wurde in Staat und Gesellschaft der DDR keine Position besetzt. Dass dadurch mehr Frauen als im Westen Deutschlands erwerbstätig waren, ist ebenso bekannt, wie ihre Unterrepräsentation in Führungspositionen.

Dass sich der „Druck zur politischen […] Aktivität“[369] dabei positiv auf die Gleichstellung der Frauen in der DDR ausgewirkt haben könnte, wie Geißlers These ferner unterstellt, bleibt zweifelhaft. Zum einen existieren bislang keine Untersuchungen, die eine solche Korrelation zwischen politischer Loyalität und Gleichberechtigung nachweisen. Auch in den *Frauen von ORWO* findet sich kein Anhaltspunkt für die Verifizierung dieser These. Hier zeigt sich eher das Gegenteil, dass politische Arbeit und Parteimitgliedschaft zwar Grundvoraussetzungen waren, um in Leitungspositionen aufsteigen zu können, viele Frauen wegen der Mehrarbeit, die das bedeutete, aber nicht dazu bereit waren. Und selbst wenn ein Nachweis darüber existierte, dass politische Loyalität und Gleichstellung miteinander korrelieren, ergäbe sich daraus zum anderen ein ethisches

[366] Winkler 1990, S. 7.
[367] Ebd., S. 87.
[368] Ebd.
[369] Geißler 2006, S. 322.

Problem. Wird die gewaltsame Unterdrückung der freien Meinungsäußerung und der Ausschluss Andersdenkender durch eine erzwungene politische Konformität auf der einen Seite als Eingriff in die Persönlichkeitsrechte der Individuen gewertet, so werden diese Manipulationen mithilfe von Geißlers These nunmehr indirekt legitimiert, weil die erzwungene Loyalität scheinbar zu einem Mehr an Gleichberechtigung führt.

3 Das ‚gelobte Land' der Emanzipation

Im vorangegangenen Kapitel stand die nachträgliche diskursive Konstruktion der These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen im Zentrum der Analyse. Paradigmatisch konzentrieren sich die hier dominierenden Diskurse auf das Theorem der *Emanzipation durch Arbeit*. Thematisch isoliert und entpolitisiert, gewähren die retrospektiv erzählten Motive um die Gleichberechtigung in der DDR jedoch nur eine begrenzte Zustandsanalyse. Ähnlich wie in den historischen Forschungen zur Weimarer Republik, entsteht ein Geschichtsbild, das die Bedeutung der DDR lediglich von ihrem Ende her interpretiert[1]. Die Geschichte der Frauenerwerbsarbeit gerinnt rückblickend zu einer Verlustgeschichte und das diktatorische System wird auf seine gleichstellungsspezifische Sozialstaatlichkeit reduziert. Repressive Praktiken wie strukturelle Berufsverbote, normierende Berufswahllenkungen, Eingriffe in berufliche Entwicklungen, politisch-ideologische Normierungen und Segregationen der Erwerbsarbeitssphäre werden nachträglich nivelliert.

Wie demgegenüber gezeigt werden konnte, war die Erwerbsarbeitssphäre in der DDR jedoch kein ideologiefreier Raum, in dem sich Gleichberechtigung ab ovo hätte entwickeln können. Der berufliche Aufstieg war aufs engste an *exekutive* politische Loyalität gebunden, „nichtorganisierte" Räume „ideologischer Neutralität durfte es nicht geben"[2]. Die Erwerbsarbeitssphäre war, wie alle ansatzweise ausdifferenzierten Funktionssysteme der DDR-Gesellschaft, politisch übersteuert und ihr Handlungsspielraum vom Diktat der Politik bestimmt und eingeschränkt[3].

Davon geben *Die Frauen von ORWO* ein Zeugnis, wenngleich kaum eine der vor allem älteren interviewten Frauen explizit darüber redet. Es sind vielmehr die diversen Techniken des Verschweigens und Verschleierns, die wie eine Unschuldsbeteuerung ständig auf das Fehlen der politisch-ideologischen Grenzen der Gleichberechtigung in

[1] Innerhalb der historischen Forschung wurde die Epoche der Weimarer Republik bis in die 1980er Jahre vorderhand nach dem Grad der Auflösung der alten politischen, sozialen und wirtschaftlichen Ordnung interpretiert (vgl. Peukert 1987, S. 9 f.). Ein grundlegender Bruch mit der obrigkeitsstaatlichen Vergangenheit hatte in Weimar nicht stattgefunden. Die Umwälzungen von 1918/19 blieben auf den politischen Bereich beschränkt (vgl. Sturm 2003, S. 10). Wesentliche gesellschaftliche und staatliche Bereiche, wie das Militär, die Verwaltung, die Justizbehörden und die Wirtschaft wurden nicht reformiert. Gymnasien und Universitäten blieben ein Hort des Monarchismus, Nationalismus und Antisemitismus (vgl. Sturm 2003, S. 10; Peukert 1987, S. 10 u. 60). Aus dieser Perspektive heraus entstand ein Geschichtsbild, das die Bedeutung Weimars hauptsächlich „von ihrem Anfang oder Ende her" interpretierte. Das Scheitern der Republik erschien als zwangsläufiges Ergebnis eines „besondere[n] Übergewicht[s] traditioneller autoritärer Bindungen und alter Machteliten" (Peukert 1987, S. 9 u. 10).

[2] Pollack zit. nach Hellmann 1997, S. 266.

[3] Vgl. Hellmann 1997, S. 262 f.

der DDR verweisen, anstatt von ihnen abzulenken[4]. Und so sind es an dieser Stelle vorerst nicht die Variationen in der Erzählung von der Gleichberechtigung der DDR-Frauen, die in die Vergangenheit der letzten zwanzig Jahre des Bestehens der DDR führen, sondern es ist das „Nicht-Mitteilen“[5], das sich als charakteristische erzählerische Strategie für die These vom Gleichstellungsvorsprung erweist.

„Techniken des Aussparens oder des bewussten Verschweigens“[6] prägen die Erzählungen über die DDR-Frauen vor und nach 1989 – wobei das, was verschwiegen wird, in Abhängigkeit von der jeweiligen historisch-gesellschaftlichen Situation und ihren sprachlichen Trägerinnen differiert. Waren die Auslassungen im vorangegangenen Kapitel eher der Umbruchsituation, wissenschaftstheoretischen Fundierungen und Legitimationsstrategien spezifischer Generationen von Zeitzeuginnen geschuldet, so ist das Schweigen nunmehr obligatorischer Bestandteil der „reduzierten Öffentlichkeit“[7] der DDR. Die restringierten Kommunikationsbedingungen sind wesentlich für die Genese der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen zu DDR-Zeiten, weswegen einleitend zunächst der Blick auf die Spezifik der Öffentlichkeit in der Ausgangsgesellschaft der Transformationsprozesse gerichtet wird.

4 Zum Begriff der ‚Unschuldsbeteuerung‘ vgl. Hirschauer 1993, S. 43; Treibel 2006, S. 110. Hirschauer analysiert in dem 1993 erschienenen, gleichnamigen Band die „soziale Konstruktion der Transsexualität“. In dem hier als Anregung dienenden Abschnitt geht der Autor auf die Probleme ein, mit denen sich Transsexuelle bei der Darstellung bzw. Verkörperung der jeweils „angestrebten Geschlechtszugehörigkeit“ (Hirschauer 1993, S. 42) konfrontiert sehen. Unter anderem müssen sie nicht nur die äußeren Geschlechtsmerkmale imitieren, sondern sich zusätzlich zu geschlechtsspezifischen Symbolen kompetent verhalten können, „eine Art ‚richtiges Maß‘ der Verwendung von Geschlechtsindizien“ (ebd., S. 44) erlernen. Die Darstellung sei nur dann überzeugend, wenn sie kein „Auf-Sehen“ (ebd., S. 43) errege. „Eine um Perfektion bemühte Darstellung“ verweise aber „wie eine Unschuldsbeteuerung ständig auf sich selbst, anstatt von sich abzulenken, sie wird als eine Steuerung von Zuschreibungen und d. h. als Darstellung erkennbar“ (ebd.). Aufsehen in diesem Sinne erregen die im letzten Kapitel genannten erzählerischen Strategien einiger der *Frauen von ORWO*, die die berufliche ‚Normalität‘ des eigenen Werdegangs überbetonen.

5 Hanke 1986/87, S. 154.

6 Ebd.

7 Ebd., S. 155.

3.1 Öffentlichkeiten in der DDR

„Unterdrückung von Öffentlichkeit stellt“ nach Wolle „eines der konstitutiven Kennzeichen der Diktatur dar. […] Nichts beargwöhnt [sie] deswegen […] schärfer als den öffentlichen Raum und das dort gesprochene Wort“[8]. Die Strategien der Überwachung, Kontrolle und Restriktionen waren dementsprechend zahlreich und durchzogen die gesamte Gesellschaft der DDR – nicht selten bis in die ‚kleinsten Keimzellen des Staates‘ hinein, in die Familien. Wolle zufolge gab es „in der neueren europäischen Geschichte“ keine „derartig lückenlose und perfekte Überwachung des öffentlichen Raumes“[9], wie in der DDR: Das Bespitzelungsgeflecht des Ministeriums für Staatssicherheit umfasste zuletzt 100.000 haupt- und 175.000 nebenamtliche Mitarbeiter[10], mithilfe der sogenannten ‚Druckgenehmigungsverfahren‘ wurde die gesamte Buchproduktion der DDR zensiert, als bürgerlich gebrandmarkte Dichter und Denker wie Friedrich Nietzsche, Sigmund Freud, Max Weber, Theodor W. Adorno u. a.[11] waren verboten. Es gab diverse Ebenen der Geheimhaltung, die alle Bereiche der Gesellschaft durchzogen (z.B. in Kaderangelegenheiten oder der Kartographie)[12]. Gleichzeitig herrscht in der Forschungsliteratur Einvernehmen darüber, dass es innerhalb der „abgeschotteten DDR-Welt“[13] Freiräume und Öffentlichkeiten gab, in denen eine „geistige Distanz zum offiziellen Selbstbild von Staat und Kultur“[14] eingenommen oder sogar „Regierungspolitik in Frage gestellt und diskutiert“[15] werden konnte, wie Bathrik in den 1980er Jahren schreibt.

Die Ansicht, dass die Gesellschaft der DDR eine geschlossene gewesen ist, wird sich in diesem Kapitel als ebenso zutreffend erweisen, wie die alltagsweltlichen Erfahrungen der Menschen in der DDR, Öffentlichkeit erlebt zu haben[16]. Zum einen kann es auch in Diktaturen keine statische Kommunikationslosigkeit geben, wie Wolle betont. Eine absolute Hermetik hätte „das System schnell in den Zusammenbruch getrieben“[17]. Deshalb „duldeten die Machthaber Korrektive und Relativierungen ihrer informellen Herrschaft“, wie der Autor weiter ausführt. Zum anderen haben die Restriktionen des öffentlichen Raumes in der DDR „immer aufs neue“ spezifische „Konflikte produ-

8 Wolle 1999, S. 136 f.
9 Vgl. Wolle 1999, S. 137.
10 Vgl. Gieseke 2001, S. 7 f. „Im Herbst 1989 hatte das Ministerium für Staatssicherheit“ Gieseke zufolge „eine Personalstärke von 91.015 hauptamtlichen Mitarbeitern erreicht und damit selbst die Sicherheitsdienste der anderen sozialistischen Staaten gemessen an deren Bevölkerungszahl, bei weitem überflügelt“ (ebd., S. 7). Mit Blick auf den vermeintlichen Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen ist zudem bedeutsam, dass die „MfS-Mitarbeiter […] zu rund 84 Prozent Männer und fast alle Mitglieder der SED“ (ebd., S. 8) waren.
11 Vgl. Wolle 1999, S. 147.
12 Vgl. ebd., 137 f.
13 Lequy 2000, S. 108.
14 Kleinschmidt 1997, S. 50.
15 Bathrick 1983, S. 64.
16 Vgl. Von Saldern 2003, S. 443.
17 Wolle 1999, S. 135.

ziert“[18], die sich als ebenso konstitutiv für die öffentliche Kommunikation erwiesen haben, wie die Tatsache, dass es Möglichkeiten der Auseinandersetzung und zum Diskurs gab.

Neuere Forschungen über Öffentlichkeit in Diktaturen antizipieren diese Gleichzeitigkeit von Heteronomie und *relativer* Autonomie. Sie fassen den Begriff der Öffentlichkeit deshalb sehr weit und verstehen ihn u. a. als Kommunikationsprozess von mindestens zwei Menschen in „mehr oder weniger offenen Räumen“ [19]. Anders als bei einigen Klassikern wie Habermas, Negt und Kluge, steht damit nicht mehr das Ideal *eines* herrschaftsfreien Kommunikationsraumes im Zentrum der Auseinandersetzungen, der „das ganze Gemeinwesen repräsentier[t]“, sondern die Auffassung, dass es in post-industriellen Gesellschaften eine Vielzahl von *Öffentlichkeiten* gibt, die nicht allein für bestimmte politische Systeme spezifisch sind, sondern „eben auch in Diktaturen ihre Relevanz“[20] behalten. Erst die differierenden Besonderheiten der jeweiligen Öffentlich-

[18] Negt/Kluge 1978, S. 364.

[19] Von Saldern 2003, S. 444. Vgl. dazu auch Merten 1999, S. 219.

[20] Von Saldern 2003, S. 442 u. 444. An dieser Stelle beziehe ich mich nur auf die Klassiker, die Von Saldern (2003) und Bathrick (1983) als Folie für ihre Auseinandersetzungen mit Öffentlichkeiten in Diktaturen dienen. Eine umfassende kommunikationsgeschichtliche Auseinandersetzung, wie sie Merten (1999) vorgelegt hat oder eine Wort- und Begriffsgeschichte, wie von Hohendahl (2000) herausgegeben, kann aus arbeitsökonomischen Gründen hier nicht diskutiert werden. Als Veranschaulichung der Weiterentwicklung und Ausdifferenzierung öffentlichkeitstheoretischer Fundierungen soll im Folgenden eine kurze Zusammenfassung der erwähnten Klassiker genügen: Habermas analysierte den Wandel der Öffentlichkeit vom 18. Jh. bis zur „sozialstaatlichen Massendemokratie“ (Habermas 1971, S. 249) zu Beginn der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts und wertet ihn „mehr oder weniger als eine Verlustgeschichte“ (Saldern 2003, S. 442). Komprimiert dargestellt, hat Öffentlichkeit nach Habermas die Funktion publizistisch zu sein, d. h. im Dienst der vernunftgeleiteten Erkenntnis zu stehen (vgl. Habermas 1971, u. a. S. 198 f., 213 u. 244 f.). Massenkultur und Massenmedien sind die Hauptwidersacher des Habermasschen Ideals vom räsonierenden Staatsbürger, die, anstatt die Bürger zur „kritischen Aufsicht“ (ebd., S. 213) von Herrschaftsausübung zu befähigen und eine öffentliche, auf Erkenntnis zielende Kommunikation darüber zu ermöglichen, durch „die Kommerzialisierung der Kulturgüter“ (ebd., S. 198) das „kritische Prinzip der Publizität“ (ebd., S. 245) unterlaufen und nurmehr der Unterhaltung und Entspannung dienen (vgl. ebd,. S. 199). Aus dem räsonierenden Publikum werde ein konsumierendes (vgl. ebd. S. 193 f.) und die öffentliche Kommunikation von den „Gesetze[n] des Marktes“ (ebd., S. 194) bestimmt. „In dieser affirmativen ‚refeudalisierten Öffentlichkeit‘ der westlichen Industrieländer der Nachkriegszeit könn[t]en auch Institutionen der öffentlichen Autorität“, wie Parteien und Verbände „nicht mehr umhin, Staatsbürger nur noch als Konsumenten zu betrachten“ (Sturm 2000, S. 95), wie Sturm Habermas‘ Kritik an der Öffentlichkeit in der Nachkriegsdemokratie zusammenfasst. Ebenfalls „in der Nähe des sog. westlichen Marxismus“ (Berman 2000, S. 88) und konsumkritisch orientiert, prägten Oskar Negt und Alexander Kluge den Begriff der ‚proletarischen Öffentlichkeit‘. Anders als bei Habermas, werden bei Negt und Kluge die Massen (Arbeiter bzw. das Proletariat) nicht allein durch den Konsum „zum Objekt fortgesetzter Entmündigung“ (Weimann zit. nach Bathrick 1983, S. 57), sondern durch die öffentliche Verfälschung bzw. Negierung der *Erfahrungen* „der erdrückenden Mehrheit der Bevölkerung […], so wie diese Erfahrungen und Interessen wirklich sind“ (Negt/Kluge 1978, S. 10).

keitsform machen dann die gleichwohl existierenden, „essentielle[n] Unterschiede“[21] zwischen demokratischen und diktatorischen Systemen erfahrbar.

Die neueren Forschungen tragen somit der Tatsache Rechnung, dass zum einen auch in der DDR „historisch ältere[..] Typen von Öffentlichkeit“[22] ‚überdauert‘ haben, wie zum Beispiel „das vertrauliche Gespräch“[23] im Alltag, Massenveranstaltungen, Feiern und Feste im Arbeitszusammenhang, in der Familie, in der Schule, im Dorf, etc. Zum Zweiten haben die technologischen Entwicklungen des letzten Jahrhunderts auch in der DDR zu einer quantitativen Vervielfältigung der medialen Öffentlichkeiten geführt – sei es über das Fernsehen, per Hörfunk, über die Presse, den Film oder die Buchproduktion[24]. „Medien entfalten die Kommunikation und Kommunikation konstruiert

Im Westdeutschland der 1970er Jahre sind das den Autoren zufolge „Gewalt, Unterdrückung, Ausbeutung und, in weiterem Sinn, Entfremdung“ (ebd., S. 84) – immer bezogen auf den Bereich der Erwerbsarbeit. Den Arbeitern stünden „keine eigenen Ausdrucksformen für ihre Interessen zur Verfügung“ (ebd., S. 78), deshalb griffen sie auf „Vereinfachungen“ und „unrealistische[..], ideologische[..] Weltbild[er]“ (ebd., S. 78) zurück, wie auf die „Produktionsangebote[..] der Bewußtseinsindustrie, zum Beispiel [die] *Bild-Zeitung*“ (ebd., S. 79; Hervorh. im Orig.). Das Interesse der Massen an vereinfachenden Freund-Feind-Schemata sei als „Versuch“ anzusehen, „die wirklichen Verhältnisse zu begreifen“ (ebd., S. 78), nämlich die Abhängigkeit der Massen von und ihre Unterdrückung durch den ‚unsichtbaren Gegner‘ – „das kapitalistische Privateigentum“ (ebd., S. 76). Nach Negt und Kluge unterdrücken aber nicht nur die Massenmedien die Erfahrungen der Proletarier. Auch Sprachregelungen, wie „in ganzen Sätzen reden, Rechtschreibung beachten usf.“ (ebd., S. 92), würden u. a. die „symbolischen Repräsentanzen der objektiven [Arbeiter]Realität“ (89) eliminieren. Ein Nebeneinander von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit kann es Negt und Kluge zufolge nicht geben. Der Arbeiter würde dem Einfluss der bürgerlichen Öffentlichkeit solange unterliegen (vgl. ebd., S. 349), solange sie existiert, da sie „immer aufs neue unreife Konflikte produziert, die dazu neigen, sich niemals aufzuheben“ (ebd. S. 346).

21 Von Saldern 2003, S. 466.

22 Merten 1999, S. 228.

23 Ebd., S. 235.

24 Merten zufolge liegt der Vorstellung von Öffentlichkeit historisch gewachsen u. a. das Konzept der Publizität zugrunde, das „den Begriff der Öffentlichkeit an mediale Veröffentlichung und die dadurch bedingte, prinzipiell unbegrenzte mediale Zugänglichkeit bindet“ (Merten 1999, S. 218). Während Merten also zwischen den Medien als Teil des Kommunikationssystems und der Öffentlichkeit – die wiederum „aufs engste“ mit dem Kommunikationssystem „verwoben ist“ (ebd., S. 219) – unterscheidet, hat Von Saldern dieses Konzept nach eigenen Angaben weiter ausdifferenziert und die modernen Leitmedien als ‚eigenständige‘ Form, als „moderne mediale Öffentlichkeiten“ (Von Saldern 2003, S. 445) definiert. Sie geht davon aus, dass sich Öffentlichkeit im massenmedialen Zeitalter „verselbständigt“ und ein systemübergreifendes, „eigenständiges Gewicht“ erhalten hat (ebd., S. 444). Der Kampf um die Zensur des Internets in heutigen autoritären Systemen stützt meines Erachtens sowohl Von Salderns Differenzierung als auch die These, dass sich Öffentlichkeit in geschlossenen Gesellschaften vervielfältigen und beschleunigen kann – wie der Rückzug der Internetsuchmaschine, *Google* aus China im März 2010 oder beispielsweise die beständigen Bestrebungen der Iranischen Regierung, soziale Plattformen wie *Twitter* oder Blogs für die Verbreitung offiziell unerwünschter Informationen unzugänglich zu machen, zeigen.

Wirklichkeit"[25] – und dies gilt, wie in den nachfolgenden Beispielen aus der *belletristischen Literatur* und den *Wissenschaften* gezeigt werden wird, auch und in besonderer Weise für die Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung der Frauen in der DDR.

Drittens existieren die verschiedenen Öffentlichkeiten nicht unabhängig voneinander, sondern tangieren einander und interferieren. Und diese wechselseitigen Beeinflussungen existierten nicht nur innerhalb der DDR, sondern auch in der Ost-West-Relation – was in den Forschungen zur Stellung der Frauen in der DDR bislang allerdings so gut wie keine Beachtung gefunden hat. „Die ostdeutsche Literaturlandschaft ist im Grunde nur als west-östliche Beziehungsgeschichte denkbar"[26], schreibt der Publizist Alexander Cammann. Gleiches wird am Ende dieser Arbeit für die These von der größeren Gleichberechtigung der DDR-Frauen zu konstatieren sein. Nicht nur in der DDR wurde die Gleichberechtigung der Frauen offiziell für realisiert erklärt. Auch im Westen Deutschlands gab es offenbar ein eigennütziges Interesse, die Vorreiterinnenrolle der DDR-Frauen verifizieren zu wollen, wie insbesondere in Kapitel vier am Beispiel der Kürzungen in der westdeutschen Ausgabe von Maxi Wanders Tonbandprotokollen *Guten Morgen, du Schöne* (1978) nachzulesen ist.

Anders als bei Von Saldern, interessiert in dieser Arbeit also nicht die Systematisierung von idealtypischen Öffentlichkeitsformen, sondern die „Vermischungen", „wechselseitigen Verschränkungen" und „Übergänge"[27] zwischen spezifischen, thematisch relevanten Kommunikationsräumen und -kanälen bzw. Öffentlichkeitsformen. Analog zum vorangegangenen Kapitel werden damit auch im Folgenden die verschiedenen Stimmen aus der Ausgangsgesellschaft bzw. den Ausgangsgesellschaften der Transformationsprozesse wie eine Partitur synchron gelesen. Im Zentrum des Interesses stehen vor allem Stimmen aus einem Teil der medialen literarischen Öffentlichkeit – dem sogenannten *Literarischen Feminismus* der DDR (Lemke 1991) – und einem Teil der wissenschaftlichen Fachöffentlichkeit (ost- und westdeutsche feministische Forschungen zum Literarischen Feminismus und zur Stellung der Frauen in der DDR). Beide Öffentlichkeitsformen sind sowohl allgemein, für die DDR als Diktatur, als auch spezifisch, für die Erzählung von der Gleichberechtigung der DDR-Frauen von besonderer Bedeutung.

3.1.1 Literarische Öffentlichkeit

„Medien werden zu Dauerlieferanten von Wirklichkeitsentwürfen, die in dem Maß von ihren Rezipienten übernommen werden, wie sie *glaubwürdig* erscheinen"[28], erklärt Merten den Zusammenhang zwischen Massenmedien und Medienkonsum. Als ‚glaubwürdigstes' und deshalb wohl bedeutendstes Medium der DDR gilt in den soziologischen und literaturwissenschaftlichen Forschungen die belletristische Literatur. Bathrik zufolge eröffnete sie „eine der wenigen Möglichkeiten zur authentischen Vermittlung

[25] Merten 1999, S. 212.
[26] Cammann 2009, S. 11. Zur ost-westdeutschen Verflechtungsgeschichte vgl. Kap. 2.1.2.
[27] Von Saldern 2003, S. 444 f.
[28] Merten 1999, S. 204. Hervorh. im Orig.

zwischen öffentlichem und privatem Leben“[29]. Denn sie sprach, wenn auch stets „eingeschränkt und zensiert“, wie Emmerich ausführt, „von Mißständen, ja zunehmend auch Grundübeln im Staate DDR, von denen sonst nicht öffentlich gesprochen werden konnte“[30]. Literatur hatte also vor allen anderen, in der DDR existierenden und von Staats wegen eingeschränkten, überwachten und somit „künstlich geschwächten“ Öffentlichkeitsformen eine „politisch-kompensatorische“, auf „Wahrheitsherstellung“[31] beruhende Funktion.

Borgwardt zufolge wurde DDR-Literatur in den 1970er Jahren „von der westdeutschen Literaturforschung regelrecht entdeckt und in ihrer wichtigen Rolle wahrgenommen, teilweise auch Funktionen einer (nicht vorhandenen) demokratischen Öffentlichkeit zu übernehmen“[32]. Ähnlich wie am Beispiel der Dokumentarliteratur werden damit auch in diesem Kapitel Fragen des aufklärerischen Potentials und der Authentizität berührt. Aber anders als in der Dokumentarliteratur, wird der ‚Wahrheitsgehalt‘ der belletristischen Darstellungen nicht durch das Genre selbst ‚verbürgt‘, sondern die Enthüllung der parteioffiziellen Axiomatik wird als Fiktion dargeboten, sodass der fiktionale Text Einblicke in die ‚Tatsachenwirklichkeit‘ gewähren soll.

Dass die „schöne [..] Literatur“ eine der, wenn nicht sogar die „bedeutendste Informationsquelle“[33] für Erfahrungen und Lebensweisen im Staatssozialismus war, darin sind sich spätestens seit den 1980er Jahren nicht nur westdeutsche Wissenschaftler/innen einig. Auch ostdeutsche Forscher/innen, wie Irene Dölling oder an dieser Stelle Gudrun Klatt, verweisen auf „eine ganze Reihe im weitesten Sinne belletristischer Publikationen“, die „mit den Mitteln von Literatur einen wichtigen Erfahrungsbereich des sozialen Alltags in die gesamtgesellschaftliche Verständigung“[34] eingebracht haben. Wie für Hanke, so stellt sich dabei allerdings auch hier die Frage, wie sich das, „was aus der Literatur abzulesen ist, so ohne weiteres verallgemeinern“[35] und wie sich aus der fiktionalen Darstellung ein Gesellschaftsbezug herstellen lässt?

In allen hier vorliegenden Arbeiten zur Literatur der DDR wird der Gesellschafts- bzw. Zeitbezug der literarischen Texte mehr oder weniger theoretisch fundiert über den Begriff der Öffentlichkeit hergestellt – wobei die Mehrzahl der Autor/inn/en auf die besondere kompensatorische Funktion der kritischen Literatur in der DDR rekurriert. „Eigentlicher Mittler“ für freie Auseinandersetzungen über gesellschaftliche Problemlagen „sind die Massenmedien“, beginnt beispielsweise Hanke Mitte der 1980er Jahre die Bedeutung der literarischen Öffentlichkeit in der DDR zu erklären:

> Diese aber unterliegen einer sehr strikten politischen Kontrolle, und so übernehmen Schriftsteller hier oft eine Ausgleichsfunktion, die zunächst einmal auf einer Mangelerscheinung des öffentlichen Lebens beruht. Diese Überlastung ist von Autoren häufig be-

[29] Bathrick 1983, S. 65; vgl. dazu auch Hauser 1994, S. 16; Borgwardt 2002, S. 130.
[30] Emmerich 1996, S. 13.
[31] Kleinschmidt 1997, S. 50; Emmerich 1996, S. 13.
[32] Borgwardt 2002, S. 68.
[33] Hanke 1986/87, S. 142.
[34] Klatt 1985, S. 47.
[35] Hanke 1986/87, S. 143.

> klagt worden, doch bewirkt sie zugleich ein zusätzliches Interesse an Literatur, das in einer westlichen Gesellschaft kaum denkbar scheint.[36]

Auch Emmerich verweist mit den Worten des Literaturwissenschaftlers Jochen Hörisch auf die „seltsame Spätform des medialen Buchmonopols“, das sich in der DDR aufgrund der „künstlich geschwächten Medienkonkurrenz“[37] erhalten habe. Problematisch wird der Verweis auf diese Funktion von kritischer DDR-Literatur allerdings, wenn er beispielsweise wie von Weise dazu benutzt wird, „von DDR-Schriftstellerinnen geschriebene Literatur“ per se „als glaubwürdige Quelle zur Erforschung der Lebensqualität von Frauen in der DDR“[38] zu postulieren. Demgegenüber hat Hanke bereits in den 1980er Jahren darauf hingewiesen, dass Literatur zwar „Ausdruck und Produkt menschlicher Interaktion“ ist und „Dokumentcharakter“[39] besitzt, aber eben nur bedingt als unmittelbares Spiegelbild gesellschaftlicher Zustände angesehen werden darf.

Das einzelne literarische Werk besitzt der Autorin zufolge nur insoweit Dokumentcharakter, als „es verbindliche Schlüsse auf die in Frage stehende Gesellschaft zu ziehen erlaubt. Entsprechend wird es notwendig, die Reichweite spezifischer Aussagen zu bestimmen, ihre Generalisierbarkeit abzuschätzen“[40]. Hanke schlägt hierfür eine quantitative Analyse häufig vorkommender Motive vor. Analog zum methodischen Vorgehen in dieser Arbeit werde ich meine Materialgrundlage dagegen erneut einer qualitativen Analyse unterziehen und mich thematisch auf das Thema *Alltag* der Gleichberechtigung der Frauen in der DDR konzentrieren.

Um die Kontextbedingungen und damit die Generalisierbarkeit der literarischen Aussagen dennoch bestimmen zu können, werden sich die soziologisch-hermeneutischen Interpretationen auf mindestens zwei Ebenen gleichzeitig bewegen. Dazu gehört zum einen die Ebene der Rekonstruktion und Interpretation des literarischen Einzelfalls, anhand dessen sich beispielsweise die modernen Besonderheiten der ostdeutschen Familienstruktur oder die emanzipatorischen Zugewinne durch das Vereinbarkeitsmodell der DDR verifizieren lassen müssten, falls hier tatsächlich ein *qualitativer Vorsprung* im Vergleich mit der alten Bundesrepublik zu verzeichnen wäre. Zum anderen wird analog zu Lüders Forderungen „geklärt werden, in welchem Vermittlungszusammenhang“ der Einzelfall „mit anderen Bereichen sozialer Wirklichkeit […] steht“[41]. Und dieser Zusammenhang wurde in Form zahlreicher ost- und westdeutscher Forschungsarbeiten zum Literarischen Feminismus der DDR bereits hinlänglich erforscht. Die diskursiven Übereinstimmungen oder auch Nicht-Übereinstimmungen zwischen Brigitte Martins Erzählung *Nach Freude anstehen* (1981) und Doris Paschillers *Die Würde* (1980) und den spezifischen wissenschaftlichen Interpretationen der Werke – wie auch des Literarischen Feminismus allgemein – dienen als Vermittlungszusammenhang zwi-

[36] Ebd., S. 147 f.
[37] Jochen Hörisch zit. nach Emmerich 1996, S. 13.
[38] Weise 2003, S. 14.
[39] Hanke 1986/87, S. 144.
[40] Ebd.
[41] Lüders 1991, S. 402.

schen dem Einzelfall und der Frage nach der Generalisierbarkeit und Reichweite der literarischen Aussagen[42].

Auch die wissenschaftlichen Texte werden dabei als materialisierte Formen sozialen Handelns verstanden, denen spezifische *Interpretationslogiken* zugrunde liegen, wobei sich die Vermutung aufdrängt, dass das in diesem Zusammenhang vielzitierte „Subjektwerden“ (B, 58) des Menschen, die ‚andere weibliche Wirklichkeit‘, die ‚rückhaltlose‘ bzw. ‚uneingepasste‘ Subjektivität und damit das „Andersartige des DDR-Feminismus“[43], zu einem wesentlichen Teil nichts anderes und gleichwohl sehr bedeutsames ist, als der Versuch, unter diktatorischen Bedingungen selbstbestimmt Leben zu können.

3.1.2 Wissenschaftliche Öffentlichkeit

Dass kritische Literatur in der DDR eine kompensatorische Funktion hatte, bedeutet nicht, dass die literarische Öffentlichkeit die einzige in der DDR gewesen ist, der ein spezifischer Doppelcharakter, bestehend aus „monopolisierten Realitätsinterpretationen“[44] einerseits und einer historisch zunehmenden Bandbreite an Deutungskonkurrenzen andererseits, eigen war. Auch die Wissenschaften der DDR haben auf gesellschaftliche Widersprüche und Konflikte reagiert, während sie gleichzeitig der Zensur unterlagen. Literatur ersetzte keine „wissenschaftlichen Auseinandersetzungen und Öffentlichkeit“[45], wie Hauser und an anderer Stelle auch Weise argumentieren. Sie war ‚lediglich‘ von einem großen Publikum wahrnehmbar und wurde, wie Lequy feststellt, „von einem oft breiten Spektrum von LeserInnen […] leidenschaftlich verfolgt“[46].

Ein grundsätzlicher Zugang zu wissenschaftlichen Forschungsergebnissen war der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung der DDR hingegen verwehrt. Das Prinzip der Publizität,[47] das für moderne Öffentlichkeiten kennzeichnend ist, war in der DDR blockiert, wie Von Saldern konzediert, weswegen sie die wissenschaftliche Öffentlichkeit dezidiert als Teil- bzw. geschlossene Öffentlichkeit bezeichnet. In den hier vorliegenden Forschungsarbeiten wird im Gegensatz dazu die Literatur als Ersatz-, Halb-, Teil-, Neben- oder Doppelöffentlichkeit sowie als unzureichende oder koordinierte Öffentlichkeit charakterisiert[48]. Dem muss mit Blick auf Von Salderns Ausführungen allerdings entgegengehalten werden, dass *alle* publikumswirksamen medialen und nicht rein informellen Öffentlichkeiten in der DDR eingeschränkt, koordiniert und kontrolliert waren.

42 Zur Begründung der Werkauswahl vgl. Kap. 1.
43 Weise 2003, S. 23; vgl. Hauser 1994, S. 91; Lemke 1991, S. 252; Schmitz-Köster 1989, S. 20.
44 Von Saldern 2003, S. 445.
45 Hauser 1994, S. 16; vgl. Weise 2003, S. 14 f.
46 Lequy 2000, S. 107; vgl. dazu auch Lemke 1991, S. 252.
47 „Publizität bezeichnet“ dem Kommunikationswissenschaftler Klaus Merten zufolge „die grundsätzliche Zugänglichkeit der Aussage für jedermann, die bei Dovifat […] als ‚breiteste Öffentlichkeit‘ definiert wird“ (Merten 1999, S. 147). Vgl. dazu auch Habermas 1965, S. 30.
48 Vgl. u. a. Bathrick 1983, S. 63; Hanke 1986/87, S. 143; Hauser 1994, S. 16; Emmerich 1996, S. 13; Wolle 1999, S. 135 f; Schöning 2011, S. 83.

Das Besondere an den Wissenschaften ist Von Saldern zufolge, dass es sich bei ihnen nicht nur um eine, an ein spezifisches Publikum gerichtete Fachöffentlichkeit handelte, sondern diktaturspezifisch um eine geschlossene Form von Öffentlichkeit, in der das „Öffentlichkeit kennzeichnende Prinzip der allgemeinen Zugänglichkeit […] nicht gegeben“[49] ist. Dass geschlossenen Öffentlichkeiten trotzdem in die Analyse einbezogen werden müssen, begründet Von Saldern folgendermaßen:

[49] Von Saldern 2003, S. 456. Ein Beispiel für die Geheimhaltung in den Wissenschaften ist die Promotionspraxis in der DDR. Bleek und Mertens würden dem allerdings widersprechen. Den Autoren zufolge waren DDR-Dissertationen nicht geheim, sondern lediglich „geheimnisumwittert“ (Bleek/Mertens 1994a, S. 69). Die Sozialwissenschaftler unterscheiden verschiedene Geheimhaltungsstufen, wobei die niedrigste ihrer Meinung nach lediglich besagt, dass die Arbeiten vor allem für das NSW, das nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet unzugänglich waren. Sie konnten weder durch Fernleihe von einer Hochschule aus dem kapitalistischen, vorwiegend westdeutschen Ausland ausgeliehen werden, noch wurden sie zwischen den Hochschulen ausgetauscht, wie es zwischen ost- und westdeutschen Universitäten offensichtlich Praxis war (vgl. ebd.). Die derart eingestuften Arbeiten wurden den Autoren zufolge „mit dem Stempelaufdruck ‚Nur in der DDR verleihbar‘“ (ebd., S. 94) versehen. Auf den A- und B-Dissertationen (B-Dissertation stand in der DDR für Habilitation), die in dieser Arbeitet verwendet werden, findet sich allerdings der von den Autoren nicht erwähnte Stempelaufdruck *Nicht für den Austausch* (Nickel 1977 u. 1986; Dobbert 1982). Während eines einwöchigen Forschungsaufenthaltes in der *Deutschen Nationalbibliothek* in Leipzig vom 29.10. – 03.11.2007 bestätigte ein ehemaliger Mitarbeiter der *Deutschen Bücherei* in Leipzig, der namentlich nicht genannt werden möchte, dass es sich auch bei dieser Klassifizierung um den Austausch mit Westdeutschland handelt. „Etwa ein Fünftel aller Dissertationen war auf diese Weise für die direkte Einsicht in der Bundesrepublik gesperrt“ (Bleek/Mertens 1994a, S. 69). Mit „einigem Geschick“ hätte man sie allerdings vor Ort, „im Lesesaal der Bibliothek der promovierenden Hochschule oder der Humboldt-Universität einsehen“ (ebd.) können, wie Bleek und Mertens auf der Basis eigener Erfahrungen erklären. „Gemessen an westdeutschen Standards“ sei die Mehrzahl der DDR-Dissertationen trotzdem „schwerer zugänglich“ gewesen, „sowohl in der DDR als auch in der Bundesrepublik“ (ebd.). Geheim waren sie den Autoren zufolge indessen nicht. Ob die Abschlussarbeiten nur schwerer zugänglich waren oder ob das Prinzip der Publizität, die allgemeine Zugänglichkeit, nicht gegeben war, ist auch hier eine Frage der Betrachtungsweise. Folgt man Von Salderns Argumentation, dann war die Weisungsgebundenheit der Wissenschaften, das Primat der marxistisch-leninistischen Weltanschauung nicht nur eine Stilübung bzw. das routinemäßig anzuwendende „rote Fähnchen“ (Bleek/Mertens 1994a, S. 48) in den Forschungsdesigns, sondern eine wissenschaftstheoretische „Setzung“ (Von Saldern 2003, S. 456), die das Prinzip der grundsätzlichen Zugänglichkeit (Publizität) von vornherein ausgehebelt hat. Hinzu kommt, dass die Mehrzahl der Dissertationen der DDR unveröffentlicht blieb, „also nicht im Buchhandel oder durch Dissertationsdruck publiziert“ (Bleek/Mertens 1994a, S. 68) wurde. Auch wenn man selbige mit ‚einigem Geschick‘ an den Heimatuniversitäten einsehen konnte, so gibt Wolle doch einen Hinweis darauf, dass es keine „einheitliche Verfahrensweise der Sekretierung unerwünschter Literatur“ gab: „Kopfbogen und Stempel der Universität machten sich gut, ein akademischer Titel schadete nicht“ (Wolle 1999, S. 149). Dieser Hinweis spricht ebenso für die Geschlossenheit des Wissenschaftssystems wie das *legislativ* geregelte System der systematischen Geheimhaltung von wissenschaftlichen Arbeiten (vgl. Bleek/Mertens 1994a, S. 87 f.). Bleek und Mertens haben im Rahmen eines DFG-geförderten Forschungsprojekts an die 9000 dieser ge-

> Gleichwohl dürfen solche so genannten geschlossenen Öffentlichkeiten in einer Analyse über Öffentlichkeiten in Diktaturen nicht fehlen, weil es sich erstens um einen spezifischen Typ von Öffentlichkeit handelt und zweitens[,] weil durch diese Teilöffentlichkeit die anderen Formen von Öffentlichkeiten gesteuert und geprägt wurden. Mit anderen Worten: Solche geschlossenen Öffentlichkeiten waren konstitutiv für das, was Öffentlichkeit in Diktaturen im Kern ausmachte. Hier wurde Legitimität prozessual hergestellt, und das auf diese Weise unter formalen Gesichtspunkten einmütig und einstimmig entstandene Ergebnis, der Konsens, formte tiefgreifend die gesamte Öffentlichkeit sowie den öffentlichen Raum.[50]

Konsens hatte hergestellt zu werden über die sozialistische Weltanschauung, ihre unfehlbare evolutionäre Logik, Wissenschaftlichkeit und Wahrheit. Demnach bildete „das Gesamtsystem des Marxismus-Leninismus mit seinen philosophischen, ökonomischen und politischen Theorien sowie den sich daraus ergebenden Auffassungen“[51] eine Weltanschauung, die sich materialistisch-dialektisch nannte. Hinter dieser Charakterisierung verbirgt sich ein „ökonomischer Reduktionismus“[52], der besagt, dass die Gesamtheit der gesellschaftlichen Verhältnisse allein vom Charakter der jeweiligen Produktionsverhältnisse abhängig und durch diese bestimmt ist.

Demnach bilden die „Produktionsverhältnisse in ihrer Gesamtheit […] das, was man die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Gesellschaft nennt“[53]. Arbeit wird somit zum

heimen Arbeiten bibliographiert (vgl. Bleek 2007, S. 212; Bleek/Mertens 1994a, S. 69 u. 1994b). Zur Begrenzung öffentlich wahrnehmbarer, kritischer Forschungsergebnisse aus der sozial- und kulturwissenschaftlichen feministischen Forschung vgl. u. a. Diemer 1994, S. 83 f.; Schröter/Ullrich 2004, S. 11 f.

50 Von Saldern 2003, S. 456.

51 Kosing 1967, S. 12.

52 Peter 1990, S. 616.

53 Hahn/Kosing/Rupprecht 1983, S. 301. Im historischen Materialismus wurde lediglich zwischen den *materiellen gesellschaftlichen Verhältnissen* und den *ideologischen gesellschaftlichen Verhältnissen*, verstanden als gesellschaftliche Vorstellungen sowie politische, rechtliche, moralische und religiöse Anschauungen (vgl. Kleines politisches Wörterbuch 1973, S. 287), differenziert. Die materiellen gesellschaftlichen Verhältnisse – im Kern die ökonomischen Verhältnisse – galten dabei als etwas, das außerhalb des Bewusstseins der Menschen und unabhängig von ihrem Willen existierte (vgl. ebd., S. 286 f.). Demnach führten die ökonomischen Verhältnisse quasi ein ‚Eigenleben‘. Sie existierten gewissermaßen unabhängig vom Menschen, folgten objektiv bestimmbaren Gesetzmäßigkeiten und determinierten die ideologischen gesellschaftlichen Verhältnisse – wohl besser übersetzt als gesellschaftliche Werte und Normen –, die wiederum lediglich „Produkt und Eigenschaft der Materie“ (ebd., S. 522) waren: „Die materiellen gesellschaftlichen Verhältnisse […] bilden Grundlage und Wurzel der ideologischen Verhältnisse und bestimmen diese. Die herrschenden ideologischen Verhältnisse sind der ideelle Ausdruck der herrschenden materiellen gesellschaftlichen Verhältnisse“ (ebd., S. 287). Während die materiellen Verhältnisse nun aber eigenständig und außerhalb des Bewusstseins der Menschen existierten, spiegelten sich die ideologischen gesellschaftlichen Verhältnisse im Bewusstsein der Menschen wieder. Für das „Bewußtsein allgemein“ sowie „das Psychische überhaupt“ galt dabei von Neuem genannte Wiederspiege-

Schlüsselbegriff sowohl zur Erklärung spezifischer gesellschaftlicher Fragen als auch der weltgeschichtlichen Entwicklung schlechthin. Arbeit habe gesellschaftlichen Charakter, da sich die Menschen, um Gebrauchswerte und materielle Güter zu erschaffen, „in dieser oder jener Weise zu gemeinsamer Tätigkeit zusammenschließen [müssen], wobei sie in bestimmte gesellschaftliche Beziehungen zueinander treten, gesellschaftliche Produktionsverhältnisse eingehen"[54]. Das bedeute nicht, so die Autoren des hier zitierten Staatsbürgerkundelehrbuchs weiter, „daß es eine Gesellschaft ohne die Existenz lebendiger Individuen geben könne"[55]. Aber die Persönlichkeit, die Soziabilität und Individualität der Menschen bestimme sich in der Hauptsache durch den Charakter der Arbeit[56]. Erst durch die Beseitigung der kapitalistischen Produktionsverhältnisse und der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, könnten die Menschen ihre Fähigkeiten und Talente entwickeln, ihren „eigenen gesellschaftlichen Lebensprozeß bewußt gestalten und beherrschen"[57]. Durch das Privateigentum an Produktionsmitteln sind die Menschen hingegen weder „die Herren ihres Produkts" noch ihrer „gesellschaftlichen

lungstheorie. Das Bewusstsein spiegelte demnach das sogenannte *gesellschaftliche Sein*, sprich die „Gesamtheit der materiellen gesellschaftlichen Verhältnisse, […] die die Menschen unabhängig und außerhalb von ihrem Willen und Bewußtsein eingehen, in die sie hineingeboren werden und deren objektive Bedingungen und Gesetze ihren gesellschaftlichen Lebensprozeß bestimmen" (ebd., S. 286 f.). Von diesem gesellschaftlichen Sein wird in abermaliger Wiederspiegelung das *gesellschaftliche Bewusstsein* bestimmt – „die Gesamtheit der politischen, philosophischen, moralischen, juristischen Anschauungen, Auffassungen und Theorien, die den ideellen Bestandteil des Überbaus der betreffenden Gesellschaft bilden" (ebd., S. 278), so dass nun theoretisch eine nahezu hermetische, abgesicherte Kongruenz zwischen Individuum und Gesellschaft hergestellt wurde. Dies spiegelt sich auch in der Definition der *öffentlichen Meinung*. (Öffentlichkeit als Begriff kommt zumindest im hier verwendeten *Kleinen Politischen Wörterbuch* der DDR von 1973 nicht vor). Anders als bei Habermas, Negt und Kluge, liegt der Auffassung von der öffentlichen Meinung nicht das Ideal eines herrschaftsfreien Kommunikationsraumes zugrunde, sondern das einer *einheitlichen öffentlichen Meinung*. Analog zu den Ansätzen der Kritischen Theorie, wird aber auch im Marxismus-Leninismus davon ausgegangen, dass die öffentliche Meinung unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen nur die „Auffassungen der Bourgeoisie zum Ausdruck" bringt, „deren Ziele" (ebd., S. 607 f.) vertritt und der geistigen Manipulation der Arbeiterklasse mithilfe von Massenkommunikationsmitteln dient (vgl. ebd., S. 608 u. 520), um die eigene Macht zu sichern und zu erhalten sowie als Mittel der „antikommunistischen Hetze gegen die sozialistischen Staaten" (ebd., S. 520). Die sozialistische Gesellschaftsordnung schafft hingegen aufgrund der oben genannten objektiven Gesetzmäßigkeiten, objektive Bedingungen für eine zunehmende „Interessensgleichheit" aller Klassen, Gruppen und Schichten – „politisch-moralische Einheit des Volkes" (ebd., S. 608) genannt. Je mehr diese entwickelt sei, „um so mehr bildet sich eine einheitliche sozialistische öffentliche Meinung heraus", die wiederum entscheidend „zur Formung und Verbreitung des sozialistischen Bewußtseins und damit zur Verwirklichung der historisch neuen Qualität der sozialistischen Gesellschaftsordnung" (ebd., S. 608) beiträgt.

54 Kleines politisches Wörterbuch 1973, S. 47.

55 Hahn/Kosing/Rupprecht 1983, S. 301.

56 Vgl. dazu auch Kleines politisches Wörterbuch 1973, S. 760.

57 Kleines politisches Wörterbuch 1973, S. 761.

Tätigkeit, können nicht die „Gesetze ihres eigenen gesellschaftlichen Tuns“ beherrschen, sondern werden wie folgt von ihnen beherrscht, „sind derem blinden bzw. willkürlichen Wirken […] unterworfen“[58].

> In den auf Ausbeutung beruhenden Gesellschaftsordnungen ist der arbeitende Mensch von den Produktionsmitteln getrennt und wird durch außerökonomischen Zwang (Sklaverei und Feudalismus) oder durch ökonomischen Zwang (Kapitalismus) genötigt, seine Arbeitsfähigkeit an den Besitzer der Produktionsmittel zu verkaufen, sich der Ausbeutung zu unterwerfen. […] Im Sozialismus verleiht das gesellschaftliche Eigentum an den Produktionsmitteln der Arbeit einen völlig neuen Charakter; sie ist frei von Ausbeutung und ist planmäßig, im Maßstab der gesamten Gesellschaft organisierte Arbeit. Die Produzenten sind gleichzeitig kollektive Eigentümer der Produktionsmittel und Träger der Staatsmacht.[59]

In den vorsozialistischen Gesellschaftsformationen ist Arbeit Zwang, in der sozialistischen Gesellschaft habe sie sich hingegen „zu freier Tätigkeit, zur Selbstverwirklichung des Menschen“ entwickelt, wurde „zum ersten Lebensbedürfnis überhaupt“[60] sowie eine „Sache der Ehre für jedes arbeitsfähige Mitglied der sozialistischen Gesellschaft“[61]. Damit deutet sich eine zweite, wissenschaftstheoretisch bindende Komponente der marxistisch-leninistischen Weltanschauung an, derentwegen Kollmorgen die Soziologie der DDR als rückständig bezeichnet hat (vgl. Kap. 2.1.2). Gemeint ist die Auffassung, dass man mit der bestimmenden Rolle der Arbeit nun auch eine „objektiv-gesetzmäßige Ordnung der Welt“[62], des gesellschaftlichen Lebens wie auch objektive Gesetzmäßigkeiten in der geschichtlichen Entwicklung schlechthin gefunden zu haben glaubte. Kosing hebt diese Auffassung hervor, indem er schreibt, dass die Klärung der gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten die „weitreichendste theoretische Leistung der materialistischen Gesellschaftstheorie des Marxismus-Leninismus“[63] sei. „Um die Frage nach dem Charakter und der Wirkungsweise der Gesetze in der Gesellschaft wirklich zu lösen“, müssten alle „gesellschaftlichen Verhältnisse, die die Menschen in den verschiedenen Lebenssphären eingehen, auf die ihnen zugrunde liegenden, materiellen Produktionsverhältnisse“[64] zurückgeführt werden – eine Deduktion, die als „*materialistische Objekt-Subjekt-Dialektik*“[65] bezeichnet wurde.

Damit wurde zum einen unterstellt, dass jede gesellschaftliche Entwicklung plan- und lenkbar ist und sich nicht spontan vollzieht. Infolgedessen hatte sich auch die wissenschaftliche Forschung an ‚Fünfjahrplänen‘, wie es umgangssprachlich hieß, zu orientierenden. Aus den Parteitagsbeschlüssen, den Direktiven zu den Fünfjahrplänen,

[58] Ebd., S. 195.
[59] Kleines Politisches Wörterbuch 1973, S. 47 f.
[60] Menschik/Leopold 1974, S. 43.
[61] Kleines politisches Wörterbuch 1973, S. 47.
[62] Kosing 1967, S. 318.
[63] Ebd., S. 319.
[64] Ebd., S. 327.
[65] Dölling 1986, S. 41; Hervorh. v. der Verf. Vgl. dazu auch Kosing 1967, S. 326; Hauser 1994, S. 96.

leiteten sich also nicht nur die Volkswirtschaftspläne ab, sondern auch die ‚Staatspläne WT‘ (Wissenschaft und Technik). Sie dienten der Steuerung und Kontrolle und legten fest, welche Forschungsvorhaben für den gesellschaftlichen Entwicklungsprozess bedeutsam waren[66].

Dass es nunmehr objektive Gesetzmäßigkeiten im gesellschaftlichen Leben gab, machte es zum anderen schwer, gesellschaftliche Problemlagen überhaupt zu benennen oder gar zu erforschen. Da die Produktivkräfte mit dem Übergang zum Sozialismus „immer mehr zum Schöpfer und Beherrscher des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses werden“[67], sich alle Entwicklung und Arbeit im eigenen Interesse der Arbeiterklasse vollzieht und an deren Bedürfnissen orientiert, mussten sich die Menschen, „unterstützt durch die ideologische Erziehungsarbeit der marxistisch-leninistischen Partei und anderer gesellschaftlicher Organisationen“[68], frei „von Deformationen und antihumanem Mißbrauch“[69] entwickeln. Ungleichheit, Gewalt in jeglicher Form, Alkoholmissbrauch und andere Problemlagen galten als noch vereinzelt auftretende „Muttermale“[70] der alten, kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die im Zuge der Weiterentwicklung des Sozialismus endgültig überwunden würden.

Vor diesem Hintergrund attestiert nicht nur Kollmorgen der Soziologie der DDR Entwicklungsdefizite. Auch Peter benennt Defizite, die seiner Meinung nach aus eben dieser „ökonomischen Logik“ resultieren, „in der Individuen und Gruppen ausschließlich gemäß den vorgegebenen ökonomischen Bedingungen handeln, interagieren und ihre, der ökonomischen Struktur spiegelgetreuen Bilder von der sozialen Wirklichkeit entwerfen“[71]. Dabei muss jedoch bedacht werden, dass dieser Zwang zwar Zeit des Bestehens der DDR existierte, jedoch historisch variierend ausgelegt und mehr oder weniger strikt befolgt wurde. Nicht nur im Bereich von Kunst und Kultur, sondern auch in den Wissenschaften lockerte sich mit Beginn der Honecker-Ära 1971 die ideologische Zwangsjacke, wie es beispielsweise Lemke (1980) für Forschungen zur Persönlichkeitstheorie in der DDR oder Maffeis (2007) für den hochideologischen Bereich der Philosophie herausgearbeitet haben.

Mit Blick auf die Fragestellung dieser Arbeit hat sich Hauser in ihrer soziologischen Studie zu Literatur aus der DDR wohl am differenziertesten mit dem Doppelcharakter der wissenschaftlichen Öffentlichkeit auseinandergesetzt. Bei ihr finden sich einerseits Ausführungen zu den Reaktionen der DDR-Literaturwissenschaften auf die „sozialistische Frauenliteratur“[72], die in ihren Interpretationen die „Determinationskraft“[73] der weltanschaulichen Logik affirmieren. Eine ähnliche Einschätzung liefern Kollmorgen und Peter für die Soziologie der DDR. Andererseits verweist Hauser darauf, dass es bereits zu DDR-Zeiten kritische Stimmen gab, die die allgegenwärtige materialistische

66 Vgl. Scheler 2000, S. 33 f.
67 Kleines politisches Wörterbuch 1973, S. 48.
68 Ebd., S. 48.
69 Hahn/Kosing/Rupprecht 1983, S. 301.
70 Kleines Politisches Wörterbuch 1973, S. 760.
71 Peter 1990, S. 617.
72 Hauser 1994, S. 92.
73 Ebd.

Objekt-Subjekt-Dialektik zu unterlaufen vermochten[74]. Die Literaturwissenschaften hätten die Analyse von Geschlechterverhältnissen allerdings „systematisch verweigert“[75], obwohl kritische Arbeiten dazu bereits vorlagen, wie die Autorin mit Blick auf die Doyenne der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung der DDR, Irene Dölling, beanstandet.

Und tatsächlich gelingt Dölling z. B. in ihrer kulturtheoretischen Arbeit *Individuum und Kultur* (1986) der Spagat, die Geschlechterverhältnisse der DDR ohne Preisgabe des Materialismus, aber mit ständigem Verweis darauf zu analysieren, dass Geschlechterverhältnisse „zur Kultur einer Gesellschaft“[76] gehören, also nicht ‚Privatsache‘ sind. Das ist bedeutungsvoll, denn wäre sie von der Prämisse ausgegangen, dass allein die ökonomischen für die sozialen Verhältnisse von objektiver Bestimmtheit sind, dann hätte sich eine Analyse der Geschlechterverhältnisse erübrigt, wie sie es nach dem Ende der DDR nunmehr dechiffriert beschreibt:

> Mit der wachsenden Einbeziehung von Frauen in die Erwerbstätigkeit und ihrer zunehmenden beruflichen Bildung einerseits, und der auf die Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft gerichteten Sozialpolitik andererseits waren die Felder abgesteckt, in denen sich die ‚Lösung der Frauenfrage‘ nach der proklamierten Gleichberechtigung praktisch vollziehen sollte: Was außerhalb dieser Felder lag, war danach quasi ‚Privatsache‘, lag auf jeden Fall außerhalb dessen, was offiziell als Problem in den Geschlechterverhältnissen akzeptiert wurde.[77]

Dölling versucht demgegenüber noch zu Zeiten der DDR mit Hilfe der, wie sie selbst sagt, „etwas unglücklich so benannte[n] ‚Kulturtheorie der Persönlichkeit‘“, eine „Theorie des Individuums“[78] mit den Maximen des historischen Materialismus zu vereinbaren. Eine eigenständige „Theorie des Individuums“[79] wäre als revisionistisch angesehen worden, weshalb sie die Qualität des Marxismus mit den Worten Klaus Holzkamps betont, in welchem die Menschen eben nicht nur „Resultat“, sondern „Schöpfer ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse“ seien: „Der Marxismus ist gerade in der Art und Weise, wie er das Verhältnis zwischen objektiver Bestimmtheit und subjektiver Bestimmung des historischen Prozesses herausarbeitet, quasi selbst die allgemeine historische Subjektwissenschaft par excellence“[80].

Auf der anderen Seite betont Dölling immer wieder die Bedeutung der Analyse des Besonderen, fordert eine „Erweiterung des Blickwinkels“[81] und eine „Zurückführung des Individuellen auf das Soziale“[82] und nicht allein auf die Produktionsbedingungen oder die Natur, wenn sie etwa schreibt, dass beispielsweise die Mutter-Kind-Beziehung

74 Vgl. ebd., S. 96; Dölling 1986, S. 41.
75 Hauser 1994, S. 96.
76 Dölling 1986, S. 21.
77 Ebd., S. 27.
78 Ebd., S. 7 u. 46.
79 Vgl. Dölling 1986, S. 46.
80 Klaus Holzkamp zit. nach Dölling 1986, S. 47.
81 Dölling 1986, S. 43.
82 Ebd., S. 49.

keine naturgegebene ist, sondern auch als „Moment eines gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses begriffen werden“[83] muss.

Insofern ist sowohl Hauser beizupflichten, die auf die gesellschaftskritischen Potentiale in wissenschaftlichen Institutionen der DDR hinweist[84], als auch Kollmorgen, Peter oder Böhme/Matussek/Müller[85], die die Weisungsgebundenheit wissenschaftlichen Arbeitens betonen. Wenn Hauser allerdings kritisiert, dass die Literaturwissenschaften die Analyse der Geschlechterverhältnisse systematisch verweigert hätten, dann muss dem zu bedenken gegeben werden, dass die Literatur und infolgedessen auch die Literaturwissenschaften zum einen *die* Instanzen zur Umerziehung und Bewusstseinsbildung des Volkes waren (vgl. Kap. 2, Anm. 162) und wissenschaftliche Forschungsergebnisse zum anderen nur eingeschränkt publiziert wurden, wie später, in Kapitel 3.2.3 noch erörtert werden wird. Hinzu kommt die Frage, die hier aus arbeitsökonomischen Gründen allerdings nur hypothetisch gestellt werden kann, ob eine Literaturtheorie angesichts des Primats des historischen Materialismus methodologisch ebenso in der Lage gewesen wäre, den Erkenntnisgegenstand zu ‚verbergen‘ und mit den ‚objektiven Wahrheiten‘ zu ‚verquicken‘, wie es Dölling in ihren persönlichkeitstheoretischen Auseinandersetzungen gelungen ist.

Festzuhalten bleibt, dass der Marxismus-Leninismus als theoretische Lehrmeinung für sämtliche Wissenschaftszweige der DDR bindend war. Dies ist als eklatanter Eingriff in die Forschungspraxis und freie Meinungsbildung anzusehen. Dass es desgleichen kritischere Forschungen gab, zeigen u. a. Döllings Arbeiten. Peter und Diemer bescheinigen der Wissenschaftlerin darüber hinaus, dass sie „Forschungspfade“ beschritten hat, „die vor ihr in der DDR noch niemand gegangen war“. Als ein, „auf ideologische Fassadenmalerei nahezu vollständig verzichtende[r] Beitrag zum Geschlechterverhältnis“[86], ist *Individuum und Kultur* allerdings nicht anzusehen, wie ebenfalls später noch ausführlicher gezeigt werden wird (vgl. Kap. 3.3.3).

An dieser Stelle sei lediglich auf die obligatorische sozialistische ‚Verlautbarungssprache‘[87] und das Bemühen verwiesen, den Verdacht bürgerlicher Theoriebildung aus-

83 Dölling 1986, S. 68 f.

84 Hauser 1994, S. 83.

85 Böhme/Matussek/Müller 2000, S. 7.

86 Peter 1990, S. 629. Vgl. Diemer 1994, S. 86 f.

87 Bleek und Mertens haben sie ‚rote Fähnchen‘ genannt (vgl. Kap. 3, Anm. 49) und Schlosser die „Verlautbarungssprache“ (Schlosser 1991a, S. 10), die in keiner wissenschaftlichen Arbeit fehlen durfte. Die nachfolgend zitierten Beispiele sind also keine ‚Paradebeispiele‘, sondern verdeutlichen den allgegenwärtigen, obligatorischen Anteil ideologischer Fassadenmalerei in wissenschaftlichen Arbeiten der DDR: „Wir leben in einer Zeit sich weiter zuspitzender Widersprüche im internationalen Klassenkampf, unter den Bedingungen wachsender Kriegsgefahr. […] Mehr denn je hängt die Stärke des Sozialismus vom Leistungsverhalten jedes einzelnen ab. Dieses durch eine weitsichtige Politik […] zu entwickeln und zu stimulieren, ist eine der dringlichsten politisch-ideologischen und praktischen Aufgaben, die von der Partei der Arbeiterklasse und dem sozialistischen Staat zu lösen sind. Mehr denn je werden deshalb auch theoretische Erkenntnisse darüber gebraucht, wie gesellschaftlicher und individueller Reproduktionsprozeß zusammenhängen, welche Faktoren die individuelle Leistungsfähigkeit und -bereitschaft beeinflussen“ (Dölling, 1986, S. 8). An anderer Stelle heißt es: „Das Er-

zuräumen. Zum Beispiel bringt Dölling gegen den Begriff Sozialisation nicht nur theoriegeleitete Argumente vor, sondern hat auch „Vorbehalte", weil er herkömmlich im Rahmen bürgerlicher Konzepte Verwendung findet und „ein theoretisches Verständnis vom Verhältnis von Individuum und Gesellschaft impliziert, das auf die bloße „Anpassung der Individuen an vorgegebene Anforderungen, Rollen, Verhaltensmuster […] hinausläuft". „Darüber hinaus" werde „die Vermittlung gesellschaftlicher Erfahrungen" auf bloße Interaktionsprozesse reduziert und die „konkrete Bestimmtheit"[88] gesellschaftlicher Reproduktionsprozesse, d. h. das Primat der Produktionsverhältnisse, außer Acht gelassen. An anderer Stelle ist anstatt von Lebensweise von „Lebenstätigkeit", anstelle von individuellem Handeln von „gegenständlicher Tätigkeit" die Rede und wenig später werden die Beziehungen der Individuen zueinander als „individualisierte Erscheinungsform objektiver Gegenstandsbedeutungen"[89] charakterisiert.

Dass Peter und Diemer in Döllings Arbeiten demgegenüber kaum Ideologismen ausmachen, könnte u. a. darauf zurückzuführen sein, dass marxistische bzw. kritische

kenntnisinteresse der Kulturwissenschaft an der individuellen Vergesellschaftung als einem spezifischen Moment des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses ist der theoretische Ausdruck für das weltanschauliche Interesse an der Entwicklung einer neuen Lebensweise der Menschen, neuer Verhaltensstrukturen (‚Persönlichkeitseigenschaften') im Prozeß der revolutionären Veränderung der Welt, beim Aufbau des Sozialismus" (ebd., S. 39). Neben diesen obligatorischen Verlautbarungen muss Dölling ihre progressiven Thesen ideologisch ‚bereinigen', wie etwa die, dass die „individuellen Verhaltensstrukturen" auch einen, von den materiellen gesellschaftlichen Verhältnissen „unabhängigen Ursprung" (ebd., S. 30) besitzen und durch „kulturelle Formen" (ebd., S. 15), das heißt symbolische Ordnungen und Interaktionsprozesse vermittelt werden (vgl. dazu Dölling 1986, S. 84 f.; Peter 1990, S. 629). So wird das Primat der Produktionsverhältnisse als „konstitutive Basis der Gesellschaft" (Dölling 1986, S. 72.) immer wieder betont, wenn etwa den Verhaltensstrukturen „Verhältniseigenschaften" zugeschrieben werden (ebd., S. 68) oder aber festgestellt wird, dass die „formationsspezifische Bestimmtheit des individuellen Verhaltens für alle Aspekte des individuellen Lebensprozesses" (ebd., S. 112) und damit auch für die Geschlechterverhältnisse gilt. Angesichts der von Dölling herausgestellten Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern in der DDR (vgl. u. a. ebd., S. 69 f., 83 f. u. 131 f.) impliziert letztgenannte Auffassung aber wiederum, dass die sozialistische Wirklichkeit „unzulänglich" ist. Diesem „Missverständnis" muss Dölling vorbeugen: „Diese Bestimmungen dienen hier dazu, die wesentlichen phasenspezifischen Unterschiede" bei der Entwicklung vom Sozialismus zum Kommunismus „zu charakterisieren. Das heißt zunächst einmal in verallgemeinernder, vom konkreten Bewegungsverlauf absehender Weise. Eine solche allgemeine Bestimmung der phasenspezifischen Unterschiede ist notwendig, um die Langfristigkeit des historischen Werdens der kommunistischen Gesellschaftsformation zu verdeutlichen und damit auch eine illusionslose, historisch-perspektivisch begründete, produktive Haltung gegenüber den Aufgaben und Entwicklungsschritten zu befördern, die aktuell – und über einen längeren Zeitraum – bei der weiteren Vervollkommnung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft zu leisten sind" (ebd., S. 124).

[88] Dölling 1986, S. 35. Obwohl in den 1980er Jahren „Bewegung in den Begriffsapparat der Gesellschaftswissenschaften kam" (Lemke 1991, S. 71), so auch Lemke dazu, blieb der Begriff der Sozialisation tabuisiert.

[89] Dölling 1986, S. 59 u. 68. Zur Abgrenzung von bürgerlichen Auffassungen vgl. auch S. 87, 115 u. 205 f.

Theorieansätze im Zuge der 1968er Bewegung auch zum westdeutschen Erfahrungsraum gehörten, sodass Theoreme, Begriffe, Beweisführungen wie auch utopische Momente durchaus als obligat, zur Theorie gehörend rezipiert werden konnten, ohne den obligatorischen Anteil, nämlich die Verpflichtung auf die materialistische Weltanschauung, wahrnehmen zu müssen.

Anders als auf literarischem Gebiet, ist den Wissenschaften eine deutsch-deutsche Auseinandersetzung darüber bislang jedoch erspart geblieben. Aber auch im 1990 einsetzenden ‚Literaturstreit' standen nicht die westlichen Rezipient/inn/en von DDR-Literatur in der Kritik, die zu dem „hohen Stellenwert der DDR-Literatur im allgemeinen und ihres reformsozialistischen Segments im besonderen"[90] beigetragen haben. Diese Beteiligung wurde allenfalls am Rande thematisiert[91]. Es waren die kritisch-loyalen Schriftsteller/innen der DDR wie Heiner Müller, Stephan Hermlin, Stefan Heym, Volker Braun und allen voran Christa Wolf, die der vor allem von West nach Ost geäußerte Vorwurf traf, „Erfüllungsgehilfen" einer Diktatur gewesen zu sein, die lediglich an der „‚Verbesserung der Haftbedingungen' mitgewirkt, nicht aber die Haft selbst in Frage gestellt"[92] hätten, wie Emmerich und auch Borgwardt die überstiegenen Äußerungen des aus der DDR übergesiedelten Autors Hans Joachim Schädlich zitieren. Die vorliegende Arbeit möchte dagegen aufzeigen, dass sich auch Teile der westlichen Wissenschaft unbewusst zu ‚Erfüllungsgehilfen' der Diktatur gemacht haben.

3.1.3 Lebensweltlicher Erfahrungshorizont und Selbstzensur

Bevor aber die westlichen Rezeptionen in die Überlegungen einbezogen werden, beginnt auch dieses Kapitel vorerst noch einmal mit Stimmen aus der DDR. Zwei Charakteristika sind diesbezüglich bisher näher beleuchtet worden. Im Bereich der literarischen Öffentlichkeit wurde auf den Aspekt der ‚relativen Autonomie' von DDR-Autor/inn/en und das wachsende Potential kritisch-loyaler Literatur näher eingegangen. Im vorangegangenen Kapitel stand die Zensur und Weisungsgebundenheit der Wissenschaften im Blickpunkt des Interesses – aber nicht mit Blick auf ihre institutionalisierte Funktionsweise, sondern auf ihren Ideengehalt.

Die Literatur der DDR bot demnach mehr, die Wissenschaften weniger Freiräume für eine freie Meinungsäußerung, wobei es in beiden Bereichen Versuche der ‚Wahrheitsherstellung' und kritische Stimmen gab, die sich dem Bann der sozialistischen Weltanschauung zu entziehen bzw. sie zu unterlaufen vermochten. Ein drittes Charakteristikum deutet sich nun mit dem ‚deutsch-deutschen Literaturstreit'[93] an. In der Hauptsache traf die oben erwähnten Autor/inn/en der Vorwurf, dass sie trotz ihrer teilweise scharfen Kritik an der realen Umsetzung des Staatssozialismus, an dem Glaube an einen

[90] Emmerich 1996, S. 13.
[91] Vgl. ebd., S. 16 f.
[92] Ebd., S. 14; Borgwardt 2002, S. 71.
[93] Zum Literaturstreit vgl. u. a. Emmerich 1996, S. 12 f.; Borgwardt 2002, S. 68 f.; Mautner 2008, S. 137 und Rupp 1999, S. 305.

‚wahren', besseren Sozialismus festgehalten und damit ungewollt zur Systemstabilisierung beigetragen haben.

Nicht nur die Gleichzeitigkeit von partieller Autonomie und Zensur waren demnach prägend für die literarische Öffentlichkeit, sondern eine Gleichzeitigkeit von partieller Autonomie, Zensur und *Selbstzensur* der Autor/inn/en, wie im Folgenden der Aspekt der „Selbstintegration"[94] in das staatssozialistische System aufgrund von individuellen Anschauungen, Vorstellungen, Normen und Werten genannt werden soll. Hanke hat wie folgt bereits zu DDR-Zeiten in den Diskussionen um die Autorschaft in der DDR darauf hingewiesen, dass der *lebensweltliche Erfahrungshorizont* der Autor/inn/en in die Analyse von DDR-Literatur mit einbezogen werden muss:

> Ohnehin darf nicht vergessen werden, dass der Erfahrungshorizont des Autors wie auch des Publikums, auf das er sich bezieht, anders geprägt ist, als uns bekannt. Neben der persönlichen und politischen Zeitgenossenschaft […] ist zu beachten, dass er in einem kleinen Land mit starken Binnenbezügen lebt. Mit der Gesellschaft dieses Landes teilt er Alltagserlebnisse sowie ein bestimmtes Kenntnisvolumen. Selbst wenn Autoren oder Leser keine Marxisten sind, bildet die übliche Auslegung gesellschaftlicher Zusammenhänge durch den Marxismus-Leninismus doch den selbstverständlich angenommenen Hintergrund, auf den sich Literatur beziehen kann.[95]

Dementsprechend bedeutsam ist für Hanke „die Frage nach Themen, die nicht behandelt wurden, und nach den Ursachen ihrer Verdrängung, sowie überhaupt eine Betrachtungsweise, die nicht nur vorgefundene Fakten addiert, sondern versucht, daraus andere Erklärungsmodelle abzuleiten"[96]. Und dies gilt meines Erachtens nicht nur für die literarische Öffentlichkeit der DDR. Es ist davon auszugehen, dass Zensur und lebensweltlicher Erfahrungshorizont auch in den Wissenschaften nicht nur eine „allgemein geläufige Metaphernsprache […] mit Blick für historisch-materialistische Zusammenhänge"[97] hervorgebracht haben, sondern eine *doppelte Codierung*, die entschlüsselt werden *muss*, wenn fehlgeleitete Interpretationen, wie sie der These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen zugrunde liegen, zukünftig vermieden werden sollen.

„Wer in einer Diktatur schreibt, tut das unter besonderen Bedingungen und weiß, dass Sprache in ihr extrem behandelt wird"[98], schreibt die Germanistin und Autorin Ines Geipel. Aber nicht nur der Doppelcharakter der Öffentlichkeiten, bestehend aus erlaubter, rezipierbarer und unerlaubter und ergo verschwiegener Rede, ist ein Teil dieser besonderen Bedingungen. Dass sich das System „das Recht herausnahm, darüber zu entscheiden, was öffentlich gedacht, publiziert, repräsentiert wird"[99], ist hinlänglich bekannt. Ebenso entscheidend, aber bislang vernachlässigt worden ist hingegen die Frage, *wer* die öffentliche und damit offiziell erlaubte Meinung eigentlich geprägt hat?

[94] Schöning 2011, S. 79.
[95] Hanke 1986/87, S. 151.
[96] Ebd., S. 145.
[97] Ebd., S. 151 f.
[98] Geipel 2009, S. 8.
[99] Ebd., S. 8.

Wenn Von Saldern davon ausgeht, dass die Wissenschaften einerseits *gezwungen* waren, Eindeutigkeit im Sinne des Marxismus-Leninismus herzustellen[100] und das Ergebnis, der Konsens, andererseits konstitutiv für den öffentlichen Raum in der DDR war (s. o.), dann muss diese Ambivalenz in Anlehnung an Geipel und Emmerich wie folgt auch kritisch betrachtet werden. Emmerich relativiert – von den betroffenen Autor/inn/en oftmals harsch kritisiert – in der erweiterten Neuauflage der „Kleinen Literaturgeschichte der DDR“ (1996) seinen „emphatischen Ton“ gegenüber reformsozialistischen Autoren – also jenen, die mit ihren Texten zwar kritisch, gleichzeitig aber auch Teil des Systems waren:

> Neben ihren Impulsen gegen den autoritären Oktroy des ‚realen Sozialismus‘ ist immer auch ihr ‚eigene[r] Anteil an der Verdunklung der Wahrheit‘ (Heinz Czechowski) zu reflektieren. […] Das kommunistisch-utopische Denken muß stets in seiner Ambivalenz reflektiert werden, die es fast immer hatte: einerseits Motor radikaler und mutiger Kritik an der schlechten Wirklichkeit des SED-Regimes zu sein […] und andererseits fragwürdig totaler Alles-oder-nichts-Entwurf, der seine Vertreter die liberal-demokratische bürgerliche Gesellschaft immer nur als Feind wahrnehmen ließ und sie am Ende wieder hilflos an den Felsen ‚realer Sozialismus‘ schmiedete.[101]

Der als Selbstzensur bezeichnete Erfahrungshorizont ist also ambivalent und beinhaltet nicht nur das Wissen um die Grenzen des Darstellbaren in der jeweiligen Öffentlichkeitsform und eine erzwungene Anpassung, sondern auch eine mehr oder minder ‚freiwillige‘ Tradierung der Verhältnisse. Das bedeutet jedoch nicht, „dass Anlass zu Überheblichkeit bestünde“, wie der Sozialisationsforscher Hans-Joachim Laewen (hier allerdings mit Blick auf den autoritären Ordnungsdruck in Kindergärten der DDR) konzediert. Denn tätige Überlieferungen dieser Art sind „dem Westen so wesensfremd nicht“[102].

Auch in Demokratien werden Anpassungsleistungen erwartet und erbracht, Menschen entscheiden sich Normen und Regeln einzuhalten und beispielsweise nicht gegen berufliche Hierarchien und Autoritäten zu opponieren oder sie wählen weltanschauliche Werthaltungen. Nach der Wende hat die Tatsache, dass auch die Arbeitnehmer/innen in Westdeutschland nicht unabhängig von äußeren Zwängen handeln können, freiheitsskeptische Auffassungen und die Meinung bestärkt, erneut dem Belieben höherer Mächte ausgeliefert zu sein und ergo lediglich die Fassade, nicht aber das System gewechselt zu haben. Im altbundesrepublikanischen Werte- und Normengefüge verankerte Deutungen, wie die von Negt und Kluge, stützen diese Auffassungen, gehen sie doch davon aus, dass das kapitalistische Privateigentum die Arbeiter in ihrer Handlungsfreiheit einschränkt. Sie hätten – um bei diesem Beispiel zu bleiben – keine Alternative zum Lesen der Bild-Zeitung gehabt und sind ergo dafür auch nicht verantwortlich[103].

Negt und Kluge bestreiten also, dass ‚der Arbeiter‘ für seine Handlung verantwortlich ist, er wird entschuldet. Im Literaturstreit wird den Autor/inn/en der DDR eine

[100] Vgl. Von Saldern 2003, S. 457.
[101] Emmerich 1996, S. 23.
[102] Laewen 1991, S. 22.
[103] Vgl. Kap. 3, Anm. 20.

Mitschuld am Bestehen der DDR gegeben und der Mitbegründer des ZIL (Zentralinstitut für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR), Werner Mittenzwei, verkehrt den Zwang zur Anpassung ins Positive und deutet ihn als Übernahme von Verantwortung für jemanden. Ihm zufolge hätte man lediglich begreifen müssen, dass die Kulturpolitik die Menschen zu bevormunden versuchte und hätte den Menschen dementsprechend helfen können, in der Wissenschaft der DDR Fuß zu fassen[104]. Die Frage nach der Verantwortung – und etwas anderes ist mit der Frage nach der Freiwilligkeit nicht gemeint – ist scheinbar unweigerlich mit wertenden Haltungen verbunden. Mir geht es demgegenüber nicht um die philosophische Frage nach der moralischen Verantwortung im Sinne von Schuld und Unschuld, sondern darum, welche Handlungsspielräume, Freiheitsgrade, Determiniertheiten oder Zwänge handlungswirksam waren.

Menschen sind nicht programmiert nur auf eine bestimmte Art und Weise zu reagieren, sondern haben die Fähigkeit, sich zu entscheiden: Sie können ‚Ja' oder ‚Nein' sagen. In der Philosophie wird dieses Vermögen auch Wahlfreiheit genannt[105]. Die Wahlfreiheit zu haben, bedeutet jedoch nicht, dass das Treffen von Entscheidungen nicht durch den jeweiligen sozialen und wirtschaftlichen Hintergrund, durch das Bildungsniveau, ethnische Zugehörigkeit, berufliche Position oder das politische System etc. determiniert wäre. Es bedeutet aber, dass Leser/innen nicht unumgänglich gezwungen sind, eine bestimmte Zeitung zu lesen oder sich zwangsläufig für simplifizierende Informationsangebote und Deutungsmuster entscheiden müssen. Sie haben ebenso wie ehemalige Funktionäre der DDR zunächst theoretisch die Fähigkeit, sich für oder gegen das Lesen einer bestimmten Zeitung und für oder gegen den Verbleib in Funktionärspositionen zu entscheiden.

Dass Menschen die Fähigkeit haben Entscheidungen zu treffen, besagt wiederum nicht, dass Menschen demgemäß auch faktisch handeln können. Bei aller Komplexität dieser philosophischen Fragestellung kann schematisierend doch gesagt werden, dass zwei Voraussetzungen notwendig sind, um frei wählen zu können: einmal die Abwesenheit äußeren und inneren Zwangs, also die „Freiheit von etwas" (Handlungsfreiheit) zum Beispiel in gesellschaftspolitischer Hinsicht (Meinungs-, Presse- und Reisefreiheit etc.) und zum anderen die „Freiheit für etwas" [106], für die Bildung eines eigenen Willens, für die autonome Bestimmung desselben (Willensfreiheit).

Nun behauptet Mittenzwei, dass die Menschen in der DDR nicht nur hätten handeln können (Handelnkönnen), sondern dieses Handeln auch hätten wollen können (Wollenkönnen), wohingegen Negt und Kluge ‚den Arbeiter' der alten Bundesrepublik als vollkommen unfrei beschreiben. Er hätte nicht nur durch äußeren Zwang auf die Produkte der Bewusstseinsindustrie zurückzugreifen müssen, sondern durch die Kontrolle der Öffentlichkeit durch das kapitalistische Privateigentum sich keinen eigenen Willen bilden können. Mehr noch, während nach 1989 lebhaft widersprochen wurde, dass der repressive und autoritäre Staatssozialismus zu schwerwiegenden Gesellschaftsdeformationen, zu individueller Abhängigkeit und der Einschränkung der Selbstbestimmung der

[104] Vgl. Boden/Böck 2004, S. 71.
[105] Vgl. Strawson 2007, S. 497.
[106] Schubert/Klein 2011, S. 114; vgl. Herb 1999, S. 42.

Menschen führte[107], ist die freudomarxistische Auffassung von der ‚freiwilligen Knechtschaft‘ durch den organisierten Kapitalismus eine Denkbewegung[108], die bislang eher theoriegeschichtlich sanktioniert, als kontrovers diskutiert wurde. Und so entsteht der Eindruck, dass kapitalistische Verhältnisse die Freiheit zur Willensbildung ebenso stark einschränken, wie die staatssozialistischen es getan haben.

Dass die altbundesrepublikanische Wirklichkeit ebenso viele bzw. wenige Handlungsspielräume ließ, wie die DDR, ist aber ebenso anzuzweifeln wie die Annahme, Autor/inn/en und Wissenschaftler/innen der DDR hätten ausschließlich unter Zwang oder rein selbstverantwortlich gehandelt. Von daher ist es forschungspragmatisch bedeutsam und überdies ein bislang vernachlässigtes Vorgehen, wenn in dieser Arbeit nicht nur die „verschlüsselte[n] Formen der Verständigung“[109] in der DDR decodiert, sondern die sprachlichen Äußerungen in ihrer Vielschichtigkeit und damit auch in ihrer Ambivalenz reflektiert werden. Und dies gilt nicht nur mit Blick auf Texte aus der DDR. Wenn man bedenkt, dass es „dem Diskurs westeuropäischer und amerikanischer Wissenschaftler- und Literaturkritiker geschuldet“ ist, dass die DDR-Literatur von Frauen über Frauen „unter dem Label Frauenliteratur und ‚weibliches Schreiben‘ auftauch[t]“[110], wie Opitz-Wiemers kritisiert und in Kapitel 3.2.4 näher erörtert werden wird, dann geschah auch dies aufgrund spezifischer Handlungsspielräume und vor einem spezifischen Erfahrungshintergrund.

Vielschichtige, grenzüberschreitende Interferenzen und Interdependenzen prägen die Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen. Diese gilt es im Laufe dieses Kapitels aufzuschlüsseln, ergibt doch erst die Gesamtheit der Determinationsvarianten eine Antwort auf die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der Gleichberechtigung der Frauen in der Ausgangsgesellschaft der Transformationsprozesse. Und damit werden nun auch die Stimmen in den Diskurs mit einbezogen, die das Thema der Gleichberechtigung der Frauen der DDR *von außen*, entweder aus westlicher Perspektive (zu Zeiten der Zweistaatlichkeit) oder aus der Retrospektive (nach dem Systemwechsel von 1989) rezipiert, kommentiert und interpretiert haben.

Wie vormals angekündigt, handelt es sich hierbei vor allem um wissenschaftsimmanente, feministische Diskurse, die vorwiegend außerhalb des Territoriums der DDR ihren Ursprung haben und dort geführt wurden. Das bedeutet, dass die Wissenschaftlerinnen, die im Folgenden zu Wort kommen, entweder bereits zu Zeiten der DDR im sogenannten nichtsozialistischen Ausland gelebt und geforscht oder aber das Thema Gleichberechtigung der DDR-Frauen retrospektiv bearbeitet haben und zusammengenommen überdies in einer spezifischen Denktradition stehen. Letzteres wird sich als bedeutend erweisen, sind doch diese Wissenschaftlerinnen nicht Sprachrohr der Frauen der DDR, wie die Herausgeberinnen des Nachwendediskurses oder die Schriftstellerinnen der DDR, sondern sie diskutieren das Für und Wider der größeren Gleichberechti-

107 Siehe die Diskussionen um den Psychotherapeuten Hans-Joachim Maaz in Kap. 2.1.3.
108 Als Freudomarxismus bezeichnen Husi und Meier Kressig Konzeptualisierungen der Kritischen Theorie, die, wie Marcuse, Horkheimer und Adorno, psychologische und marxistische Erkenntnisse synthetisieren (vgl. Husi/Meier Kressig 1998, S. 377 f.).
109 Hanke 1986/87, S. 144.
110 Opitz-Wiemers 2009, S. 98.

gung der Frauen der DDR ebenso wie ihre ostdeutschen Kolleginnen vor einem spezifischen Erfahrungshorizont. Angefangen mit der Frage nach dem *Feminismus im Sozialismus* (Weise 2003), wird in diesem Kapitel deutlich werden, dass die These von der größeren Gleichberechtigung der DDR-Frauen nicht nur als polyphone Konstruktion gelesen und verstanden werden muss, sondern diversen ‚Interessensgruppen' auch als Projektionsfläche dient.

3.2 Feminismus im Sozialismus

Ungeachtet der Tatsache, dass der Begriff *Feminismus* in der DDR als „Reizwort" empfunden wurde und „auch in selbstbewußten Frauenkreisen negative Assoziationen"[111] hervorrief, wird die Prosa von Autorinnen aus der DDR im Nachhinein zu einer DDR-spezifischen Form des Feminismus deklariert. Lequy (2000) spricht zwar noch einschränkend von einer Spannung zwischen „äußerlichem Antifeminismus" und „innerlichem Frauenbewußtsein", Weise (2003) hingegen in Anlehnung an die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Angelika Bammer eindeutig vom „DDR-Feminismus", der sich „hauptsächlich in der Literatur der DDR-Schriftstellerinnen" artikulierte. Gerhard (2004) schreibt schließlich von der „DDR-Frauenliteratur", die den „‘Bazillus der Frauenemanzipation' […] auf die politische Agenda gesetzt" habe[112].

Diemer will in ihrer 1994 erschienenen Studie zum Patriarchalismus in der DDR zeigen, „wie die literarische Suche nach weiblicher Identität zur Kritik offizieller Weiblichkeitsideologie gerät" und Hauser (1994) untersucht, wie fünf bekannte Autorinnen der DDR die „Geschlechterverhältnisse und -beziehungen als strukturelle Größe" in ihren Texten „bearbeiteten"[113]. Die hier verwendeten Begrifflichkeiten suggerieren, dass analog zur westlichen Frauenbewegung auch in der DDR der 1970er und 1980er Jahre Auseinandersetzungen mit patriarchalen Lebensmustern und Machthierarchien geführt wurden. Allerdings, so bemerkte wiederum Hanke bereits in den 1980er Jahren, ist in den Werken, in denen die Rolle der Frauen in der DDR beschrieben wird, von der Forderung nach einem anderen Verhalten der Männer „[e]rstaunlich wenig […] die Rede"[114]. Und auch der vormals dokumentierte Streit der sich ad hoc formierenden Frauenbewegung verweist eher darauf, dass in der DDR vorderhand nicht patriarchale Strukturen in Frage gestellt wurden, sondern die „Wahnsysteme"[115] des Staatssozialismus.

Die „Frauenfrage" sei „pointierter als Emanzipation, aber ideologisch nicht so besetzt wie Feminismus" (VME, 39), erklären beispielsweise die Herausgeberinnen des bereits besprochenen Dokumentarbandes *Von Muttis* und *Emanzen* (1995) ihre gesprächseröffnende Interviewleitfrage. Und tatsächlich scheint die ‚Frauenfrage' am

111 Lequy 2000, S. 131.
112 Ebd., S. 134; Weise 2003, S. 23; Gerhard/Miethe 2004, S. 327; Lennox 1983, S. 224.
113 Diemer 1994, S. 88; Hauser 1994, S. 19. Hauser analysiert Texte von Monika Maron, Irmtraud Morgner, Brigitte Reimann, Gerti Tetzner und Christa Wolf (vgl. ebd.).
114 Hanke 1986b, S.142.
115 Wolf 1983, S. 115.

ehesten geeignet, die Frauen aus Ost und West zum Sprechen zu animieren, wohingegen das Thema Patriarchatskritik den Autorinnen zufolge erhebliche Differenzen offenbart: Geschlechterdifferenzen wurden in der alten Bundesrepublik als „Defizit und Minderwertigkeit des Weiblichen“ (VME, 49) erfahren, ostdeutsche Frauen hingegen wuchsen im „Bewußtsein der Gleichheit“ (ebd.) auf. Das bedeutet jedoch nicht, dass Frauen in der DDR nicht qua Geschlecht benachteiligt waren. Die Benachteiligungen gehörten jedoch nicht zu dem, was Menschen ihre ‚Wirklichkeit‘ nennen. Von daher interessiert zunächst, warum es in der DDR theoretisch keinen Feminismus gegeben hat, warum Frauen trotzdem ähnlich wie Frauen in der alten Bundesrepublik ‚in Bewegung‘ waren und wo gleichzeitig die evidenten systemspezifischen Unterschiede zwischen Ost und West lagen.

3.2.1 Frauen-Bewegung in der DDR

Weise zufolge erlaubt nur die Retrospektive einen Rückgriff auf den Feminismusbegriff. Es habe in der DDR „keine bewusste Auseinandersetzung“ mit ihm gegeben, „[s]chon gar nicht in der Öffentlichkeit“[116]. In den darauf folgenden Ausführungen bezieht sich Weise jedoch nicht auf feministische Theorien, was aufgrund dieser Äußerungen zu erwarten gewesen wäre, sondern versteht Feminismus als politische Bewegung, die sich für die „Verbesserung der Lebenschancen von Frauen einsetzt“[117].

Deshalb unterscheidet Weise zwischen dem „Feminismus in der Realität der DDR, wo jede selbständige Regung und Bewegung von Frauen als ‚Emanzentum‘ verpönt und politisch denunziert wurde“, und literarischen Texten von und über „Frauenbefreiung“[118]. Auch Lemke stellt fest, dass es in der DDR „keine eigenständige, politische Frauenbewegung“[119] gegeben habe. „Dem Mangel an politischem Diskurs stand“ ihr zufolge „ein weit gefächerter literarischer Diskurs von Frauen gegenüber“, in dem sich „eine DDR-spezifische Form des Feminismus artikulierte“[120]. Ebenso argumentiert Nickel, wenn sie die Frage nach der Frauenforschung retrospektiv und allegorisch damit beantwortet, dass es in der DDR keine feministische Forschung gegeben habe, weil die Forscherinnen „keine Frauenbewegung im Rücken, dafür die Abteilung ‚Frauen‘ beim ZK der SED im Nacken“[121] gehabt haben.

Während Weise, Lemke und auch Nickel aufgrund der repressiven gesellschaftlichen Bedingungen davon ausgehen, dass es in der DDR weder eine offizielle noch eine alternative Frauenbewegung gegeben hat, entwickelte sich nach Lequy in der DDR der 1970er Jahre eine „nichtoffizielle“ Frauenbewegung, „die weder vom Staat […] noch von den Medien […] gefördert“[122] wurde. Auch Lequy bezieht sich hier zunächst auf

[116] Weise 2003, S. 21.
[117] Schubert/Klein, 2011, S. 107.
[118] Weise 2003, S. 23.
[119] Lemke 1991, S. 250.
[120] Ebd., S. 251.
[121] Nickel 1996, S. 328.
[122] Lequy 2000, S. 131; vgl. Lemke 1991, S. 250 f.; Weise 2003, S. 21.

die außerliterarische ‚Wirklichkeit' der DDR, in der es im Gegensatz zur Meinung der anderen beiden Wissenschaftlerinnen unter dem Dach der Kirche eine Frauenbewegung in Form von „Selbsthilfe-, Diskussions- und Kulturgruppen"[123] gegeben habe.

So eindeutig die Urteile der angeführten Wissenschaftlerinnen im Einzelnen ausfallen, so widersprüchlich sind sie auch. Tatsächlich findet sich aber gerade in dieser Disparität eine Antwort auf die Frage, ob im Staatssozialismus der DDR Feminismus in Form einer *neuen sozialen Bewegung* – einer Frauenbewegung – existiert hat oder nicht. Ein kurzer Blick auf die Richtung innerhalb der Transformationsforschung, die sich insbesondere in den 1990er Jahren mit Protest-, Widerstands- und Oppositionsformen in der DDR auseinandergesetzt hat, kann hier Orientierung bieten.

Ob es in der DDR überhaupt mit den demokratischen Industrienationen vergleichbare, neue soziale Bewegungen (NSB) gegeben habe, war innerhalb der Oppositionsforschung ebenfalls eine zentrale forschungsleitende Frage. Eindeutig affirmativ kann sie jedoch nicht beantwortet werden, auch wenn beispielsweise Probst und Miethe behaupten, dass sich das „Definitions- und Interpretationsraster" ‚Neuer Sozialer Bewegungen' auch für die DDR „weitgehend durchgesetzt"[124] habe. Ähnlich wie bei der Frage nach den Öffentlichkeiten in der DDR, scheint auch hier das ‚Sowohl-als-auch' die stimmigere Antwort auf eine erneut ambivalent zu beantwortende Frage.

Die Oppositionsgruppen und Bürgerbewegungen der DDR sind Probst zufolge mit den Bewegungen der alten Bundesrepublik vergleichbar, weil es zwischen Ost und West einen beachtlich hohen Grad der Übereinstimmungen hinsichtlich bestimmter Inhalte und mobilisierender Themen wie „Friedenssicherung, Ökologie, Demokratisierung der Gesellschaft" und „Frauenemanzipation"[125] gegeben habe. Speziell auf die Frauengruppen der DDR konzentriert, kommen auch Miethe und Kätzel zu dem Schluss, dass sich die Akteurinnen sowohl innerhalb der DDR als auch im Ost-West-Vergleich „durch eine gemeinsame Lebensweise und einen gemeinsamen Werthorizont auszeichnen"[126]. Miethe hat dieses Kennzeichen sozialer Bewegungen in Anlehnung an Gilcher-Holtey „Kognitive Identität"[127] genannt und wie folgt sehr lebendig beschrieben:

> Typisch für diese Gruppen war eine Verschmelzung von politischem, künstlerischem und alternativem Milieu, das heißt in den Gruppen wurde nicht nur politisch diskutiert, sondern es wurden auch alternative Lebensformen – die natürlich an die Grenzen der DDR gebunden blieben – praktiziert. Es gab Versuche, kleine Kommunen zu gründen, es gab offene und kontroverse Diskussionen, es wurde sehr viel (auch westliche) Literatur gelesen und diskutiert, es kam zu Künstleraktionen, Gruppensex wurde erprobt, Bio-Brot gebacken, Leim geschnüffelt, kräftig getrunken, über den besseren Sozialismus philosophiert und Marx und Jesus zu Zwillingsbrüdern erklärt. Es wurden Flugblätter entworfen und gemeinsam wurde dem für dreihundert Mark in Ungarn erstandenen Woodstock-Dreifach-Album gelauscht. […] Es gab eigentlich alles, was es in Westdeutschland auch

123 Lequy 2000, S. 131; vgl. dazu auch Kenawi 1995.
124 Probst 1993, S. 32. Vgl. Miethe 1999, S. 30 f.
125 Probst 1993, S. 33 f.
126 Rammstedt 1995, S. 98.
127 Miethe 2006, S. 324.

> gab – nur sehr viel kleiner, sehr viel verborgener und mit sehr viel massiveren Folgen für die Beteiligten.“[128]

Die von Miethe genannten ‚natürlichen‘ Grenzen der DDR, die Geschlossenheit des Systems, ist für einen zweiten Strang innerhalb der DDR-Oppositionsforschung nun aber ein wesentlicher Grund dafür, vor „vereinfachenden Gleichsetzungen“[129] dieser Art zu warnen. Wie an dieser Stelle Moritz, so sprechen die Kritiker des NSB-Rahmens erst ab 1989 von Bürger*bewegungen* und bis 1989 von „Vorformen sozialer Bewegungen“[130].

Zwar formierte sich in etwa zehn Jahre nach Aufkommen der linkspolitischen Protestbewegungen in der alten Bundesrepublik ähnlich lautender Widerstand auch in der DDR und es wurden Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre Umwelt-, Friedens- und Frauen*gruppen* gegründet. Die Wirkung der Protestgruppen blieb jedoch begrenzt. Ihre Aktivitäten wurden repressiv geahndet und ein für soziale Bewegungen typischer „*Bewegungscharakter* im Sinne flächendeckender, in die Öffentlichkeit drängender mobilisierter Netzwerke“[131] verhindert. Pollack und Rink sprechen in Anlehnung an Blattert et al. deshalb von einer ‚blockierten Opposition‘, deren Marginalisierung aber nicht nur in der Offizialkultur begründet war, sondern auch darin, wie Probst in „realistischer Einschätzung der marginalen Bedeutung dieser alternativen politischen Orientierungen“ einräumt, dass die hier gelebten und geäußerten Werthaltungen „quer zu […] der materialistisch und unpolitisch ausgerichteten ‚Mehrheitskultur‘ der Bevölkerung [lagen]“[132].

Dies ist ein, wenn nicht sogar der wesentliche Grund dafür, dass die politisch alternativen Gruppierungen der DDR – wie die Frauengruppen – von den Kritikern des NSB-Ansatzes nicht als Bewegung, sondern als „spezifisch ostdeutsche Erscheinungsform“[133] bzw. ‚Vorform‘ neuer sozialer Bewegungen angesehen werden. Mit dem NSB-Ansatz, so die Kritik, würden „fundamentale[..] Unterschiede zwischen beiden politischen Systemen bewußt ignoriert[..]“[134]. Und diese Gefahr besteht auch mit Blick auf die eingangs von Weise und Lemke vorgenommene Charakterisierung der literarischen Texte als DDR-spezifische Form des Feminismus. Angesichts der allgegenwärtigen

[128] Miethe 2006, S. 371 f. Irritierend an Miethes Aussagen ist die Bezeichnung ‚Bio-Brot‘. Ökologische Landwirtschaft kann es nach meinem Kenntnisstand nur innerhalb eines äußerst begrenzten Rahmens gegeben haben. Bio- oder Hofläden lagen jenseits des Vorstellbaren. Wahrscheinlich ist mit dem westlichen Label ‚Bio-Brot‘ auch die Tatsache gemeint, dass Brot selbst gebacken und so eine vollwertige Alternative zum einseitigen Ernährungsangebot der Lebensmittel- und Grundnahrungsproduktion geschaffen wurde.

[129] Probst 1993, S. 33.

[130] Kühnel/Wielgohs/Schulz zit. nach Moritz 2000, S. 42. Vgl. dazu auch Land/Possekel 1998, S. 107.

[131] Blattert/Rink/Rucht zit. nach Pollack/Rink 1997, S. 19; Hervorh. v. der Verf.; vgl. auch Helwig 1987, S. 125; Hildebrandt 1984, S. 25.

[132] Probst 1993, S. 28. Zur ‚blockierten Opposition‘ vgl. Pollack/Rink 1997, S. 19.

[133] Pollack/Rink 1997, S. 21.

[134] Jander/Voß zit. nach Moritz 2000, S. 43.

Repression von Gesellschaftskritik ist es fraglich, ob sich in der DDR eine feministische und damit gesellschaftskritische literarische *Bewegung* hat entwickeln können[135].

3.2.2 Feminismus als literarische Bewegung?

Zwar müssen die Mitglieder einer sozialen Bewegung per definitionem formal nicht in einer Partei organisiert sein, aber sie müssen ein „Wir-Gefühl"[136] entwickeln, das auf die Erneuerung der Gesellschaft ausgerichtet ist. Dass der/die Autor/in spätestens seit dem Mauerbau eine gesellschaftskritische Institution war, ist in der Forschungsliteratur kaum umstritten und es wird ferner dokumentiert, dass sich die Autor/inn/en dieser Aufgabe durchaus bewusst waren[137]. Andererseits, so Borgwardt, organisierten sich die kritisch-loyalen Schriftsteller/innen der DDR im Gegensatz zu ihren europäischen Nachbar/inne/n eben „nicht zu Gruppen, um für ein gemeinsames Ziel ihre Kräfte zu bündeln, sondern machten ihren Anspruch auf Meinungsäußerung im Kampf um gesellschaftliche Werte als Individuen geltend"[138].

Das bedeutet jedoch nicht, dass Autorinnen und Autoren der DDR nicht miteinander kommuniziert hätten oder im kommunikativen Austausch standen, wie der von Margrid Bircken und Heide Hampel herausgegebene Tagungsband „Brief-Netz-Werk. Schreibende Frauen in der DDR und ihre Informations- und Kommunikationssysteme" (2000) zeigt. Den Anspruch, den die Herausgeberinnen formulieren, erfüllen die Beiträge indessen größtenteils nicht. Die Frage, „ob und wie schreibende Frauen in der DDR ihre Informations- und Kommunikationssysteme entwickelt haben", bleibt weitgehend unbeantwortet[139]. Eine Ausnahme bildet Opitz-Wiemers Beitrag. Sie sieht in dem

[135] Nickel schreibt beispielsweise über das Gros der ‚Frauenforschung' in der DDR, dass sie „parteilich im Sinne der herrschenden Ideologie und Apparate war[..], nicht aber feministisch und damit gesellschaftskritisch" (Nickel 1996, S. 328).

[136] Vgl. Rammstedt 1995, S. 97.

[137] Vgl. u. a. Bathrick 1983, S. 64 f.; Müller-Rückert 1993, S. 36 f.; Borgwardt 2002, S. 134.

[138] Borgwardt 2002, S. 135.

[139] Bircken 2000a, S. 6. Umfassend eingegangen wird in drei der sechs Beiträge hingegen auf die im Editorial ebenfalls aufgeworfene Frage, „über welche Fragen und Probleme" sich die Schriftstellerinnen in ihrem Briefwechsel ausgetauscht haben. Das Ergebnis: Der Briefwechsel zwischen Gerti Tetzner und Christa Wolf (1965-1969) sei durch eine vertrauensvolle, produktive Atmosphäre geprägt (Kaufmann 2000, S. 11). Differenzen zwischen Brigitte Reimann und Annemarie Auer „(zer)stören" Kaufmann zufolge „die Kommunikation" (ebd., S. 13), während es nach McPherson vor allem um das „Ratgeben beim Schreiben" zwischen der „gern in backfischhafter Abhängigkeit stehenden Reimann" und der „Autoritäts- und Mutterfigur Auer" geht (McPherson 2000, S. 24). Der vertraute und freundschaftliche Briefwechsel zwischen Annett Gröschner und Maja Wiens sei von der Vergangenheit eingeholt worden – eine Metapher für die Folgen der 1993 erfolgten „Offenlegung von Maja Wiens IM-Tätigkeit" (Kaufmann 2000, S. 17). Christa Wolfs Briefe an Anna Seghers offenbaren eine „anhaltende Faszination" (Bircken 2000b, S. 56) für die Kollegin etc. Angesichts der in dem Band versammelten Beiträge drängt sich ferner die Frage auf, wie McPherson zu der Behauptung gelangt, dass sich die „Frage, ob und inwieweit das Ende der DDR das Erscheinen von Briefen

Briefwechsel zwischen Franz Fühmann und Christa Wolf (1968-1984) ein ebenso emotionales „Bedürfnis zum vertrauten Gespräch“[140] verwirklicht, wie eine DDR-spezifisch, „moralisch-ethische Komponente […], welche die Briefe letztlich vereint: in allem geht es um Wahrhaftigkeit im Leben und Schreiben“[141].

So existieren neben den privaten Briefen „in recht üppigem Ausmaß“[142] ‚offen(siv)e‘ Briefe an Kulturfunktionäre, an das Ministerium oder den Schriftstellerverband. Diese wurden dem jeweils anderen „in zahlreichen Abschriften und Belegen“ zusammen mit der privaten Korrespondenz „zur Kenntnisnahme übermittelt“[143] und belegen somit das individuelle Engagement. Eine Mobilisierung und Vernetzung von Protest wurde aber weder mit den letztendlich geheim gehaltenen, nicht veröffentlichten ‚offenen Briefen‘ noch mit der Unterrichtung von befreundeten Schriftsteller/inne/n erreicht.

Außerdem ist allgemein ist zu konstatieren, dass die Nachfrage nach Gegenwartsliteratur wegen ihrer kritischen Öffentlichkeitsfunktion einerseits zwar hoch war[144], die Rezeption andererseits aber kaum Auswirkungen auf die *Lebensweise* der Rezipient/inn/en hatte. Hauser zufolge fungierte Literatur in der DDR „als antizipierte Erfahrung, als nachlesbares Probehandeln. Gemäß der verkehrten Lebensbedingungen bildete die ‚Lesegesellschaft‘ DDR nicht Lebensstile, sondern Denkstile[..] bzw. Sprachstile aus“[145]. Literatur vermochte es demnach zwar, eine größere Anzahl an Personen – ein Publikum – zu erreichen und Identifikationspotential zu bieten sowie Kritik zu formulieren. Sie wirkte jedoch nicht mobilisierend im Sinne der Organisation von Widerstand und der Herausbildung auf die Veränderung der Gesellschaft gerichteter Netzwerke, Gruppierungen oder gar Bewegungen. Dies ist strukturell gesehen der wesentliche Unterschied zwischen der DDR und der alten Bundesrepublik, den Pollack und Rink hier mit Blick auf die Oppositionsgruppen der DDR treffend beschreiben:

und Tagebüchern beeinflusst hat“ (McPherson 2000, S. 29), nicht eindeutig beantworten lasse. Wenn etwas aus den qualitativ sehr unterschiedlichen Beiträgen deutlich hervorgeht, dann, dass zu DDR-Zeiten nur sehr wenige Dichterkorrespondenzen veröffentlicht wurden, wie Werner Lierschs *Was zählt ist die Wahrheit. Briefe von Schriftstellern der DDR* (1975), auf welche in den Beiträgen in der Hauptsache rekurriert wird, die von Fred Wander posthum herausgegebenen *Tagebücher und Briefe* (1979) seiner Ehefrau Maxie Wander sowie *Brigitte Reimann in ihren Briefen und Tagebüchern*: *eine Auswahl* (1984). Weitgehend entpolitisiert berichtet die ehemalige Lektorin und Mitherausgeberin Elisabeth Elten-Krause von der Editionshistorie des letztgenannten Bandes (vgl. Elten-Krause 1999, S. 72 f.).

[140] Opitz-Wiemers 2000, S. 39. Das Bedürfnis zum vertrauten Gespräch zwischen den Autor/inn/en betrachtet Opitz-Wiemers hier nicht allein unter einem emotional-menschlichen, sondern einem philosophischen Aspekt, demzufolge die Gesprächspartner/innen bemüht sind, „über die einsame, monologische Position literarischen Schreibens hinaus im Dialog Authentizität zu erzeugen, die doch selbst wieder Ausdruck von Fiktionalität sein muss“ (ebd.).

[141] Ebd., S. 41.

[142] Ebd., S. 34.

[143] Ebd., S. 41.

[144] Vgl. Müller-Rückert 1993, S. 38.

[145] Hauser 1994, S. 16.

> Das Ziel ihres Handelns bestand in der Pluralisierung und Demokratisierung der Gesellschaft, in der *Herstellung von Öffentlichkeit*, also in der Schaffung von gesellschaftlichen Verhältnissen, die im Westen längst erreicht waren. […] Der Aufbau einer durch Kommunikation und Interaktion konstituierten Gegenkultur stand im Zentrum des Interesses, nicht die Organisation des Widerstands.[146]

Ein an dieser Stelle häufig vorgebrachter Einwand ist, dass allein westliche Verhältnisse dieser Kritik als Folie dienen. Durch die Betonung der Differenz entstünde ein hierarchisches Geschichtsbild, das den Osten defizitär erscheinen lasse und die kapitalistischen Verhältnisse als „evolutionär überlegen affirmier[e]"[147]. So würden sowohl Ostdeutsche ‚westdominiert' als auch die kapitalistischen Verhältnisse verharmlost, die individuelle Freiheiten und Autonomie ebenso einschränken würden, wie die sozialistischen – nur sei der Sozialismus diesbezüglich radikaler gewesen als der Kapitalismus, wie u. a. Dölling in der Retrospektive einschränkend anführt[148]. Das Problem an dieser Art der Interpretationsweise ist jedoch, dass sie zwar immer neue Diskriminierungserfahrungen enthüllt, das signifikant Andere zum Beispiel am Feminismus der DDR oder die keineswegs nur marginalen Unterschiede zwischen Kapitalismus und Staatssozialismus nicht oder nur bedingt zu erfassen vermag.

Wenn Muharska etwa am Beispiel Bulgariens reklamiert, dass die westliche feministische Diskursgemeinschaft, die ‚Zweite Welt', wie sie die postsozialistischen Länder nennt, nicht wirklich verstehen oder denken kann, dann deshalb, weil ihrer Meinung nach wesentliche, systemspezifische *Differenzen* und Erfahrungen der Zweite- und Dritte-Welt-Feministinnen *nicht kommuniziert* werden[149]. Zum einen habe es durch die Geschlossenheit des Ostblocks kaum Möglichkeiten des Informationentransfers gegeben: „The silence of the West speaking of Eastern Europe seam to a great extent to result from gaps in communication and information: the ‚Second World'[..] is hardly transparent from the perspective of the West among others, for historical (it was ‚closed' for the preceding 50 years), technical (like bad infrastructure), and other reasons"[150]. Zum anderen führe die Annahme, dass es eine einheitliche feministische Intention gäbe („speaking with one voice"), mitunter zu verzerrten Ergebnissen[151]. Im Bulgarien des 21. Jahrhunderts existiert ebenso wie ehemals in der DDR kein Gender-Bewusstsein. Was dagegen herrscht, ist ein gewisser Anti-Feminismus. Dieser sei aber nicht etwa darauf zurückzuführen, dass die tagtäglichen Benachteiligungen von Frauen nicht durch zutiefst patriarchale Strukturen der bulgarischen Gesellschaft generiert worden wären. Die Kritik an den Geschlechterverhältnissen hat angesichts gesellschaftlich prekärer Zustände (die Autorin spricht von einer „gangster-dominated society"[152])

146 Pollack/Rink 1997, S. 21 f.; Hervorh. v. der Verf.
147 Aulenbacher 2002, S. 190. Vgl. dazu auch Reißig 2000, S. 4 und Gerhard/Miethe 2004, S. 330.
148 Vgl. Dölling 2005, S. 25; Miethe 2004 und Miethe/Gerhard 2004.
149 Muharska 2005, S. 40 f.
150 Ebd., S. 40.
151 Ebd., S. 44.
152 Ebd., S. 42.

jedoch keine alltags- bzw. lebensweltliche *Priorität*[153]. Sollen alle feministischen Stimmen gehört werden, so Muharska weiter, dann dürfe Sprache aber nicht mehr nur als Instrument der Täuschung und Unterdrückung angesehen werden, sondern auch als ein Medium der gemeinsamen Verständigung über systemspezifische *Differenzen*[154].

Dies gilt im übertragenen Sinn ebenso für den Begriff Feminismus. Das „feministische Anliegen“ – sofern man für die DDR überhaupt von einem solchen sprechen kann – richtete sich vorderhand eben nicht gegen die „Dominanz des Männlichen und Unterordnung des Weiblichen“[155], wie Hagemann-White noch 2009 erklärt, sondern gegen die Dominanz und Zumutungen des Staates. Dass die „modernisierungskritischen Wertorientierungen“[156] des westlichen Protests in der DDR eine unter- bzw. nachgeordnete Bedeutung hatten, darauf habe ich oben bereits mit den Worten Pollacks und Rinks hingewiesen. Und auch in Bezug auf explizit patriarchatskritische Auseinandersetzungen verweisen Weise und Opitz-Wiemers auf ihre Nachrangigkeit in der DDR-Literatur. Der Feminismus der DDR sei „eher gleichstellungs- und weniger frauenzentriert“ gewesen, erklärt Weise: „Es handelt sich in der DDR-Literatur nicht um eine Anpassung von Frauen an männliche Normen, sondern um Möglichkeiten für Männer und Frauen, um die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse für beide Geschlechter“[157].

„Der Widerspruch von Individuum und Gesellschaft stand im Zentrum literarischer Produktion“[158], so auch Opitz-Wiemers. Männer galten als Verbündete, die Gesellschaft bzw. der Staat als krankmachende Widersacher. Die rigide Ökonomisierung der Soziabilität des Menschen im Staatssozialismus, die bei Frauen in einem „ewigen Kreislauf von arbeiten, Kinder versorgen und schlafen“[159] endete, wurde diskutiert. Menschlichkeit, „die Rückkehr […] zu emotionaler Intelligenz, sozialer Kompetenz und Anteilnahme der Geschlechter füreinander“[160] wurde der schematisierten, technisierten und rationalisierten Vorstellung von der ‚sozialistischen Menschengemeinschaft‘ entgegengesetzt. Außerdem, so Weise, isolierten DDR-Autorinnen das Thema Frauenbefreiung „nicht von allen anderen Gesellschafts- und Weltproblemen, sondern setzen sie in Bezug zu ‚globalen‘ Fragen (Krieg, Ökologie, Dritte Welt)“[161], wie die Autorin mit Blick auf Christa Wolf und Irmtraud Morgner festhält.

Wenn Wissenschaftlerinnen angesichts dessen trotzdem behaupten, Literatur von Frauen aus der DDR habe sich der „Frage nach Frauenbildern und Entwürfen einer ‚anderen‘, befreiten Weiblichkeit jenseits patriarchalischer Bilderwelten“[162] zugewendet oder „vor allem gegen die patriarchalen Strukturen“[163] in der DDR gerichtet, dann sind

153 Vgl. ebd., S. 42.
154 Ebd., S. 39.
155 Hagemann-White 2009, S. 66.
156 Pollack/Rink 1997, S. 17.
157 Weise 2003, S. 23.
158 Opitz-Wiemers 2009, S. 98.
159 Dölling 2000, S. 115.
160 Opitz-Wiemers 2009, S. 98.
161 Weise 2003, S. 23.
162 Diemer 1994, S. 82.
163 Weise 2003, S. 23.

das retrospektive Betrachtungsweisen. Sie müssen deshalb nicht falsch oder weniger zutreffend sein, bedürfen aber der zeithistorischen und gesellschaftstheoretischen Einordnung. Andernfalls bleibt feministische Theorie ein relativ geschlossenes, selbstreferenzielles System, das andere Problemlagen als ‚klassische' Diskriminierungserfahrungen, nicht zu fassen vermag.

Das Aufdecken von „Dominanzverhältnissen" (Rommelspacher 1998) soll dazu beitragen, Lösungsstrategien wider die Marginalisierung zu entwickeln[164]. Das Problem dabei ist jedoch, dass Differenzen stets als Machtgefälle und Formen der Ausgrenzung gedacht werden: Mit der These von der blockierten Modernisierung in der DDR würden Ostdeutsche westdominiert, die Transition sei zuungunsten der Ostseite hierarchisch strukturiert gewesen und ostdeutsche Feministinnen würden durch westdeutsche strukturell diskriminiert etc. Wie Miethe als Vertreterin einer feministischen Kulturkritik selbst anführt, werden durch diese Art der differenztheoretischen Betrachtungsweisen Haltungen mitunter aber eher stereotypisiert und ritualisiert[165], als reflektiert. Werden Differenzen benannt, ist das unter Umständen ein Akt der Dominanz, werden sie nivelliert, ist es Ignoranz und der Diskurs endet in einer analytischen Sackgasse.

Mit Blick auf die Schreibweisen von Autorinnen der DDR warnt Geipel sogar davor, dass theoretische Ansätze ihre Glaubwürdigkeit verlieren, wenn sie „nicht konstitutiv in ihren Diskurs aufnehmen, inwieweit Sozialisationen von Frauen durch strukturelle Gewalt in einer Diktatur überlagert werden können"[166]. Dieses Memento scheint dringend notwendig, betrachtet man beispielsweise Kätzels Ausführungen, die die „zum Teil sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen"[167] methodisch gänzlich aus ihrer Analyse eliminiert, um das Gemeinsame der 1968er Ost und West hervorzuheben. Auch Lequys Gesamteinschätzung der bekannten „DDR-Frauenliteratur" wirft eher Fragen auf, als dass sie sie beantworten würde: „Obwohl sie sich nicht ‚feministisch'" gegeben habe, so die Wissenschaftlerin, hätte „die bekannte DDR-Frauenliteratur schon seit den siebziger Jahren" Grundproblematiken des Feminismus diskutiert, „die sich in keine Kategorie einordnen lassen"[168]. Demgegenüber werden die folgenden Kapitel aufzeigen, dass es möglich und sogar notwendig ist, das Besondere am Feminismus der DDR zu charakterisieren. Und mit dem Besonderen ist

[164] Vgl. Miethe 2005 218 f.

[165] Vgl. Miethe 2005, S. 226.

[166] Geipel 1999, S. 76. Geipels Kritik ist zwar nicht an die Bewegungsforschung gerichtet, sondern gegen „[a]ktuelle theoretische Debatten zur Konstruktion des Geschlechts, insbesondere im angelsächsischen Raum" (ebd.). Gleichwohl ist es derselbe nivellierende Tenor, den die Autorin hier kritisiert.

[167] Kätzel 2006, S. 339. „Methodisch hilfreich" bei der Analyse der „68er" erscheint Kätzel der Begriff der Diskursgemeinschaft. Gerade mit Blick auf die Ost-West-Verhältnisse erachtet es die Autorin als „sinnvoll", „daß er [der Begriff Diskursgemeinschaft; Anm. d. Verf.] unabhängig von nationalen Grenzen und unabhängig von den zum Teil sehr unterschiedlichen gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen in den einzelnen Ländern ist. Denn Narrationen und Codes bestimmen diese jeweilige Diskursgemeinschaft auch über starre Grenzen oder weite Entfernungen hinweg" (ebd., S. 76 f.).

[168] Lequy 2000, S. 132.

nicht etwa das minderwertige Andere gemeint, sondern etwas Eigenes, möglicherweise sogar definitorisch Neues.

3.2.3 ‚Frauenforschung' in der DDR

Um die Unterschiede zwischen dem Feminismus in der DDR und dem westlicher Provenienz deutlich zu machen, sind zunächst einige Erläuterungen zur ‚neuen Frauenbewegung' in der alten Bundesrepublik notwendig[169]. Anders als in der DDR, mussten sich Frauen hier die rechtliche Gleichstellung erkämpfen, das Leitbild der Hausfrauenehe änderte sich offiziell erst 1977 und ein Schwangerschaftsabbruch war formal gesehen Zeit des Bestehens der alten Bundesrepublik im Prinzip strafbar. Und ebenfalls anders als in der DDR, bot das altbundesrepublikanische System trotz Autoritarismus der Elterngeneration, „biedermeierlichem Privatismus" und „Überreaktionen der Gesellschaft"[170] Möglichkeiten für die Formierung von Gegenöffentlichkeiten und Protest. Deshalb konnte sich aus der 1968er Studentenbewegung heraus eine Frauenbewegung im Sinne einer neuen sozialen Bewegung entwickeln.

Bei beiden Bewegungen handelte es sich um transnationale Bewegungen, die sich in den westlichen Industrieländern formierten und ihrem Selbstverständnis nach ‚neue linke' Bewegungen waren, sich also von der ‚alten Linken', den „traditionellen sozialistischen, sozialdemokratischen und kommunistischen Parteien"[171] abgrenzten und marxistische Theorie neu interpretierten und akzentuierten. Am Anfang der ‚neuen' Frauenbewegung stand der Protest von Aktivistinnen der 68er-Bewegung gegen die Männer der ‚Revolution', die die Diskriminierung von Frauen nicht nur ignorierten, sondern fortführten. Schulz schreibt darüber: „Ob Frauen in bürgerlichen Verhältnissen oder unter dem Banner der ‚Revolution' Kaffee kochten, Texte tippten und Kinder hüteten, um den Männern den Rücken frei zu halten, kam in der Wahrnehmung der Zeitgenossinnen auf dasselbe raus: die gesellschaftliche Ohnmacht der Frauen und ihre Reduzierung auf den Reproduktionsbereich"[172].

Ebenso wie die 68er-Bewegung insgesamt, so zerfielen die daraufhin gegründeten Frauen- und Weiberräte bereits Ende der 1960er Jahre wieder, aber sie hinterließen Schulz zufolge Strukturen und Netzwerke, die nicht nur im 1971 einsetzenden spekta-

[169] Die zahlreichen „transnationale[n] Diffusion[en]" (Schulz 2008b, S. 252) von Ideen, Theorien und Aktionsformen zwischen den westeuropäischen und US-amerikanischen Frauenbewegungen können aus arbeitsökonomischen Gründen hier nicht ausgeführt werden, sind aber für die Entwicklung der ‚neuen' Frauenbewegung in Westdeutschland ebenso bedeutsam, wie der je spezifische, national bzw. territorial begrenzte Kontext (vgl. dazu Schulz 2008a u. 2008b; Gilcher-Holtey 2001).

[170] Kleinert 2008, S. 10 u. 11.

[171] Gilcher-Holtey 2001, S. 14. Vgl. dazu auch Klimke 2008; Schulz 2008b. Auch hier existieren unterschiedliche Definitionen. Schmitz verwendet den Begriff ‚neue' Frauenbewegung demgegenüber, um sie dezidiert von der vorangegangenen Frauenbewegung zu Anfang des 20. Jh. abzugrenzen (Schmitz 1983, S. 14), weswegen die ‚neue' Frauenbewegung auch ‚zweite deutsche Frauenbewegung' genannt wird.

[172] Schulz 2008a, S. 3.

kulären Kampf gegen das altbundesdeutsche Abtreibungsverbot wirksam wurden[173]. Auch wenn die 1976 beschlossene Indikationslösung für die Frauenbewegung ein „herber Rückschlag“[174] war und fortan keine übergreifende Mobilisierung der verschiedenen Strömungen und Interessen innerhalb der Frauenbewegung möglich schien, so ist Schulzes Fazit doch positiv. Denn die altbundesrepublikanische Frauenbewegung hat nicht nur ihre Spuren hinterlassen. Sie hat sich im Laufe von nur etwas mehr als zehn Jahren als „feministische Praxis […] auf vielfältige Weise Eingang in die Gesellschaft“[175] verschafft, seien es über die zum Teil inzwischen historischen antiautoritären Kinderläden, Frauenbuchverlage, Frauencafés, über das Experimentieren mit Sprache und Ausdrucksweisen bis zu wissenschaftlichen Analysen und feministischer Theoriebildung.

Dass die vielfältigen, durchaus konkurrierenden und divergierenden Aktivitäten, Richtungen und Strömungen innerhalb der Frauenbewegung dennoch im Sinne *einer* Praxis – Muharska nannte es „speaking with one voice“ (s. o.) – gesellschaftlich relevant wurden, liegt nach Schulz daran, dass der westliche Feminismus auf bestimmten Paradigmen beruhte, die allen transnationalen Gruppen und Strömungen innerhalb der westlichen Frauenbewegung der „Selbstverständigung“[176] dienten. „Kognitive Struktur“ nennt es Schulz, „kognitive Konstitution“ [177] einer Bewegung Gilcher-Holtey. Es handelt sich dabei um ein „symbolisches System der Selbstverständigung und Selbstgewißheit“, das auf bestimmte Zielvorstellungen gerichtet ist und spezifische Ordnungsentwürfe enthält. Erst wenn soziales Handeln auf solche „Orientierungsmuster und Zielvorstellungen gerichtet wird“[178], wird aus sozialem Handeln eine soziale Bewegung.

Die kognitive Konstitution der westlichen Frauenbewegung hat Schulz in fünf Punkten zusammengefasst[179]. Ihr kognitives Zentrum bildete eine breit angelegte Patriarchatskritik, die sich gegen die Vorherrschaft des Männlichen und die geschlechtsspezifische Unterdrückung von Frauen richtete. Ebenso wie sich der Protest der 1968er-Bewegung nicht mehr nur auf klassenspezifische Ungleichheiten konzentrierte, gingen die Feministinnen der ‚neuen‘ Frauenbewegung nun nicht mehr davon aus, dass sich eine Veränderung in den Geschlechterverhältnissen über institutionelle und politische Veränderungen quasi ‚automatisch‘ vollzieht, sondern dass sie auch in den zwischenmenschlichen Beziehungen erkämpft werden müssen.

173 Vgl. Schulz 2008b, S. 250 f. u. 256.
174 Schulz 2008a, S. 3.
175 Schulz 2008b, S. 256.
176 Schulz 2008b, S. 255. Lenz unterscheidet zwischen vier grundlegenden intellektuellen Strömungen innerhalb der Frauenbewegung, die sich der Autorin zufolge danach unterschieden, „wie sie die Gesellschaft und das Geschlechterverhältnis analysierten“ (Lenz 2008, S. 27). Demnach gab es einen sozialistischen Feminismus, einen radikalen Gleichheitsfeminismus, einen radikalen Differenzfeminismus und einen lesbischen separatistischen Feminismus (ebd.).
177 Vgl. Schulz 2008b, S. 256; Gilcher-Holtey 2001, S. 11.
178 Gilcher-Holtey 2001, S. 11.
179 Vgl. Schulz 2008b, S. 255 f.; Auch Gilcher-Holtey fasst die kognitive Orientierung der „Neuen Linken“ (Gilcher-Holtey 2001, S. 14) „idealtypisch zugespitzt“ (ebd., S. 15) in fünf Punkten zusammen (vgl. ebd., S. 14 f.).

Infolgedessen bildete die Öffnung des Privatraumes, die Aufhebung der Trennung zwischen Öffentlichkeit und Privatbereich ein zweites integratives, kognitives Element der ‚neuen‘ Frauenbewegung, das unter dem Slogan ‚Das Private ist politisch‘ firmierte. Darüber hinaus galt es drittens, Herrschaftsbeziehungen und patriarchale Strukturen in allen gesellschaftlichen Bereichen aufzudecken und ein Bewusstsein für diese Benachteiligungen zu schaffen, zum Beispiel über die Sprache und mittels Literatur. Schulz zufolge kam der „Bewusstseinschaffung […] im feministischen Kampf eine große Bedeutung zu“[180], worauf sie viertens, die dezentrale Organisationsweise der Bewegung in autonomen Gruppen und die Bedeutung informeller Strukturen für die Bewegung zurückführt. Schließlich und fünftens war die Frauenbewegung „eine Bewegung (ausschließlich) von Frauen für Frauen“[181].

Da auch in der DDR mit den beginnenden 1970er Jahren Frauen ‚in Bewegung‘ gerieten, liegt erst einmal die Vermutung nahe, dass auch hier analoge Ziel- und Sinnvorstellungen und feministische Praxen existierten. Aber bereits ein Blick in die Wissenschaften der DDR offenbart, dass von identischen feministischen Aktionsformen oder einer analogen feministischen kognitiven Identität, wie sie beispielsweise von Miethe in Kapitel 3.2.1 behauptet wird, nicht die Rede sein kann. Auch Nickel hat diesbezüglich einen klar formulierten Standpunkt:

> In Bezug auf die Frauenforschung ist es gänzlich unangemessen, nostalgisch auf den Wissenschaftsbetrieb der DDR zurückzuschauen. In der DDR hat es keine feministische Forschung gegeben, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, sondern es gab, und zwar in beachtlicher Fülle, Forschungen *über* Frauen. Diese Forschungen hatten, so wichtig die Befunde im Einzelnen auch sein mögen, Grenzen […] Sie hatten Legitimationsleistungen zu erbringen und demzufolge Anteil an den Mythenbildungen vom erfolgreichen Voranschreiten der Gleichberechtigung in der DDR wie auch an den Tabuisierungen der realen Lebensverhältnisse von Frauen. Sie hatten Anteil an einer latenten Verkümmerung des Frauenbewußtseins in der DDR und an der gesellschaftlichen Desensibilisierung in der Geschlechterfrage.[182]

Ähnlich wie die ostdeutsche Wissenschaftlerin aus der Retrospektive, so schreibt die westdeutsche Sozialwissenschaftlerin Gisela Helwig bereits in den 1980er Jahren, dass „alle Forschungsvorhaben so angelegt“ sind, soweit sie selbst das von Westdeutschland aus beurteilen könne, „daß sie die Frauen- und Familienpolitik der SED grundsätzlich bestätigen“[183]. Nickel, Dölling, Diemer und wie folgt auch Müller-Rückert bekräftigen diesen Befund ebenfalls im Nachhinein[184]:

> So läßt sich nun quasi im nachhinein [sic] festhalten, warum die Forschung über Frauen in der DDR so wenig ‚offenbarte‘ von den äußeren und inneren Zerreißproben des Berufs- und Familienalltags der Frauen, sondern stets auf die angebliche Vereinbarkeit von Beruf

[180] Schulz 2008b, S. 255.
[181] Schulz 2008b, S. 255.
[182] Nickel 1996, S. 327 f; Hervorh. im Orig.; Vgl. dazu auch Milz 1996, S. 362.
[183] Helwig 1987, S. 37.
[184] Vgl. Diemer 1994, S. 84; Nickel 1996, S. 328.; Müller-Rückert 1993, S. 23.

> und Familie (für die Frauen!) verwies. Nicht nur die restriktive Informationspolitik, sondern insbesondere auch der konzeptuelle Rahmen als solcher scheint verantwortlich, daß immer weniger die wissenschaftliche Literatur Aufmerksamkeit auf sich zog […], sondern viel eher belletristische Veröffentlichungen besonderes Interesse fanden.[185]

Auch Schröter und Ullrich, die die offizielle Frauenforschung der DDR mehr oder weniger legitimieren, bescheinigen ihr einen „Hang zur nachträglichen wissenschaftlichen Begründung von Partei- und Regierungsbeschlüssen“[186]. Arbeiten, die über die affirmative Vorbereitung und Absicherung der jeweils vorherrschenden Meinungen und Maßnahmen hinausgingen, hat es Diemer zufolge zu DDR-Zeiten zwar gegeben. Sichtbar wurden sie größtenteils aber erst mit dem beginnenden Systemwechsel 1989[187].

Bereits 1964 beschloss der Ministerrat der DDR auf Veranlassung der Frauenkommission des Politbüros der SED die Gründung eines wissenschaftlichen Beirats mit dem Namen *Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft* – weswegen Schröter und Ullrich der Meinung sind, dass an der Akademie der Wissenschaften der DDR nicht weniger als „Pionierarbeit“ geleistet wurde und die Gründung des Gremiums einen Platz in der „deutschen Frauengeschichte“ [188] verdient habe. Damit wäre in der DDR noch vor der alten Bundesrepublik oder den anderen westeuropäischen Ländern eine Frauenforschung institutionalisiert worden. Aber können die hier konzipierten und in Auftrag gegebenen Forschungsarbeiten überhaupt als Frauenforschung bezeichnet werden, so wie sie sich Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre zunächst in den USA, später dann auch in den anderen westlichen Industrienationen unter dem Einfluss der neuen Frauenbewegung zu entwickeln begann? Nicht nur mit Blick auf die legitimatorische Funktion von Wissenschaften in der Diktatur bestehen hier beträchtliche Zweifel.

Helwig zufolge gab der von Herta Kuhrig geleitete Beirat *Die Frau in der sozialistischen Gesellschaft* „sechsmal pro Jahr hektographierte ‚Informationen‘ heraus, die nicht allgemein zugänglich, sondern an einen engen Kreis von Experten und Politikern gerichtet“[189] waren. Auch Schröter und Ullrich räumen ein, dass die öffentlich wahrnehmbare Datenlage der vermeintlich institutionalisierten Frauenforschung der DDR vorsichtig ausgedrückt, überschaubar war. Ergebnisse der offiziellen Frauenforschung der DDR wurden vor allem als ‚graue‘ Literatur publiziert. Sie waren in den Buchhandlungen und an den Kiosken der DDR nicht erhältlich und wurden nach einem Schlüssel an bestimmte Funktionäre in Partei, Wissenschaft und Verwaltung, an entsprechende Institutionen sowie Großbetriebe oder ins sozialistische Ausland verteilt. Sie dienten vor allem der machtinternen Information[190].

„Probleme der öffentlichen Kindererziehung, der Vereinbarkeit von Familie und Beruf oder der Aufstiegschancen von Frauen“ wurden Helwig zufolge in diesen Informationen zwar „weitaus offener behandelt als in Fachzeitschriften oder gar in den Mas-

185 Müller-Rückert 1993, S. 23.
186 Schröter/Ullrich 2004, S. 28.
187 Vgl. Diemer 1994, S. 85.
188 Schröter/Ullrich 2004, S. 9.
189 Helwig 1987, S. 37.
190 Vgl. Schröter/Ullrich 2004, S. 13; Helwig 1987, S. 37.

senmedien“[191]. Grundlegende Kritik an bestehenden Geschlechterverhältnissen fand sich in ihnen jedoch nicht[192]. Die einzige kognitive Analogie zwischen westlicher Frauenforschung und der offiziellen Frauenforschung der DDR bestand darin, dass Frauen im Zentrum der wissenschaftlichen Betrachtungen standen – in der DDR aber stets nur funktional, bezogen auf ihre „‘optimale‘ gesellschaftliche Verteilung […] auf Qualifikationsgruppen, Berufe, Leitungsfunktionen“, „als Arbeitskraft oder unter dem Aspekt der Bevölkerungsreproduktion“[193], wie Diemer und Nickel schreiben und Nickel im Folgenden noch einmal näher erläutert:

> Gemessen an männlichen Leistungen wurde darin beurteilt, ob Frauen das eine schon ‚ganz gut‘ machen, das andere aber noch lernen müssen. So gesehen handelte es sich über weite Strecken um Defizit- statt um Differenzforschung. Diese Defizite sollten zur Erreichung ‚höherer‘, meist ökonomischer Zwecke, überwunden werden, vor allem durch den Fleiß und die Anstrengung der Frauen selbst. Die gesellschaftlichen Defizite bzw. die strukturelle Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in der Ausstattung mit Ressourcen – materiellen, zeitlichen, sozialen, kulturellen – standen nicht im Blickpunkt.[194]

Auch in der westlichen Frauenforschung standen Frauen im Blickpunkt der Betrachtungen. Anfang der 1970er Jahre setzte sich überhaupt erst durch, dass ‚Frauen‘ sowohl als Forscherinnen als auch als Thema für die Wissenschaften relevant wurden[195]. Der Begriff ‚Frauenforschung‘ steht folglich sowohl für den Inhalt der Forschungen als auch für wissenschaftsimmanente Entwicklungen, die eine große gesellschaftspolitische Bedeutung hatten. Westliche Frauenbewegung und Frauenforschung waren aufs engste miteinander verbunden. Unter dem Einfluss der neuen Frauenbewegung begann sich die Frauenforschung (*Women Studies*) zu entwickeln, die mit ihren Thesen, Debatten und neuen Ansätzen wiederum die Frauenbewegung nachhaltig beeinflusst hat[196].

Das wichtigste erkenntnisleitende Interesse der Frauenforschung galt den Geschlechterbeziehungen und der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und symbolischen Ausbildung von Geschlechterdifferenzen[197]. Bis in die 1980er Jahre hinein waren es vor allem differenztheoretische Auseinandersetzungen, die mit einer Betonung, Anerkennung und Aufwertung des ‚Weiblichen‘ begannen und mit der Gleichwertigkeit beider Geschlechter unter Anerkennung ihrer Differenz etwa Mitte/Ende der 1980er Jahre endeten[198].

Nicht mehr die Frau, sondern „die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit selbst“ rückte in den 1980er Jahren „ins Zentrum der Analyse“[199] und aus der Frauenforschung wurde die Gender-Forschung (*Gender Studies*). Zweigeschlechtlich-

[191] Helwig 1987, S. 37.
[192] Vgl. ebd.; Diemer 1994, S. 85.
[193] Nickel 1996, S. 327; Diemer 1994, S. 85.
[194] Nickel 1996, S. 327 f.
[195] Lenz 2008, S. 360.
[196] Ebd., S. 362.
[197] Vgl. Benhabib 1994, S. 12.
[198] Vgl. Lenz 2008, S. 361; Hagemann-White 1992, S. 21 f.
[199] Gildemeister/Wetterer 1992, S. 202; vgl. Lenz 2008, S. 361.

keit und binäres Denken wurden mit den 1990er Jahren dann grundsätzlich infrage gestellt und die Differenz zwischen Frauen zunehmend thematisiert (*Queer Studies*, *Intersectionality*). Infolge der inhaltlichen Entwicklungen haben sich auch die Begrifflichkeiten gewandelt, sodass der Begriff ‚Frauenforschung' aus heutiger Perspektive eher als historisch-politischer Begriff zu verstehen ist, der allerdings in der Soziologie und den Sozialwissenschaften im Ggs. zu den Kultur- und Literaturwissenschaften bis heute Verwendung findet[200].

Zusammengenommen unterscheiden sich die Frauenforschungen in Ost und West im Wesentlichen dadurch, dass in der DDR Forschungen *über* Frauen angeordnet und betrieben, in der alten Bundesrepublik Forschungen *von* Frauen entwickelt und erkämpft wurden. Die offizielle Frauenforschung der DDR war weit davon entfernt, sich kritisch und reflexiv mit patriarchalen Herrschaftsstrukturen auseinanderzusetzen. ‚Geschlecht' ist nie als eigenständige soziale Strukturkategorie anerkannt worden[201], womit der Frauenforschung der DDR ein wesentliches kognitives Element des westlichen Feminismus ‚fehlte' – die Patriarchatskritik. Nickel hat auf diesen Unterschied hingewiesen und dessen keineswegs nur marginale Auswirkungen wie folgt beschrieben:

> Für Selbst-Besinnung und weiblichen Selbst-Bezug – wichtige Voraussetzungen für das Entstehen der modernen Frauenbewegung im Westen – blieben weder Raum noch Zeit. Ein entwickeltes Frauen-Bewusstsein im Sinne eines kritischen und reflexiven Bezugs auf vorfindliche Herrschaftsstrukturen und Ideologien hat die (Frauen-)Politik der DDR ganz sicherlich nicht massenhaft hervorgebracht.[202]

Angesichts der immer deutlicher werdenden Unterschiede zwischen ost- und westdeutschem Feminismus stellt sich die Frage, inwiefern der Feminismus westlicher Provenienz nicht auch moderne Gesellschaftsstrukturen, das heißt eine demokratische, pluralisierte Öffentlichkeit voraussetzt? Und dies gilt auch mit Blick auf die Mobilisierungsfunktion der westlichen Frauenforschung für die Frauenbewegung.

Gilcher-Holtey zufolge braucht eine Bewegung intellektuelle Vordenker, „die es ermöglichen, Ereignisse und Strukturprobleme zu deuten, Protestursachen zu definieren sowie Unzufriedenheit und Unbehagen zu lenken, auf Ziele zu orientieren"[203]. In den Wissenschaften der DDR waren sie im Gegensatz zur westlichen Frauenforschung jedenfalls kaum zu finden. Und wenn es Vorreiterinnen wie Dölling und Nickel gab, dann waren ihre Stimmen aufgrund der Geschlossenheit des Wissenschaftssystems in der DDR kaum öffentlich und darüber hinaus auch nur verklausuliert wahrnehmbar.

In nahezu unermüdlichen theoretischen Beweisführungen und Deduktionen versucht Dölling beispielsweise ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass es auch im Sozialismus

200 Vgl. u. a. Diemer 1994, S. 82 f.; Lenz 2008, S. 359 f. Ein Beispiel für die institutionalisierte Frauenforschung der alten Bundesrepublik ist die 1978 gegründete ‚Sektion Frauenforschung' (heute ‚Sektion Frauen- und Geschlechterforschung') in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) (vgl. Lenz 2008, S. 363).

201 Vgl. Peter 1990, S. 629; Nickel 1996, S. 328; Diemer 1994, S. 85.

202 Nickel 2001a, S. 545.

203 Gilcher-Holtey 2001, S. 11.

keine natürliche Zweigeschlechtlichkeit gibt[204], dass Geschlechterbeziehungen „gesellschaftliche Verhältnisse und als solche in erster Linie zu untersuchen sind“ und dass nicht jedem Formationswechsel (z. B. vom Kapitalismus zum Sozialismus) „unmittelbar auch ein Formwechsel der Geschlechterverhältnisse“[205] folgt. Erwerbsarbeit sei zwar eine wesentliche Voraussetzung, aber nicht gleichzusetzen mit Emanzipation. Auch der „Entwicklungsgrad des *Selbst-Bewußtseins*“[206] der Frauen bestimme das Rollenverhalten und damit den Grad ihrer Emanzipation. Und mit Selbstbewusstsein meint Dölling analog zu Nickel (s. o.) *nicht* den Selbstwert der Frauen, der im Streben nach ‚weiblicher‘ Autonomie in der westlichen Frauenbewegung so bedeutungsvoll war (Durchsetzungsvermögen, Selbstbehauptung und -achtung, Souveränität, Selbstvertrauen, Stolz etc.), sondern den „Prozeß der Selbsterkenntnis“ über die geschlechtsspezifische Determiniertheit der „Lebensprozesse[..] in ihrer Gesamtheit“[207].

Dölling hat also einerseits für die Kategorie Geschlecht sensibilisiert, womit die Sozialwissenschaftlerin eine Vorreiterrinnenrolle in der DDR einnahm. Andererseits und gleichzeitig stellt sie aber das Primat der Produktionsverhältnisse, aus dem sich alle anderen Verhältnisse erklären und ableiten lassen, nicht infrage[208]. Und das hat gravierende Folgen sowohl für die Rezeption im nichtsozialistischen Ausland – Dölling wurde in nahezu jeder feministischen Forschungsarbeit über Frauen in der DDR rezipiert und zitiert – als auch für die Wahrnehmung in der DDR.

Denn aus den veränderten Produktionsverhältnissen ergibt sich im Marxismus-Leninismus zwangsläufig eine „veränderte Stellung der Frauen in der sozialistischen Gesellschaft“[209] und damit ein beachtliches Niveau der Gleichberechtigung in der DDR. Geschlechtsspezifische Ungleichheiten und Diskriminierungen werden zu ‚Entwicklungswidersprüchen‘ beim Aufbau einer sozialistischen Gesellschaftsordnung abgemildert. Sie seien „Ergebnis und Ausdruck tiefgreifender“, mithin progressiver „Umwälzungen […], die sich beim Aufbau des Sozialismus bisher vollzogen haben“[210], aber bald überwunden werden würden.

Einem Teil westlicher Feministinnen schienen derartige Äußerungen hingegen eher der Affirmation eigener Auffassungen zu dienen. Das Niveau der Gleichberechtigung in der DDR, das in der Hauptsache nach dem Grad der Integration der Frauen in die Erwerbsarbeitssphäre, den existierenden Frauenförderplänen und -programmen und den staatlichen Kinderbetreuungsangeboten bemessen wurde, legte nahe, dass die ‚Frauenfrage‘ in der DDR in der „Breite […] angegangen wurde“ und dass „sich die Auswirkungen von Gleichberechtigung schon abzeichnen“[211]. Wie hier Menschik und Leopold, so waren beispielsweise auch Lennox und Gerber von den „gewaltigen Erfolge[n] der

[204] Vgl. z. B. Dölling 1980, S. 64 f. u. 1988, S. 564 f.
[205] Dölling 1980, S. 65.
[206] Ebd., S. 72; Hervorh. v. der Verf.
[207] Ebd., S. 61 u. 73.
[208] Vgl. u. a. folgende Textstellen: Dölling 1980, S. 67; 1986, S. 29 f.; 1988, S. 565.
[209] Dölling 1988, S. 561. Vgl. dazu auch Nickel 1988, S. 584.
[210] Dölling 1986, S. 135; vgl. ebd., S. 134 u. 1988, S. 561.
[211] Menschik/Leopold 1974, S. 191.

DDR-Gesellschaft“ und dem erheblich größeren „gesellschaftlichen Fortschritt in bezug auf den Status der Frau“[212] in der DDR überzeugt.

Diejenigen, die wie Schmitz (1983) und Hildebrandt (1984) vom erreichten feministischen Fortschritt in der DDR weniger überzeugt waren, begaben sich auf die Suche nach ‚unverfälschten‘ Daten aus der DDR. Fehlende Analysen und Daten, ideologische Codierungen und wissenschaftliche Konzeptionen, die selten über das beachtliche Niveau der erreichten Gleichberechtigung in der DDR hinauswiesen, führten laut Müller-Rückert dazu, dass auf belletristische Literatur zurückgegriffen wurde (s. o.).

Interessant war die Literatur für westliche Beobachterinnen und Forscherinnen in zweifacher Hinsicht. Analog zu den ersten westlich-feministischen Denkansätzen, denen zufolge weibliche Autorschaft und „feministische Kritik an eine außersprachliche Erfahrung von Frauen gekoppelt und durch eine solche autorisiert ist“[213], galten die Texte von Autorinnen aus der DDR einerseits als Form der Bewusstseinsäußerung und „Möglichkeit, erste Eindrücke vom Denken und Fühlen der Frauen in der DDR zu gewinnen“[214]. Andererseits wurden die Texte und Werke z. T. ganz im Sinne der eigenen westlichen kognitiven feministischen Identität rezipiert[215] und dadurch nur noch bedingt als DDR-Literatur identifiziert. Sie dienten als Projektionsfläche der eigenen Utopie und Selbstvergewisserung.

3.2.4 ‚Frauenliteratur‘ und ‚Weibliches Schreiben‘

Frauenliteratur war ebenso wie die Frauenforschung eine feministische Praxis bzw. Ausdruck feministischer Kultur, die sich Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre im Rahmen der neuen Frauenbewegung in der alten Bundesrepublik und den westlichen Ländern zu entwickeln begann[216]. Das Sichtbarmachen von Frauen markierte wie in der Frauenforschung auch hier die Anfänge der ‚Frauenliteratur‘ und führte zur Reaktivierung eines bis heute als problematisch anzusehenden Begriffes.

Im Gegensatz zu den ursprünglich unter Frauenliteratur subsumierten Liebes- und Unterhaltungsromanen z. B. einer Hedwig Courths-Mahler (1867-1950), sollte mit dem Label nunmehr auf die patriarchalen Strukturen und geschlechtsspezifischen Benachteiligungen im männerdominierten Literaturbetrieb hingewiesen werden. Auf diese Weise erkämpften sich Frauen ganz im Sinne der Ziele der Frauenbewegung die Gegenwartsliteratur. Wie in der Frauenforschung, so dominierte auch hier ein anfängliches Differenzdenken, das an eine Positivierung des Weiblichen gekoppelt war. Durch das Schreiben sollte die jahrhundertelange Sprachlosigkeit der Frauen überwunden werden.

[212] Lennox 1983, S. 224 u. 233.; vgl. Gerber 1986/86, S. 57 f.
[213] Beinroth/Feldmann/Schülting 2004b, S. 175.
[214] Schmitz 1983, S. 14.
[215] Vgl. Emmerich 1996, S. 12; Hildebrandt 1984, S. 158 f.
[216] Einen ausführlicheren, fundierten und auch auf Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklung von Frauenbewegung und Frauenliteratur eingehenden Überblick zum Begriff Frauenliteratur gibt Vorspel 1990, S. 9 f.

Schreiben diente der Selbsterfahrung und Selbstverständigung, damit war es Ausdruck des Strebens nach Autonomie.

Die Frauenliteratur der alten Bundesrepublik hat sich Hilzinger zufolge in drei Phasen entwickelt: „[I]n den ersten Jahren waren kollektive Produktionen agitatorisch-aufklärerischer Art dominierend“, denen eine „Reihe subjektiver, meist autobiographischer Texte“ folgten, „in denen sich die Aufarbeitung persönlicher Geschichte mit feministischer Programmatik verband“[217], z. B. in *Häutungen* (1975) von Verena Stefan oder in *Entmannung* (1976) von Christa Reinig. Ende der 1970er Jahre bestimmten laut Hilzinger eine Reihe von epigonalen Werken wie *Der Märchenprinz* (1980) von Svende Merian die altbundesrepublikanische Frauen-Literatur[218].

Der Begriff Frauenliteratur musste immer zugleich auch gegen seine negative Konnotation abgegrenzt werden. Schmidt votierte wie viele Feministinnen in den 1970er- und auch noch in den 1980er Jahren, für eine Umwertung und selbstbewusste Verwendung dieses ‚Schimpfwortes‘[219]: Das ‚Weibliche‘ nicht mehr verstecken zu wollen, den als minderwertig und nebensächlich geltenden „weiblichen Erfahrungsbereich aus seiner Degradierung“[220] herauszuholen, die Welt bewusst mit den Augen einer Frau zu sehen, mit einer subversiv-weiblichen Textpraxis dem phallogozentrischen Denken entgegenzuwirken – dafür stand die Frauenliteratur[221]. Dem ‚Weiblichen‘ sollte der Status des minderwertig Anderen genommen werden.

Erreicht wurde jedoch das Gegenteil. Weigel zufolge wurde das Weibliche erneut zur Metapher für das „A-Logische, das Dezentrische, das Uneindeutige und Uneinheitliche“[222]. Somit führte das Label Frauenliteratur in eine neuerliche Ontologisierung des Weiblichen auf der Basis essentialistischer Vorstellungen.

„Der Begriff Frauenliteratur wird heute vielfältig und häufig verwandt und noch häufiger vermieden“[223], registriert infolgedessen Vorspel Anfang der 1990er Jahre. Es sind aber nicht nur die ontologischen Weiblichkeitsvorstellungen, die bis heute scharfe Kritik am Begriff ‚Frauenliteratur‘ evozieren. Die westdeutsche Schriftstellerin Gisela Elsner (1937-1992) bezeichnete die vermeintliche Genrebezeichnung noch aus einem anderen Grund als ‚literarisches Ghetto‘:

> Obwohl männliche Verfasser nicht anders als ihre weiblichen Kollegen allesamt gleiche biologische Merkmale aufzuweisen haben, kommt kein Kritiker auf den Gedanken, ihre Bücher einer sogenannten Männerliteratur zuzuordnen. Der Vorschlag, die Werke von Dante, Shakespeare und Goethe als Männerliteratur zu bezeichnen, weil ihre Verfasser mit einem Penis ausgestattet waren, dürfte bei männlichen Autoren und Kritikern Empörung oder Gelächter hervorrufen, während es von ihnen als ganz normal empfunden wird,

217 Hilzinger 1985, S. 5; Vgl. dazu auch Schmidt 1982; Schmidt-Bortenschlager 1986, S. 127.
218 Vgl. Hilzinger 1985, S. 5.
219 Schmidt 1982, S. 3.
220 Ebd.
221 Vgl. Weigel 1986, S. 112.
222 Vgl. Ebd., S. 108.
223 Vorspel 1990, S. 9.

> daß die Bücher von Frauen als Frauenliteratur bezeichnet werden, weil ihre Verfasserinnen mit Brüsten und einer Scheide ausgestattet sind.[224]

Auch die ostdeutsche Schriftstellerin Irmtraud Morgner lehnt den immanenten Biologismus des Begriffes ab: Was heißt hier ‚Frauenliteratur'? Literatur von weiblichen Autoren geschrieben? Literatur mit weiblichen Hauptfiguren? Literatur nur für weibliche Leser? … Wenn der Beatriz-Roman und meine anderen Bücher nur für Frauen verständlich wären, wären sie keine Literatur und folglich auch für Frauen ungenießbar"[225].

In welcher Hinsicht die literarischen Produktionen auch immer mit der Kategorie Geschlecht verbunden werden, sei es, dass sie als Literatur geschrieben von Frauen charakterisiert werden, dass Frauen über Frauen schreiben, dass das Geschriebene von Frauen gelesen wird, es bleibt eine problematische Charakterisierung, die nichts über Inhalt, Sprache und Genre der Werke aussagt, sondern lediglich etwas über das biologische Geschlecht der Schriftstellerinnen, der Rezipientinnen und/oder der Hauptprotagonistinnen der Texte[226].

‚Frauenliteratur' ist wie die ‚Frauenforschung' folglich ein strittiger und deshalb vor allem historischer Begriff, der in den hier vorliegenden Arbeiten zur DDR allerdings überwiegend rehabilitiert wird – sei es in Form des einfachen Dualismus („von Frauen über Frauen"[227]) oder der Triade („von Frauen – über Frauen – für Frauen"[228]) bis zu einer mehr oder weniger ausdifferenzierten theoretischen Erweiterung des Begriffes[229], wie sie beispielsweise Müller-Rückert vorgenommen hat:

> Dagegen steht die gegenwärtige Fassung des Begriffes ‚Frauenliteratur', der deutlich selbstbewußt für Autorinnen und Veröffentlichungen verwendet wird, die sich an ein ‚allgemeines' Lesepublikum wenden, die Veränderungen der Lebensbedingungen der Frauen explizit aufgreifen und den Folgewirkungen (nicht nur für Frauen) nachspüren, in jedem Fall aber die individuelle und gesellschaftliche Lage der Frauen als historisch gewordene und ‚veränderungswürdige' begreifen.[230]

Nicht nur mit Blick auf die Frage, ob mit solchen definitorischen Umdeutungen essentialistische Weiblichkeitsvorstellungen tatsächlich auch handlungspraktisch überwunden werden können[231], bleibt der Begriff problematisch. Auch wenn er als historischer verstanden wird, bleiben Zweifel hinsichtlich seiner Übertragbarkeit auf die DDR. Hildebrandt warnt hier erneut davor, „das geschriebene Wort nicht mißzuverstehen"[232]. Nach

[224] Elsner 1983, S. 138.
[225] Irmtraud Morgner zit. nach Opitz-Wiemers 2009, S. 98.
[226] Zur Kritik am Begriff Frauenliteratur vgl. u. a. Elsner 1983, S. 138; Weigel 1986, S. 109; Vinken 2007, S. 102 f.; Sylvester-Habenicht 2009, S. 204 f.; Opitz-Wiemers 2009, S. 98.
[227] Grunenberg 1990, S. 161.
[228] Weise 2003, S. 25; vgl. Lequy 2000, S. 18.
[229] Vgl. u. a. Hildebrandt 1984, S. 25 f.; Matheja-Theaker 1996, S. 41; Müller-Rückert 1993, S. 29 f.
[230] Müller-Rückert 1993, S. 32 f.
[231] Zu dieser Frage vgl. auch Sylvester-Habenicht 2009, S. 25 f.
[232] Hildebrandt 1984, S. 158.

eigenen Angaben entging die Wissenschaftlerin diesem Problem durch ihre Gespräche mit den von ihr porträtierten DDR-Autorinnen:

> Daraus [aus den Gesprächen, Anm. d. Verf.] lernte ich mit der Zeit, die Gefahr immer stärker zu bewerten, daß ein Leser/eine Leserin in der BRD ein Buch, das in der DDR und für die DDR geschrieben wurde, aufnimmt, als sei es an ihn/sie adressiert. Geäußerte Kritik, erzählter Alltag und literarische Ausformung der Zukunft werden spontan adaptiert, da ja scheinbar in der gleichen Sprache gesprochen und somit wörtlich verständlich. Daß der Autor/die Autorin evtl. eine ganz andere Intention, weil eine andere Zielrichtung hatte, wird nicht bedacht.[233]

Ebenfalls nicht bedacht oder nur peripheren Einfluss auf die Diskurse, die *über* die DDR geführt wurden, hatten die fundamentalen, scheinbar aber keineswegs fundamental augenfälligen Unterschiede zwischen dem ost- und dem westdeutschen Feminismus. Dazu zählt zum einen, dass „der enge Zusammenhang von Geschlecht und Literatur", wie er im Zuge der Frauenbewegung der 1970er Jahre in der alten Bundesrepublik diskutiert wurde, in der DDR „Anfangs kein Thema" war und zum anderen, dass sich hier weder eine Bewegung konstituierte, „die den Bruch mit einer männlich dominierten Literaturgeschichte […] vollzog"[234], noch dieselben Auseinandersetzungen um das ‚weibliche Schreiben' geführt wurden, wie in Westdeutschland und den anderen westlichen Industrienationen.

So bemühten sich Mitte der 1970er Jahre einerseits westdeutsche Literaturwissenschaftlerinnen wie Silvia Bovenschen „Kriterien für eine ‚weibliche' Ästhetik zu finden" und andererseits wurde der Gedanke „der ‚sexuellen Differenz' aus Frankreich auch in deutsche Lande" getragen. Solchermaßen beginnt Lackner ‚weibliches Schreiben' westlicher Lesart zu erklären und fährt fort:

> Die bekanntesten Vertreterinnen dieser Strömung, Julia Kristeva, Hélène Cixous und Luce Irigaray, werden unter dem Namen *écriture féminine* zusammengefasst, weniger um ihre einheitliche Gesinnung zu unterstreichen, sondern um anzugeben, dass ihnen ein Grundgedanke gemeinsam ist, den sie, zwar jeweils modifiziert, miteinander teilen. Allgemein formuliert, besteht dieser Grundgedanke in der ihnen gemeinsamen Auffassung von Sprache als patriarchalisch determiniertem Zeichensystem, das die Frau festgeschrieben hat und dem sie sich zu entziehen trachtet.[235]

Infolgedessen versuchten westliche Autorinnen „mit Hilfe von Wortspielen, Neologismen, unkonventioneller Zeichensetzung und stilistischen Brüchen die phallozentrische Logik zu durchbrechen"[236]. Ebenso wenig wie in den Wissenschaften, setzten sich aber Autorinnen der DDR mit Patriarchatskritik auseinander. Die meisten Frauen der DDR waren der Meinung, „daß die Emanzipation der Frau nicht ohne die des Mannes mög-

[233] Ebd.
[234] Opitz-Wiemers 2009, S. 98.
[235] Lackner 2003, S. 82. Hervorh. v. der Verf.
[236] Beinroth/Feldmann/Schülting 2004a, S. 60.

lich sei"[237]. Die Beschäftigung mit der Existenz sprachlicher männlicher Codierungen erübrigte sich vor diesem Hintergrund. Mehr noch, Anfang der 1980er Jahre hatten Fragen des weiblichen Schreibens Opitz-Wiemers (s. o.) und Hildebrandt zufolge für Autorinnen der DDR „kaum Relevanz" und verursachten „meist nur Kopfschütteln im Gespräch"[238]. Nicht selten evozierten Fragen danach ähnlich ablehnende bzw. abwehrende Reaktionen wie auf den Feminismusbegriff[239].

Erst wesentlich später, Mitte der 1980er Jahre, und auch bedeutend vorsichtiger begannen Schmitz-Köster und Lequy zufolge „bunt gemischte" Auseinandersetzungen mit dem ‚weiblichen Schreiben' in der DDR, die sich wie bei Brigitte Burmeister „auf Stil und Inhalt des Textes, Entstehungsumfeld und Absicht der Autorin beziehen"[240]. Neben Gerti Tetzners affirmativer[241] und Irmtraud Morgners pejorativer Äußerung (s. o.) wird in Fragen des ‚weiblichen Schreibens' in der DDR für gewöhnlich Christa Wolf aus ihren *Voraussetzungen einer Erzählung* (1983) zitiert:

> Inwieweit gibt es wirklich ‚weibliches' Schreiben? Insoweit Frauen aus historischen und biologischen Gründen eine andere Wirklichkeit erleben als Männer. Wirklichkeit anders erleben als Männer, und dies ausdrücken. Insoweit Frauen nicht zu den Herrschenden, sondern zu den Beherrschten gehören, jahrhundertelang, zu den Objekten der Objekte, Objekte zweiten Grades, oft genug Objekte von Männern, die selbst Objekte sind, also, ihrer sozialen Lage nach, unbedingt Angehörige der zweiten Kultur; insoweit sie aufhören, sich an dem Versuch abzuarbeiten, sich in die herrschenden Wahnsysteme zu integrieren. Insoweit sie, schreibend und lebend auf Autonomie aus sind. (VeE, 146)

Spätestens mit dem letztgenannten Satz brechen die Zitate in der Regel ab[242]. Die Nähe zum westlichen Feminismus scheint so mancher/manchem Wissenschaftler/in eindeutig: „Voraussetzung weiblichen Schreibens" sei bei Wolf, „dass es den Ort der Frauen im patriarchalen Machtgefüge benennt"[243], so Mautner. Schmitz-Köster glaubt, dass zwei Aspekte weiblichen Schreibens bei Christa Wolf „besonders wichtig" sind:

> Zwei Aspekte von Christa Wolfs Bestimmung weiblichen Schreibens […] scheinen mir besonders wichtig: der literarische Ausdruck der ‚anderen (weiblichen) Wirklichkeit' und das Ziel der Autonomie. Texte, die sich an männlichen Normen ausrichten und den männlichen Blick reproduzieren, können nach Christa Wolf genausowenig als Manifestation ‚weiblichen Schreibens' verstanden werden wie solche Texte, die nicht nach selbstbestimmten Lebensentwürfen, nach Autonomie suchen.[244]

237 Hildebrandt 1984, S. 28.
238 Ebd.
239 Vgl. ebd., S. 28, 41, 74 u. 140.
240 Lequy 2000, S. 49; vgl. dazu auch Schmitz-Köster 1989, S. 18; Nagelschmidt 1997, S. 50 f.
241 „Für Gerti Tetzner ist es gar keine Frage, daß es eine spezielle Literatur von Frauen in der DDR gibt und daß diese notwendig ist" (Hildebrandt 1984, S. 109 f.).
242 Vgl. u. a. Weise 2003, S. 237; Rupp 1999, S. 303; Mautner 2008, S. 139; Schmitz-Köster 1989, S. 19; Jankowsky 1989, S. 407.
243 Mautner 2008, S. 139.
244 Schmitz-Köster 1989, S. 20.

Allerdings setzt letztgenannte Lesart „eine positive Vorstellung von der realen Frau oder eine ideale Vorstellung von Weiblichkeit“[245] voraus, kritisiert Weigel und fährt fort: „Diese positive Vorstellung orientiert sich häufig am Bild eines autonomen (emanzipierten) weiblichen Subjekts, das selbst als imaginäre Produktion erst einmal kritisch zu befragen wäre“[246]. Und es wird im Laufe der nächsten Kapitel vor allem immer dann kritisch befragt werden, wenn es um das Selbstbewusstsein ostdeutscher Frauen geht.

An dieser Stelle interessiert aber zunächst die ‚Männerfrage‘, die mit der ersten Lesart aufgeworfen wird und im Transformationsprozess zu einer der ‚Gretchenfragen‘ zwischen ost- und westdeutschem Feminismus geworden ist. Folgt aus der Tatsache, dass Wolf den ‚Ort der Frauen‘ benennt, auch eine umfassende Patriarchatskritik? Und mündet diese ebenso wie im westlichen Feminismus in einer Abgrenzung von den Männern? Folgendermaßen heißt es dazu in der nunmehr vollständig zitierten Passage der *Voraussetzungen einer Erzählung*:

> Inwieweit gibt es wirklich ‚weibliches‘ Schreiben? Insoweit Frauen aus historischen und biologischen Gründen eine andere Wirklichkeit erleben als Männer. Wirklichkeit anders erleben als Männer, und dies ausdrücken. Insoweit Frauen nicht zu den Herrschenden, sondern zu den Beherrschten gehören, jahrhundertelang, zu den Objekten der Objekte, Objekte zweiten Grades, oft genug Objekte von Männern, die selbst Objekte sind, also, ihrer sozialen Lage nach, unbedingt Angehörige der zweiten Kultur; insoweit sie aufhören, sich an dem Versuch abzuarbeiten, sich in die herrschenden Wahnsysteme zu integrieren. Insoweit sie, schreibend und lebend auf Autonomie aus sind. *Da begegnen sie dann den Männern, die auf Autonomie aus sind. Autonome Personen, Staaten und Systeme können sich gegenseitig fördern, müssen sich nicht bekämpfen wie solche, deren innere Unsicherheit und Unreife andauernd Abgrenzung und Imponiergebärden verlangen.* (VeE, 146; Hervorh. v. der Verf.)

Ein bedeutender Unterschied zwischen dem weiblichen Schreiben Wolfscher Prägung und der écriture féminine besteht darin, dass Wolf den Männern *begegnet*, anstatt sich von ihnen abzugrenzen. Das Wort ‚Begegnung‘ beinhaltet jedoch weitaus mehr als bloßes Antonym zum Begriff ‚Abgrenzung‘ zu sein, wie die Positionierung ostdeutscher Schriftstellerinnen zur ‚Männerfrage‘ gemeinhin interpretiert und im Folgenden mit den Worten Hildebrandts wiedergegeben wird. Die Literaturwissenschaftlerin kommt in Auswertung von zwölf von ihr durchgeführten Interviews mit DDR-Autorinnen zu dem Ergebnis, dass die Schriftstellerinnen weder explizit für Frauen schrieben, noch dass sie sich so radikal von den Männern abgrenzten, wie einige schreibende Frauen in der alten Bundesrepublik[247]: „Die meisten Frauen erachten es nicht als notwendig für die Entwicklung weiblichen Selbstbewußtseins, daß Frauen sich ohne männliche Anleitung zusammenschließen, eigene Bereiche fordern und als Gruppe den Männern gegenüber auftreten“[248].

[245] Weigel 1986, S. 109 f.
[246] Ebd., S. 110.
[247] Hildebrandt 1984, S. 28.
[248] Ebd. Nicht aufgrund von Selbstauskünften, sondern aufgrund von Textbeispielen (von Worgitzky, Maron, Johannis und Morgner) kommt auch Matheja-Theaker zu dem Schluss, dass

Wolf geht sogar noch weiter. Ihr zufolge zeugen Abgrenzungen von Unsicherheit und Unreife (s. o.). Die Autorin empfindet „Unbehagen bei der Lektüre so mancher Veröffentlichung […], die sich selbst unter das Prädikat ‚Frauenliteratur' begibt" (VeE, 147), wie es ein paar Zeilen später im Text heißt. Wolf grenzt sich von dieser als „sektiererisch" empfundenen feministischen Denkrichtung, nicht aber von den Männern ab:

> [V]or allem empfinde ich einen wahren Horror vor jener Rationalismuskritik, die selbst in hemmungslosem Irrationalismus endet. Daß Frauen zu der Kultur, in der wir leben, über die Jahrtausende hin offiziell und direkt so gut wie nichts beitragen durften, ist nicht nur eine entsetzliche, beschämende und skandalöse Tatsache für Frauen – es ist, genau genommen, diejenige Schwachstelle der Kultur, aus der heraus sie selbstzerstörerisch wird, nämlich ihre Unfähigkeit zur Reife. Jedoch bringt es der Fähigkeit zur Reife nicht näher, wenn an die Stelle des Männlichkeitswahns der Weiblichkeitswahn gesetzt wird und wenn die Errungenschaften vernünftigen Denkens, nur weil Männer sie hervorgebracht haben, von Frauen zugunsten einer Idealisierung vorrationaler Menschheitsetappen über Bord geworfen werden. […] Es gibt keinen Weg vorbei an der Persönlichkeitsbildung, an rationalen Modellen der Konfliktlösung, das heißt auch an der Auseinandersetzung und Zusammenarbeit mit Andersdenkenden und, selbstverständlich, Andersgeschlechtlichen. Autonomie ist eine Aufgabe für jedermann, und Frauen, die sich auf ihre Weiblichkeit als einen Wert zurückziehen, handeln im Grunde, wie es ihnen adressiert wurde: Sie reagieren mit einem großangelegten Ausweichmanöver auf die Herausforderung der Realität an ihre ganze Person. (VeE, 147 f.)

Christa Wolf kritisiert im Zusammenhang mit ihren Überlegungen zum weiblichen Schreiben bestimmte Erscheinungsformen des Feminismus westlicher Provenienz. Gedanken dieser Art beschäftigten die Autorin schon vor der Arbeit an den Texten zu den *Voraussetzungen einer Erzählung*. So schreibt sie im Vorwort zu Maxi Wanders Protokollband *Guten Morgen, du Schöne* (1977): „Diese Frauen sehen sich nicht als Gegnerinnen der Männer – anders als bestimmte Frauengruppen in kapitalistischen Ländern, denen man ihren oft fanatischen Männerhaß vorwirft" (B, 60). Wolf grenzt sich durch die Verwendung des Passivs zwar von der offiziell-radikalen Lesart ab, befindet sich mit dem folgenden Erklärungsversuch aber wiederum innerhalb der offiziellen Parameter:

> Wie aber sollen sie [die Frauen in kapitalistischen Ländern, Anm. d. Verf.] gelassen, überlegen, möglichst noch humorvoll sein, wenn sie der primitivsten Grundlagen für eine unabhängige Existenz entbehren? Besonders, wenn eine starke Arbeiterbewegung fehlt, werden Frauen in sektiererische, gegen die Männer gerichtete Zusammenschlüsse getrieben; meinen sie, die Männer mit den gleichen Mitteln bekämpfen zu müssen, mit denen die Männer jahrhundertelang gekämpft haben. Aber sie sind ja – glücklicherweise – nicht im Besitz dieser Mittel; sie sind im Besitz eines durchdringenden Ohnmachtsgefühls; entrechtet, versuchen sie ihr Selbstgefühl den Männern zu entziehen; ihr Weg zur Selbstfindung führt oft über den Rückzug auf das eigene Geschlecht; es muß ihnen schwerfallen, in ihren Entwürfen die ganze Gesellschaft zu umgreifen. (B, 60)

eine Emanzipation *gegen* die Männer von den Schriftstellerinnen rigoros abgelehnt wird (vgl. Matheja-Theaker 1996, S. 365).

Auch wenn Wolf ferner schreibt, dass sie nicht findet, „daß wir in der DDR“ von der Solidarität unter den westdeutschen Frauen, von ihrer Spontaneität und Erfinderlust, Fantasie und Vielfalt „gar nichts […] zu lernen hätten“ (B, 60), so zieht sich der Gedanke der Überlegenheit und Fortschrittlichkeit der ostdeutschen Frauen, die eine Abgrenzung von den Männern nicht mehr notwendig erscheinen lässt, doch bis zu den *Voraussetzungen einer Erzählung*. Und hier fordert Wolf die Begegnung mit den Männern. Aber wie sah sie aus, die Begegnung mit den Männern? Dies soll abschließend anhand der wohl bekanntesten und komplexesten Geschlechtertauschgeschichte der DDR[249], Christa Wolfs *Selbstversuch* (1974), gezeigt werden.

Selbstversuch handelt von einer namenlosen Wissenschaftlerin, die mithilfe des Serums „Petersein Maskulinum 199“ zum biologischen Mann mit dem Namen ‚Anders' wird. Er bricht das Experiment vorzeitig ab und ist „seit vollen zwei Wochen glücklich wieder eine Frau“ (SV, 469), als das *Traktat zu einem Protokoll* beginnt. Die Wissenschaftlerin erklärt darin dem ebenfalls namenlosen Professor – ihrem jahrelangen Vorgesetzten und Leiter des Projekts, die Beweggründe für den Abbruch und beginnt chronologisch mit den Gründen für das Experiment:

> ‚Neugier' sollen sie gesagt haben. Neugier als angenommener Grund für mein Einverständnis zu diesem Experiment. Neugier ist eine Untugend von Frauen und Katzen, während der Mann erkenntnishungrig und wissensdurstig ist. Das hielt ich Ihnen vor, und sie lächelten – anerkennend, wenn ich es richtig deute. Sie leugnen nie, wenn Sie ertappt sind. Aber sie geben sich alle Mühe, niemals ertappt zu werden. Und ich wollte wissen, warum. (SV, 469)

Die Wissenschaftlerin möchte hinter das „Geheimnis“ der „Unverwundbarkeit“ (SV, 495) und Affektfreiheit des von ihr verehrten Professors kommen. Als Mann mit dem Namen ‚Anders' entdeckt er es: Das Geheimnis der Unverwundbarkeit der Männer ist „Gleichgültigkeit“ (SV, 495). ‚Anders' verbietet sich „Traurigkeit als unfruchtbare Vergeudung von Zeit und Kraft“, lässt „den Frauen das Recht auf Trauer, Hysterie, die Überzahl der Neurosen“ und gönnt „ihnen den Spaß […], sich mit den Entäußerungen der Seele zu befassen […] und mit dem großen, schier unausschöpflichen Sektor der schönen Künste“ (SV, 497). ‚Anders' „entfernte sich unaufhaltsam von der Person, die so etwas hätte kränken können“; er fühlte sich „[w]ie im Kino“ (SV, 500).

> Da rutschte Ihnen, zum erstenmal, seit ich Sie kenne, etwas heraus, was Sie nicht hatten sagen wollen: Sie auch? […] Sie wurden bleich. Und ich hatte mit einem Schlag begriffen. Immer ist es ein Gebrechen, das man sorgfältig versteckt. Ihre kunstvoll aufgebauten Regelsysteme, Ihre heillose Arbeitswut, all Ihre Manöver, sich zu entziehen, waren nichts als der Versuch, sich vor der Entdeckung abzusichern: Daß sie nicht lieben können und es wissen. (SV, 500)

[249] Matheja-Theaker bezeichnet *Selbstversuch* in Anlehnung an Emmerich „aufgrund ihrer beträchtlichen gesellschaftsanalytischen und prognostischen Reichweite“ als „komplexeste der Geschlechtertauschgeschichten“ (Matheja-Theaker 1996, S. 296).

Der Professor fühlt sich selbst als bloßer Beobachter, als nehme er nicht aktiv am Leben teil. Die Unverwundbarkeit, die Männer von Frauen in der Erzählung unterscheidet, entpuppt sich am Ende der Geschichte nicht als Vermögen oder besondere Fähigkeit, sondern als Leere. Hinter dieses Geheimnis gekommen, bricht ‚Anders' das Experiment ab, nimmt das Gegenmittel „Petersein minus masculinum" und beschließt das Traktat wiederum als Frau: „Jetzt steht uns mein Experiment bevor: Der Versuch zu lieben. Der übrigens auch zu phantastischen Erfindungen führt: Zur Erfindung dessen, den man lieben kann" (SV, 501). Schmitz-Köster hat die Erzählung wie folgt als deutliche Abkehr der weiblichen Anpassung an männliche Normative interpretiert: „Ihr experimenteller Gang bis zum Extrem verweist auf seine Paradoxien und macht gleichzeitig deutlich, welche Aufgaben die Frauen nun zu bewältigen haben: das selbstbestimmte weibliche Experiment, das neue Möglichkeiten menschlichen Zusammenlebens und einen weiblichen Entwurf vom Mann einschließt!"[250].

Auch Weise zufolge bricht Wolf hier „mit der Norm, das Maß des Menschlichen vom Manne abzuleiten"[251]. Und Matheja-Theaker zufolge führt die Erzählung zu der Erkenntnis, dass Emanzipation nicht bedeuten dürfe, ‚zum Mann werden zu wollen'"[252]. Aber genau das möchte Beate, Wissenschaftlerin und Kollegin von ‚Anders', die zu weinen beginnt, als sich das „Fiasko" (SV, 493) abzeichnet, dass ‚Anders' emotional erkalten, sein Mitgefühl verlieren wird:

> Da fing Beate zu weinen an. Die stille, die bescheidene Beate. Beate, deren Name so gut zu ihr paßte: die Glückliche. Die alles ins rechte Verhältnis zueinander brachte: den schwierigen Beruf, einen anspruchsvollen Mann, zwei Kinder; die nie von sich reden machte. Und die vielleicht selbst nicht geahnt hatte, welch Unmaß an Hoffnung sie mit diesem Experiment verband. Wissen Sie, daß sie zu allem bereit war? Sie wollte die nächste sein: Das war ihr Ernst. Über mein Versagen geriet sie außer sich. In meinem widerwärtigen Hochmut werde ich noch diese einmalige Chance für alle anderen mit vertun, weil ich sie nicht wirklich brauche und daher gar nicht zu schätzen wisse. (SV, 494)

‚Anders' braucht die Geschlechtsumwandlung nicht wirklich, weil er im Leben einer Frau alleinstehend und kinderlos war. Beate hingegen, Mutter zweier Kinder, verheiratet und vollberufstätig hatte offensichtlich auf die Lösung des Geheimnisses gehofft, auch wenn es ihr bis zum drohenden Scheitern des Experiments nicht anzumerken war.

> Irene half mir, Beate ins Auto zu bringen. Ich fuhr sie nach Hause. Was sie unterwegs noch alles sagte, in welchem Ton, welche Art von Wörtern sie dabei benutzte, behalte ich für mich. Aber mir ist eine Scheu vor den stillen, bescheidenen Frauen geblieben. – Sie wohnt schön, Beate. Garten und Haus sind gepflegt. Keine schmutzige Tasse, kein ungemachtes Bett. Keine Unordnung hinter ihrem Rücken, sie wollte sich nie etwas vorzuwerfen haben. (SV, 494)

[250] Schmitz-Köster 1989, S. 79.
[251] Weise 2003, S. 134.
[252] Matheja-Theaker 1996, S. 301.

Wolf fordert mit der Figur der Beate aber keine Revision männlicher Normen. *Selbstversuch* ist auch ein Text gegen das Scheindasein der Frauen, gegen *ihre* Selbstkontrolle, *ihre* Anpassung an das von ihnen abverlangte Rollenbild, dessen Auswirkungen Wolf in der Erzählung ebenfalls beschreibt. Kurz nach Beginn der biologischen Geschlechtsumwandlung möchte Dr. Rüdiger, Freund und Kollege von ‚Anders', diesen nun auch ideell zum Mann bekehren. ‚Anders' „sollte bloß nicht so hirnverbrannt sein, in die Fallgrube zurückzuplumpsen", der er durch den Geschlechtertausch „glücklich entronnen war":

> Problemgeladene Frauen mag Doktor Rüdiger nicht besonders – und wer mag die schon? Sie mögen sich ja nicht mal selbst, sofern sie intelligent genug sind, die Zwickmühle zu sehen, in der sie stecken: zwischen Mann und Arbeitsdrang, Liebesglück und Schöpfungswillen, Kinderwunsch und Ehrgeiz ein Leben lang zickzack laufen wie eine falsch programmierte kybernetische Maus. (SV, 481)

Männer und Frauen sind gleichermaßen in ihren Rollen gefangen. Folgt man Snyder, dann kommt hier eines der „klassischen Themen osteuropäischer Dissidentenliteratur" zum tragen: „Das System sind nicht nur die Herrscher, es sind auch die Beherrschten"[253]. Selbstkontrolle dient wie die Selbstzensur der Aufrechterhaltung des Systems. Darin gleichen sich Männer und Frauen. Schließlich bleibt der Protagonistin nicht nur eine „Scheu vor den stillen, bescheidenen Frauen" (SV, 494). Auch die Männer sind auf entrückende Weise still: „Ehe Beate einschlief, fragte sie ‚Anders': „Warum sagst du nichts? Sie dachte wohl, es stünde mir frei, zu reden oder zu schweigen. Sie konnte sich die Stille nicht vorstellen, die in mir herrschte. Keiner kann sich diese Stille vorstellen" (SV, 494).

Mit *Selbstversuch* wird anschaulich, was Nagelschmidt für die Literatur am Anfang der 1970er Jahre abstrakt formuliert: Es sind Texte entstanden „gegen eine immer einseitiger werdende Lebenssicht, gegen Verkrustungen (sozial und politisch), gegen Hierarchie und Dummheit […] gegen Identitätsverlust, gegen ein Scheindasein und die Entpersönlichung, gegen erfahrene Lieblosigkeit"[254].

Männer und Frauen so scheint es, das sind zwei Seiten ein und derselben Medaille und es ist scheinbar kein singulär verwendetes Motiv. Doris Paschillers Hauptfigur Johanna in *Die Würde* erinnert sich an ihre Sommerurlaube als Kind auf der Insel Rügen. Die „Leute", die hier lebten, „waren wie die Landschaft" und erscheinen Johanna noch im Nachhinein als „nicht verwundbar" (dW, 22). Während die Protagonistin in *Selbstversuch* hinter das Geheimnis der Unverwundbarkeit zu gelangen versucht, wird es in *Die Würde* lediglich mythisierend beschrieben:

> Diese Leute waren wie die Landschaft. Je mehr die Zeit an ihnen zehrte, desto mehr wurden sie eins mit sich, reduziert auf die Kraft, die ihnen als letztes geblieben war. Hinter sich all die Generationen, all *die besoffenen Männer* und *von Anstand geplagten Frauen*,

[253] Snyder 2011, S. 3. Dass Snyder an dieser Stelle zitiert wird, bedeutet nicht, dass *Selbstversuch* der Dissidentenliteratur zuzurechnen wäre. Aufmerksam gemacht werden soll jedoch auf thematische Analogien.

[254] Nagelschmidt 1997, S. 43 f.

> hinter sich all die Urlauber, die jahraus, jahrein hierherkamen und denen sie die Betten bezogen, die einst nicht für diesen Zweck bestimmt waren. (dW, 22; Hervorh. v. der Verf.)

Was bei Wolf die stillen, bescheidenen Frauen und liebesunfähigen Männer, sind bei Paschiller die von Anstand geplagten Frauen und die besoffenen Männer[255]. Männer und Frauen scheinen verwundet, das verkörpern in *Selbstversuch* sowohl der affektlose Professor und Beate, die zusammenbricht, wie auch die Hauptprotagonistin des Textes, die sich als Wissenschaftlerin in Diensten des Professors zehn Jahre lang keine „einzige Zügellosigkeit" (SV, 472) erlaubt hatte und sich auf die Suche nach Unverwundbarkeit begibt. Männer und Frauen begegnen sich als ‚zugerichtete', eingeengt durch selbstauferlegte Duldsamkeit. Angesichts dessen bleibt die Frage bestehen, ob Christa Wolfs Erzählung tatsächlich ‚lediglich' neue partnerschaftliche Beziehungen zwischen den Geschlechtern anmahnt[256].

Der Professor aus *Selbstversuch* könnte ebenso gut als Verkörperung der Partei- und Staatsführung gelesen werden, die trotz Liberalisierungen Zeit des Bestehens der DDR nicht in der Lage war, ihren Bürgern zu vertrauen, sprich sie zu lieben. Denjenigen zu erfinden, den man lieben kann, hieße nicht nur in den Geschlechterverhältnissen Veränderungen zuzulassen, es verhieße die Verwirklichung einer Utopie, eines Sozialismus mit menschlichem Antlitz. *Selbstversuch* würde damit aber nicht nur Kritik an der „Beschränktheit des männlichen Sozialcharakters"[257] üben, sondern am Grundcharakter der Gesellschaft allgemein. Das ist ein wesentlicher Unterschied zum westlichen Feminismus, der in der Forschungsliteratur jedoch nur selten herausgestellt und überwiegend verallgemeinernd betrachtet wird.

Matheja-Theaker erwähnt in Anlehnung an Emmerich zumindest die „radikale Kritik", die mit *Selbstversuch* „an den Zuständen in der DDR"[258] geübt wird und Nagelschmidt präzisiert in Form von ‚Entpersönlichung', ‚Lieblosigkeit' und ‚Scheindasein' ansatzweise das Besondere der Alltagsprosa Anfang der 1970er Jahre. Aber auch diese Beschreibungen sind größtenteils Universalien und scheinen auf nahezu jedes politische System übertragbar. Bevor in den folgenden Kapiteln eben diese Besonderheiten des Feminismus in der DDR mit Inhalt gefüllt werden, sei abschließend noch etwas zum ‚weiblichen Schreiben' in der DDR gesagt.

Christa Wolf hat mit Sicherheit keine Popularisierung ‚weiblichen Schreibens' in der DDR im Sinn gehabt, so auch Jankowskys definitive Meinung. Wolfs Anmerkungen zum weiblichen Schreiben seien eher *programmatisch*, denn analytisch zu verstehen: ‚Weibliches Schreiben' sei für Wolf eine *Strategie*, um bestimmte Ziele zu erreichen[259]. Hildebrandt, Matheja-Theaker und Nagelschmidt bestätigen Jankowskys Meinung – wenn auch allgemein bezogen auf die DDR: „Schriftstellerinnen spüren, daß sie vereinnahmt und in Bilder gepreßt werden, mit denen sie sich nicht identifizieren können und

255 Paschillers *Die Würde* wird in Kapitel 3.3.1 ausführlich behandelt.
256 Vgl. Matheja-Theaker 1996, S. 296; Weise 2003, S. 134 f.
257 Matheja-Theaker 1996, S. 301.
258 Ebd., S. 296.
259 Vgl. Jankowsky 1989, S. 402.

wollen"[260]. Sie beginnen „aus einem gewissen Leidensdruck zu schreiben"[261] und schreiben „für ein lebbares Dasein als Frau"[262].

Historisch gesehen ging es im ‚weiblichen Schreiben' der DDR also auch um das Sichtbarwerden der Frauen, aber nicht in Abgrenzung von einem patriarchalen Zeichensystem, wie in der écriture féminine, sondern mithilfe eines Mediums. Damit wurde Sprache in der DDR ebenso wie in der westlichen Welt zu einem Ort, „von dem aus Frauen sprechen"[263]. Dies bedeute jedoch nicht, „daß alle Frauen ‚weiblich' schreiben", wie Lequy ferner erklärt und wie folgt fortfährt: „Das Schreiben ist zum Teil auch eine erlernte, also kulturell geprägte Tätigkeit. Deshalb kann literarische Produktion von Frauen in Einzelfällen zur Festigung der patriarchalen Wirklichkeitsmythen, zum Fortbestand der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern beitragen"[264].

Inwiefern es sich tatsächlich um Einzelfälle handelt, wird am Ende der Arbeit zu resümieren sein. Zunächst teilt auch Nagelschmidt diese Meinung. Die Literaturwissenschaftlerin betont die „Besonderheit des weiblichen Blickwinkels" und die dementsprechend vermeintlich „*andere* Art der Weltauseinandersetzung" der Autorinnen der DDR. Speziell Wolfs Frauenfiguren hätten das, „was Anna Seghers als ‚Die Kraft der Schwachen'" bezeichnet hat, „zum Programm erhoben"[265]. Problematisch an dieser Auffassung ist jedoch, dass der Ort, von dem aus argumentiert wird, zur „Position der Wahrheit" wird. „Wie aber", so fragt Weigel weiter, „finden feministische Literaturwissenschaftler/innen einen solchen Ort, von dem aus die Wahrheit über die Frau und die Weiblichkeit zu sagen wäre?"[266] Sie macht damit deutlich, dass auch die Charakterisierung ‚weiblichen Schreibens' als Ort eine problematische Setzung ist.

‚Weibliches Schreiben' ist ebenso wie ‚Frauenforschung' oder ‚Frauenliteratur' ein historischer Begriff. Retrospektiv und nach heutigem Kenntnisstand betrachtet, ist ‚feministisch' die einzig mögliche und zutreffende Bezeichnung für die entsprechenden Literaturen und Forschungen. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass sowohl die DDR als auch die alte Bundesrepublik patriarchal geprägt waren und dass es, folgt man der Definition von Schubert/Klein, in Ost- und Westdeutschland einen Feminismus gab, der sich für die „Verbesserung der Lebenschancen von Frauen"[267] eingesetzt hat.

Das wiederum bedeutet jedoch nicht, dass deshalb von *einer* gemeinsamen kognitiven Identität oder identischen feministischen Praktiken die Rede sein kann. Im Folgenden wird das Spezifische am Feminismus der DDR hervorgehoben und ferner gezeigt werden, dass der Feminismus der DDR in zweifacher Weise ein systemgebundener war – zum einen, indem er die Grenzen des staatssozialistischen Emanzipationsmodells aufzuzeigen vermochte, zum anderen, indem er durch den Glauben an den emanzipatorischen Fortschritt in der DDR zugleich an den Staatssozialismus gebunden blieb.

[260] Nagelschmidt 1997, S. 43; vgl. Matheja-Theaker 1996, S. 69.
[261] Hildebrandt 1984, S. 86; vgl. Matheja-Theaker 1996, S. 71.
[262] Nagelschmidt 1997, S. 44.
[263] Lequy 2000, S. 481.
[264] Ebd.
[265] Nagelschmidt 1997, S. 47; Hervorh. im Orig.
[266] Weigel 1986, S. 110.
[267] Schubert/Klein 2011, S. 107.

3.3 Bilder vom Alltag der ‚selbstverständlichen' Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Frauen, das sind Wesen, die auch im Sozialismus bei geistiger Berufsarbeit von den Gefahren strikter Arbeitsteilung verschont bleiben.

Irmtraud Morgner

Würde man den Feminismus der DDR analog zur zweiten westdeutschen Frauenbewegung retrospektiv unter eine Maxime stellen (‚Das Private ist politisch'), dann müsste er unter dem Slogan *‚Das Private wird öffentlich'* firmieren. Denn die außerliterarische Funktion von Literatur, die Herstellung von Öffentlichkeit mittels literarischer Produktionen, ist das erste wesentliche, von Westdeutschland strukturell zu unterscheidende Kennzeichen des Feminismus in der DDR: „Was als individuelle Erfahrung vereinzelt geblieben wäre, als Einsicht von Soziologen nur begrenzt zugänglich, ist nicht zuletzt von Schriftstellerinnen ins allgemeine Bewußtsein gehoben worden"[268], wie die DDR-Wissenschaftlerin Gabriele Lindner ein Jahr vor der Friedlichen Revolution festhält. Lemke prägte hierfür den Begriff *Literarischer Feminismus*[269].

In der hier vorliegenden Forschungsliteratur wird konstatiert, dass sich Mitte der 1970er Jahre die literarische Landschaft der DDR auffallend zu verändern begann – Heidtmann spricht „vielleicht sogar" von einer „neuen Gattung"[270] der DDR-Literatur. Lemke ist jedoch die erste und eine der ganz wenigen, die diese Entwicklung dezidiert als „DDR-spezifische Form des Feminismus" und „Resultat der politisch restringierten Öffentlichkeit interpretiert"[271] und überdies zeithistorisch explizit in die 1970er und 1980er Jahre verortet.

Anfang/Mitte der 1970er Jahren werden die Texte etablierter Autorinnen wie Christa Wolf (1929-2011), Irmtraud Morgner (1933-1990) und Brigitte Reimann (1933-1973) nicht nur nachdrücklicher. Es drängten auch gleich zwei ‚neue' Generationen von Autorinnen in die Öffentlichkeit[272]. Die einen gehörten tatsächlich einer neuen Generation an, als sie in den späten 1940er und den 1950er geboren und so die altersmäßig jungen Schriftstellerinnen waren. Dazu zählen u. a. Doris Paschiller (* 1953), die 1984 nach West-Berlin übersiedelte, die Lyrikerinnen Gabriele Eckart (* 1954) und Kathrin

[268] Lindner 1988, S. 59.
[269] Lemke 1991, S. 250.
[270] Heidtmann 1982, S. 270; Zu den Veränderungen in der literarischen Landschaft vgl. ferner und u. a. Weise 2003, S. 33; Gerber 1986/87, S. 59; Müller-Rückert 1993, S. 34 f.; Schmitz-Köster 1989, S. 11 f.
[271] Lemke 1991, S. 251.
[272] Vgl. dazu u. a. Gerber 1986/87, S. 57; Müller-Rückert 1993, S. 35; Schmitz-Köster 1989, S. 16. Eine umfangreiche Bio-Bibliographie „von über 350 schreibenden Frauen, die zwischen 1970 und 1989 in der DDR gelebt haben" (Lequy 2000, S. 487), findet sich in Anne Lequys *„unbehaust"?* (2000), S. 489 ff. sowie eine Auswahlbibliographie in Schmitz-Köster 1989, S. 177 f.

Schmidt (* 1958), Daniela Dahn (* 1949) und viele andere, bis heute mehr und weniger bekannte Autorinnen, die in den 1970er Jahren debütierten[273].

Die anderen ‚neuen' Autorinnen, die sich Mitte/Ende der 1970er Jahren erstmals literarisch zu Wort meldeten, waren jahrgangsbezogen nur in etwa zehn Jahre jünger als die etablierten und zum Teil bereits grenzüberschreitend bekannten Schriftstellerinnen. Generationenspezifisch gesehen, waren es Frauen der ‚funktionierenden Generation', die „Mitte der 1930er bis spätestens Ende der 1940er Jahre" geboren worden waren. Folgt man Ahbe/Gries, dann waren die älteren Debütantinnen Teil eines Generationenzusammenhangs, „der die politischen Maximen des Arbeiter- und Bauernstaates internalisiert hatte"[274]. Viele der Autorinnen arbeiteten vor und zum Teil auch nach ihrem schriftstellerischen Debüt in akademischen, zumeist technisch-naturwissenschaftlichen Berufen[275] und gehörten laut Ahbe und Gries zu einer insgesamt gesehen pragmatischen, politisch gebildeten, aber nicht genuin politisierten und strategisch klugen Generation[276].

Das Funktionieren bildete für diese Kriegs- bzw. Nachkriegskinder eine „pathologische Normalität"[277]. Sie waren früh auf sich selbst gestellt und ihre Kindheit war „von den Imperativen des Handelns, der Selbstüberwindung, in gewisser Weise auch der Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, gegen ‚Leib und Seele' geprägt"[278]. Viele der hier aufgezählten Merkmale werden sich später in dem Text von Brigitte Martin (* 1939) bemerkbar machen, die zu den älteren Debütantinnen der 1970er Jahre zählt. Das betrifft sowohl die Internalisierung politischer Maxime als auch eine gewisse Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, die Martin ihrer Protagonistin auferlegt und zieht sich von einer sehr technisierten, kaum als poetisch zu bezeichnenden Sprache bis zu einer Ökonomisierung von Problemlösungsstrategien.

Zu den älteren Debütantinnen zählen ferner und u. a. die Journalistin Monika Maron (* 1941), die Diplomwirtschaftlerin Monika Helmecke (* 1943), die EDV- und Energiewirtschaftlerin Brigitte Martin (* 1939), die Juristin Gerti Tetzner (* 1936) und die Professorin für Mathematik Helga Königsdorf (* 1938)[279]. Nicht nur neue Autorinnen

[273] Vgl. Lequy 2000, S. 489 ff. Aus Platzgründen nicht einbezogen werden können bei dieser und den folgenden Aufzählungen die vom Literaturbetrieb der DDR ausgeschlossenen Autor/inn/en und Texte, an deren Fehlen an dieser Stelle zumindest erinnert werden soll. Soll ein ganzheitliches Bild von den feministischen Literaturen entstehen, dann dürfen beispielsweise die über einhundert verbotenen Schriftsteller/innen nicht fehlen, die von Ines Geipel und Joachim Walther von 2001 bis 2004 im ‚Archiv unterdrückter Literatur in der DDR', unterstützt von der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, zusammengetragen wurden (vgl. Geipel 2009, S. 7 ff.; Eckert 2005, S. 117 f.) sowie die ‚Außenseiter/innen' des Samisdat. Zu den dissidentischen Autorinnen vgl. außerdem Lequy 2000, S. 18 f. u. 489 f.

[274] Ahbe/Gries 2006a, S. 96.

[275] Vgl. Schmitz-Köster 1989, S. 115.

[276] Vgl. Ahbe/Gries 2006a, S. 97 u. 2006b, S. 527 f.

[277] Ahbe/Gries 2006a, S. 96.

[278] Ebd.

[279] Vgl. Lequy 2000, S. 557, 516, 561, 597 u. 538; Schmitz-Köster 1989, S. 81. Es bestehen einige Ungereimtheiten zwischen den Ausführungen von Lequy und Schmitz-Köster. Lequy zufolge arbeitete Brigitte Martin ab 1981 freischaffend als Schriftstellerin, Schmitz-Köster

drängten Anfang der 1970er Jahre in die Öffentlichkeit, auch die Werke selbst ändern sich. Die Tendenz der 1960er Jahre, Alltags- und private Probleme in den Fokus zu rücken, verstärkt sich Anfang bis Mitte der 1970er Jahre[280]. Die Texte werden nachdrücklicher und es findet ein Perspektivwechsel statt.

Mit den neuen Autorinnen finden sich ab Mitte der 1970er Jahre neue und in ihrer Häufigkeit auffällige Änderungen in den literarischen Produktionen, die in der Forschungsliteratur Anlass zu Diskussionen geben. Neben den fantastischen und dokumentarisch-faktografischen Schreibweisen, kristallisiert sich eine realistische Schreibweise heraus, mit der der Alltag zum alles dominierenden Thema wird. Der „gesellschaftliche Kontext" und mit ihm das Thema Berufsarbeit rücken „an den Rand der Betrachtungen". Zugunsten einer „detaillierten Bestandsaufnahme des weiblichen Alltags"[281] wird in fast allen Texten auf Komplexität verzichtet, werden Lebensausschnitte betrachtet, statt Lebensgeschichten erzählt.

Auffallend häufig finden deshalb die kleinen Genres (Kurzprosa) Verwendung. Weil es Debüttexte sind, so die Begründungen von Schmitz-Köster, Weise und Nagelschmidt. Kurze Texte seien für Debütantinnen besser zu bewältigen und entsprächen auch eher dem Lebensrhythmus der neuen Autorinnen, ergänzt Weise. Viele von ihnen betrieben die Schriftstellerei nebenberuflich, waren alleinerziehende Mütter, so auch Brigitte Martin, und konnten „sich deswegen für den Schreibprozess nicht völlig engagieren"[282].

Wurde die Frage der Gesellschaftlichkeit des Individuums im Sozialismus bislang vorwiegend von außen betrachtet, wendet sie sich nunmehr nach innen, auf psychologische und emotionale Prozesse[283]. Lemke wird an dieser Stelle später in Anlehnung an Christa Wolfs Vorwort zu Maxie Wanders *Guten Morgen, du Schöne* vom „Subjektwerden" (B, 58) der Frauen und einer neuen Qualität des Literarischen Feminismus sprechen[284]. Die Frauenfiguren der 1970er Jahre sind keine ‚Heldinnen' oder ‚Superfrauen' mehr, die „Lieben und Arbeiten, schöpferische Berufstätigkeit und mit Kindern zu leben"[285] verbinden, sondern „fragende und zweifelnde" Frauen, die in weniger „eindeutig und einmalig zu klärenden (Konflikt-)Situationen erscheinen"[286]. Herminghouse wertet diese Entwicklungen positiv und zitiert zur Bekräftigung dessen den DDR-Schriftsteller Günter de Bruyn:

> [D]ie Verwirklichung sozialistischen Bewußtseins … wirkt sich hier aus. Unter schon fortgeschritteneren Verhältnissen ist das tägliche Leben … Bewährungsfeld dafür, inwie-

hingegen schreibt, dass Martin eine der drei einzigen sei, „die heute nicht freiberuflich arbeite[t]" (Schmitz-Köster 1989, S. 81). Dieselbe Unstimmigkeit findet sich in der Beschreibung des Lebensweges von Helga Königsdorf.

280 Vgl. Grunenberg 1990, S. 189; Herminghouse 1976, 312 f.

281 Schmitz-Köster 1989, S. 16. Vgl. dazu u. a. auch Weise 2003, S. 159 f.; Nagelschmidt 1997, S. 42 f.; Herminghouse 1976, S. 312.

282 Weise 2003, S. 159; vgl. Schmitz-Köster 1989, S. 86.

283 Vgl. Herminghouse 1976, S. 312 f.

284 Vgl. Lemke 1991, S. 253.

285 Emmerich 1996, S. 300.

286 Müller-Rückert 1993, S. 30.

> weit bestimmte gesellschaftliche Normen innerer, fester Bestandteil auch des alltäglichen Verhaltens der Einzelnen geworden sind. […] Was unsere Literaturentwicklung betrifft, so glaube ich, daß diese Aufmerksamkeit für das Alltägliche … damit zusammenhängt, daß bestimmte Prozesse bei uns abgeschlossen sind und andere Probleme […] mehr in den Mittelpunkt rücken, moralische z. B., Probleme des sogenannten menschlichen Zusammenlebens, der sogenannten privaten Sphäre unter unseren Verhältnissen, eben Alltag.“[287]

Ein Spiegel dessen seien auch die Liebesgeschichten in der neueren Literatur, so Herminghouse weiter und zitiert zur Bekräftigung dessen abermals einen Fachmann aus der DDR, dieses Mal den Literaturwissenschaftler Horst Redeker:

> Die Liebeskonflikte […], auch die ‚unglücklichen Ausgänge‘, hängen damit zusammen, daß der Glücksbegriff für diese Frauengestalten weiter geworden ist. Hier kommt also ein tatsächlicher Aufstieg der Frau, gesellschaftlich und im Reichtum ihrer Persönlichkeit, zum Ausdruck, der außerordentlich konfliktgeladen ist. Wenn hier gelitten wird, dann ist das Leiden etwas Höheres, als es der landläufige Begriff ‚unerfüllte Liebe‘ trifft.[288]

Der literarische Feminismus der DDR ist bei Herminghouse kein Resultat der politisch restringierten Öffentlichkeit, sondern Folge des hier herrschenden emanzipatorischen Fortschritts. Mit dieser Argumentationsfigur entsteht das Idiom vom „neuen Selbstbewusstsein“[289] der DDR-Frauen. Selbstbewusstsein heißt Selbstbestimmung und selbstbestimmt leben kann nur, wer ökonomisch unabhängig ist.

Laut Dölling äußert sich beispielsweise in Martins literarischer Schilderung der „Mühen bei der Bewältigung des Alltags“[290] der selbstbewusste Lebensanspruch von Frauen in der DDR (ausführlicher dazu vgl. Kap. 3.3.3). Auch die US-Amerikanerin Margy Gerber erachtet das neue Selbstbewusstsein der Frauen als Effekt der außerordentlichen frauenpolitischen Erfolge der DDR in puncto Qualifizierung, Erwerbsintegration und ökonomische Unabhängigkeit[291]. Erst dadurch, dass diese frauenpolitischen Ziele in der DDR verwirklicht wurden, konnten sich die Frauen mit ihren Ansprüchen auseinandersetzen und Ziele formulieren, nämlich dass ihnen das, was sie „im realen Sozialismus erreicht haben, nicht mehr ausreicht“[292]. Das wäre wiederum nicht möglich gewesen, so der Umkehrschluss, wenn der Staat die Frauen nicht dazu befähigt hätte, als Persönlichkeit aufzusteigen und Selbstbewusstsein zu entwickeln[293].

Auch Schmitz-Köster bedient sich Stimmen aus der DDR, um auf den erreichten Fortschritt und das veränderte Bewusstsein der Frauen hinzuweisen und zitiert aus dem Vorwort von Maxi Wander zu *Guten Morgen, du Schöne*: „Konflikte werden uns erst

287 Günter de Bruyn zit. nach Herminghouse 1976, S. 312 f.
288 Horst Redeker zit. nach Herminghouse 1976, S. 313.
289 Gerber 1986/87, S. 57.
290 Dölling 1986, S. 25.
291 Vgl. Gerber 1986/87, S. 57 f.
292 Heidtmann 1982, S. 270.
293 Vgl. dazu auch Lennox 1983, S. 234; Rosenberg 1989, S. 148.

bewußt, wenn wir uns leisten können, sie zu bewältigen"[294]. Wanders Lesart wird zu einer vielzitierten Berufungsinstanz in den Erzählungen von den gleichberechtigteren DDR-Frauen in und außerhalb der DDR, so u. a. auch bei Matheja-Theaker, Dölling oder Lindner[295]. Das erreichte Niveau der Emanzipation, die neuen „Lebensmöglichkeiten im Sozialismus"[296], erweisen „sich danach als notwendige Voraussetzung für die nun anstehenden Fragestellungen"[297]. Die sich hier aufdrängende Frage, wie sich angesichts der inneren Logik dieses Argumentationszusammenhangs in der alten Bundesrepublik überhaupt eine Frauenbewegung hat entwickeln können, wird indessen nicht gestellt.

Die topische Verbindung des ‚neuen Selbstbewusstseins' mit der Denkfigur der Emanzipation durch Erwerbsarbeit, ist bis heute Bestandteil der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen, die auch Lequy wie folgt beschreibt: „Die DDR-Frauen sind oft selbstbewußter als ihre Nachbarinnen von drüben: Die meisten ostdeutschen Frauen gehen zielstrebig zur Arbeit, sehen Beruf und Familie nicht alternativ"[298]. Auch die Herausgeberinnen der *Frauen von ORWO* verweisen auf die ostdeutschen Frauen, die im Transformationsprozess „eine Arbeit gefunden hatten und mit ihr neues Selbstbewußtsein" (ORWO, 8).

Der Topos vom veränderten respektive neuen Selbstbewusstsein ist nicht nur ein wesentlicher Bestandteil der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen. Er ist auch einer, der zu einem nicht unerheblichen Teil außerhalb der Grenzen der DDR angewandt wurde. „Ihr im Westen habt geglaubt, dass das gelobte Land diesbezüglich im Osten liegt"[299], schreibt beispielsweise die freie Journalistin Dorotea Lieber 1993 in einem Briefwechsel zwischen West und Ost und fügt wenig später im Text hinzu: „Es gehört zu den Täuschungen, denen sich vor allem Linke im Westen über die Zustände im Osten hingegeben haben, daß sie meinten, jenseits des Eisernen Vorhangs lebten die ‚besseren' Menschen. Manch einen konnten nicht einmal schikanöse Grenzkontrollen von diesem Kinderglauben heilen"[300].

Auch in den frühen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen zeigt sich eine solche Tendenz, kritisiert Gerber doch einerseits, dass sich die Autorinnen des Literarischen Feminismus bei einer Unzahl an alltäglichen Problemen aufhalten, anstatt diese als Teil eines größeren Ganzen, als ‚Mühen der Ebene' nach einem revolutionären Aufbruch zu begreifen[301] und fragt: „Is emancipation, as an idea, really being called into question in the GDR?"[302]. Andererseits bringen sie die immer kritischer werdenden Stimmen in der DDR-Literatur aber nicht dazu, diese Errungenschaften selbst in Frage zu stellen oder das ‚neue Selbstbewusstsein' näher zu beleuchten. Im Gegenteil, Gerber ist der Mei-

294 Schmitz-Köster 1989, S. 13 und i. Orig. Wander 1997, S. 9.
295 Vgl. Matheja-Theaker 1996, S. 32; Dölling 1986, S. 135 und Lindner 1988, S. 67.
296 Lindner 1988, S.67.
297 Schmitz-Köster 1989, S. 13.
298 Lequy 2000, S. 113.
299 Berg-Peer/Lieber 1994, S. 169.
300 Ebd., S. 171.
301 Vgl. Gerber 1986/87, S. 59 f. u. 72.
302 Ebd., S. 72.

nung, dass der diktatorische Staat die Autorinnen auch in dieser neuen Entwicklung bestärken würde und verweist zur Bestätigung auf die beachtliche Zahl der Neuerscheinungen in den 1970er und 1980er Jahren und die zum Teil große Auflagenhöhe einzelner literarischer Werke[303].

Gegen Ende der 1970er Jahre werden die Werke des Literarischen Feminismus noch drängender. Sie verlieren Gerber zufolge an Lebhaftigkeit und Optimismus, werden melancholischer und pessimistischer[304]. „Es sind immer noch Erfahrungsbücher“, schreibt Emmerich: „[A]ber offenbar hat sich der soziale Gehalt der Erfahrungen verändert, manche Hoffnungen sind verschlissen“[305]. „Problemgeladene Frauen“ (SV, 481) bevölkern die Literatur. Hanke spricht dementsprechend bereits in den 1980er Jahren von einem „Umschwung in der Bewertung des erreichten Fortschritts“ und Weise in der Retrospektive vom „Widerspruch zwischen der Theorie über das Niveau der Emanzipation der im Sozialismus lebenden Frau und der Praxis alltäglicher, wirklicher Beziehungen zwischen Frauen und Männern“[306]. „Die fortschrittliche Verfassung, um die die DDR-Frauen im Westen beneidet werden, ist Augenwischerei sowohl für die DDR-Bevölkerung als auch für das Ausland“[307], fügt dem auch Lequy hinzu.

Dass das Wunschbild von den emanzipierteren DDR-Frauen größtenteils erst mit der Grenzöffnung 1989 dekonstruiert wurde, ist zu einem großen Teil der Geschlossenheit des DDR-Systems und des überwiegend eingleisigen und noch dazu gesteuerten Informationsflusses zwischen Ost und West geschuldet. Dazu gehört auch, dass Gerber und viele andere westliche Wissenschaftlerinnen und Feministinnen sprachliche Äußerungen aus der DDR rezipierten, ohne zu bedenken, dass gerade die Sprache in der DDR besonderen Diktionen und Diktaten unterlag – so auch die Lesart von den fortschrittlichen Verhältnissen, die eine Auseinandersetzung mit Problemen des Alltags erst ermöglicht habe oder die vom größeren Selbstbewusstsein der DDR-Frauen.

Beide Argumentationsfiguren scheinen im Kommunikationsraum der DDR und insbesondere in der offiziellen Axiomatik zur Stellung der Frau ihren Ursprung genommen und sich im Laufe der Zeit zu Deutungsmustern verselbständigt zu haben, welche von der westlichen Seite wiederum unreflektiert rezipiert wurden, wie die vielen intertextuellen Verweise in westlichen Publikationen zeigen. Dabei wird die Frage nach der Genese dieser axiomatischen Deutungsmuster in zukünftigen Forschungsarbeiten noch präzise zu klären sein.

Letztlich waren auch die ostdeutschen Frauen selbst der festen Überzeugung, die „emanzipierteren Schwestern“[308] zu sein. „Die Defizite an wirklicher Gleichstellung sind vielen von uns erst nach der Wende zu Bewußtsein gekommen“[309], so Dorotea Lieber. Plötzlich, so schien es, begannen die Frauen aus dem Osten „der Sache“ des

[303] Vgl. Gerber 1986/87, S. 72.
[304] Gerber 1986/87, S. 59.
[305] Emmerich 1996, S. 300.
[306] Hanke 1986b, S. 134; Weise 2003, S. 79.
[307] Lequy 2000, S. 126.
[308] Berg-Peer/Lieber 1994, S. 164.
[309] Ebd., S. 169; vgl. dazu auch Grub 2003, S. 261 f.; Geulen 1998, S. 107 f.

Feminismus zu „schaden" – weil sie sich „auf die Seite der Männer"[310] stellten, weil sie dem bis dahin postulierten Selbstbewusstsein zum Trotz „unselbständig und umständlich"[311] erschienen und letztlich auch, weil die Mehrzahl der ostdeutschen Frauen Mütter waren. In der DDR war es selbstverständlich, Kinder zu haben. Ungewollte Kinderlosigkeit hat es so gut wie nicht gegeben; die Mütterrate lag gegen Ende der DDR bei rund 90 Prozent[312]. „Frauen waren Mütter – und nur Mütter waren auch wirkliche Frauen. Die ‚berufstätige Frau und Mutter' war ihr Leitbild, Hausfrauen, Kinderlose oder Rentnerinnen kamen darin nicht vor" (VME, 113). Auch diese Differenz wird zum Beispiel von Herminghouse auf die Sozialstaatlichkeit der DDR zurückgeführt, die eine positive Einstellung der Bevölkerung zu Kindern ermöglicht habe[313].

„Wir haben uns also falsche Bilder voneinander gemacht. Jetzt wissen wir, daß es so ist. Und? Nehmen wir uns die Zeit, geben wir einander die Gelegenheit, unsere früheren Bilder zu erzählen?"[314], fragt nun noch einmal abschließend Dorotea Lieber ähnlich wie vormals die bulgarische Wissenschaftlerin Ralitsa Muharska (vgl. Kap. 3.2.2). Im Folgenden wird bis zum Ende dieser Arbeit Zeit dafür sein, wird es um die Bilder gehen, die die Erzählung von den ostdeutschen Frauen für gewöhnlich nicht dominieren.

310 Berg-Peer/Lieber 1994, S. 164.

311 Ebd., S. 159.

312 Winkler 1990, S. 23. Während ähnlich wie in Westdeutschland auch in der DDR die Geburtenzahlen seit dem ‚Pillenknick' stetig rückläufig waren, stieg in der DDR gleichzeitig der „Anteil der Frauen, die im Laufe ihres Lebens mindestens ein Kind geboren haben (Mütterrate)" (ebd.). D. h., dass in Westdeutschland weniger Frauen mehr Kinder bekamen, in der DDR die überwiegende Mehrzahl der Frauen hingegen mind. ein Kind hatte, wobei drei Viertel aller Kinder in einem sehr jungen Lebensalter der Frau, zwischen dem 20. Und 25. Lebensjahr, geboren wurden (vgl. ebd, S. 24; Helwerth/Schwarz 1995, S. 115).

313 Herminghouse 1976, S. 296.

314 Berg-Peer/Lieber 1994, S. 169.

3.3.1 Der Alltag als Tretmühle: Doris Paschillers *Die Würde*

> *Problemgeladene Frauen mag Doktor Rüdiger nicht besonders – und wer mag die schon? Sie mögen sich ja nicht mal selbst, sofern sie intelligent genug sind, die Zwickmühle zu sehen, in der sie stecken: zwischen Mann und Arbeitsdrang, Liebesglück und Schöpfungswillen, Kinderwunsch und Ehrgeiz ein Leben lang zickzack laufen wie eine falsch programmierte kybernetische Maus.*
>
> *Christa Wolf*

Ebenso wie das Selbstbewusstsein, affiziert der Topos von der *Selbstverständlichkeit* die Bilder von der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Für Frauen der DDR war es zumindest seit den 1970er Jahren selbstverständlich, berufstätig zu sein und Kinder zu haben[315]. Dass sich die Autorinnen mit Beginn der 1970er Jahren nunmehr auf Themen außerhalb der Arbeitswelt konzentrieren, ließe sich Herminghouse demzufolge leicht verstehen:

> In einer Gesellschaft, in der vermutlich kaum mehr als jene 84 % der Frauen im arbeitsfähigen Alter, die zur Zeit berufstätig sind, in den Produktionsprozeß einbezogen werden können, erscheint es nicht mehr sonderlich dringlich, die Beteiligung der Frau an der sozialistischen Produktion zu rühmen […] Es ist daher nichts an sich ‚Fabelhaftes‘ mehr, Frauen in akademischen Berufen darzustellen, wenn sie sich bereits in beträchtlicher Anzahl als Ärztinnen, Ingenieurinnen, Richterinnen und Wissenschaftlerinnen bewährt haben . […] Indem sie [die Autorinnen; Anm. d. Verf.] die Widersprüche im täglichen Leben des Einzelnen aufzeigen und prüfen, wie tragfähig sich die sozialistische Moralität in der Privatsphäre erweist, machen sie auf Probleme im schwer greifbaren subjektiven Bereich aufmerksam.[316]

Auch Hanke ist der Meinung, dass „Berufstätigkeit, da inzwischen selbstverständlich, […] nicht mehr idealisiert“[317] wird. Im Gegensatz zu der Meinung, die DDR habe sich in den 1970er Jahren politisch, ökonomisch und auch im Bereich der Frauenerwerbsarbeit konsolidiert und dies sei der Grund, weshalb die Berufstätigkeit der Frauen die Texte nicht mehr dominierte[318], existieren noch zwei weitere Gründe, die für die thematischen Neuerungen bedeutsam waren. Zum einen verlor Erwerbsarbeit in den 1970er Jahren für spezifische Generationen und Bevölkerungsschichten der DDR generell an Integrationskraft[319]. Auch wenn sich der Anfang dieses Jahrzehnts kultur- und

[315] Vgl. u. a. Gysi/Meyer 1993, S. 141; Nickel 1993, S. 237; Dölling 1993a, S. 28.
[316] Herminghouse 1976, S. 327 f.
[317] Hanke 1986b, S. 148.
[318] Vgl. Schmitz-Köster 1989, S. 11.
[319] Vgl. Kohli 1994, S. 53 f.; Ahbe/Gries 2006a, S. 545 ff. u. 2006b, S. 100 ff.

wirtschaftspolitisch vielversprechend gestaltete, die späten 1970er Jahre markierten den Aufbruch in die Stagnation und den Anfang vom Ende der DDR[320].

Zum anderen wurde mit dem Literarischen Feminismus eben jene Selbstverständlichkeit in den offiziellen Inszenierungen infrage gestellt, die nahezu alle Verlautbarungen zur verwirklichten Gleichberechtigung in der DDR begleiteten. Mit diesem Aspekt soll im Folgenden begonnen werden. Denn nicht nur die Erwerbstätigkeit galt als selbstverständlich. „Stillschweigend" und selbstverständlich wurde in den ersten beiden Jahrzehnten des Bestehens der DDR „mitvorausgesetzt, daß Frauen ‚natürlich' auch noch Kinder bekommen und den Haushalt besorgen"[321]. Infolgedessen traten bereits in den 1960er Jahren deutliche Überlastungen der Frauen zutage, mit der Konsequenz, dass die Anzahl der Ehescheidungen stieg, die Geburtenraten sanken und sich immer mehr Frauen wünschten, in Teilzeit arbeiten zu können[322].

1962 wurde neben der *Arbeitsgruppe Frauen* beim ZK der SED, eine *Frauenkommission* beim Politbüro der SED eingerichtet, die sich ausschließlich mit Fragen und Maßnahmen zur weiteren Umsetzung des marxistisch-leninistischen Gleichberechtigungsgedankens beschäftigte[323]. Eine dieser Maßnahmen bestand darin, Mutterschaft als „eine soziale Leistung der Frau" anzuerkennen, die „hohe Anerkennung und Würdigung" verdiene und sich aus „dem humanistischen Wesen der marxistisch-leninistischen Weltanschauung ergebe"[324]. Seitdem galten „berufliche Tätigkeit und Entwicklung" *und* „glückliche Mutterschaft" als die Hauptbestandteile eines sinnerfüllten Lebens[325].

> Das Frauenleitbild, das Berufsarbeit und Mutterschaft als gleichwertig miteinander verband und in dem Frauen auf ihre Funktionen in der Erwerbsarbeit und als Mütter reduziert wurden, war bis zum Ende der DDR vorherrschend. […] Gerade das Frauenleitbild sollte auch die Überlegenheit des sozialistischen Systems nach innen und nach außen sinnfällig werden lassen in Gestalt der ‚neuen' Frau, die nicht nur gleichberechtigt und gleichqualifiziert im Beruf ist und zugleich verantwortungsbewußt ihre Kinder erzieht, sondern die sich auch ‚fürs Große und Ganze' engagiert, das ihren Interessen ja so umfassend Rechnung trägt.[326]

Der letzte Satz Döllings, die Übereinstimmung von individuellen und gesellschaftlichen Interessen, wird in den propagandistischen Texten und offiziellen Verlautbarungen immer wieder betont. Nicht nur die Berufstätigkeit der Frau lag demnach „im Interesse der Familie wie der Frau selbst wie auch der Volkswirtschaft"[327], auch für „das Glück

320 Vgl. Buchholz 2010, S. 56.
321 Dölling 1993a, S. 28.
322 1960 kamen auf 1000 Frauen im Alter zwischen 15 und 45 Jahren nur 83,9 Geburten, sodass 1973 nur etwa 58 % der Bevölkerung im erwerbsfähigen Alter waren (vgl. Borowsky 1998b, S. 43).
323 Vgl. Gast 1973, S. 133.
324 Kuhrig/Speigner 1979, S. 36.
325 Ebd., S. 97.
326 Dölling 1993a, S. 29.
327 Kuhrig/Speigner 1979, S. 49.

der Mutterschaft“[328] wurde die Übereinstimmung persönlicher und gesellschaftlicher Interessen vorausgesetzt[329]. Die Frage oder gar Forderung: „Kinder oder keine …?“, wie in der westlichen Frauenbewegung, stellte sich den Frauen in der DDR nicht. Offiziell las sich das folgendermaßen:

> Heute können wir feststellen, daß in der DDR die grundlegenden Voraussetzungen für die Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Familie geschaffen sind. Die sozialistische Gesellschaft stellt die Frau nicht vor die Alternative Berufstätigkeit – also Wahrnehmung des Rechts auf Arbeit auf Kosten der Mutterschaft – oder Mutterschaft auf Kosten der Berufstätigkeit. Die dem Sozialismus gemäße Lösung liegt in der Schaffung solcher Bedingungen, unter denen Berufstätigkeit und Mutterschaft immer besser miteinander vereinbar werden.[330]

Obwohl Erich Honecker im Juni 1971, auf dem VIII. Parteitag der SED, die Frauenfrage für gelöst und die „volle Gleichberechtigung der Frau“ im sozialistischen Staat der Arbeiter und Bauern als weitestgehend „verwirklicht“[331] erklärte, wurde in den Folgejahren „nicht übersehen, dass die berufstätige Mutter noch besondere Pflichten hat“[332]. Der Staat, so die offizielle Botschaft, kümmerte sich um ‚seine‘ Frauen und die wiederum „wissen, daß sie mit ihren Problemen nicht allein gelassen werden“[333]. Und es gab Probleme, vor allem mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Bloß konnte in den meisten medialen- und Präsentationsöffentlichkeiten der DDR darüber nicht oder wie folgt, nur verklausuliert gesprochen werden[334]:

> Heute ist für alle erkennbar, daß Frauen, die keine besonderen Familienpflichten haben, ihre Aufgaben in Familie und Beruf ebenso konfliktlos vereinbaren können, wie das dem weitaus größten Teil der Männer möglich ist. Für die Frauen, die zwei oder mehr Kinder zu erziehen und zu betreuen haben, gilt das noch nicht ganz im gleichen Maße. Inge Lange stellte dazu fest, es […] zeigt sich, daß zum Beispiel schon der Zeitaufwand, der für die Betreuung und Erziehung der Kinder, für die Verrichtung der Hausarbeit erforderlich ist, über dem der Frauen ohne Kinder oder mit nur einem Kind liegt und wesentlich umfangreicher ist als bei Männern. Für eine berufstätige Frau ist es demzufolge noch immer schwerer, ihre soziale Funktion als Mutter bei gleichzeitiger Ausübung ihres Berufes so miteinander zu vereinbaren, daß sich keinerlei Einschränkungen für die volle Wahrnehmung ihrer gleichen Rechte ergeben.[335]

[328] Ebd., S. 22.
[329] Vgl. ebd., S. 97.
[330] Ebd., S. 96 f.
[331] Staatliche Zentralverwaltung für Statistik 1975, S. 9.
[332] Ebd., S. 13.
[333] Kuhrig/Speigner 1979, S. 97.
[334] Vgl. Lequy 2000, S. 126.
[335] Dunskus et al. 1979, S. 97. An anderer Stelle im selben Band wiederholen Kuhrig/Speigner: „Denn es ist offensichtlich, daß es für berufstätige Mütter mehrerer Kinder noch immer schwerer ist als für Männer und für Frauen ohne bzw. mit nur einem Kind, alle Aufgabenbereiche so zu vereinbaren, daß sich keine Einschränkungen für die volle Wahrnehmung ihrer gleichen Rechte ergeben“ (Kuhrig/Speigner 1979, S. 76). Ingeburg Lange, von der Gründung

Deshalb wurde auf dem VIII. Parteitag der SED ebenfalls beschlossen, „schrittweise jene Probleme zu lösen, von denen es abhängt, ob eine Frau von ihren gleichen Rechten in vollem Umfang Gebrauch machen kann"[336] – so die öffentlich gesteuerte Version. Angefangen mit einem umfangreichen Wohnungsneubauprogramm (1971), der Einführung der 40-Stunden-Arbeitswoche „für Mütter mit drei Kindern unter 16 Jahren und für Mütter mit zwei Kindern" im Mehrschichtdienst (1972)[337], der Einführung der Fristenregelung (1972), über die Ausdehnung des bezahlten Schwangerschafts- und Wöchnerinnenurlaubs auf 20 Wochen (1976), der Einführung eines (voll bezahlten) Babyjahres nach der Geburt des zweiten Kindes (1976), bis zu finanziellen Anreizen wie der „Erhöhung der Geburtenbeihilfe von 500 Mark für das erste Kind auf 1000 Mark für jedes weitere" sowie der Gewährung staatlicher Ehedarlehen („Ehekredit")[338], machte der Staat Konzessionen an ‚seine' Frauen und die Geburtenraten stiegen bis Ende der 1970er trotz Einführung der Antibabypille[339] wieder an. Ist daraus aber abzuleiten, dass die Vereinbarkeit nunmehr besser gelang, selbstverständlicher, mithin fragloser und unproblematischer war?

Das Gegenteil schien der Fall zu sein. Im Laufe der Beschäftigung mit dem Thema und Texten dieser Arbeit wurde deutlich, dass sich genreübergreifend ein Stilmittel zur Beschreibung des Alltags berufstätiger Mütter in der DDR herausgebildet hatte, das in Kapitel 2.1.3 bereits erwähnt wurde: „Immer nur *arbeiten, studieren, arbeiten, studieren, Häuschen bauen, Garten umbuddeln*, und das war's" (OkS, 35; Hervorh. v. der Verf.) erzählt Silvia E. in dem Dokumentarband *Ohne uns ist kein Staat zu machen*. Es ist eine Aufzählung, eine Aneinanderreihung zu verrichtender Tätigkeiten, sprachlicher Ausdruck für die sinnbildliche Tretmühle des Alltags, in der sich Frauen, wie auch Doris Paschillers Frauenfigur Johanna, technische Zeichnerin, befanden: „Nur nicht aus dem Streß aussteigen, ihn eher verstärken. Nur sechs Stunden, nur vier Stunden schlafen. *Waschen, essen, zeichnen, lesen, spielen, kochen, waschen, trinken, schlafen. Waschen, essen, zeichnen.* Wir leben nicht auf dieser Welt, wir leben woanders, jeder irgendwo zwischen zwei Türen hin und her rasend, stark und tüchtig" (dW, 45; Hervorh. v. der Verf.).

bis zum Ende der DDR (1962-1989) Leiterin der ‚Frauenkommission' beim Politbüro der SED, leitete in Personalunion zugleich die ‚Arbeitsgruppe Frauen' beim ZK der SED und war eine der beiden einzigen Frauen, die es Zeit des Bestehens der DDR zum Kandidatinnenstatus des Politbüros (*der* Machtzentrale der DDR), nicht aber zu stimmberechtigten Mitgliedern gebracht haben (vgl. Helwig 1987, S. 119 f.; Gast 1973, S. 133; Nickel 1990, S. 22). Sie war eine der maßgeblichen Gestalterinnen der frauenpolitischen Maßnahmen in der DDR. Dass die Familienpolitik der DDR ‚Muttipolitik' und ausschließlich an die Frauen gerichtet war, geht nach Helwig ebenso auf Inge Lange zurück, wie nach Nickel das administrative Vorgehen des Staates gegen Teilzeitarbeitswünsche der Frauen (vgl. Helwig 1987, S. 107; Nickel 1990, S. 22).

[336] Staatliche Zentralverwaltung für Statistik 1975, S. 13. Zu dem hier zitierten Bericht des ZK an den VII. Parteitag vgl. auch Dunskus et al. 1979, S. 97.

[337] Zu den Regelarbeitszeiten vgl. auch Kap. 2, Anm. 319.

[338] Vgl. Borowsky 1998b, S. 43

[339] Ebd.

Im Gegensatz zu den genannten Vorstellungen von Inge Lange, die die Meinung vertrat, dass sich Erziehung und Betreuung eines Kindes, also die Veränderung der Lebensumstände schlechthin, erst ab dem zweiten Kind bemerkbar machen, steckt auch Johanna, Mutter *einer* Tochter, im „Dilemma der berufstätigen Mütter“[340]. Dabei hatte Johanna, jung und schwanger, geheiratet, um sich nicht „ganz und gar opfern“ (dW, 13) und nur Mutter sein zu müssen. Die Verhältnisse machen sie trotzdem krank: Die Enge der Wohnung, die immer gleichen Pflichten, die Mühen und der Gleichklang des Alltags, dass sie alles „Jahr und Tag zu immer derselben Zeit sah“ (dW, 19) und das Schweigen zwischen Robert und ihr:

> Sie wartete zu Hause, während er soff. Sie machte alles, während er mit einer galanten Handbewegung den Staub vom Klavier wischte, so als mache er eine Stilübung. Das Kind und er, das Kind und sie. Schlafen, Langeweile, fernsehen, manchmal ein Bier, meistens zu Hause, Einsamkeit und die schlechte Figur, die man macht, wenn man sich dagegen wehrt, der Haß, den man auf sich zieht. (dW, 87)

Johanna magert ab, leidet an Kopfschmerzen, fühlt sich müde und schwach. Der Betriebsarzt empfiehlt ihr, „eventuell einen Psychiater aufzusuchen“ (dW, 45). „Sie war außer der Zeit“ (dW, 47) und lebte „ohne Haut“ (dW, 19). Aber, „[m]an darf sich nicht preisgeben, sonst lebt man in Unsicherheit. Wer ohne Haut ist, kann nicht mehr atmen, und außerdem muß man wissen, warum man gehorcht“ (dW, 19). Johanna ekelt sich vor sich selbst, „vor all der Kraftlosigkeit, vor all den Träumen und Hoffnungen“ (dW, 93). Schließlich flieht sie, verlässt Mann und Tochter zunächst ohne Ziel; sie möchte „nur weg, weg“ (dW, 50), „davonlaufen“ (dW, 72). Sie flieht in den Alkohol, in zum Teil entwürdigende sexuelle Begegnungen und in eine andere Stadt. Aber Johanna „wartete vergeblich auf das neue Ich“: „Denn sie brauchte, um wirklich etwas zu sein, einen anderen, in dem sie sich sehen konnte. Das Leben waren die anderen. Und so blieb ihr nur die Wahl der Augen, in denen sie sich betrachten wollte, die Wahl des Lebens, in dem sie leben wollte. Die Wahl der Klugheit gegen die Dummheit, die Wahl gegen die Entmündigung“ (dW, 76 f.).

Aus der „Flucht“ (dW, 74) und dem Wunsch, sich zu verstecken, wird der Wunsch das Leiden zu überwinden (vgl. dW, 76): „Und ich werde mich nicht damit einverstanden erklären, daß alles so bleibt, wie es ist. Ich werde mich auch nicht damit einverstanden erklären, daß ich in einem Dreckloch hausen muß und so weiter und so fort. Die Welt besteht zwar auch, aber deshalb noch lange nicht nur aus Kompromissen“ (dW, 87). Johanna gerät durch die Flucht nicht nur physisch „in Bewegung“: „Sie kämpfte gegen all die anderen, um der Mensch zu werden, den sie schon immer in sich erhofft hatte. Daß sie jetzt fror, müde und krank war, war eine andere Sache, aber daß sie aufgestanden war, das war wichtig. Wer aufstehen geübt hatte, der mußte es immer wieder können“ (dW, 97).

Johanna reist zu einem Bekannten nach Polen, an die Ostsee. Er ist verheiratet und hat einen Sohn. Die Familie nimmt Johanna auf und der Bekannte verschafft ihr eine Arbeit und ein Zimmer bei einem Bauern. Der Kreislauf aus Arbeit und Schlafen be-

[340] Heinz H. Schmidt zit. nach Dölling 1986, S. 151.

ginnt von neuem. Nur ist es dieses Mal kein selbstzerstörerischer mehr, sondern ein läuternder:

> Die körperliche Arbeit machte sie todmüde […] Sie konnte an nichts mehr denken, und sie bewegte sich wie eine Maschine vom Essen zur Arbeit, von der Arbeit zum Essen und vom Essen zum Bett. Daß man über sie lächelte, nahm sie wie eine Gewohnheit hin, und sie mußte sich immer wieder dessen versichern, daß sie eine wirkliche, nützliche Arbeit ist. Dies war immer noch ihr Leben, und dadurch, daß es ihres war, konnte es nicht das Leben der anderen werden. (dW, 117)

Johanna hört auf zu rauchen und zu trinken, bekommt „schöne rote Wangen", entpuppt sich als „sehr gute Arbeiterin" (dW, 118) und stellt fest, „daß man nicht vielmehr braucht als seinen eigenen Körper, um sich zu Hause zu fühlen" (dW, 117). Nun kann sie heimkehren zu dem Ehemann und der Tochter nach Berlin. „Es roch nach Mülltonnen und Asphalt. […] Alles machte noch den gleichen trübsinnigen Eindruck" (dW, 124), aber Johanna hatte sich verändert. Die Arbeit – so eine Lesart dieser Geschichte – hat ihr eine Haut wachsen lassen. Sie ist zu einem eigenständigen Individuum geworden, sie war angekommen in der Zeit, war zu sich selbst gekommen, wie es in der Forschungsliteratur in Anlehnung an Christa Wolf und Johannes R. Becher immer wieder heißt[341].

Der Ausgang allerdings bleibt offen und mit einem Fragezeichen versehen. Denkbar und wahrscheinlich ist, dass jetzt auch der Alltag aus waschen, essen, zeichnen, lesen, spielen, kochen von Neuem beginnt. Aber reicht es aus, dass Johanna nunmehr weiß, warum sie gehorcht; wird das neue Ich den Verhältnissen standhalten können? Auch die alleinerziehenden Frauenfiguren in Brigitte Martins Erzählungen *Der rote Ballon* (1977), Bigge Brem, und Edith Michael aus *Nach Freude anstehen* (1981) versuchen im ständig überlasteten Alltag zu bestehen. So will auch Edith „[i]rgendwie diese Desorientierung überwinden" (NFa, 30):

> Das Tägliche nicht als Summe aus Arbeit und Wohnen, nicht als Aktivitäten zur Arterhaltung auffassen. Edith steht und friert. Leben! Das heißt: optimale Bedingungen schaffen. Die Mobilität zwischen den Orten dieser Verrichtungen einschätzen! Die Entfernung zwischen den Orten dieser Tätigkeit bedenken. Der Weg zur Arbeit täglich gebildet aus *Laufen, Warten, Fahren, Laufen, Fahren, Laufen*. Dasselbe noch einmal auf dem Nachhauseweg. Im Betrieb Analysen. Schlüsse ziehen! Maßnahmen ableiten, Durchsetzung organisieren, Sekunden der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit einsparen, und abends anstehen: Bus, Gummistiefel, Kaufhalle. (NFa, 11 f.)

Laufen, Warten, Fahren musste man auf dem Weg zur Arbeit auch in Westdeutschland, wäre an dieser Stelle ein alltagsweltlich häufig gebräuchlicher Einwand. Dass der Weg zur Arbeit in der DDR dagegen besonders erwähnenswert war, haben zwei frühere Interviewpartnerinnen von mir beschrieben:

[341] Vgl. Nagelschmidt 1997, S. 42; Emmerich 1983, S. 171; Zum ‚Becher-Motto' vgl. auch Kap. 3, Anm. 460.

> Ich kann mich auch erinnern, daß wir da oft, daß ich manchmal geheult hab, an der Bushaltestelle, weil die Busse warn überfüllt und das war Winter und wir kamen nich rein. Also, der Bus fuhr dann so selten. Und standest du da mit deinem Kind aufm Arm, hast gefroren, mußtest zur Arbeit, hattest Angst, daß du zu spät ... kommst und konntest eigentlich gar nix dafür. Und da kamst du nicht in diese übervollen Busse, ne. Die gingen manchmal kaum mehr zu. Und die Leute ham sich da echt so reingeklemmt.[342]

Auch eine Kindergärtnerin erzählt von der „vollen Straßenbahn": „[W]enn man zu DDR-Zeiten nach Hause fahren wollte mit der Straßenbahn mit Kind, also, das war ja ne Qual für die Mütter, die das machen mußten"[343]. Das Warten und Frieren auf dem Weg zur Arbeit war kein singuläres und auch kein sinnbildliches Ereignis, sondern Alltagserfahrung. Widersinnige Fahrplangestaltungen waren ebenso ursächlich dafür, dass öffentliche Verkehrsmittel zu selten fuhren, wie der permanente Material-, Rohstoff- und Ersatzeilmangel dazu führte, dass Busse und Bahnen oftmals nicht einsatzbereit waren und ersatzlos ausfielen[344].

Es ist nicht die offizielle oder westlich erwünschte Version von der Selbstverständlichkeit, die die Bilder von der Vereinbarkeit in den Alltagsgeschichten dominiert, sondern es ist das quälende Funktionieren, das Gefangen-Sein im Räderwerk eines dys-

[342] Buchholz 1999, S. 78 f.

[343] Ebd., S. 79.

[344] Zur Qualität des öffentlichen Personennahverkehrs in der DDR vgl. Doßmann 2003, S. 299. Der Individualverkehr war scheinbar keine Alternative. Für Fahrten zur Arbeit wurde der private Pkw nur selten genutzt (vgl. Lunebach 2009; Doßmann 2003, S. 302; Kaschuba et al. 1999, S. 715 f.). 86,5 % aller PKW-Besitzer nutzen das Auto überwiegend in der Freizeit, das heißt am Wochenende und in den Ferien und 30 % aller Fahrzeughalter ließen ihr Auto im Winter gänzlich unbenutzt in der Garage stehen oder schränkten die Nutzung wesentlich ein (vgl. Kaschuba et al. 1999, S. 715 f.), so dass „die jährliche Fahrleistung […] mit 5.000 – 6.000 km pro Jahr weit unter den internationalen Werten" (ebd., S. 716) lag. Unter ökologischen Gesichtspunkten ist dieses Gebrauchsverhalten mit Sicherheit begrüßenswert. Angesichts der Mühen bei der Bewältigung des Alltags stellt sich jedoch die Frage, warum der private PKW von den Frauen nicht zur Entlastung genutzt wurde. Folgt man der hier vorliegenden Forschungsliteratur, dann hat das Fahrverhalten tatsächlich keine ökologischen, sondern ökonomische Ursachen. Bereits Mitte der 1960er Jahre wartete „mehr als die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung auf einen Trabant" (Doßmann 2003, S. 303). Betrug die Wartezeit schon 1966 fünf bis sieben Jahre, so stieg sie bis zum Ende der DDR laut Wolle auf zwölfeinhalb bis siebzehn Jahre an (vgl. Wolle 1999, S. 218). „Ein Auto je zwei bis drei Familien wurde als maximal mögliche Motorisierung in der DDR betrachtet" (Lunebach 2009), denn technisch bewegte sich der Automobilbau bis zum Ende der DDR und trotz Kooperation mit VW in den 1980er Jahren, auf einem Niveau vergleichbar mit dem in Westdeutschland Ende der 1950er Jahre (vgl. Karlsch/Wagner 2010, S. 43). Die starke Diskrepanz zwischen Angebot und Nachfrage führte zu einer sehr hohen Nutzungsdauer der Fahrzeuge von mehr als zwanzig Jahren. Dies wiederum hatte negative Auswirkungen auf die Ersatzteilproduktion sowie den Reparaturbereich und stellte eine enorme zusätzliche Belastung dar (vgl. Kaschuba et al. 1999, S. 716). Der private PKW war in der DDR der 1970er Jahre zwar längst kein Luxusgut mehr (vgl. ebd., S. 714), aber er wurde offensichtlich geschont, was ebenso offensichtlich auch zu Lasten der Frauen ging.

funktionalen Alltags, aus dem scheinbar nicht zu entkommen war. Nicht nur die Schriftstellerin Brigitte Martin hat dafür die Allegorie der Mühle gewählt[345]. Eine der oben genannten Interviewpartnerinnen hat ihren Alltag spontan und neologistisch als „mühlig"[346] bezeichnet, wie auch die Taktung des Lebens, das Nicht-Aufhören-Können bzw. -Dürfen und das permanente Angetrieben-Sein durch die Aufzählungen in den literarischen Alltagsdarstellungen zum Ausdruck kommt[347]. Auch filmisch wurde dieses Stilmittel angewandt. Bevor die Kultfigur Paula aus dem DEFA-Spielfilm *Die Legende von Paul und Paula* (1973) sich ihrem Schicksal eines vorgezeichneten Lebensweges ergibt, möchte sie noch ein Fass aufmachen „und kein kleines! Um neun ins Bett. Es muss doch noch was anderes geben als *schlafen, arbeiten und wieder schlafen und arbeiten*. Und das mit 23 Lenzen"[348].

Herzinger und Preußer sehen in dem Motiv des einfachen Lebens in Christa Wolfs *Sommerstück* „die Abkehr von den Angelegenheiten des Staates, dessen Funktionieren als seelenloses *Mahlwerk* verachtet wird"[349]. Und die westdeutsche Wissenschaftlerin Gisela Helwig beschrieb 1987 in Anlehnung an den DDR-Mediziner und Sexualforscher Siegfried Schnabel „den Tagesablauf vieler körperlich und seelisch erschöpfter Frauen":

> Sie stehen um vier oder fünf Uhr auf, bringen die Kinder zur Krippe oder in den Kindergarten und hasten zum Betrieb. Nach angestrengter Berufsarbeit beginnt abends die zweite Schicht, *Kinder abholen, einkaufen, Hausaufgaben kontrollieren, Abendessen machen, anschließend waschen, stopfen, nähen*, bis sie gegen elf todmüde ins Bett sinken. – Bei Schichtarbeit wird alles noch komplizierter, besonders wenn kleine Kinder zu versorgen sind.[350]

Laut Gerber ist dieses pausenlose Funktionieren ein Teil des Großen Ganzen, ist es die Mühe der Ebene nach der emanzipatorischen Revolution. Die Wissenschaftlerin interpretiert Paschillers *Würde* dementsprechend als Gedankenspiel, die Uhr zurückdrehen und in das ‚Paradies' alter traditioneller Ordnungen zurückkehren zu können. Die Frauen der DDR hätten die paradiesischen Zustände jedoch freiwillig hinter sich gelassen und so fände auch Johanna im polnischen Landleben keine Alternative zum industrialisierten, modernen Berlin, zu dem einmal eingeschlagenen Weg der Emanzipation. Ihre Probleme ließen sich nur in Berlin, mit dem Ehemann und in der Familie klären[351].

Ähnlich, jedoch weniger makropolitisch, interpretiert auch Hanke die Erzählung als Ausbruchsversuch. Aber „[w]eder Flucht noch Scheidung erweisen sich als Ausweg".

[345] Die Schriftstellerin Brigitte Martin hat die Thematik auch malerisch dargestellt, u. a. im Bild: *Große Nackte mit Tretmühle*. Eine Reproduktion findet sich auf dem Schutzumschlag zu Brigitte Martins *Der rote Ballon. Geschichten um Brigge Bem* (1977) und auf S. 131.

[346] Buchholz 1999, S. 78.

[347] So auch in Helga Schuberts Erzählung *Mondschein* zit. nach Hanke 1986b, S. 142.

[348] Heiner Carow: *Die Legende von Paul und Paula*. DEFA-Spielfilm (1973); Hervorh. v. der Verf.

[349] Herzinger/Preußer 1991, S. 206; Hervorh. v. der Verf.

[350] Helwig 1987, S. 107 f. Hervorh. v. der Verf.

[351] Gerber 1986/87, S. 73.

Wichtig an der Geschichte ist nach Hanke „der Versuch, sich selbst zu finden“ und die Autorin zitiert: „Wer aufstehen geübt hatte, der mußte es immer wieder können“[352] (s. o.). Für Hanke ist *Die Würde* eine „eindringliche“ Beschreibung dessen, welche Auswirkungen der Alltag, der „Zwang zum reibungslosen Funktionieren“ auf Partnerschaften hat: Er ‚kittet zusammen‘ und „legt zugleich den Keim der Zerstörung. […] Vor allem junge Ehen, überfordert durch schlechte Wohnsituation, durch die Kinder sehr früh fest eingebunden in die Abläufe des Alltags, sind dabei Krisen ausgesetzt“[353].

Für Gerber hingegen ist die Enge der Hinterhofwohnung eine Metapher, dieses Mal für die einengenden Grenzen von Johannas Leben im Allgemeinen[354]. Vermutlich war es für die US-Amerikanerin nicht vorstellbar, dass die von Paschiller beschriebenen Wohnverhältnisse auch in den 1980er Jahren durchaus noch staatssozialistische Realität waren[355]. Johanna lebt mit Mann und Tochter in einer Berliner Mietskaserne: „Sie bestand aus einem Zimmer, einer kleinen Küche und einem Klo. Sie war dunkel und lag im zweiten Hof. […] Die Küche sollte als Kinderzimmer genutzt werden, und Johanna überlegte, ob es günstig sei, das Kind in die Küche abzuschieben, da es dort nur ein einfaches Fenster gab. Aber eine bessere Lösung fiel ihr nicht ein (dW, 12 f.). Und so wurde das Kind „[a]m Vormittag, wenn sie Windeln wusch, […] ins Zimmer geschoben, und am Abend schob man Henriette wieder in die Küche“ (dW, 14). Eine Verbesserung der Wohnsituation war nicht in Sicht:

> Und jeden Dienstag mußt du zur KWV [Kommunale Wohnungsverwaltung; Anm. d. Verf.] und dir von den Damen sagen lassen, daß sie nichts für dich tun können. Sie sagen das mit dem gewissen Etwas, das dich demütigt. Sie werden dir schon Geduld beibringen. Du sollst sie nicht immerzu belästigen. […] Und dann haben sie deine Akte verlegt. Und das nächstemal: Ach ja, Sie haben ein Kind. Wie alt ist denn das Kind. Mehr als zwei Zimmer kriegen Sie sowieso nicht, und wenn Sie Glück haben, Innenklo. Aber im Moment ist da gar nichts zu machen. Versuchen Sie es doch mal über Ihren Betrieb, in die AWG [Arbeiter-Wohngenossenschaft; Anm. d. Verf.] zu kommen. (dW, 18)

In der DDR gab es nur zwei Möglichkeiten, Wohnraum zu erhalten: über die kommunale Wohnungsverwaltung oder über die Gewerkschaft im Betrieb, als Mitglied einer sogenannten ‚Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft‘ (AWG). Der Staat hatte über das 1946 erlassene ‚Wohnungsgesetz‘ und die ‚Wohnraumlenkungsverordnung‘ (1955) das Monopol und die Kontrolle über den gesamten Wohnraum in der DDR, sodass der „Bezug einer Wohnung […] nur mit einer behördlichen Wohnungszuweisung“[356] möglich war. Wohnen sollte keine Ware mehr darstellen, sodass alle Rechtsformen von Wohnungen, auch die hin und wieder noch bestehenden privaten, über die kommunale Wohnungsverwaltung verteilt wurden[357]. Deshalb ging Johanna jeden Dienstag zur KWV.

352 Hanke 1986b, S. 144.
353 Ebd., S. 143.
354 Vgl. Gerber 1986/87, S. 73.
355 Vgl. dazu Topfstedts umfassenden und gleichnamigen Beitrag zu *Wohnen und Städtebau in der DDR* (1999).
356 Topfstedt 1999, S. 439.
357 Vgl. Schulz 2010, S. 123.

Wohnraum war trotz des 1971 großaufgelegten Wohnungsbauprogramms Zeit des Bestehens der DDR eine Mangelware. Die Altbausubstanz wurde nahezu ignoriert. Hier wollte man aus politischen und konnte man aus ökonomischen Gründen nicht investieren, sodass 1990 noch 1,76 Millionen der Altbauwohnungen keine Innentoilette hatten und 1,2 Millionen Wohnungen „weder über ein Bad noch eine Dusche verfügten"[358]. Topfstedt verweist unter Bezug auf Günther Kabus mit noch weiteren Zahlen auf das verheerende Ausmaß des städtebaulichen Verfalls: „[R]und 50 % der Mehrfamilienhäuser, 17 % der Krankenhäuser und 29 % der Verkaufsstellen waren in die Bauzustandsstufen III (schwere Schäden) und IV (unbrauchbar) abgesunken, desgleichen 65 % der kommunalen Straßen und 50,7 % der Brücken im kommunalen Straßennetz"[359]. Das, was an Wohnraum seit den 1970er Jahren an der Peripherie neu gebaut wurde, wurde im gleichen Atemzug im Zentrum unbewohnbar, sodass den Wohnungsämtern Ende 1989 noch 781.000 ‚Wohnungsanträge' vorlagen[360]. Wenn sich Johanna folglich an einen Winter erinnert, „in dem sie jede freie Minute zum Heizen benutzt hatten" (dW, 28), dann bewegt sich diese Erinnerung sehr nah an der außerliterarischen Realität[361].

„Es war wie Hunger und Kälte in dieser Wohnung" (dW, 28), denkt Paschillers Figur. Dieser Satz könnte aber auch metaphorisch verstanden werden, denn der manifeste Mangel an Wohnraum führte zu einem hierarchischen Verteilungssystem. So wurden seit den 1970er Jahren zwar junge Eheleute bei der Vergabe von Wohnraum bevorzugt, sodass eine eigene Wohnung eines der Hauptmotive für Eheschließungen war. Im anderen Fall, im Falle einer Scheidung oder – was noch existenzieller ist – bei innerfamiliärer Gewalt, mussten die ‚Partner' ihr Zusammenleben aber „oft sogar noch jahrelang"[362] fortsetzen. Darüber hinaus wurde der Wohnbedarf nach spezifischen sozialen und gesellschaftlichen Kriterien gesteuert und in der sogenannten ‚Wohnraumlenkungsordnung' festgelegt. Die sich daran orientierende Verteilungspraxis beeinflusste indirekt sogar die Fertilität, wie Schulz herausgearbeitet hat. Das Vorhandensein von Kindern war eine Voraussetzung, um unter Umständen überhaupt erst in den Genuss einer Reihe von Sozialleistungen zu gelangen – wie zum Beispiel Wohnraum[363].

Offiziell als ‚wohnungsbedürftig' galten „Angehörige der Arbeiterklasse, insbesondere Schichtarbeiter, Familien mit drei und mehr Kindern, junge Eheleute, Bürger, die sich bei der Stärkung und Festigung und beim Schutz des Staates verdient gemacht haben"[364] sowie spezifische Berufsgruppen wie Lehrer und Erzieher. Die definierte ‚Bedürftigkeit' war die Basis, auf der „Wohnraumvergabepläne erstellt" und „in denen für jeweils ein Jahr die zu versorgenden Haushalte erfasst wurden. Diese Pläne führten je nach den örtlichen Bedingungen zu langen Wartezeiten von bis zu fünf Jahren"[365].

[358] Topfstedt 1999, S. 557.
[359] Ebd., S. 558.
[360] Vgl. ebd.
[361] Vgl. dazu auch Schulz 2010, S. 124.
[362] Gysi/Meyer 1993, S. 144.
[363] Vgl. Schulz 2010, S. 123.
[364] Schulz 2010, S. 124.
[365] Ebd.

Elternunabhängigen Wohnraum erhielten junge Erwachsene in der DDR in der Regel erst dann, wenn sie verheiratet waren und mindestens ein Kind geboren worden war. Schulz schreibt, dass erwachsene Einzelpersonen unter 25 Jahren überhaupt erst dann berechtigt waren, einen Wohnungsantrag zu stellen, wenn sie in der elterlichen Wohnung über kein eigenes Zimmer verfügten. Die Größe der Wohnung wurde nach der Anzahl der Zimmer bemessen und richtete sich wie in Johannas Beispiel generell nach der Anzahl der Personen, die gemeinsam in einem Haushalt lebten „*minus Eins*"[366]. Das heißt, Johannas Familie hatte in der Tat nur ein Anrecht auf eine Zweiraumwohnung. Das bedeutet jedoch nicht, dass alle 3-Personen-Haushalte in der DDR in einer Zweizimmerwohnung lebten. Schulz zufolge gab es in der DDR sowohl eine hohe Zahl an überbelegtem als auch an unterbelegtem Wohnraum, was aber wiederum nichts über die Qualität und Größe des Wohnraums aussagt[367].

Bedeutsam an diesen Fakten ist, dass der Mangel an Wohnraum nicht nur für das frühe Heirats- und Erstgeburtsalter verantwortlich gemacht wird[368], sondern ein ganz zentrales und omnipräsentes Problem in der alltäglichen Lebensführung darstellte. Für Schmitz-Köster stehen in *Die Würde* demgegenüber nicht harte Fakten im Vordergrund, die „Suchbewegung" ist nach ihrem Dafürhalten für die Autorin Paschiller „das Entscheidende". Und auch Schmitz-Köster zitiert: „Wer aufstehen geübt hatte, der mußte es immer wieder können"[369].

Es ist ein sich oft wiederholender Gedankengang in der Forschungsliteratur. Die Heldinnen suchen „nach ihrer Identität […], nach Selbstverwirklichung als Individuum, nach neuen Werten und neuen Lebensformen"[370], kommen und finden zu sich selbst, lernen aufzustehen, d. h., sich zu wehren und die Autorinnen sowie ihre Heldinnen haben ein neues Selbstbewusstsein erreicht. Nicht immer spiegele Literatur das Selbstbewusstsein, das Johanna an den Tag lege, schreibt beispielsweise Hanke[371].

An dieser Stelle drängt sich die Vermutung auf, dass das vielzitierte Selbstbewusstsein gerade in den ‚einfachen' Erzählungen vom Alltag ein Deutungsmuster und nur bedingt als paradigmatisch für die Gesellschaft der DDR anzusehen ist. Die feministischen Werke der DDR unterschieden sich in „Ton und Selbstbewußtsein" von denen westlicher Autorinnen und seien nie „weitschweifig oder selbstmitleidig", wie zahlreiche Veröffentlichungen der „Frauenliteraturwelle"[372] im Westen, schreiben beispielsweise Schmitz-Köster und Weise.

Der ostdeutschen Autorin Brigitte Martin erscheint ihre Heldin Brigge Bem aus dem Erzählband *Der rote Ballon* (1977) demgegenüber „zu stark" und „zu perfekt"[373]. Martin befürchtet, dass die Leserinnen angesichts der Stärke der Figur sich selbst als minderwertig empfinden könnten. Möglicherweise ist dies ein Hinweis darauf, dass den

[366] Ebd.
[367] Vgl. Schulz 2010, S. 122 u. 124.
[368] Vgl. ebd., S. 124; Harth 2010, S. 136.
[369] Schmitz-Köster 1989, S. 154.
[370] Weise 2003, S. 161.
[371] Vgl. Hanke 1986b, S. 144.
[372] Schmitz-Köster 1989, S. 10; Weise 2003, S. 160.
[373] Hildebrandt 1984, S. 57.

Autorinnen mit dem Topos vom Selbstbewusstsein ein nicht ganz stimmiges Prinzip der ‚subjektiven Authentizität' (Christa Wolf) unterstellt wird. Zur ‚subjekiven Authentizität' gehört nach Christa Wolf „ein Subjekt, das bereit ist, sich seinem Stoff rückhaltlos (das sagt man so hin; jedenfalls so rückhaltlos wie möglich) zu stellen" [374]. Dass die literarischen Frauenfiguren dabei auffallend selbstbewusst gestaltet sind, bedeutet aber nicht zwangsläufig, dass die Mehrzahl der Frauen in der DDR auch selbstbewusster war als westdeutsche Frauen. Die souveränen und selbstsicheren Figuren können ebenso gut als Gegenentwurf zu den stillen, bescheidenen, angepassten Frauen wie auch als Resultat spezifischer generationengebundener Erfahrungen gelesen werden, demzufolge die Heldinnen nicht leiden, sondern letztlich funktionieren.

3.3.2 Der Zwang zum Funktionieren

In diesem Zusammenhang erweisen sich die generationenspezifischen Befunde von Ahbe und Gries als bedeutungsvoll, weil die Sozialwissenschaftler das Funktionieren nicht nur als einen Aspekt unter vielen behandeln, wie in der feministischen Forschungsliteratur[375], sondern als *das* kennzeichnende Merkmal eines Generationenzusammenhangs herausstellen. Funktionieren bedeutet den Autoren zufolge, „in einem als Kampf verstandenen Leben, keine Ausfälle zu haben, keine Auffälligkeiten zu zeigen und keine Störungen zu verursachen"[376]. In den Geschichten um Edith, Johanna und auch Paula aus dem DEFA-Spielfilm *Die Legende von Paul und Paula* geht es aber genau darum, dass diese Figuren ‚Störungen' verursachen und ‚Auffälligkeiten' zeigen: Sie sind überfordert, haben Schuldgefühle, fühlen sich kraftlos, sind krank oder ‚über die Maßen' verliebt, wie Paula.

Es ist nicht nur ein Gegenbild zu den offiziellen Verlautbarungen, das von den Autor/inn/en hier gezeichnet wird, sondern auch ein generationelles Problem, das öffentlich angesprochen wird: Der Habitus eines Generationenzusammenhangs, der „fast nie in Konflikt mit den politischen Verhältnissen geraten [ist] und […] sich in [seiner] Masse auch nicht verweigert"[377] hatte, sondern eher in die innere Distanz ging. Nicht nur eingedenk der Diskussionen um das Für und Wider von neuen sozialen Bewegungen in der DDR, ist das ein weiterer bedeutender Hinweis, den Ahbe und Gries hier geben.

Es waren nur kleine Gruppen innerhalb der ‚funktionierenden' und der ‚integrierten Generation', die tatsächlich politisch zu handeln begannen. Sie stellten das spätere Führungspersonal der Protestgruppen und Bürgerbewegungen der DDR. Das Gros der beiden Generationseinheiten hatte sich in dem System eingerichtet, erprobte in moderater Weise westliche alltagskulturelle Stile und hoffte auf eine Reform der DDR von un-

[374] Wolf 1980, S. 75. Ausführlicher zu Wolfs literarischem Prinzip vgl. Kap. 4.
[375] Vgl. u. a. Schmitz-Köster 1989, S. 151; Weise 2003, S. 161; Nagelschmidt 1997, S. 43.
[376] Ahbe/Gries 2006b, S. 521.
[377] Ebd., S. 528 f.

ten[378]. Folgt man Lequys Analyse, die eine quantitativ umfassende Studie zu weniger bekannten ostdeutschen Schriftstellerinnen und deren Formen von Dissidenz vorgelegt hat, dann lebte nur ein „Bruchteil“ von ihnen „an der Peripherie der Gesellschaft oder des Literaturbetriebs“[379].

Auch Hildebrandt kommt zu dem Ergebnis, dass die meisten der von ihr interviewten Schriftstellerinnen – allerdings sind es nur zwölf – in die Gesellschaft integriert waren und an den Sozialismus glaubten[380]. Und ebenfalls analog zu den Ergebnissen von Ahbe und Gries, üben die Autorinnen der Wissenschaftlerin zufolge keine grundsätzliche Kritik am staatssozialistischen Emanzipationsmodell, sie mahnen Veränderungen an. Die Autorinnen, die sich mit dem Alltag beschäftigen, plädieren dabei für mehr Entscheidungsfreiheit und Wahlmöglichkeiten. Sie beschreiben die Verantwortung, die sie als berufstätige Mütter tragen und werben um Vertrauen des Staates in die Mündigkeit seiner Bürger[381].

Die Mehrheit der Frauen in der DDR hatte sich Nickel und Helwig zufolge demgegenüber in den ambivalenten Verhältnissen eingerichtet[382]. Sie suchten sich Tätigkeiten unter ihrem Ausbildungsniveau, im nahen Wohnumfeld, wegen der hier ansässigen staatlichen Kinderbetreuungseinrichtungen, verzichteten auf leitende Stellungen und hatten aufgrund „befürchteter Ausfallzeiten in vielen Betrieben generell schlechtere Aufstiegschancen“[383]. Tabuisierungen und Erfolgsbilanzen blockierten Nickel zufolge „über Jahre die Entwicklung eines kritischen Bewußtseins, vor allem bei den Frauen selbst“[384].

Frauenpolitische Maßnahmen, auch die positiven, wie die Einführung der Fristenregelung oder des Babyjahres, wurden über die Köpfe der Frauen hinweg und hinter ihrem Rücken durchgesetzt. Alles, was nicht offiziell zur ‚Lösung der Frauenfrage‘ anerkannt wurde, galt als „hartnäckige Rückstände im Bewusstsein“[385] und wurde nicht als

[378] Vgl. Ahbe/Gries 2006a, S. 518 f. Generationenspezifisch gesehen, gehört Paschiller (* 1953) zur „integrierten Generation“. Die „in den 1950 Jahren Geborenen“ (Ahbe/Gries 2006a, S. 98) bilden laute Ahbe/Gries „den ersten Generationenzusammenhang, der ausschließlich vom DDR-Sozialismus geprägt war“ (ebd.). Die Identifikation mit der DDR war unter Angehörigen der ‚integrierten Generation‘ zunächst „relativ hoch“ (ebd.). Dank Honeckers Liberalisierungen und einsetzender Massenmedialisierung fühlten sie sich im ‚Gleichklang‘ mit sich selbst, dem Weltbild des Sozialismus wie auch mit den Gleichaltrigen in Westdeutschland (vgl. ebd., S. 98). „Zum Strömungsabriß in der partiellen Identifikation mit der DDR kam es Ende der 1970er Jahre, als den ‚Integrierten‘ deutlich wurde, daß sich weder ihre Hoffnungen auf wirtschaftliche Prosperität noch auf kulturpolitische Liberalisierungen erfüllen würden“ (ebd., S. 99). Paschiller verließ daraufhin die DDR.

[379] Lequy 2000, S. 19.

[380] Hildebrandt 1984, S. 24; vgl. Schmitz 1983, S. 79.

[381] Vgl. Hildebrandt 1984, S. 37.

[382] Vgl. Nickel 1990, S. 11.

[383] Helwig 1993, S. 10. Vgl. dazu auch Nickel 1990, S. 10 f.

[384] Nickel 1990, S. 9.

[385] Hilde Benjamin zit. nach Helwig 1993, S. 10. Hilde Benjamin (1902-1989), Rechtswissenschaftlerin, war u. a. Vizepräsidentin des Obersten Gerichts, vorsitzende Richterin in einer Reihe kommunistischer Schauprozesse Anfang der 1950er Jahre, Justizministerin und

Problem akzeptiert oder berücksichtigt[386]. Die Mehrzahl der Frauen in der DDR hatte sich damit abgefunden[387] und Nickel resümiert nach der Friedlichen Revolution: „DDR-Frauen scheinen erst wieder lernen zu müssen, ihre Angelegenheiten selbstbewußt in die eigenen Hände zu nehmen, sie eigensinnig durchzusetzen"[388].

Es ist die Frage, ob Autorinnen wie Martin oder Paschiller dies mit ihren Texten bereits zu DDR-Zeiten getan haben und ob sie hier eine Avantgardefunktion übernahmen. Zunächst einmal machten sie die verschwiegenen, als unwichtig und zur Privatsache erklärten Probleme der Frauen öffentlich und boten ihnen Identifikationsmöglichkeiten an. Es ist eine einfache, für die Frauen der DDR aber umso bedeutsamere Funktion, die diese Alltagsgeschichten angesichts einer nur scheinbar selbstverständlichen, weil keineswegs problemlosen Vereinbarkeit von Familie und Beruf übernahmen. Darauf machen Rosenberg und wie folgt auch Dölling aufmerksam:

> In Belastungs- und Krisensituationen, in denen die faktische Unvereinbarkeit von Anforderungen aus der beruflichen und familiären Sphäre erfahren wird, werden deshalb oft die Ursachen vordergründig im persönlichen Versagen gesucht. Diese Form von ‚Krisenbewußtsein', gekoppelt mit Schuldgefühlen und Identitätsverlust ‚als Frau', ist in zahlreichen Varianten beschrieben und protokolliert worden. Hier dürften sich viele Frauen mit ihren unmittelbaren Erfahrungen bestätigt finden.[389]

Rosenberg weist darauf hin, dass es *das* Verdienst von Autorinnen der DDR war, krisenhafte Erfahrungen aus der Sprachlosigkeit geholt zu haben[390]. Alltagssoziologisch gesprochen, haben sie damit die Fraglosigkeit eines Sinnzusammenhangs zum ‚Explodieren' gebracht. Das bedeutet jedoch nicht, dass damit zugleich auch das Lebenskonzept der Vereinbarkeit infrage gestellt und neu ausgelegt worden wäre. Zwar wenden sich die Autorinnen dem Kern der Erfahrung zu, der bisher als unproblematisch galt[391]. Aber sowohl Johanna als auch Edith brechen nicht endgültig aus dem Funktionieren aus. Johanna kehrt geläutert zu Mann und Kind und, wie zu vermuten ist, auch zu ihrem Alltag zurück. Und auch Edith wird weitermachen und findet eine pragmatische, ‚sozialistisch-realistische' Lösung für ihr Dilemma:

> Edith will sich zusammenreißen. Anstatt ihre augenblickliche Lebenssituation in ihre Bestandteile zu zerlegen, anstatt sich analytisch zu zerfleischen, ohne daß ein Prozeß in Gang gesetzt wird, der auf Veränderung zielt, wie sie es bisher in ähnlichen Situationen getan hat, entschließt sie sich, etwas Praktisches zu tun. Sie nimmt ihre beiden Kinder, drückt jedem einen Kohleneimer in die Hand, nimmt selbst zwei und sagt: »Erst mal holen wir die Kohlen für morgen«. Das verstehen die Kinder sofort. (NFa, 160)

schließlich Professorin und Leiterin des Lehrstuhls ‚Geschichte der Rechtspflege' an der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR (vgl. Barth et al. 1995, S. 55).

386 Vgl. Dölling 1993a, S. 27; Nickel 1990, S. 9.

387 Vgl. Nickel 1990, S. 9.

388 Nickel 1990, S. 9.

389 Dölling 1986, S. 157; Vgl. Rosenberg 1989, S. 146 f.

390 Vgl. Rosenberg 1989, S. 147.

391 Vgl. Schütz/Luckmann 1979, S. 33.

Damit endet die Erzählung. Nicht reden, etwas Praktisches tun ist hier die Moral. Und die sozialistische Moral ist eine Moral der Tat. Sie verlangt, „daß der Mensch sich aktiv zu den vorgefundenen gesellschaftlichen Bedingungen verhält“. Die sozialistische Moral fordert Hörz zufolge „Veränderung“. Und das träfe „auch auf die […] Frauenfrage zu“[392]. Emmerich spricht zwar vom „Schwinden der ästhetischen Doktrin“[393] vom sozialistischen Realismus, demzufolge Martins und Paschillers Heldinnen genau das hätten tun müssen: sich aktiv zu den vorgefundenen gesellschaftlichen Bedingungen zu verhalten, anstatt sich weiterhin innerlich zu zerreißen und zu leiden wie in Teilen der bürgerlichen, westlichen Literatur. Emmerich schreibt über die schwindende Macht der Doktrin in den 1980er Jahren der DDR:

> Gewiß existierten damals noch (und existieren weiter) vormoderne didaktische Wahrnehmungsweisen, Schreibhaltungen und Wirkungsabsichten, aber die *eine* homogene DDR-Literatur aus dem Ungeist des ‚sozialistischen Realismus’ hörte endgültig auf zu bestehen. Damit ist die orthodoxe Abbild- und Widerspiegelungstheorie – Richtschnur der 50er und großenteils noch der 60er Jahre – außer Kraft gesetzt. […] *Die DDR-Literatur tritt in ihr experimentelles Zeitalter ein.* Sie will keine ‚Nachtrab-Literatur’ (G. Kunert) mehr sein, die den Leser pädagogisch an die Hand nimmt und in einem vorgegebenen gesellschaftlichen Verwendungszusammenhang unmittelbar aufgeht.[394]

Ohne „ideologisches Geländer“[395] kommen die Geschichten um Edith und Johanna aber nicht aus. Und es ist nicht nur die Moral der Tat, die beide Frauenfiguren sozialistisch-realistisch erscheinen lässt: Johanna verändert sich letztendlich durch Arbeit und Edith durch den inneren Entschluss, sich nicht mehr selbst zu quälen, sondern von jetzt an das Praktische zu tun. Auch in dem jeweils offenen Ausgang beider Erzählungen findet sich ein sozialistisch-realistisches Motiv. Die Rede ist vom *zukunftsgerichteten Optimismus*, der in den genannten Erzählungen allerdings subtilere, mehrdeutige Formen angenommen hat, als noch in den 1950er oder 1960er Jahren.

[392] Hörz 1971, S. 112.

[393] Emmerich 1996, S. 396 f; Zur ‚Doktrin vom sozialistischen Realismus‘ vgl. Kap. 2, Anm. 162.

[394] Emmerich 1996, S. 397; Hervorh. im Orig. Weil dem gesprochenen und geschriebenen Wort in der DDR die hauptsächliche bewusstseinsbildende Bedeutung beigemessen wurde (vgl. Bathrick 1983, S. 63 f.; Hanke 1986/87 S. 141 f.; Roeder 2006, S. 17), und obwohl in der späten DDR manch ein Autor „sagen konnte, was er wollte“ (Emmerich 1996, S. 401), genügte es aber auch noch in der Endphase der DDR, das bewusste Verschweigen von Problemen zu brechen oder den Begriff der Arbeit verächtlich zu machen, wie es beispielsweise Monika Maron vorgeworfen wurde (vgl. Lequy 2000, S. 557), um aus politischen Gründen „von höherer Bildung ausgeschlossen oder später in ihren Karrieren behindert“ (Ahbe/Gries 2006a, S. 97) zu werden – wie es ferner und u. a. den Schriftstellerinnen Gerti Tetzner, Katja Lange-Müller und Gabriele Eckart widerfahren ist. Daraus folgende Brüche in der Biografie, Haftstrafen, Berufs- und Publikationsverbote schlossen eine Bindung an die DDR jedoch nicht aus (vgl. Lequy 2000, S. 19; Ahbe/Gries 2006b, S. 533 f.).

[395] Ebd.

In Konrad Wolfs DEFA-Spielfilm *Sonnensucher* (1958), der von 1959 bis 1972 verbotenen war[396], wird dieses Motiv hingegen noch klar formuliert. Der Film handelt von den Problemen der ‚sozialistischen Menschwerdung' zu Beginn der DDR. Handlungsort ist ein Bergbaubetrieb der Sowjetisch-Deutschen Aktiengesellschaft, *SDAG Wismut*, der sich im sozialistischen ‚Umwälzungsprozess' befindet. Die Hauptprotagonistin des Films, das eltern- und haltlose Mädchen Lutz, erkämpft hier ihre ‚sozialistische Menschwerdung' über die Entscheidung für den richtigen Mann. Sie wird zu seiner aufrechten Gefährtin und letztendlich, durch einen tragischen Unfall und den Mut ihres Ehemannes unter Tage, die alleinerziehende Mutter Lutz. Für eine Frau im Sozialismus ist aber auch das keine verzweifelte Lebenssituation mehr, wie ihr am Ende des Films eine Stimme aus dem Off offeriert: „Geht ihr beiden, ihr werdet glücklich sein und nicht allein. Euer Weg, der auch unser aller Weg ist, hat erst begonnen. Glück Auf!"[397].

Der Ausgang von *Nach Freude anstehen* und *Die Würde* ist dagegen offener gestaltet. Ein erneuter, zerstörerischer Kreislauf bestehend aus Arbeit, Essen und Schlafen könnte ebenso denkbar sein, wie die Aussicht auf eine zukünftig besser gelingende Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Sind *Nach Freude anstehen* und *Die Würde* also „unvollendete Geschichten"[398], wie Lequy die Erzählungen unter Verweis auf Emmerich bezeichnet?

Diese Definition scheint nicht stimmig zu sein. Emmerich spricht zwar davon, dass der Titel „unvollendete Geschichten" vor allem über der „Literatur von Frauen über

[396] Vgl. Brockmann 2010, S. 236.

[397] Konrad Wolf: *Sonnensucher*. DEFA-Spielfilm (1958). Die Konflikte der filmischen und literarischen Frauenfiguren auf dem Weg zur ‚sozialistischen Menschwerdung' werden auffallend häufig an das Motiv des Ringens um den ‚richtigen' Lebenspartner gebunden. So muss sich Lutz zwischen drei Männern entscheiden: dem jungen gutherzigen, aber unausgeglichenen und groben Bergmann Günther, dem sowjetischen Ingenieur Sergej und dem Obersteiger und väterlichen Ratgeber Franz Beier. Lutz heiratet schließlich Beier und spürt erst kurz vor dessen Tod, dass sie die richtige Entscheidung getroffen und den ‚wahrhaften' Mann geheiratet hat. Während Beiers Konflikt weder Faschist, Saboteur und Lügner, noch apathischer Mitläufer des neuen Gesellschaftssystems zu sein, auf der beruflichen Ebene ausgehandelt und darüber die ‚Schaffung des neuen Menschen' dargestellt wird, spielt sich Lutz in etwa gleichlautender Konflikt auf der privaten, reproduktiven Ebene ab. Für die Frauenfigur Lutz ist es dabei nicht entscheidend, dass sie sich selbst für ‚die Sache des Sozialismus' engagiert, sondern dass sie sich in die Obhut des ‚richtigen' Mannes, des aufrechten Verfechters der ‚Sache des Sozialismus' begibt. Und diese Entscheidung sorgt auch noch nach dem Tod Beiers dafür, dass die nunmehr alleinerziehende Mutter und das Kind glücklich werden, wie die zitierte Stimme aus dem Off am Ende des Films verheißt. Auch die Einbindung der jungen Ökonomin Kati Klee im DEFA-Spielfilm *Spur der Steine* (1966) und der literarischen Frauenfigur Recha aus Brigitte Reimanns *Ankunft im Alltag* (1961) in die sozialistische Menschengemeinschaft, findet über deren Entscheidung für bzw. gegen den ‚richtigen' Mann statt. Man könnte sogar soweit gehen und sagen, dass sich das Motiv des ‚aufrichtigen Ehemanns' in einer gesellschaftshistorisch diametralen Version auch in *Die Frauen von ORWO* findet. Nach 1989 wird der ‚aufrechte Sozialist' allerdings legitimierungsbedürftig, war ‚mitlaufender Genosse', dessen politische Überzeugungen alltagsweltlich nicht von Belang waren (vgl. Kap. 2.2.4).

[398] Emmerich 1983, S. 171 f; Lequy 2000, S. 212.

Frauen“ stehen könnte, meint damit aber, dass die „Autoren ihre Gesellschaftsordnung als eine offene, entwicklungs- und lernfähige einklagen“[399]. Davon ist in den genannten Texten jedoch nicht die Rede. In gewissem Sinn sind Ediths und Johannas Geschichten, Geschichten des Bewusstseinswandels: „An dem Bestehenden nicht rühren und dennoch das Wunder vollbringen, einen Umwälzungsprozeß in Gang zu setzten!“ (NFa, 80), lässt Martin ihre Heldin treffend über das Thema der von ihr anzufertigenden Diplomarbeit sagen.

Und auch in puncto Vereinbarkeit weiß Edith, „wenn sie ganz ehrlich ist […], daß der Wille, etwas zu verändern, nicht ausreicht. Die Bedingungen sind oft stärker, und die geben ihr unrecht“ (NFa, 19). „Edith kennt den Anspruch, den die Zeit an sie stellt. Sie weiß, daß sie mit diesem Anspruch mehr leisten muß, als ihre Kräfte es zulassen. Sie hat die Forderung angenommen“ (NFa, 43). Und als ließen sich durch die Änderung der inneren Einstellung die äußeren Umstände besser ertragen, ist auch Edith am Ende „glücklich und hat in diesem Augenblick keinen Raum für das Gefühl, das [sic] ihr irgend etwas [sic] fehlt“ (NFa, 155). Auch Paschillers Figur bleibt als „Wahl gegen die Entmündigung“ lediglich die innere Erkenntnis, „daß man nicht vielmehr braucht als seinen eigenen Körper, um sich zu Hause zu fühlen“ (dW, 226).

Damit ist aber keine Forderung an die Gesellschaft verbunden, sondern die Idee, sich selbst zu verändern und zu entwickeln, in der ‚richtigen‘ Art und Weise zu sich selbst zu kommen, um den gesellschaftlichen Zumutungen etwas entgegensetzen zu können. Der emanzipatorische Grundgedanke von der Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird bei Paschiller und Martin jedenfalls nicht in Frage gestellt, wie Gerber eingangs befürchtet hatte. Die Vereinbarkeit sollte nur anders, besser funktionieren.

Wenn Autorinnen folglich zum Sprachrohr von frauenspezifischen Interessen wurden, entwarfen sie damit nicht automatisch Alternativen, Gegenbilder, weibliche Utopien oder neue weibliche Denkmodelle[400], wie es in den Forschungsliteratur ebenfalls immer wieder heißt. Diese Einschätzungen bleiben im Ungefähren verortet, was laut Lequy auch darauf zurückzuführen ist, dass „einzelne wenige“, bekannte DDR-Autorinnen nach wie vor als „Leitfiguren für den Aufbruch der Frauen […] in der DDR-Literatur stellvertretend stehen“[401].

Schreiben war ein Ventil für Autorinnen[402]. Darin herrscht in den Forschungsliteraturen ebenso weitgehende Einigkeit wie darüber, dass viele der Alltagstexte erfahrungsbasiert waren[403]. Und auch die Rezipientinnen suchten Rosenberg zufolge vor allem Authentizität: „[D]oes it depict the problems and conflicts of their own lives? Does it offer characters with whom they can identify, in whom they recognize themselves?”[404]. Bücher, die diese Funktionen erfüllten, sind offenbar „von Hand zu Hand gereicht“ worden, „weil die Druckauflage niemals den Bedarf befriedigen kon-

399 Emmerich 1983, S. 172.
400 Vgl. u. a. Rosenberg 1989, S. 147; Schmitz-Köster 1989, S. 97.
401 Lequy 2000, S. 19.
402 Vgl. u. a. Bathrick 1983, S. 65; Emmerich 1996, S. 13; Hauser 1994, S. 16; Kleinschmidt 1997, S. 50; Lequy 2000, S. 108; Lemke 1991, S. 251.
403 Vgl. u. a. Nagelschmidt 1997, S. 43; Lennox 1983, S. 176; Schmitz-Köster 1989, S. 16.
404 Rosenberg 1989, S. 146.

nte“[405]. Lesen bedeutete vor allem Isolation zu überwinden[406]. Von dieser Warte aus betrachtet, erweist sich *Kommunikation* als Schlüsselbegriff der alltagsliterarischen Produktionen.

Eine Lösung für die Alltagsprobleme böten die neuen Autorinnen dabei allerdings nicht mehr, so Schmitz-Köster. Es blieben „phantastische Auswege“ und „wunderbare Lösungen“, ob es sich um märchenhafte Lösungen handelt, wie Wünsche erfüllende Feen oder Geschlechtertausparabeln, oder um Flucht, Ausbruchsversuche und den „Rückzug auf sich selbst“[407]. „Ein selbstbestimmtes Leben“ ist und bleibt „ein Märchen, ein Traum, eine Utopie“[408], resümiert Schmitz-Köster.

Auch wenn Martin und Paschiller die Lösung der Probleme ihrer Frauenfiguren einer ebenso fantasierten Zukunftshoffnung anheim stellen, so vollbringen sie darüber hinaus doch noch eine weitere, eine „ungeplante Leistung“: Sie loten „Spielräume für individuelle Formen der Selbstintegration in die DDR-Gesellschaft“ aus. Aber nicht deshalb, wie Schöning betont, weil die Autorinnen oder ihre Texte „als verlängerter Arm der Partei“ fungieren und deren „Leitbilder unters Volk“ bringen, „sondern im Gegenteil dadurch, daß sie von dieser Vorgabe erkennbar“[409] abweichen: „Indem die Texte den Lesern abweichende Selbstthematisierungen offerieren […], die es ermöglichen, der eigenen Lebensgeschichte einen unabhängigen Sinn zu geben, befördern sie zugleich die persönliche Inklusion in jene Gesellschaft, deren Massenorganisationen und Zwangsinstitute allein keinen ausreichenden Sinn machen“[410].

Ob deshalb in Alltagstexten der „sozialistische Utopiekern“ und damit das „Fortbestehen des sozialistischen Staates“ generell unbeschädigt bleibt, wie Herzinger und Preußer angesichts von Texten „prominenter Vertreter der DDR-Literatur“ behaupten und damit einer „Lesart“ widersprechen, „die vor allem die kritische Qualität später DDR-Literatur betont“[411], kann nur in einer quantitativen Analyse beantwortet werden. Extreme in jedweder Richtung scheinen dem Gegenstand jedoch nicht gerecht zu werden. Lequy (2000) führt anschaulich vor Augen, wie verschieden die Texte von Autorinnen aus der DDR waren.

Es bleibt aber eine offene Forschungsfrage, ob es sich bei der alltagsbasierten Kurzprosa nicht doch um eine literarische Zwischengattung handelt – und zwar nicht im gynokritischen Sinn, wie Heidtmann es eingangs vorgeschlagen hat, er spricht von einer „neuen Frauenprosa“[412], sondern in Anlehnung an Schöning als eine „duldungsfähige“[413] Literatur realistisch erzählten Lebens in der Diktatur. Die Idee zu dieser These rührt aus Lequys ästhetisch-poetologischer Kritik an Paschillers „triviale[m] Frauen-

[405] Rohnstock 1994b, S. 122.
[406] Vgl. Rosenberg 1989, S. 146 f.
[407] Schmitz-Köster 1989, S. 97 u. 98.
[408] Ebd., S. 99.
[409] Schöning 2011, S. 79.
[410] Ebd., S. 83.
[411] Herzinger/Preußer 1991, S. 195. Herzinger und Preußer beziehen sich auf Heiner Müller, Volker Braun, Christoph Hein und Christa Wolf (vgl. ebd.)
[412] Heidtmann 1982, S. 270.
[413] Schöning 2011, S. 83.

text“[414]. Er sei rückständig, habe eine ‚amputierte‘ Sprache, die Story sei simpel gestrickt und klischeebehaftet und Lequy fragt, warum es Paschiller so schwer falle, „sich von der Tradition zu lösen und der Modernität anzunähern“[415]. Analog dazu hält auch Rosenberg Martins *Nach Freude anstehen* für literarisch fragwürdig, Emmerich klassifiziert „anspruchslose Romane über Alltagsprobleme“ generell als „Unterhaltungsliteratur von trivialem Gehalt“[416] und Nagelschmidt spricht von ‚unspektakulären‘[417] Texten.

Lequy vermutet, dass sich die „Innovationen“ in den Alltagsgeschichten der 1970er Jahre „noch im Anfangsstadium“[418] befanden. Schmitz-Köster wertet „die Besinnung auf traditionell weibliche Lebensbereiche dagegen als Versuch, Gegen-Bilder zu entwerfen – Gegenbilder, die auf Ganzheit bestehen“ und Herminghouse spricht angesichts der Dominanz von Alltagsgeschichten von einem „fundierten Realismus […], der den bis dahin unerforschten Bereich des Irrationalen und Unbewußten mit einzubeziehen sucht“[419]. Die Autorinnen brächen aus dem starren Leistungsdruck aus, „sie schreiben sich frei“[420], so die Einschätzung von Nagelschmidt.

Ob sich Paschiller und Martin tatsächlich frei schrieben, bleibt angesichts des selbstintegrativen Tenors beider Texte fraglich. Ein Ventil kann das Schreiben für beide Autorinnen jedoch gewesen sein, wofür auch das Gesamtwerk der Autorinnen spricht, das sich bis auf einige Hörspiele und ein Theaterstück von Paschiller, weitestgehend auf die in dieser Arbeit genannte Prosa beschränkt[421]. Möglicherweise waren ästhetisch-poetologische Kriterien aber auch nachrangig, dominierten wie im Folgenden bei Martin der Inhalt und damit ein dokumentarisches Prinzip, die Form der literarischen Produktionen.

3.3.3 Der Alltag als Zwickmühle: Brigitte Martins *Nach Freude anstehen*

In der DDR musste man nicht nur nach den Waren des täglichen Bedarfs, sondern in mancher Hinsicht anscheinend auch *Nach Freude anstehen*, so der Titel von Brigitte Martins 1981 erschienener Erzählung. Es ist dasjenige der beiden einzigen, von der Autorin veröffentlichten Prosawerke, dessen Protagonistin nach Selbstauskunft der Schriftstellerin „mit sehr viel mehr Kritik“[422] als mit Stärke, Kraft und Selbstbewusstsein geschildert worden sei. Müller-Rückert erachtet die „Schwere und Beklemmung“

[414] Lequy 2000, S. 212.
[415] Ebd., S. 213.
[416] Emmerich 1996, S. 48; vgl. Rosenberg 1989, S. 134.
[417] Vgl. Nagelschmidt 1997, S. 42.
[418] Lequy 2000, S. 213.
[419] Schmitz-Köster 1989, S. 97; Herminghouse 1976, S. 326.
[420] Nagelschmidt 1997, S. 43.
[421] Vgl. Lequy 2000, S. 561 u. 571.
[422] Hildebrandt 1984, S. 57; vgl. Lequy 2000, S. 561.

des Textes und dass der Hauptfigur „so wenig von dem zu gelingen scheint, was sie sich vorgenommen hat“[423], als herausstechende Merkmale der Erzählung.

Edith Michael ist „Mutter zweier Kinder und einer Katze, Gefährtin eines unentschlossenen Liebhabers“ (NFa, 14), arbeitet seit zehn Jahren in der Datenverarbeitung eines modernen Rechenzentrums in Berlin und absolviert ‚nebenbei‘ ein Ingenieursstudium. Anders als Johanna, steckt Edith nicht in einer Tretmühle, rankt sich die Geschichte der alleinerziehenden Mutter nicht um das Ausbrechen aus dem Alltag. Edith steckt in einer *Zwickmühle*. Sie verkörpert jene Generation ‚junger‘ Frauen in der DDR, für die Erwerbsarbeit selbstverständlich geworden war und die nicht nur familiär, sondern auch beruflich vorwärtskommen möchten. Ediths Mutter, Oma Grabowitz, dachte als junge Frau demgegenüber noch „nicht darüber nach, ob die Arbeit in der Transportabteilung des Chemiewerks ihr ein Bedürfnis war“: „Sie arbeitete für Edith, und daß sie das Kind allein durchbrachte, machte sie glücklich. Sie hatte sich nie geteilt in diesen doppelten Anspruch, der im Ansatz schon auf das Ergebnis ‚Alles nur halb‘ verweist. Die Gesellschaft hat ihn gesetzt. Edith hat ihn angenommen“ (NFa, 40). Damit steckt die Tochter in einem Dilemma, findet die Mutter.

Martins Erzählung folgt mit diesem Generationenvergleich der Metaerzählung vom veränderten Bewusstsein und der neuen gesellschaftlichen Position der Frauen in der DDR, auf den auch Dölling in ihrer Interpretation zurückgreift. Ihr zufolge formuliert die Hauptfigur einen „selbstbewußten reflektierten Anspruch auf ein Leben, dessen Sinn nicht im täglichen Einerlei immer wiederkehrender Pflichten erstickt wird“[424]. Folgt man demgegenüber Müller-Rückerts Lesart, dann ist Edith vom Selbstbewusstsein, auf welches Dölling rekurriert, weit entfernt. Sie spricht von einer „Art Dauerkonflikt“, der die Erzählung dominiert. Edith ringt darum, „sich in ihrem Alltag (und Leben überhaupt …) einzurichten und vor allem wohlzufühlen“[425]. Drastisch würde Martin die Alltagsprobleme ihrer Heldin thematisieren, für die es auch am Ende der Geschichte keine Lösung zu geben scheint. Die Autorin beschreibe einen „Alltag ohne Spielraum“[426].

In der Forschungsliteratur ist in diesem Zusammenhang vom ‚Doppelanspruch‘, der ‚Doppelbelastung‘ (double burden), der ‚Doppelpräsenz‘ oder vom ‚Dilemma berufstätiger Mütter‘(double bind) die Rede[427]. Bezeichnet wird damit ein für die DDR typi-

[423] Müller-Rückert 1993, S. 189.

[424] Dölling, 1986, S. 25. Hervorh. v. der Verf.

[425] Müller-Rücker 1993, S. 189.

[426] Ebd., S. 188. Auch die US-amerikanische Wissenschaftlerin Margy Gerber sieht in Edith eine nicht heldische, leidende Heldin, die die Vereinbarkeit von Familie und Beruf überfordert (vgl. Gerber 1986/87, S. 61 f.). Mit Edith und den anderen, an der Vereinbarkeit scheiternden Heldinnen, seien ehemals vorwiegend von Autoren entworfene literarische Nebenfiguren zu Hauptprotagonistinnen der Texte erhoben worden. Dargestellt würden früher wie heute Karrierefrauen, die in Überanpassung an den Beruf und in Übererfüllung der gesellschaftlichen Erwartungen den Kontakt zu ihrer Familie verlieren. Diese Figuren veranschaulichen Gerbers Meinung nach die Rebellion der Jugend gegen die Unterordnung und Instrumentalisierung des Individuums und gegen rigide gesellschaftliche Normen (vgl. Gerber 1986/87, S. 62).

[427] Vgl. u. a. Dölling 1986, S. 146 f.; Gerber 1986/87, S. 58; Nickel 1993, S. 254; Müller-Rückert 1993, S. 26.

scher Konflikt, der dadurch entstand, dass Frauen zwar ‚selbstverständlich‘ berufstätig waren, aber ebenso selbstverständlich für den privaten Reproduktionsbereich und die Fürsorge für Mann und Kind(er) verantwortlich blieben. Martin hat als Metapher dessen wiederholt das Bild des Sitzens zwischen zwei Stühlen verwandt (vgl. NFa, 31):

> Weißt du, ein Mann entscheidet sich einmal für eine Familie. Ja oder nein. Ja – er heiratet, macht Kinder, hat Familie und eine Frau, die dafür sorgt, daß er den Kopf frei hat und im Beruf vorankommt. Er liebt sie natürlich. Alles klar, weil alles läuft. Feierabend für den Mann. Aber als Frau entscheidest du dich jeden Tag neu. Heute ein bisschen Familie, morgen ein bisschen Haushalt, ständig der Beruf, seit Jahren Stückwerk im Studium. Du fühlst dich zerrissen, weil du das alles total richtig machen willst. Das kommt dir hoch, wenn du einen Bammel hast. Du steckst immer zwischen zwei Stühlen, wenn das reicht. (NFA, 55).

Dölling erachtet den Begriff ‚Doppelbelastung‘ jedoch als „mehrdeutig und mißverständlich“[428]. Er würde traditionelle Auffassungen, wie die von den naturgegebenen Geschlechterbeziehungen ebenso reproduzieren, wie die von den besseren Fähigkeiten der Frauen für fürsorgende Tätigkeiten. Döllings weitere Ausführungen legen den Schluss nahe, dass es in der DDR einen Offizialdiskurs gegeben haben muss, demzufolge Abhilfe in Fragen der Doppelbelastung durch mehr *Mithilfe* der Männer im Haushalt geschaffen werden sollte. Die Ursachen für die Doppelbelastung, die Dölling in der traditionellen Funktionsteilung zwischen den Geschlechtern sieht, würden damit aber nicht infrage gestellt, kritisiert sie[429].

Zu den Funktionsteilungen zählt die Wissenschaftlerin, dass sich Männer auch in der DDR vor allem über den Beruf definierten, während sich Frauen für die Familie verantwortlich fühlten[430]. Für Dölling ist die daraus resultierende Zerrissenheit der Frauen aber nicht nur eine Folge von fehlender Zeit und einer mangelhaften Versorgungslage. Die Vereinbarkeit stelle die Frauen vor allem inhaltlich vor Herausforderungen. Dölling zufolge steckten die Frauen der DDR nicht in einer zeitökonomischen Zwickmühle, sondern in einer dialektischen.

Familienarbeit und Erwerbsarbeit seien inhaltlich betrachtet von gegensätzlicher Natur und schlössen sich in Bezug auf die jeweils gestellten Anforderungen gegenseitig aus, weswegen die Frauen keinem der beiden Bereiche wirklich gerecht werden könnten und mit den eingegangenen Kompromissen oftmals unzufrieden seien. Deshalb suchten sich Frauen personenorientierte, d. h. traditionell ‚weibliche‘ Tätigkeitsbereiche, interessierten sich weniger für technische Berufe, seien opferbereiter und stiegen zugunsten der Familie zum Beispiel zeitweilig ganz aus dem Arbeitsprozess aus, arbeiteten unter ihrem Qualifikationsniveau oder in Teilzeit[431].

Auch wenn die Gegensatzthese, die die fürsorgende ‚weibliche‘ Familienarbeit in Opposition zur rationalen ‚männlichen‘ Berufsarbeit setzt, fragwürdig erscheint, so bekommt dieser Argumentationszusammenhang angesichts von Martins Erzählung doch

[428] Dölling 1986, S. 146.
[429] Vgl. ebd., S. 146 f.
[430] Vgl. dazu auch Nickel 1993, S. 238 f.
[431] Vgl. Dölling 1986, S. 151 f.

eine Relevanz. Denn mit der *einen* Lösungsstrategie, die Frauen in der DDR anheimgestellt wurde – der Ökonomisierung von Problemlagen – war die Vereinbarkeit nicht zu bewältigen. Genau genommen sitzt Edith zwischen drei Stühlen, zwischen ihrem unentschlossenen Liebhaber, einer Arbeitsnorm, der sie als alleinerziehende Mutter nicht gerecht werden kann und einem ständig fordernden Kind (vgl. NFa, 31). Edith „wünschte sich, auch im Alltag den verschiedenen Ansprüchen mit heiterer Gelassenheit und auf möglichst einfache Weise zu genügen“ (34), erlebt ihn aber als „schmerzhaftes Zerren: Beruf, Mutter, Partnerin. Nichts ist sie ganz“ (8 f.). Zwar fordert jeder Bereich von der Hauptfigur nicht nur ihre volle Aufmerksamkeit, sondern auch unterschiedliche Kompetenzen. Aber gerade die mangelnde Zeit und dass sie sich nicht beliebig ausdehnen oder rein rationell einteilen lässt, ist – und hier ist Dölling zu widersprechen – eine wesentliche Ursache für Ediths Zerrissenheit.

Ähnlich wie in *Selbstversuch*, greift Edith zur Lösung ihres Dilemmas zunächst auf technisierte und ökonomisierte Lösungsstrategien zurück. Wenn „Edith für ein Problem keine Lösung hat, versucht sie ihre wirren Gedanken wie ein Programm zu formulieren. Sie zerlegt den täglichen Ablauf in Aufgabeneinheiten und baut auf Lösungen in Zeit“ (NFa, 23). Analog dazu würde Edith gern verstehen, wie „ein Computer im Detail funktioniert“ und erfahren, warum auch der Strom manchmal Wege beschreitet, die kein Mensch vorhergesehen hat. Der Computer ‚denkt‘ nach ihrem Dafürhalten mit seinem logischen System folgerichtiger, „als seine Erbauer es können“ (NFa, 17).

Auch in *Nach Freude anstehen* existiert damit ein höheres, männlich-logisches Prinzip, das die Hauptprotagonistin zur Lösung ihrer Probleme heranzieht. Edith möchte zwar nicht zum Mann werden, um zu verstehen, warum diese scheinbar immer souverän und affektlos reagieren. Aber sie will verstehen, warum ein Mann Beruf und Familie „besser übersteht“ (NFa, 55). Rein funktional, mathematisch-logisch oder durch ‚einfache‘ binäre Kodifizierungen lassen sich Ediths Probleme jedoch nicht lösen, das wird insbesondere in Fragen der Partnerschaft deutlich, in denen am Ende der Erzählung eine „tiefe innere Unzufriedenheit“ (NFa, 160) bleibt.

Die Partnerschaft

Edith ist seit vier Jahren geschieden und hat einen neuen Lebensgefährten – Ulrich. Er ist Lehrer und seine „unkomplizierte Art“, mit Ediths Töchtern „umzugehen ist eine große Hilfe“ (NFa, 25):

> Seine sichtbare Zuneigung zu den Kindern hat sie von der Sorge befreit, durch einen neuen Partner könnte ihr ohnehin schon pflichtenreiches Leben noch komplizierter werden. […] Irgendwann war er mehr für Edith als ein guter Freund – oder auch nicht. Es war ohne Leidenschaft geschehen. Sie hatte dankbar seine stille Zuneigung angenommen. Konnte sie mehr verlangen? (NFa, 7)

Dennoch ist Edith unzufrieden (vgl. NFa, 25). „Jeder Konflikt wird von Ulrich beiseite geschoben, heiter in sein Gegenteil verkehrt, bis er an anderer Stelle mit größerer Intensität hervorbricht“ (NFa, 160). Marianne, Ediths Arbeitskollegin und Freundin, ist von daher überzeugt, dass Edith mehr verlangen muss:

> »Haste endlich begriffen, daß du Ulrich mal 'n bißchen auf die Zehen treten musst? Kommt und geht, wann er Lust hat! So einen Mann kann eine Frau mit zwei kleinen Kindern nicht gebrauchen!«
> »Deiner ist auch nicht immer zur Stelle!«
> Marianne ist eingeschnappt. »Meiner ist dann beruflich abwesend, deiner, weil er nicht sieht, was du brauchst!«" (NFa, 12)

Müller-Rückert zufolge machen die wiederholt gezogenen Vergleiche zwischen der alleinerziehenden Edith und der verheirateten Marianne deutlich, dass auch in Familien mit zwei Elternteilen, Frauen das Leben mit den Kindern „weitestgehend alleine gestalten und aufrechthalten"[432]. Weder aus dem Text noch von der Art der Darstellung her sei aber ersichtlich, welche Motive der mütterlichen Alleinzuständigkeit zugrunde lägen[433]. Hier ist Müller-Rückert zu widersprechen, denn es existieren mindestens vier Nebenfiguren im Text, die als Träger und Vermittler traditioneller Rollenerwartungen wie der Alleinzuständigkeit in Erziehungsfragen und den zugrundeliegenden Motiven fungieren.

Dazu zählen an erster Stelle Ulrich und seine mangelnde Verantwortungsbereitschaft. Auch hier existieren Parallelen zu *Selbstversuch*. In *Nach Freude anstehen* geht es aber nicht um die Unfähigkeit zu lieben, sondern um die Unfähigkeit, Verantwortung zu tragen. Und diese Unfähigkeit wird analog zu Wolfs Erzählung nicht auf patriarchale Strukturen zurückgeführt, sondern darauf, dass auch Ulrich eine spezifische Geschichte zu bewältigen hat.

Ulrich hat durch einen Bombenangriff früh seine Mutter verloren und ist „in seinem Leben oft geschoben worden" (NFa, 26), sodass er Konflikte „nur schwer oder gar nicht bewältigen kann" (NFa, 156). Deshalb liebt er es, wie Edith „gelegentlich nach ihm greift"; „so hat ihn seine Mutter zu sich herangezogen, als er noch ein kleiner Junge war. Bei ihr fühlte er sich sicher, auch wenn er durch das Kellerfenster den rötlichen Schein der abgeworfenen Brandbomben wahrnahm" (NFa, 26). Edith weiß, dass Ulrich in „jungen Frauen und Mädchen […] stets nach seiner Mutter gesucht" hat (NFa, 26). In ihr habe er sie jedenfalls nicht gefunden, ist sich Edith sicher und sie fragt sich, was ihn dann wohl an sie bindet (vgl. NFa, 26).

Selbstbefragungen und Verunsicherungen dominieren den Erzählstrang um die Partnerschaft. Ähnlich wie in *Selbstversuch* steht am Ende des Ringens um Ulrich die Möglichkeit, sich zu begegnen, einander respektieren zu lernen[434]. In *nach Freude anstehen* ist es jedoch kein kämpferischer, sondern ein pragmatischer Ausweg, bei dem eine „tiefe innere Unzufriedenheit" (NFa, 160) bleibt. Ulrich ist zwar ein „intelligenter, liebenswerter Partner, für die Kinder ein fürsorglicher Vater, ein Mensch, der seine Grenzen kennt":

[432] Müller-Rückert 1993, S. 237.
[433] Vgl. ebd., S. 238.
[434] Vgl. dazu auch Schmitz-Köster 1989, S. 91.

> [Edith] aber will Liebe, Leidenschaft, die Konfrontation mit einem festen Willen zur aktiven Lebensbewältigung. Sie möchte kämpfen und sich dennoch anlehnen können, wenn die Kräfte nicht ausreichen. Sie lächelt. Vielleicht ist dieser Wunsch irrational? Vielleicht gibt es diesen Mann nicht? Vielleicht träumen auch Männer von Frauen, die es nicht mehr gibt? […] Vielleicht müssen Männer und Frauen ihre Rollen neu bestimmen? Mit Ulrich kann man doch über alles reden. Sie muß es einfach mal versuchen!“ (NFa, 56).

Die Suche nach dem Märchenprinzen und nach dem Ideal der romantischen Liebe, die letztendlich nicht gefunden werden, interpretiert Schmitz-Köster als „Kritik am männlichen Verhalten und am negativen Bild der un-bemannten Frau“[435]. Dass Martins Erzählung das aber gerade nicht leistet und keine grundsätzliche Kritik am Verhalten der Männer oder gar an gesellschaftlichen Strukturen geübt wird, wird insbesondere beim Thema Partnerschaft deutlich.

Die Autorin bewegt sich vielmehr innerhalb eines Offizialdiskurses, der gegen eine falsch verstandene Emanzipation agitiert und die zu hohen Erwartungen der Frauen kritisiert[436]. So ist Ediths Ringen um die Partnerschaft einerseits geprägt vom Suchen nach Argumenten für den weiteren Bestand der Partnerschaft und andererseits begleitet durch die Frage, inwiefern die auftretenden Konflikte ihrem eigenen Unvermögen anzulasten sind[437]. Edith hat sich zu wenig für Ulrich interessiert, hat ihn nicht angenommen, ist ihm diesen Halt schuldig geblieben (vgl. NFa, 158). „»Wir müssen eben beide lernen, was für eine Familie nötig ist, uns festhalten und sagen: Besser den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach!«“ (NFa, 159), lautet Ediths letztendliches Fazit.

Die Taube auf dem Dach, der Mann, den es vielleicht nicht gibt, wird in der Erzählung durch die Figur des Betriebsdirektors Dr. Wilhelm verkörpert. Er ist der Typ väterlicher Ratgeber, den die Figur Lutz aus dem DEFA-Spielfilm *Sonnensucher* heiratet (vgl. Kap. 3, Anm. 397) und auch Edith fühlt sich zu diesem Typ Mann hingezogen:

> Dr. Wilhelm hebt den Kopf und bringt ihn in die für ihn typische Position. Wenn sich seine hellen Augen dem Licht zuwenden, leuchten sie aus dem etwas gelblichen Gesicht in mehreren Schichten Blau. Man kann nicht wegsehen. Dr. Wilhelm ist ein schöner Mann, aber seine Haltung und sein Gebaren lassen nicht darauf schließen, daß er mit seinem guten Aussehen kokettiert. Bei Brenn ist das anders. Er kann nicht an dem großen Spiegel im Speisesaal vorbeigehen, ohne seine Haltung zu korrigieren. Dr. Wilhelm ist natürlich und freundlich. Seine Aufgeschlossenheit hält ihn oft von wichtigen Arbeiten

[435] Müller-Rückert 1989, S. 91.

[436] Vgl. Matheja-Theaker 1996, S. 363 f. Matheja-Theaker zitiert aus der DDR-Frauenzeitschrift *Für Dich* einen Leserinnenbericht, der inhaltlich nahezu identisch Ediths Ringen mit sich selbst wiedergibt: „Zuerst war ich überzeugt, daß Jürgen in unserer Ehe versagt hatte. Dann dachte ich: *Wir* haben versagt. Jetzt grüble ich: Habe *ich* versagt? […] Jürgen ist häuslich, zuverlässig, sensibel, ein zärtlicher Vater. Schüchtern ist er. Verschlossen. Ich wollte ihn auch souverän, aktiv, energisch – ausgestattet also mit den ‚typisch männlichen‘ Eigenschaften. Ich glaube, ich habe ähnlich wie der kleine Hävelmann bei seiner märchenhaften Fahrt zum Mond mehr verlangt und mehr, und mehr. […] Jetzt, wenn ich abends allein beim Tee sitze, dann ängstige ich mich: Habe ich meine Gleichberechtigung ausgeübt gegen ihn?“ (zit. nach Matheja-Theaker 1996, S. 363 f.).

[437] Vgl. dazu auch Müller-Rückert 1993, S. 189.

> ab. Deshalb hat er sich angewöhnt, gesenkten Kopfes durch seine Abteilungen zu laufen. Keine uneingeplanten Aktivitäten. (NFa, 16)

Dr. Wilhelm wird von Edith wegen seiner fachlichen Kompetenzen und menschlichen Qualitäten bewundert. Als Vorgesetzter Ediths hat er all jene Eigenschaften, die Edith sich an einem Mann wünscht, die in der Erzählung aber als zu hohe Erwartungen zurückgewiesen werden. Damit bleibt Wilhelm eine überhöhte Ausnahme und als solche und als hoher Vorgesetzter unerreichbar. Und auch hier sind es nicht die traditionellen Rollenauffassungen, die zurückgewiesen werden, sondern es ist Ediths überhöhter Anspruch.

Edith übernimmt in Relation zu Wilhelm eine traditionelle Frauenrolle. Sie ist nicht nur bereit, für Wilhelm zu sorgen und beispielsweise sein Büro zu wischen, auch die von der Autorin zwischen Edith und Dr. Wilhelm hergestellte Analogie, impliziert eine traditionelle, vertikale Geschlechterhierarchie. Edith hat „keine freien Kapazitäten" (NFa, 14) und Wilhelm keine Zeit für „uneingeplante Aktivitäten" (NFa, 16): Wilhelm, weil er für eine Vielzahl von Angestellten *verantwortlich* ist und Edith, weil sie für zwei Kinder *sorgen* muss. Dass Wilhelm damit geschlechterhierarchisch höhergestellt ist, zeigt auch der darauffolgende Dialog. In Ermangelung von Reinigungskräften werden die Flure und Büros von den Kollegen selbst gereinigt. Edith ist an der Reihe und zwischen ihr und Marianne entspinnt sich ein Gespräch, das Edith folgendermaßen beginnt:

> »Dr. Wilhelm wischt sein Zimmer auch alleine. Das könnte die Kratschek [die Sekretärin, Anm. d. Verf.] ihm eigentlich abnehmen, aber das widerspricht ihrem Emanzipationsgefühl, glaube ich«.
> »Das schärfste ist, daß sie ihren Mann das Kaffeewasser allein aus der ersten Etage holen läßt, wenn er ‚dran ist', und mich anfaucht, wenn ich schnell losspringe. Aber Reinemachen ist was anderes. Unser Zimmer: zur Not. Den Flur: Nein.«
> »Wenn alle so denken, kommen wir um im Dreck. Ich finde das nicht so schlimm. Man kann gut simulieren dabei, bloß Wilhelm, finde ich, hätte wichtigere Aufgaben«."
> »Ich merke schon lange was, Edith! Du konzentrierst dich lieber auf deinen Ulrich!«
> »Ich sage das nur aus ökonomischen Erwägungen.«
> Marianne neckt: »Ach, das gehört neuerdings auch zur Ökonomie?« (NFa, 20 f.)

Im Dialog wird das Motiv der falsch verstandenen Emanzipation konkretisiert. ‚Die Kratschek' handelt überspannt und übertrieben, kritisieren beide Frauenfiguren. ‚Schnell mal' das Kaffeewasser zu holen, noch dazu für den eigenen Ehemann, widerspricht nach beider Auffassung ebenso wenig dem „Emanzipationsgefühl", wie dem Chef, der wichtigeres zu tun hat, das Büro zu wischen. Mariannes Kritik an der Reinigungspraxis ist eher prinzipieller Natur. Sie sieht das ‚Reinemachen' nicht als Aufgabe hochbezahlter EDV-Fachkräfte an (vgl. NFa, 20).

Die Sanktionierung impliziter Geschlechterrollen und -hierarchien setzt sich auf der Konstruktionsebene der Kratscheks fort. Frau Kratschek ist eine loyale und deshalb „gute Sekretärin. Sie sagt nie etwas Nachteiliges über einen ihrer Chefs" (NFa, 51). Herr Kratschek ist im Gegensatz dazu „eine Kapazität", „ein ausgezeichneter" und fantasievoller „Theoretiker" (NFa, 17), der in der beruflichen Position ist, nur bestimmte Mitarbeiter/innen um sich dulden zu dürfen (vgl. NFa, 15). Auch Kratschek wird von Edith für seine Kompetenz heimlich bewundert und sie „bedauert, daß sie nicht wie

Marianne zu seinen Eingeweihten zählt" (NFa, 17). Als ein Lehrling („Katastrophensigi", NFa, 15) auf den falschen Knopf drückt und das Betriebssystem der Zentraleinheit lahmlegt, findet Kratschek originell und schnell eine Lösung. Wilhelm stellt ihm eine „Sofortprämie" in Aussicht: „Kratschek spielt den Erschrockenen: »Sagen Sie das nicht meiner Frau. Sie hat sich zu Weihnachten einen Pelz gewünscht, und ich habe schon nein gesagt.« Kratschek klatscht wie ein Kind in die Hände. »Von der Prämie stelle ich meine Eisenbahn auf Elektronik um.« (NFa, 18).

Mit dem Wunsch nach dem Pelz wird die Sekretärin zur *didaktischen* Nebenfigur. Ähnlich wie in Brigitte Reimanns *Ankunft im Alltag* (1961) wiederholt sich hier das Schema des aufrechten, dieses Mal lebenslustigen Kämpfers und der bourgeoisen Ehefrau[438]. Auffallend ist, dass das Motiv der bourgeoisen Ehefrau explizit mit der Frage der falsch verstandenen Emanzipation verbunden und in dieser Verbindung analog zum Offizialdiskurs als übertrieben zurückgewiesen wird. Frau Kratschek ist zwar eine gute Sekretärin, ihre emanzipatorischen Ansichten sind aber übertrieben, zeugen von kleinbürgerlicher Unreife und Geltungssucht. Im Vergleich zu *Ankunft im Alltag* hat die didaktische Nebenfigur der bourgeoisen Ehefrau eine zeithistorische Wandlung erfahren. Sie steht nicht mehr am Rande der Gesellschaft, sondern ist in die Arbeitsgesellschaft integriert. Zentral ist in der Erzählung nicht der Wunsch nach mehr Luxus. Im Blickpunkt steht Frau Kratscheks übertriebene Auffassung von Emanzipation. Sie erinnert an das Märchen von dem Fischer und seiner Frau, die maßlos ist.

[438] Die ‚bourgeoise Ehefrau' ist ebenfalls eine didaktische Nebenfigur, die sich durch die filmische und literarische Motivgeschichte der DDR zieht. Ursprünglich waren sie die „Sorgenkinder des Sozialismus" (Budde 2003, S. 29) der 1950er und 1960er Jahre: Ehefrauen der männlichen Intelligenz, die „die ‚bürgerliche' Lebensform verteidigten und vorlebten" (ebd.). Es sind verwöhnte, nach Luxus und Muße strebende Frauenfiguren, die nicht berufstätig, sondern Hausfrauen und damit ‚Überbleibsel' der bürgerlichen Gesellschaft sind. Budde zufolge galten sie als die Hauptverantwortlichen der über 2 Millionen Republikflüchtigen, die bis zum Bau der Mauer 1961 die DDR verlassen hatten (vgl. ebd., S. 33). Die Ehemänner hätten sich in „95 % der Fälle" in der DDR wohlgefühlt, „aber die Frauen haben so lange auf die Männer eingeredet, bis diese nachgaben" (ebd., S. 46), so die Meinung des ‚Förderausschusses der Intelligenz' aus dem Jahr 1956. Eine solche bourgeoise, „nicht-erwerbstätige, stets nörgelnde" (ebd.) Frau findet sich in Christa Wolfs *Der geteilte Himmel* (1963) (vgl. ebd.), in Brigitte Reimanns *Ankunft im Alltag* (1961), in dem DEFA-Spielfim *Die Legende von Paul und Paula* (1973) – hier in zweifacher Gestalt der Ehefrau und der Schwiegermutter Pauls –, wie auch in *Nach Freude anstehen*. Bei Reimann findet Curt, einer der Hauptprotagonisten des Textes, seinen Weg in die ‚sozialistische Gemeinschaft' durch die Abgrenzung von der Mutter, die als Verursacherin seines ‚kleinbürgerlichen' Verhaltens gilt. Der Vater, ein ehemaliger Widerstandskämpfer, der im KZ inhaftiert war und in der neuen Gesellschaftsordnung ranghohe Positionen begleitet, wendet sich von seiner Familie ab: Curt „holte den Märzabend in sein Gedächtnis zurück, als er bei seiner Mutter auf der Sessellehne gehockt und unbewegt dem Streit seiner Eltern zugehört hatte (»Ich möchte wissen, warum gerade mein Sohn wie ein Kleinbürger reagiert …«), sein Vater hatte dann das Zimmer verlassen, er hatte kapituliert vor dem fremden Jungen und der fremden gepflegten Blondine, die früher einmal seine mutige Gefährtin gewesen war" (Reimann 1986, S. 237). Zur negativen Nebenrolle der ‚verwöhnten Frau' vgl. auch Herminghouse 1976, S. 289.

Während einer Mittagspause beim Essen spielt sich folgende Szene ab: Brenn weist Edith zurecht und „Frau Kratschek lächelt beglückt über ihren schlagfertigen Chef, nimmt ihm den leergegessenen Teller ab, stellt ihren hinein, um beide ihrem Mann zuzuschieben, der sich nie lange beim Essen aufhält.“ Der will gehen aber seine Frau ruft ihn zurück und ermahnt ihn, die Teller mitzunehmen:

> Edith zieht den Stapel zu sich herüber und sagt: »Ich gehe sowieso.« […] Frau Kratschek giftet Edith hinterher: »Solange es Frauen gibt, die den Männern alles hinterherräumen, werden wir unsere Gleichberechtigung nie wirklich erreichen!« Frau Kratschek war mit ihrer Tochter allein, bis ihr der Seifensieder aufging. So erzählt sie es gerne den jungen Kolleginnen, die es wissen wollen: Fordern! Fordern! Fordern! Manchmal kommt man sich schäbig vor. Sie aber hat nur dadurch den besten Vater für ihr Kind bekommen. (NFa, 90)

Die Figur der Sekretärin vereint die traditionelle, früher dem Ehemann und heute dem Chef ergebene bourgeoise Frau, mit dem neuen Element der falsch verstandenen Emanzipation. Gemäß der ‚richtig‘ verstanden Emanzipation rückt auch Marianne, mütterliche Ratgeberin und Verkörperung der alltagsweltlichen Normen, nicht die geschlechterhierarchische Ordnung gerade, sondern Ediths Orientierung: „Du konzentrierst dich lieber auf deinen Ulrich!“. Und so hält Edith an Ulrich fest, obwohl zwei zentrale Punkte in der alltäglichen Lebensgestaltung gegen eine Partnerschaft mit ihm sprechen: Edith wünscht sich als Frau einen leidenschaftlichen, standfesten und fürsorglichen Mann, der weiß, was er will. Und sie wünscht sich als Mutter einen Partner, der Konflikte bewältigen und insofern Verantwortung in einer Familie tragen kann.

Da Edith aber als emanzipierte DDR-Frau keinen Mann mehr braucht, an den sie sich anlehnen kann, so eine Lesart des Bildes von den Frauen, die es vielleicht nicht mehr gibt (vgl. NFa, 156), gibt sich Edith letztendlich mit dem zufrieden, was sie hat. Sie richtete sich in den Verhältnissen ein. Sie wählt den Spatz in der Hand. Mit dem Bild von der *modernen* alleinerziehenden Mutter, die sich selbstbewusst für oder gegen eine spezifische Lebensform entscheidet oder gar die vorgegebenen lebensweltlichen Grenzen überschreitet, will dieses Ende allerdings nicht harmonieren.

Letztendlich werden im Text nicht die Verhältnisse, wie die selbstverständliche mütterliche Alleinzuständigkeit in Erziehungsfragen oder die stark familienzentrierte Lebensweise in der DDR[439] infrage gestellt, sondern Fragen der ‚richtig‘ oder ‚falsch‘ verstandenen Emanzipation verhandelt. Von Anfang an konzentriert sich der Erzählstrang um die Partnerschaft dabei auf Ediths „Erwartung auf Hilfe“ (NFa, 7), die von Ulrich aber weder erfüllt noch zurückgewiesen, sondern größtenteils durch Edith selbst, durch die Änderung ihrer inneren Einstellung *befriedet* wird.

„Von einem Mann, den sie liebt, erwartet sie Hilfe“ (NFa, 9). In der Ehe mit Rolf waren es „[u]nausgesprochene Erwartungen“, die zu „angestauten Enttäuschungen“ (NFa, 8) und schließlich zum Ende der Ehe führten. In der Beziehung mit Ulrich sind es zurückgenommene Erwartungen und Ediths Entschluss, „mit ihren Wunden zu leben“ (NFa, 160) aufgrund dessen am Ende eine „tiefe innere Unzufriedenheit“ (NFa, 160)

[439] Vgl. dazu Gysi/Meyer 1993, S. 146.

bleibt. Wichtiger als die große Liebe und das persönliche Glück, so kann am Ende zusammengefasst werden, ist Ulrichs Anwesenheit im Alltag, die Erleichterung schafft[440]. Mariannes Argument, wonach „ein Kompromiß in der Familie mehr wert ist als irgendeine Illusion“ (NFa, 57), hat sich durchgesetzt.

Dieses Ende korreliert mit soziologischen Studien aus der DDR. Matheja-Theaker und Gysi/Meyer verweisen auf Erhebungen aus der DDR, denen zufolge das Alleinleben mit Kind „beinahe zum Unwert wird“[441] und „selten eine erwünschte Lebenssituation“ war:

> Für alleinerziehende Mütter hatte ein auf Partnerschaft beruhendes Familienleben mehrheitlich einen ebenso hohen Stellenwert wie für jene, die in vollständigen Familien lebten. Frauen betrachteten ihr Alleinsein mit Kindern nur in Ausnahmefällen als alternative, meist sogar nur als zeitweilig alternative Lebensmöglichkeit. Alleinerziehende Mütter suchten deshalb häufig – mehr oder minder angestrengt – nach einem Partner für sich und einem Vater für die Kinder.[442]

Auffällig an diesem Zitat und an Ediths Geschichte ist, dass nach einem Vater für die Kinder gesucht wird, obwohl offensichtlich ein leiblicher Vater existiert. Dieser wird aber weder in emotionaler Hinsicht noch in Fragen der Kindererziehung und Betreuung eingebunden oder erwähnt. In *Nach Freude anstehen* erhält die Figur des leiblichen Vaters jenseits der Andeutung der Scheidungsgründe keine Kontur. Der/die Leser/in erfährt nicht, ob er überhaupt noch am Leben oder wiederverheiratet ist oder ob er jemals seine Vaterrolle ausgefüllt hat. Der leibliche Vater ist eine große Leerstelle im Text – und wird von den Töchtern scheinbar auch nicht als Person (Rolf), wohl aber als Rolle (Vater) vermisst: Anne ist unzufrieden. „Heimlich gibt sie der Mutter die Schuld für den fehlenden Vater.“ Marie hingegen „lebt nicht in dem Bewußtsein, daß in ihrer Familie ein Vater fehlt“ (NFa, 6).

Väter sind austauschbar, das könnte als Resümee am Ende der Geschichte von den nicht verhandelten Vätern stehen. Dass mit dem Partner auch der Vater gewechselt wird, ist in der Erzählung ein häufig vorkommendes Motiv: Edith sucht in Ulrich einen Vater für ihre Töchter, Frau Kratschek hat mit Herrn Kratschek den besten Vater für ihre Tochter bekommen (vgl. NFa, 90) und der Direktor von Annes Schule hat „Probleme in seiner zweiten Ehe mit zwei halbwüchsigen Kindern, für die er genau wie Kollege Knappe [Ulrich, Anm. d. Verf.] lernen“ muss, „Vater zu werden“ (NFa, 74).

Dagmar Meyer stellt in einer Materialsammlung zur Situation von Kindern und Jugendlichen in der DDR heraus, dass ein „beachtlicher Anteil“ der Vater-Kind-Beziehungen „in sozialer Elternschaft […] gelebt wurde“. Die neuen Partner hätten die soziale Vaterrolle meist „selbstverständlich“ angenommen und die Kinder der neuen Partnerin „nicht als Belastung“[443] empfunden, auch nicht in finanzieller Hinsicht. Sturzbecher zufolge haben die sorgeberechtigten Elternteile, das heißt zumeist die Mütter, nach

[440] Vgl. Müller-Rückert 1993, S. 220; Hanke 1986b, S. 145; NFa, 84.
[441] Matheja-Theaker 1996, S. 356.
[442] Gysi/Meyer 1993, S. 146.
[443] Meyer 1990a, S. 13.

einer Trennung die Weiterentwicklung der Beziehung zum leiblichen Vater be- bzw. verhindert, wogegen sich gegen Ende der DDR jedoch zunehmend Widerstand regte[444]. Einig sind sich Meyer und Sturzbecher in der Bewertung der Folgen dieser Praxis für die betroffenen Elternteile und die Kinder. Zwar gab es zu DDR-Zeiten keine „exakten wissenschaftlichen Untersuchungen“[445] insbesondere über die Folgen für die Kinder, so Sturzbecher und fährt fort: „Indes berichteten Psychologen, Pädagogen und Eltern wiederholt über Auffälligkeiten betroffener Kinder, die mit hoher Wahrscheinlichkeit im Zusammenhang mit der Elterntrennung stehen, z. B. Beeinträchtigungen des Selbstwertgefühls, soziale Unsicherheit, Aggressivität, Probleme mit der Identitätsfindung und Lernschwierigkeiten“[446].

Die „familienrechtlichen Regelungen, ihre Handhabung durch die Jugendhilfe“ und „die öffentliche Meinung“ [447] gingen hingegen, wie auch die Autorinnen Paschiller und Martin, von der relativen Problemlosigkeit der Ersetzbarkeit eines Elternteils und der elterlichen Beziehungen aus, wie später noch ausführlicher dargelegt werden wird. Nicht zuletzt durch das Konstrukt der Ersatzvaterschaft und dadurch, dass der Emanzipationsgedanke innerhalb traditioneller Normative befriedet wird, bleibt Edith aber traditionell und ‚selbstverständlich‘ für ihre Kinder alleinverantwortlich.

Der Beruf

Edith ist „Spezialist für Datenverarbeitung“ (NFa, 13) in einem modernen Rechenzentrum in Berlin. Bei einer Prüfung durch die VVB (Vereinigung Volkseigener Betriebe[448]) kommen Ediths Terminverzüge zum Vorschein. Sie wird ins „Chefzimmer“ gerufen und ‚Brenn‘, der Abteilungsleiter, kommt gleich zur Sache:

> Ich berücksichtige ihre Familienverhältnisse, das Studium, Krankheiten der Kinder […] Die VVB tut das nicht. Gelegentlich haben wir in Nachtstunden etwas freie Kapazitäten für Tests. Da setze ich eine alleinstehende Mutter nicht ein. Wir werden aber durch sozialistische Hilfe Ihre Aufträge zum Monatsende unter Dach und Fach kriegen. Der Kollege Lewin wird Ihnen zur Seite gestellt. (NFa, 52)

Edith weiß, was das bedeutet. Sie „denkt an die Abrechnung der Leistung nach fertiggestellten Programmen und verliert ihre Hoffnung auf eine Gehaltserhöhung“ (NFa, 53). An Lewin gewandt, ihren um zehn Jahre jüngerer Gruppenleiter (vgl. NFa, 14), fährt sie fort: „»Mit ihrer sozialistischen Hilfe verschwindet mein Name aus meinem Projekt, und ich habe einmal mehr Schwierigkeiten bei der Abrechnung meiner Arbeitsleistung«“ (NFa, 53).

[444] Vgl. Sturzbecher 1990, S. 21; Meyer 1990a, S. 13.
[445] Sturzbecher 1990, S. 20.
[446] Ebd.
[447] Ebd., S. 21.
[448] In der VVB wurden ähnlich wie in Kombinaten, kleinere Einzelbetriebe zusammengefasst und zentral geleitet.

> Lewin gibt sich gar nicht erst die Mühe, auf Ediths Probleme einzugehen. Die macht sowieso immer alles komplizierter, als es ist. Brenn hat ihm mehr Geld versprochen. Was er dafür machen muß, ist ihm egal. Schließlich will er irgendwann mal aus dem Hinterhausloch raus, möglichst noch, bevor der Kleine zu laufen beginnt, damit er auch mal was anderes kennenlernt als graue Fassaden, einen Fetzen Himmel und einen Fleck für den Kinderwagen an den Mülltonnen, wenn die Sonne scheint. Mit der Michael muß man ganz praktisch reden. (NFa, 53)

Es sind keine progressiven Geschlechterarrangements, die in *Nach Freude anstehen* beschrieben werden, sondern alte Ungleichheiten in einem neuen Umfeld. Zwar denkt Edith „oft darüber nach, warum es bei aller Gleichheit zwischen Mann und Frau mehr unzufriedene Frauen gibt“ (NFa, 55). Vertieft wird dieser Aspekt in der Erzählung jedoch nicht. Vielmehr werden die, in dieser Szene anklingenden geschlechtsspezifischen Stereotype von der komplizierten, gefühlsmäßig-hysterisch agierenden Frau, mit der ‚Mann‘ handlungsorientiert sachlich reden muss, nicht kritisiert oder zurückgewiesen, sondern ähnlich wie die Frage der Erwartungen in der Partnerschaft, zu einer inneren Klärung geführt. Selbstzweifel bestimmen zum Erzählbeginn den beruflichen Werdegang. Edith lebt im permanenten „Unfrieden mit sich“ (NFa, 20) und ihre Selbstverteidigungskompetenz ist dementsprechend schwach[449]. Gegen Ende des Textes erwirbt Edith allerdings im Auftreten gegenüber Levin eine „neue […] sicherere Ausgangsposition“[450]: „Lewin hatte auf seine Weise zugestimmt, als sie so plötzlich um einen Haushaltstag bat. »Könnse det nich früher überlejen?« Und Edith war so aufgekratzt, daß sie sich auf seinen Schreibtisch gestützt und »Konntick ma nich!« geantwortet hatte. Lewin hatte von seiner Arbeit aufgesehen und gelacht“ (NFa, 136).

Müller-Rückert ist der Meinung, dass die fertiggestellte Diplomarbeit Edith zu diesem neuen, humorvollen Auftreten befähigt und übersieht dabei, dass die Figur noch auf einer anderen Ebene eine bedeutungsvolle innere Wandlung vollzogen hat. Edith hatte eine flüchtige Affäre und sich seitdem „nicht wieder zu ihm [Ulrich, Anm. d. Verf.] gelegt“, wie die sexuelle Enthaltsamkeit im Text umschrieben wird. Diese „merkwürdige Abstinenz“ hatte „auch eine positive Wirkung“: Edith war „durch ihr schlechtes Gewissen Ulrich gegenüber bereit, Konzessionen zu machen“. Außerdem plante sie, was die Kinder betraf, seitdem allein „und führt ihre Vorstellungen auch alleine aus“ (NFa, 136). Sie erwartete keine Hilfe mehr. Edith ist geläutert und damit handlungsfähiger – auch in beruflicher Hinsicht.

Neben dem Motiv der inneren Wandlung, das alle drei Erzählstränge (Pertnerschaft, Beruf, Kinder) dominiert, wird Lewin in der Ausgangsszene zudem ähnlich wie Ulrich ein triftiger (DDR-spezifischer) Grund für sein Verhalten an die Hand gelegt: Lewin möchte etwas gegen seine widrigen Wohnverhältnisse tun (zum Thema der Wohnverhältnisse vgl. Kap. 3.3.1). Dass Edith demgegenüber niemanden hat, der ihr den Rücken für eine Nacht- bzw. Wochenendschicht freihält, wird als Faktum beschrieben, dem Edith allerdings mit Beharrlichkeit und Eigensinn entgegentritt: „»Irgendwie muß es ge-

[449] Vgl. dazu auch Müller-Rückert 1993, S. 199.
[450] Ebd., S. 206.

hen.«“ (NFa, 19). Aber „[e]s sagen alle dasselbe, und wenn sie ganz ehrlich zu sich ist, weiß sie, daß der Wille, etwas zu verändern, nicht ausreicht. Die Bedingungen sind oft stärker, und die geben ihr unrecht“ (NFa, 20).

Ediths Wille, etwas zu verändern, der letztendlich zur inneren Wandlung führt, kann im Sinne von Herzinger und Preußer als Rettung eines Utopie- bzw. Ideologiekerns gelesen werden[451], nämlich als Aneignung des Gedankens von der ‚sozialistischen Menschengemeinschaft‘. Um den Zusammenhang zwischen dieser von Ulbricht verwendeten Charakterisierung der DDR-Gesellschaft[452] und dem Motiv der inneren Wandlung zu verstehen, sind einige Erläuterungen notwendig.

Der *offizielle* Sprachgebrauch der DDR kannte keine Individuen. In der Gesellschaft der DDR wirkten Persönlichkeiten – idealerweise ‚allseitig entwickelte, sozialistische Persönlichkeiten‘. Die Persönlichkeit unterscheidet sich vom Individuum, durch eine Reihe von universellen moralischen Qualitäten und Tugenden: Sozialistische Persönlichkeiten sind gute und verantwortungsbewusste Arbeiter. Sie sind allseits gebildet und stets interessiert an der eigenen Weiterqualifizierung; sie sind hilfsbereit, kameradschaftlich, sorgen sich um ihre Mitmenschen und verfügen über einen hohen „Kollektivgeist“. Sie nehmen aktiv am gesellschaftlichen Leben teil, sind aufrichtig und ehrlich „im Kollektiv und im gesellschaftlichen Zusammenleben“[453], handeln verantwortungsbewusst gegenüber der Familie und in Fragen der Erziehung der Kinder[454].

Persönlichkeitstheoretisch und damit wissenschaftlich festgelegt wurden aber nicht nur die Merkmale einer sozialistischen Persönlichkeit. Es wurde auch vorausgesetzt, dass zwischen individuellen und gesellschaftlichen Interessen eine „Interessens*identität*“[455] besteht. Diese Übereinstimmung wiederum galt seit Ende der 1960er Jahre sowohl als Ausgangspunkt und Triebkraft für die individuelle Persönlichkeitsentwicklung als auch als „‚qualitativ neue Haupttriebkraft‘ der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung“[456]. Daraus entstand das Konstrukt eines „gesellschaftlichen Gesamtsubjekts“, verstanden als „das in soziale Gruppen, Kollektive, Schichten und Klassen, in Parteien, Organisationen und andere soziale Organisationsformen multidimensional geschichtete und organisierte Kollektiv der sozialistischen Werktätigen“, das „einheitliche[..] Vorstellungen“ und „einheitliche[..] Verhaltensweisen“[457] in Bezug auf die weitere Entwicklung des sozialistischen Gesellschaftssystems herausgebildet habe.

Die „These vom einheitlichen, gesellschaftlichen Gesamtsubjekt“ hat im weiteren Verlauf der Geschichte der DDR laut Lemke einen „grundlegenden Wandel“[458] hin zu konflikttheoretischen Ansichten erfahren. In der Literatur entsteht bereits im Laufe der

[451] Vgl. Herzinger/Preußer 1991, S. 195.
[452] Vgl. Lemke 1980, S. 53.
[453] Ebd., S. 67.
[454] Vgl. Ebd., S. 24, 39 u. 67. Vgl. dazu auch „Die zehn Gebote der sozialistischen Moral“ in Jessen 1998, S. 54 f.
[455] Vgl. Lemke 1980, S. 53 f. Hervorh. im Orig.
[456] Ebd., S. 53.
[457] Wolfgang Eichhorn zit. nach Lemke 1980, S. 53. Hervorh. v. der Verf. Vgl. dazu auch Kap. 3.1.2.
[458] Lemke 1980, S. 54 f.

1960er Jahre eine „Prosa der uneingepaßten Subjektivität"[459] und mit ihr als wohl exponiertestem Beispiel Christa Wolfs *Nachdenken über Christa T.* (1969). Vielzitiert ist das Motto ihres Romans, das von J. R. Becher entliehene „Zu-sich-selber-Kommen des Menschen"[460]. Das Individuum in seiner Besonderheit rückte damit in den Blickpunkt des literarischen Interesses. Selbstverwirklichung bedeutete nicht mehr nur die gelungene ‚Ankunft' im Sozialismus, sondern wurde laut Emmerich nun auch als darüber hinausgehendes individuelles Interesse thematisiert[461].

Dass der ‚reale Sozialismus' nicht mehr als harmonische Menschengemeinschaft interpretiert werden musste[462], bedeutet jedoch nicht, dass Individualität im Staatssozialismus uneingeschränkt goutiert wurde oder gelebt werden konnte. „Die verzweifelte Forderung, daß der individuelle Sinn rückbindbar sein muß an gesellschaftliche Bedingungen und auf jene rückwirken muß"[463], ist auch in *Nachdenken über Christa T.* präsent, so Hauser und auch Borgwardt – Letztere allerdings moderater in ihren Formulierungen[464]. In *Nach Freude anstehen* dominiert hingegen ein zweites, an das Postulat von

[459] Emmerich 1996, S. 190.

[460] Im Original heißt es: „Die tiefe Unruhe, von der wir befallen sind und die mit der Schwermut und der Angst in uns verbündet ist, […] diese tiefe Unruhe der menschlichen Seele ist nichts anderes als das Witterungsvermögen dafür und die Ahnung dessen, daß der Mensch noch nicht zu sich selber gekommen ist. *Was ist das: dieses Zu-sich-selber-Kommen des Menschen?* Es ist die Erfüllung aller der Möglichkeiten, wie sie dem Menschen gegeben sind. Unlust und Unbehagen schaffen Traurigkeit, und die Traurigkeit steigert sich zur Angst, zur Schwermut und zur Verzweiflung, da wir das Leben nicht leben, das uns zu leben gegeben wäre" (Becher 1969, S. 229; Hervorh. v. der Verf.).

[461] Vgl. Emmerich 1996, S. 194.

[462] Vgl. ebd., S. 171.

[463] Hauser 1994, S. 19.

[464] Vgl. ebd. u. Borgwardt 2002, S. 299. Hauser stellt fest, dass die ‚verzweifelte Forderung' nach einer Subjekt-Objekt-Dialektik in allen, der von ihr analysierten Prosatexten der 1970er Jahre (Monika Maron, Irmtraud Morgner, Brigitte Reimann, Gerti Tetzner und Christa Wolf) präsent sei. Die Artikulation differiere aber erheblich. In *Nachdenken über Christa T.* hätte Christa Wolf begonnen „zu ahnen, daß die *Idee*, Individuum und Gesellschaft stimmten überein im Sozialismus, mörderisch sein kann" (Hauser 1994, S. 213; Hervorh. im Orig.). Auch Christa T. will Erfüllung im Hier und Jetzt finden und beginnt ihre Suche danach bei sich selbst. Anders als Johanna und Edith „besteht" Christa T. jedoch „darauf, diese Erfüllung außerhalb des normalen sozialen Rahmens zu finden" (Herminghouse 1976, S. 317.). Sie baut sich ein Haus. „Aber man kann die Nächte zählen, die sie unter seinem Dach geschlafen hat" (Wolf 1976, S. 147), heißt es in der Erzählung. Die Protagonistin stirbt an Leukämie. Im Laufe der Geschichte verbannt sich Christa T. „aus jedweder gesellschaftlichen Aktivität" (Hauser 1994, S. 219), „bricht alle produktiven Beziehungen zur Gesellschaft" ab (Herminghouse 1976, S. 317). Christa T. „erstickt in ihrer selbstauferlegten Isolation" und „hinterläßt dem Leser nur die Hoffnung auf eine zukünftige Gesellschaft, in der die Ideale verwirklicht werden können, die sich zur Zeit ihres Todes (1963) noch nicht durchsetzen ließen" (ebd., S. 317 f.), interpretiert Herminghouse. Hauser deutet den einsamen Tod der Protagonistin demgegenüber als „Einsicht in die Maschinerie des Sozialismus": Ebenso wie die Einsicht in den Tod diesen nicht ändert oder gar verhindert, verändert oder verhindert die Einsicht in das ‚wahre' Funktionieren des Gesellschaftssystems nicht dessen bürokratisch-ideologische

der Interessensidentität gekoppeltes Prinzip. Da für jeden Menschen in der DDR, „entsprechend den in der sozialistischen Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik festgelegten humanistischen Prinzipien, die Bedingungen gegeben“ seien, „seine Talente und Fähigkeiten frei und schöpferisch zu entfalten, sich als Persönlichkeit zu entwickeln und ein glückliches Leben zu führen“[465], konnten „gesellschaftliche Gegensätze […] nur in individualisierter Form – als nicht-typische also – zur Sprache gebracht werden“[466]. Vereinfacht dargestellt bedeutete das, die Menschen wollten die Bedingungen, die Bedingungen waren gut, deshalb mussten die Ursachen für auftretende Probleme bei den Individuen selbst liegen.

Auch Martins Geschichte folgt dieser Kausalmechanik. Die Interessensidentität innerhalb der Menschengemeinschaft wird in der Erzählung über den „doppelten Anspruch“ Mutter und berufstätig zu sein, hergestellt. Die Gesellschaft hat diesen Anspruch „gesetzt“ (NFa, 40) und Edith nimmt ihn im Laufe der Erzählung wiederholt an (vgl. NFa, 40 u. 43). Das ‚Dilemma‘, das sich aus diesem Anspruch ergibt, wird von Edith individuell gelöst; sie vollzieht eine innere Wandlung. Vermutlich ist es auch diese Individualisierung gesellschaftlicher Problemlagen, weswegen Steinbach von der Vereinzelung von Individuen in ‚modernen Diktaturen‘ spricht[467]. Eine Rebellion gegen die Unterordnung und Instrumentalisierung des Individuums, wie Gerber behauptet (vgl. Kap. 3, Anm. 426), leistet der Text indessen nicht. Auch Brigitte Martin führt ihre Heldin wie Doris Paschiller zu einer, für die Hauptprotagonistin zufriedenstellenderen Reintegration in die Gesellschaft. Der Utopie- bzw. Ideologiekern von der selbstverständlichen Vereinbarkeit von Familie und Beruf bleibt erhalten.

Soziale Ungleichheit, das zeigt hingegen Martins Erzählung in der Retrospektive, ist kein Nachwendephänomen. Lebenschancen und materieller Wohlstand waren in der DDR trotz Nivellierung sozialer Lagen und sozialpolitischer Maßnahmen ungleich verteilt[468]. Laut Gysi/Meyer betraf das in spezifischer Weise die große Gruppe allein-

Strukturen. Die Einsicht „lähmt, passiviert und verführt zur“ (Hauser 1994, S. 231) Täuschung, so Hausers Interpretation. Letztendlich passt ein eigenes Haus, verstanden als Metapher für eine absolute Konzentration auf das Individuelle, nicht in das System, so eine dritte mögliche Lesart der daran gebundenen selbstauferlegten Isolation.

465 Aus dem Jugendgesetz der DDR zit. nach Zentraler Ausschuß für Jugendweihe in der DDR 1983, S. 222. Jedem Jugendlichen wurde zur Jugendweihe, dem atheistischen Initiationsritus und Pendant zur Konfirmation, ein Buch überreicht, in welchem den Jugendlichen die sozialistische Weltanschauung nahegebracht werden sollte. Bis Anfang der 1980er Jahre lautete der Titel *Weltall, Erde, Mensch* seit 1983 *Vom Sinn unseres Lebens*, welchem dieses Zitat entnommen ist.

466 Hanke 1986/87, S. 152. Hanke weist darauf hin, dass die Reduzierung des Darstellbaren in der Literatur zu dem Zeitpunkt, als Brigitte Martin ihre Erzählung schrieb, nicht etwa durch Zwang, wie in der „‚klassischen‘ Periode des sozialistischen Realismus“ herbeigeführt wurde, sondern durch das Wissen, das „bestimmte Sachverhalte nicht – oder nicht so direkt – oder zumindest mit eingeschränkter Stellungnahme“ dargestellt werden durften. Das „weitaus Schwerste“ sei es nach Aussagen der Schriftstellerinnen, „diesem ‚inneren Zensor‘ zu entrinnen“ (Hanke 1986/87, S. 153).

467 Vgl. Steinbach 2002, S. 42.

468 Vgl. Solga 1996.

erziehender Mütter in der DDR. Sie waren (unveröffentlichter) sozialwissenschaftlicher Erhebungen zufolge nicht nur materiell schlechter gestellt als ‚vollständige' Familien mit zwei Einkommen, sondern auch benachteiligt in Fragen der beruflichen Weiterqualifizierung: „Alleinerziehende hatten unterdurchschnittliche Einzeleinkommen, eine andersgeartete Ausgabenstruktur, schlechtere Haushaltsausstattungen und geringere Rücklagen. Noch gravierender wirkte sich der Zeitmangel auf ihre Lebenslage aus. Müttern von kleineren Kindern waren bestimmte berufliche Entwicklungen verwehrt. Leitungsfunktionen, Qualifizierungen, Dienstreisen, aber auch (besser bezahlte) Schichtarbeit waren für alleinerziehende Mütter meist nicht möglich, obwohl gerade bei ihnen oftmals eine größere Bereitschaft vorhanden war, beruflich vorwärts zu kommen"[469]. Auch Edith möchte beruflich vorwärtskommen. Dafür hat sie „die eigene Freiheit und das Familienleben fünf Jahre hindurch auf ein Minimum reduziert" (NFa, 14). Daran ist ihre Ehe zerbrochen, daran krankt Ediths älteste Tochter (s. u.). Trotzdem wird sie weiterhin mehr tun, als nach Plan zu arbeiten.

Mit Hilfe ihrer Diplomarbeit möchte sie „den wirklichen Effektivitätsproblemen auf die Spur kommen" (NFa, 16)[470]. Ein zu ehrgeiziges Unterfangen, wie ihr Dr. Wilhelm und die Freundin Marianne zu verstehen geben. Da ist zum einen das Problem der innerbetrieblichen Hierarchie. Als „Spezialist für Datenverarbeitung" müsse Edith eigentlich wissen, sagt Marianne, „»auf welchem letzten Ast du hockst«".

> »Ganz oben der Kombinatsdirektor, dann Wilhelm, unser Direktor, darunter Brenn, der Schöne, dein Abteilungsleiter, Lewin als Spieß und irgendwo ganz unten Edithchen! Nein meine Liebe! Mach einen Vorschlag und verfolge ihn die Leitungshierarchie hinauf […], dann wieder herunter zu Bearbeiter X, der sich nicht gerade freut, daß sich jemand über seine Arbeit Gedanken macht, eine sachliche Stellungnahme, das Ganze denselben Weg zurück. Zeit- und Informationsverlust durch den Postweg von Betriebsteil zu Betriebsteil einkalkuliert, und, glaube mir, du bist erledigt. Du hast einen Arbeitsauftrag und einen Termin. Wer was wann wozu braucht ist dir vorgegeben. Was also machst du dir einen Kopf? Als frischgebackener Hochschulkader bist du in erster Linie der Termintreue verpflichtet. Basta. Ich schätze, Edith Michael, Mutter zweier Kinder und einer Katze, Gefährtin eines unentschlossenen Liebhabers, hat keine freien Kapazitäten zu vergeben. Oder sehe ich das falsch?« (NFa, 14)

Mit dem Thema der Diplomarbeit werden Probleme der innerbetrieblichen Innovationsträgheit und -feindlichkeit, die mangelnde Arbeitsproduktivität und die Einmischung ideologischer Fragen in ökonomische Problemstellungen in Form der ahnungslosen Wissenschaft, die den tatsächlichen Rationalisierungsproblemen hinterherhinkt, thematisiert: „»Sie wissen, mein ‚Doktor' ist ein halbes Jahr alt«", erzählt Dr. Wilhelm Edith „im Vertrauen":

[469] Gysi/Meyer 1993, S. 147.

[470] Es scheint sehr viel personeller und zeitlicher Aufwand nötig, „damit Majestät Computer sich eine Sekunde rentabel schütteln kann" und Edith fragt sich, ob „durch diesen Mammutprozeß an der Basis eine höhere Produktivität" (NFa 13) entsteht.

»Ich habe was durchgefochten, das können Sie mir glauben! […] Sie wußten sich nicht zu helfen und gaben mir vorsichtshalber ‚rite' als Prädikat. Zu Karl Marx' Zeiten gab es ein ‚summa cum laude' für eine originelle Idee, für das Neue, Phantastische, dem keiner so recht traute. Es wurde die Kühnheit des Gedankens und die Festigkeit des Bewerbers gewürdigt; im Wissen, daß sich alles zu seiner Zeit durchsetzt. […] Heute aber werden nicht nur die Themen, sondern auch ihre Ergebnisse geplant. Abweichungen erhalten ‚rite'. In diesen Bereichen zwischen Technik, Ökonomie und Organisation ist kein Blumentopf zu gewinnen. Ich will Ihnen ein Fiasko ersparen«. (NFa, 19)

Den möglichen Misserfolg Ediths sieht Wilhelm aber weniger im Thematischen begründet. Das kann notfalls durchgefochten werden. Ihr eigentliches Problem sei ihre familiäre Situation: „»Sie haben die Kinder und niemanden, der abends den Haushalt führt und die nötige Arbeitsatmosphäre für eine häusliche Nachtschicht schafft«" (NFa, 19), gibt Dr. Wilhelm zu bedenken und wiederholt damit seinen wie folgt bereits zuvor geäußerten Haupteinwand: „»Frau Michael, denken Sie an Ihre Kinder und daran, daß sie diesen Winter mit ihnen gesund über die Runden kommen. Ich schätze Ihr Anliegen. Wählen Sie etwas Leichteres!«" (NFa, 16).

Diese Szene erweckt den Eindruck, als spielte die Handlung nicht Anfang der 1980er Jahre in einem modernen Land, sondern im Nachkriegsdeutschland, in dem die Lebensumstände widrig waren und der Winter mitunter lebensbedrohlich sein konnte. Die Befürchtung des Direktors um das Wohl der Familie wirkt befremdlich angesichts eines Bildes über ostdeutsche Frauen, die durch mannigfaltige sozialpolitische Maßnahmen wie der außerhäuslichen Betreuung der Kinder während der Arbeitszeit, Babyjahr, 40-Stunden-Woche, Schulspeisung und letztendlich auch durch die Subventionierung von Grundnahrungsmitteln, Wohnraum, Wasser und Energie ‚abgesichert' waren. Es stellt sich folglich die Frage, ob und inwiefern das Thema einer Diplomarbeit die Gesundheit einer Elternteilfamilie in der DDR Anfang der 1980er Jahre gefährden konnte?

Müller-Rückert vermutet hinter dieser Sorge eher ein allgemeines Vorurteil gegenüber alleinerziehenden Müttern in der DDR, welches Edith von den Männerfiguren im Text ‚angedichtet' werden würde. Edith habe nicht um Rücksicht für ihre familiäre Situation gebeten[471]. Es scheint wiederholt ‚lediglich' eine Frage der Einstellung zu sein, dass der Beruf „immer nur im Zusammenhang mit den anderen beiden Lebensbereichen gedacht und insbesondere: gelebt werden" und dass Edith „kaum mit beruflicher Förderung rechnen" [472] kann. Diese Interpretation erinnert an Döllings Feststellung, die zwar von einem historischen Fortschritt spricht, da Berufstätigkeit, Bildungsniveau und Berufsabschluss für Frauen in der DDR „als Orientierung für ihre Lebensplanung in hohem Maße eine Selbstverständlichkeit geworden" seien. Die Fortschrittlichkeit würde sich aber „unter den gegenwärtigen Bedingungen zugleich in einer geschlechtsspezifischen Weise" ausdrücken: „Für Frauen ist diese Orientierung als *Vereinbarkeit* von Beruf und Familie bestimmend. Frauen definieren sich in ihrem Subjekt-Sein, in ihrer Identität vor allem dadurch, wie ihnen diese Vereinbarkeit gelingt (während für Männer

[471] Vgl. ebd., S. 200.
[472] Müller-Rückert 1993, S. 98 u. 205.

nach wie vor die berufliche Position entscheidend ist für ihre Einschätzung durch sich selbst und andere)"[473]. Auch für Dölling ist es also eine Frage der Einstellung, dass Männer „ihre Familien ‚im Rücken'", Frauen ihre Kinder bzw. Familie und damit das Thema Vereinbarkeit „‚am Hals' haben"[474], wie Müller-Rückert es formuliert. Auf den ersten Blick scheint Martins Erzählung den Wissenschaftlerinnen recht zu geben.

Die Kinder

Ein Wandel der inneren Einstellung ermöglicht es Edith am Ende der Erzählung nicht mehr „zwischen allen Stühlen der Welt" (NFa, 31) sitzen zu müssen. An Ulrich gewandt erklärt sie: „»Weißt du, Ulrich, ich mußte eben erst studieren, um zu begreifen, was die wesentlichen Dinge im Leben sind. Als Mensch und als Arbeitskraft werde ich nirgendwo so sehr gebraucht[,] wie von meiner Familie, und die habe ich jahrelang weggeschoben«" (NFa, 158). Dieses Ende könnte und muss mit Sicherheit als Tradierung und Reaktivierung herkömmlicher Rollenklischees und somit auch als eine Frage der Einstellung gelesen werden. Als alleiniger Erklärungsversuch greift diese Lesart allerdings zu kurz. Es ist für Werke des Literarischen Feminismus anscheinend kein ungewöhnlicher Ausgang, in den Martin ihre Protagonistin führt. Hanke nennt es eine „Umkehr der Prioritäten". Nicht mehr der berufliche Erfolg stünde an erster Stelle, sondern „der Eigenwert liebevoller Zuwendung zu den Kindern wird betont"[475].

In *Nach Freude anstehen* werden aber nicht bloß Prioritäten umgekehrt. Es werden grundsätzliche Fragen an die Mutterrolle und an die Mutter-Kind-Beziehung formuliert: „Wo werden Kinder erzogen? Wo erfüllt sich das Gefühl ihrer Geborgenheit?" (NFa, 43), ist eine der Leitfragen der Erzählung. Edith wirft sich vor, das Wesentliche im Zusammenleben mit ihren Kindern versäumt zu haben (vgl. NFa, 45) – ein nach Schmitz ebenfalls charakteristisches Motiv der Prosa der 1970er Jahre, in der der Alltag mit Kindern thematisiert wird[476]. Auch Paschillers Mutterfigur hat Angst, dass sich eines Tages herausstellen könnte, dass ihre Tochter „keine richtige Kindheit gehabt hatte" (dW, 29):

> Sie hörte manchmal aus sich die gleichen Beschimpfungen, die sie in ihrer Kindheit erfahren hatte, als wären sie zu einem bedingten Reflex geworden. Warum wohl mußte man einem Kind verbieten, sich die Hände schmutzig zu machen, aus welchem Grund mußte man ein Kind daran hindern, in der Straßenbahn laut ein Lied zu singen, warum mußte man ihm Worte verbieten, die es von einem selber gehört hatte, und so ging es weiter und weiter, bis man sich selber elend und schwach vorkam." (dW, 30)

Martin thematisiert dieselben Erziehungsfragen, etwa wenn die Kinder auf dem Bahnhof johlend um einen Eisenpfeiler kreiseln: „Die weißen Handschuhe sind an den In-

[473] Dölling 1986, S. 149. Hervorh. im Orig.
[474] Müller-Rückert 1993, S. 204.
[475] Hanke 1986b, S. 147.
[476] Schmitz 1983, S. 157; vgl. ebd., S. 237.

nenflächen schwarz. Edith sieht tatsächlich schon einige Zeit zu. Es wird ihr bewußt, als sie sich beobachtet fühlt. Viele Augen in Feiertagsgesichtern formen ein Bild: Diese Mutter! Edith reißt die Kinder vom Pfeiler“ (NFa, 30). Während Paschiller den verunsichernd wirkenden, autoritären Ordnungsdruck hinterfragt, das Thema Erziehung aber nicht weiter vertieft, verhält es sich in *Nach Freude anstehen* umgekehrt. Erziehungsprobleme sind das zentrale Thema der Erzählung, gemäßigte autoritative Erziehungsvorstellungen werden schlussendlich jedoch sanktioniert. „»Kannst du mal sagen, Mami, warum dürfen wir nicht um den Pfeiler rennen?«“, lässt Martin ihre Kinderfigur „herausfordernd“ (NFa, 31) fragen. Mit dieser Frage wird im Gegensatz zu Paschillers Textausschnitt jedoch nur vage Kritik formuliert. Sie dient hauptsächlich der Entfaltung eines bedeutsameren Motivs – Annes provozierendem Verhalten (vgl. u. a. NFa 68, 72 f. u. 85 f.).

Anne gibt Widerworte, ist „frech“ (NFa, 62 u. 67), „ungezogen“ (NFa, 147) und beim Klauen einer Tafel Schokolade erwischt worden (vgl. NFa, 61 f.). Von Beginn der Erzählung an gilt auch hier Ediths „Unsicherheit gegenüber den Kindern“ (NFa, 37) als Ursache für Annes vermeintliches Fehlverhalten. Im Gegensatz zu den im Text vorherrschenden Erziehungsauffassungen, mangelt es Martins Hauptprotagonistin an elterlicher Autorität, scheint sie unfähig, „das Einfache zu tun“ (NFa, 110), wie ihr beispielsweise Levin zu verstehen gibt. Er ist wütend, weil Edith erst mittags zur Arbeit erscheint und für den nächsten Morgen noch einmal beurlaubt werden möchte, „um an Ort und Stelle mit einigen Lehrern und Kindern etwas zu regeln“. Lewin fragt:

> »Was sollnse denn mit andern Kindern regeln?«
> »Anne wird gehänselt. Sie hat Angst«, antwortet Edith.
> »Ick mußte ma auch wehren. Sehnse ja, wat ick fürn Hämekin bin. Meine Eltern hätten ma wat jehustet. Bringse Ihre Anne bei, wat Sache ist. Ick denke, Sie sind Spitze in Soziologie und so.«
> Edith weiß nicht, was sie antworten soll. Lewin sieht Edith unbarmherzig in das zuckende Gesicht: »Nutzt Ihn‘ wohl nüscht, was? Nich mal inne Arbeit, hab ick des Jefühl. Aber das hamse wohl auch schon jemerkt.«“ (NFa, 91)

Brenn, „dessen Frau zu Hause alles mit seiner Prinzessin regelt“ (NFa, 89), reagiert ähnlich, wenn auch auf andere Art herablassend auf Ediths Zuspätkommen. Er fragt, ob die vergangenen drei Wochen Weihnachtsferien nicht genug gewesen seien, um die Probleme in der Familie zu klären. „»Bei uns reicht das«, fügt Brenn hinzu“. Edith überlegt: „Will er ihr mitteilen, daß bei ihm nicht nur die Arbeit klappt, sondern auch zu Hause alles läuft wie am Schnürchen?“ (NFa, 90). Müller-Rückert folgert daraufhin, dass mit Lewin und Brenn angedeutet würde, „warum ein Mann das besser übersteht“ (NFa, 55): Er hat seine Familie „im Rücken“. Da Martin diesen Aspekt in der Erzählung jedoch nicht weiter vertieft, könne nur festgehalten werden, dass die „Begünstigung durch eine Ehefrau im Hintergrund“ bei Edith „ein vages Unbehagen“ und „Beklemmung hervorruft“[477].

[477] Müller-Rückert 1993, S. 204.

Müller-Rückert deutet an, dass über die Frage der Erziehung geschlechtsspezifische Auseinandersetzungen geführt werden[478]. Auch hier ist der Wissenschaftlerin nur unter Einschränkungen zuzustimmen. Zwar beschreibt Brigitte Martin, dass die innerfamiliale Erziehung vorwiegend dem ‚natürlichen' Zuständigkeitsbereich der Frauen zugeschrieben wird. Die Autorin bewegt sich damit aber eher auf einer phänomenologischen Ebene, als dass sie diesen Zustand analysieren respektive kritisieren und damit in eine bewusste Auseinandersetzung führen würde. Müller-Rückert ist aber insofern zuzustimmen, als die Autorin *alle* kritischen Themen im Zustand des vagen Unbehagens belässt. So auch die Auseinandersetzungen mit den Instanzen im Text, die wie Brenn und Lewin eine allgemeine Vorstellung von Erziehung repräsentieren, die mit dem Wandel bestimmter Einstellungen und Grundwerte innerhalb der nachwachsenden Generationen nicht mehr vereinbar war.

Auch in der DDR setzte mit den 1970er Jahren ein Wertewandel ein, erprobten Kinder und Jugendliche zunehmend Freiräume, ihre Selbständigkeit und Individualität[479]. „Viele Eltern"[480] und nicht nur Edith waren Kabat vel Job zufolge damit allerdings überfordert. Zwar wurden auch in der DDR in bestimmten Gruppen und Milieus alternative Erziehungsvorstellungen diskutiert, begannen sich Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre ähnlich wie in Westdeutschland Frauen zehn Jahre zuvor, mit der öffentlichen Erziehung auseinanderzusetzen, schrieben ‚Eingaben' an das Ministerium für Volksbildung[481] und eröffnete in Berlin der erste und nach bisherigem Kenntnisstand einzige Kinderladen in der DDR[482]. Daraus entwickelte sich aber keine alternative Erziehungsbewegung, die einen grundlegenden, gesellschaftlichen Wertewandel hätte bewirken können[483].

Auch wurde von populärpsychologischen Familienratgebern zwar empfohlen, „Kinder mehr zu loben und weniger zu strafen"[484]. Darüber hinaus blieb „die Familienpsychologie der DDR" aber „konservativen Konzepten von Erziehungsberatung verhaftet"[485], wie Rogge/Jensen letztendlich feststellen, sodass viele, aber keineswegs alle Eltern „in Hinblick auf einen jugendgemäßen Erziehungsstil (vor allem zu Beginn des Jugendalters) sowie zweckmäßige Reaktionen auf provozierende Verhaltensweisen ihrer jugendlichen Kinder pädagogisch-psychologisch überfordert"[486] waren.

Gemäß konservativer Erziehungsvorstellungen wird also von Levin, Brenn, der Nachbarin Frau Wehkühl und einer Vertretungsärztin „so getan, als sei die Lösung in-

[478] Ebd.
[479] Vgl. Ahbe/Gries 2006, S. 532 f. u. 545 f.
[480] Kabat vel Job 1990, S. 18.
[481] Vgl. Kenawi 1995, S. 322 f.
[482] Vgl. Poppe 2008.
[483] Der Erziehungswissenschaftlerin Meike Sophia Baader zufolge war Antiautorität nur in Westdeutschland und sonst „in keinem anderen Land ein Schlagwort der 68er Bewegung". „Der Umstand, dass Fragen der Erziehung in den Fokus der Protestbewegung gerieten, hängt unmittelbar mit dem Nachdenken über die Gründe für den Nationalsozialismus und mit den Debatten um Autorität und Antiautorität zusammen" (Baader 2008, S. 2).
[484] Rogge/Jensen 1987, S. 258.
[485] Ebd., S. 259.
[486] Kabat vel Job 1990, S. 18.

nerfamiliärer Probleme ständig eine Frage des guten Willens“[487] und Folge fehlender erzieherischer Kompetenzen[488]. Die „psychische Bereitschaft, etwas zu tun oder zu unterlassen“ wird „zum alleinigen Zentrum erzieherischer Bemühungen erhoben“ – eine Auffassung von Erziehung, die Kron als „erzieherische Kausalmechanik“ bezeichnet:

> In dieser Auffassung wird primär auf die intrapersonale Ebene abgehoben und das ‚Dispositionsgefüge‘ des Educanden betont, auf das der Erzieher einzuwirken hat. Es wird dabei unterstellt, daß der Erzieher sozusagen darauf vertrauen kann, aufgrund seiner ‚Einwirkungen‘ quasi automatisch im Educanden Lernprozesse hervorzurufen, die zu den – inhaltlich bestimmten! – gewünschten Verhaltenserfolgen führt.[489]

Zwar vermag sich die Autorin weder im weiteren Handlungsablauf und in der Figurenkonstruktion, noch im Erziehungsleitbild von diesem simplifizierenden Ursache-Wirkungs-Prinzip und der Grundannahme zu befreien, dass sich das Problem mit Anne durch Änderungen des mütterlichen Erziehungshandelns lösen lässt. In Fragen des guten Willens konstituiert die Autorin aber eine *Erfahrungsgemeinschaft der Mütter*[490], die dieser Individualisierung von Problemlagen gegenübergestellt wird. So findet Edith vor allem bei den Frauenfiguren im Text Verständnis für ihre Situation, die in derselben „Zerrissenheit“ (NFa, 71) zwischen Familie und Beruf leben, wie sie selbst. Das solidarische Spektrum reicht dabei vom bloßen Moment des gegenseitigen Erkennens bis zur tatkräftigen Hilfe und Unterstützung. Eine Verkaufsstellenleiterin „fällt in eine Müdigkeit, die Edith nur zu genau kennt“ (NFa, 64). Auch Ediths Hausärztin hat ein, „mit

[487] Rogge/Jensen 1987, S. 258.

[488] Edith gerät nach Lewins Zurückweisung an eine (kinderlose) Vertretungsärztin, die ebenfalls ablehnend auf ihr Ansinnen reagiert: „»Ich verstehe Ihre Schwierigkeiten sehr gut, Frau Michael! Wir haben es alle schwer mit unseren Kindern«. […] »Sie befinden sich im Bereich der Medizin. Ihr Anliegen ist privater Natur. Ich kann Sie nicht krank schreiben, wenn Sie Probleme mit Ihrer Tochter haben«“ (NFa 97). Frau Wehkühl, eine ewig nörgelnde Nachbarin, hebt wiederum ähnlich wie Levin auf Ediths erzieherische Kompetenzen ab. Anne muss mit ihren zehn Jahren bereits sehr selbständig sein und sich morgens um die jüngere Schwester kümmern. Dabei kommt es zu lautstarken Auseinandersetzungen zwischen den Geschwistern, über die sich Frau Wehkühl beschwert: „»Wissense eijentlich, wat in die letzten Tage hier morjens los is? Na dann fragense mal die Leute int Haus. Kurz nach sechse, kaum daß Se wech sind, een Jezäter zwischen die Meechens! Den Herrn Knappe [Ulrich, Anm. d. Verf.] is det wohl och schon zu ville. Ick sag Ihn, Se kriejen Ärja mit Ihre moderne Erziehung! So jeht et nich weita. Mit ihre Anne erlebense noch ihr blauet Wunda. Aba Se sind ja so intellijent, denn wärnse det wohl och alleene wissen!«“ (NFa 67).

[489] Kron 1988, S. 50; 49 u. 2001, S. 196 f.

[490] An dieser Stelle ist bewusst von einer Erfahrungsgemeinschaft und nicht von einer kognitiven Konstitution (vgl. Kap. 3.2.3) die Rede. Zwar erinnert die von Martin beschriebene Solidarität an die neue Frauenbewegung. Das von der Autorin dargestellte Konzept von Solidarität impliziert aber eher ein universelles Prinzip gegenseitiger Hilfe aufgrund gemeinsamer Erfahrungen, als dass das wechselseitige Handeln dezidiert auf alternative Orientierungsmuster und Zielvorstellungen ausgerichtet wäre und somit als Merkmal der kognitiven Identität begriffen werden könnte (zur Definition des Begriffes Solidarität vgl. Groser 2011, S. 549 f.).

Linien der Anstrengung gezeichnetes Gesicht“. Sie nutzt die ‚Pause‘ zwischen Morgen- und Abendsprechstunde „für den Haushalt und die Kinder“ (vgl. NFa, 100).

„»Gestern war ich mit meinem Sohn unterwegs. Lehrstelle mit Abitur. Bei ihm sind es die Kopfnoten«“ (NFa, 107)“, erklärt entschuldigend die Kinderärztin ihren Fehltag und bietet Edith die von der Vertretung verwehrte Krankschreibung an. Die Ärztin hat den Frauen „so manches Mal zu einer kleinen Atempause verholfen“ (NFa, 108). Auch die Freundin Marianne und Frau Grabowitz gehören zur Erfahrungsgemeinschaft der Mütter. Als ebenso unverzichtbar wie konfliktgeladen erweist sich dabei die Beziehung zur Großmutter[491].

Frau Grabowitz bildet als Großmutter einen DDR-typischen Gegenpol zur Hektik und den Pflichten des Alltags (vgl. NFa, 24)[492]. Sie ist „das Gegenteil von: „Ihr müßt! Ihr sollt!“ (NFa, 40). Die Großmutter „möchte ihren Enkeln eine heitere Kindheit ermöglichen, sie dieses Gehetze nicht so spüren lassen“ (NFa, 41). Sie ist die Verteidigerin der kindlichen Fantasie, „für deren Entwicklung man einem Kind Zeit und Gelegenheit geben muß […] Edith kontrolliert immer nur Pflichten. Nach Ediths Willen sollen die Kinder aufräumen!“ (NFa, 40 f.).

Mit der Erfahrungsgemeinschaft der Mütter stellt Brigitte Martin wie viele andere DDR-Autorinnen die fehlende Zeit und nicht diametrale Anforderungen in Beruf und Familie als Hauptproblem der Vereinbarkeit heraus (vgl. NFa, 49, 74, 87 u. 114)[493]: „»Von vierundzwanzig Stunden bin ich zwölf anwesend. Davon sollten die Kinder zehn Stunden schlafen. Meine schlafen acht. Bleiben morgens eine und abends drei Stunden. Soll ich aufzählen, was ich in dieser Zeit zu erledigen habe, ohne mit einem einzigen Blick auf die Kinder achten zu können?«“ (NFa, 145). „Kind und Beruf lassen sich zwar dank der staatlichen Kinderbetreuungseinrichtungen miteinander vereinbaren“, lautet auch Schmitz allgemeines Resümee über Werke, die das Zusammenleben mit Kindern thematisieren. Eine Seite würde trotzdem vernachlässigt. Es sei in der Regel „das Verhältnis zum Kind, das Einbußen erfährt“[494].

Gewissermaßen antipodisch zur krankmachenden Leere des Mutter- und Hausfrauendaseins der alten Bundesrepublik, wird von Brigitte Martin das krankmachende reibungslose Funktionieren der berufstätigen Mutter und ihrer Kinder thematisiert. Edith leidet an Gallenproblemen und einer somatischen Angina Pectoris (NFa, 99 f.). Anne kommt letztendlich in kinderpsychiatrische Behandlung und auch in der Erzählsammlung *Der rote Ballon* somatisiert die älteste Tochter der alleinerziehenden Brigge Bem:

> »O je, was hat denn die Kleine?«
> »Nichts Besonderes. Bauchschmerzen. Immer Bauchschmerzen. Kein Blinddarm, nichts. Wahrscheinlich hat sie nur was gegen meine elfstündige Abwesenheit. Jetzt kommt sie zur Beobachtung nach Buch.«

[491] Vgl. dazu auch Müller-Rückert 1993, S. 219.

[492] Zur hohen Bedeutung der Generationen füreinander vgl. Schwitzer 1990, S. 22 f.

[493] Vgl. Schmitz 1983, S. 157 u. 237; Zum Motiv des Zeitmangels bei Martin vgl. auch Müller-Rückert 1993, S. 208 f.

[494] Schmitz 1983, S. 157.

»Und dann?«
»Wenn sie nichts hat, muß ich ihr die Bauschmerzen irgendwie austreiben.« (DrB, 140)

‚Juli‘ ist eine Kinderfigur, die sich nicht problemlos einpassen lässt in den funktionalen Ablauf des Alltags (vgl. DrB, 128) und sie ist kein literarischer Einzelfall, wie die Interviewpassagen in Kapitel 2.2.3 gezeigt haben[495]. Auch Anne passt nicht in das durchrationalisierte System. Martin beschreibt mit dieser Kinderfigur nicht nur ein unverhältnismäßig engmaschiges Netz an sozialer Kontrolle und Verhaltenssanktionen wegen vergleichsweise harmloser ‚Vergehen‘, sondern auch eine extrem niedrigschwellige Pathologisierung kindlichen Verhaltens.

Nachdem Anne beim Klauen einer Tafel Schokolade erwischt wurde, erging eine Meldung an die Schule[496], was für Anne eine ‚Aussprache‘ vor der Klasse zur Folge hatte. Sie zeigte sich „uneinsichtig“, weswegen Edith zu einem Elterngespräch zum Schuldirektor gebeten wird. Dieser erachtet Annes Trotzhaltung als „untypisch […], denn die Erziehungsmaxime im Kollektiv sind auf die Gemeinschaft orientiert und bilden ein altersgemäßes Verhalten in der Gruppe aus“ (NFa, 73). Anne zeige hingegen kein angemessenes Verhalten in der Gemeinschaft und solle deshalb dem Schulpsychologen vorgestellt werden.

Auch die Klassenlehrerin ist dieser Meinung. Anne wird seit der Aussprache vor der Klasse von ihren Mitschülern schikaniert. Sie schreit ‚tierisch‘ (NFa, 85), um sich zu wehren. Leider könne durch dieses „Verhalten keine Beruhigung eintreten“, meint die Lehrerin. Es „löst bei den Kindern die Lust zur Provokation aus. Ich kann die Weisung

[495] Der Zeitmangel der Eltern wird in den 1970er Jahren auch in der realistischen Kinderliteratur der DDR zu einem zentralen Sujet. Die Familie wird zum ersehnten Ort von Geborgenheit und „Zufluchtsstätte vor den Zumutungen des sozialistischen Alltags“ Strobel 2005, S. 227), den die Kinder hier, in der Familie, aber oft gerade nicht finden, wie Strobel ausführt: „Die spezifischen Lebens- und Arbeitsformen in der DDR wie hohe Scheidungsrate, Berufstätigkeit beider Eltern, Überforderung der Frauen durch das Dreigestirn Arbeit, Haushalt und Kindererziehung […] setzen das Kind auch zu Hause einem großen Stress aus“ (ebd., S. 96; vgl. Hanke 1986b, S. 145; Schmitz-Köster 1989, S. 88 und zu den sozialwissenschaftlichen Befunden vgl. Meyer 1990b, S. 18). Wie in der Erwachsenenliteratur, wird auch hier Realität einerseits zwar kritisch befragt (vgl. Rüther 1992, S. 148). Anderseits werden in der Kinderliteratur für den Zeitmangel der Eltern aber kaum andere Lösungsstrategien angeboten, als den innerfamilialen Zusammenhalt und beispielsweise das gemeinsame Erleben von Urlaub und Festen zu beschwören. Der Vorrang der Arbeit vor der Familie wird anders als im Literarischen Feminismus trotz kritischer Auseinandersetzung mit dem Thema stets betont (vgl. Strobel 2006, S. 226). Im Literarischen Feminismus wird dieser Vorrang hingegen infrage gestellt.

[496] „Offensicht sammelt die Kaufhalle solche Vorkommnisse, leitet sie zu irgendeinem Zeitpunkt an die Abteilung Volksbildung beim Rat des Stadtbezirks weiter, die wieder sammelt und schließlich […] Rundschreiben an die Schulen verschickt“, denkt Edith um sich zu erklären, wie die Schule „nach sechs Wochen!“ (NFa, 72) von dem Vorfall erfahren haben kann. Nicht nur die Schule, auch Ediths Arbeitsstelle könnte benachrichtigt werden. Das wird letztendlich der Schuldirektor entscheiden (vgl. NFa, 62 u. 72). Dieser wirft Edith außerdem vor, dass sie die Schule nicht von sich aus „über das Eigentumsdelikt Annes […] informiert hat“ (NFa, S. 73 u. 86).

des Direktors, Anne dem Schulpsychologen vorzustellen, nicht länger unbeachtet lassen“ (NFa, 86). Hier wird das Opfer-Täter-Verhältnis umgekehrt. „Kinder lieben nicht die Schwachen“, wird zu einer Wahrheit, dem die Lehrerin „nichts dagegenzusetzen“ (NFa, 86) hat. Anne muss sich ändern, damit sie nicht mehr gehänselt wird. Das Motiv der inneren Wandlung kommt also auch in der Figur der älteren Tochter zum Tragen.

Letztendlich wird der Schritt, Anne in psychiatrische Behandlung zu geben, durch die häuslichen Konflikte zwischen Mutter und Tochter bestärkt. Konfliktsituationen entstehen zum Beispiel, wenn Edith nach dreizehn Stunden auf den Beinen nach Hause kommt, die Katze Durchfall hatte und der Lebensgefährte die Kinder sich selbst überließ (vgl. NFa, 21), was wiederum zum Streit mit der Großmutter führt[497], Marie trotz Hortbetreuung die Hausaufgaben zu Hause noch einmal erledigen muss: „»Zu Hause noch einmal! […] sonst kriege ich eine Fünf!«“ und sich Anne vor der wütenden Mutter aufstellt und ihr vorwirft: „»Du bist doch wegen was ganz anderem wütend. Du willst, daß die Katze wegkommt, das willst du!« Ehe Edith richtig begreift, was sie da tut, fällt Anne unter einer schallenden Ohrfeige zu Boden und heult wie eine Sirene“ (NFa, 22). An anderen Stellen hält Anne „in Erwartung einer Ohrfeige beide Arme über dem Kopf verschränkt“ (NFa, 68 u. vgl. NFa, 103). „Daß ihr Kind Schläge erwartet, macht Edith blind vor Wut“ (NFa, 103). Sie „sieht ein Opfer und schlägt zu. Die Spannung hat sich entladen“ (NFa, 68). Oder die Worte der Tochter verletzen die Mutter, machen sie „blind und taub“ und Edith schlägt zu (vgl. NFa, 102).

Die erzieherische Gewalt unterstreicht die Überlastung und die seelische Unsicherheit der Mutter. Ihre äußeren und inneren Zustände führen „zwangsläufig“ zu „Aggressionen“, die die Mutter „stets bei Anne entlädt“ (NFa, 119). Die Gewalt wird als Affekthandlung beschrieben und letztendlich als „Nervosität in der Frühe und am Abend, wenn was nicht läuft“ (NFa, 151) umschrieben. Die Kinderbilder der Autorin erscheinen demgegenüber objektiviert und rudimentär. Die Kinderfiguren werden von Martin allein aus der Außenperspektive entworfen, sie haben keine eigenen Gedanken, Gefühle und führen keine inneren Monologe, so wie Edith.

Obwohl das Thema ‚Kinder‘ in der Erzählung handlungsleitend ist, sind die Kinder Nebenfiguren des Textes, deren Verhalten beschrieben oder durch andere Figuren, zum Beispiel Oma Grabowitz oder eine Kinderärztin (s. u.), erklärt wird. Sie erklären sich größtenteils jedoch nicht selbst, etwa durch eine eigene Innenperspektive. Bei Paschiller

[497] Ulrich verlangte von Anne „die Beseitigung der Spuren, nahm seine Hefte und ging. […] Anne hat geschrien. Das hat ihn nicht abhalten können zu gehen“, erzählt Oma Grabowitz der heimkehrenden Edith, die inzwischen „genau dreizehn Stunden auf den Beinen“ (NFa, 21) war. Anne ging zu einer Nachbarin, die konnte Edith im Betrieb nicht erreichen, aber die Oma. Die kam und beruhigte das Kind. Die Katze muss aus dem Haus, fordert wiederholt Frau Grabowitz. Denn sie passt nicht in das streng durchorganisierte Familiensystem (vgl. NFa, 8 u. 13). „Ein Tier ist doch etwas Lebendiges“ (NFa, 22), erwidert Edith trotzig. Und dafür, für eine nicht planbare Vitalität steht in der Erzählung diese tierische, symbolträchtige Nebenfigur. ‚Minka‘ unterstreicht in der Geschichte ferner den Eigensinn von Mutter und Tochter und ist den Kindern außerdem Spielgefährtin, bietet ihnen Trost und ist vor allem jemand zum liebhaben (vgl. NFa, 41). Ebenso wie sich Edith letztendlich für den Verbleib der Katze und etwas Lebendigem im Haushalt entscheidet, wendet sie sich am Ende der Geschichte ihren Kindern zu.

ist die Tochter bloße Statistin, bei Martin sind die Kinder Nebenfiguren des Textes, die zwar fordern, traurig oder unzufrieden sind und die erzogen werden müssen. Es sind aber unterkomplexe Charaktere ohne nennenswertes eigenständiges Innenleben, die zu einem wesentlichen Teil die an die Mutter gestellten Anforderungen symbolisieren. Die Kinderfiguren haben eine „Verfremdungsfunktion“, die laut Schmitz-Köster in der Erwachsenenliteratur der DDR durchaus Tradition besitzt: „Anpassung, Unterdrückung und Selbstbetrug werden durch ihren Blick entlarvt“[498].

Eine emanzipatorische Wendung im Sinne Schmitz-Kösters geben Martin und Paschiller ihren Darstellungen jedoch nicht. Paschiller nicht, weil die Kinderfigur im Text eine ‚stumme Figur‘ ohne charakterliche Merkmale bleibt. Und auch in Martins Handlungsablauf geht es nicht allein um eine vorurteilsfreie Entfaltung der Fähigkeiten der Kinder. Zentral ist vielmehr die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf und wie viel selbst gestaltetes, eigenes Leben der Mutter u. a. für die Beziehung zu ihren Kindern im Alltag bleibt. Dem entspricht auch der kinderpsychiatrische Befund, mit dem der Erzählstrang um die problematische Mutter-Kinde-Beziehung beschlossen wird. Anne ist gesund. In der Charité ist sie in der Lage, die Regeln des Zusammenlebens einzuhalten. „Das allerdings kostet einige Mühe“, gibt die behandelnde Ärztin zu verstehen und fährt fort: „Dennoch ist das für uns vergleichsweise leicht. Wir haben für jede Funktion unsere Spezialisten: die Lehrer, die Hortnerinnen, die Schwestern, die Psychologin, den Arzt. Die Klinik arbeitet rund um die Uhr. Das Kind ist aufgehoben und fühlt sich auch so. Bei unseren berufstätigen Müttern sieht es oft anders aus. Wir wissen das“ (NFa, 151).

Kinder benötigen Zeit und Aufmerksamkeit, ist die Quintessenz des Erzählstranges um die problematische Mutter-Kind-Beziehung. Hätte Edith über mehr zeitliche Ressourcen verfügt, hätte sie sich mehr um Anne kümmern und sie besser erziehen können, weswegen sie sich entscheidet, sich nunmehr verstärkt der Familie zu widmen. Diese Entscheidung darf aber nicht allein auf Fragen geschlechtsspezifischer Rollenaufteilungen reduziert oder als Plädoyer für das bürgerliche Leitbild von der fürsorglichen Vollzeitmutter missverstanden werden. Im Gegenteil, die problemlose Ersetzbarkeit von Bezugspersonen wird von der Autorin unter allen Umständen vorausgesetzt.

Anne ist nach dem Babyjahr bei der Großmutter aufgewachsen und lebt erst seit der Einschulung wieder zusammen mit der Mutter (vgl. NFa, 131). Zwischen Großmutter und Enkelin ist „ein Zugehörigkeitsgefühl“ gewachsen, gegenüber der Mutter aber eine „Abwehrhaltung“ (NFa, 131) entstanden. Edith habe sich während des Babyjahres eventuell „zu sehr um Anne gekümmert“ (NFa, 6), lautet ein anfänglicher Erklärungsversuch für dieses Verhalten[499]. Auch hier erscheint das Kind als ‚personifiziertes Defi-

[498] Schmitz-Köster 1989, S. 89. Forschungsperspektivisch interessant wäre es, literarische Kinderfiguren aus den Werken des Literarischen Feminismus daraufhin genauer, umfassender und auch im medialen Vergleich zu analysieren. Beispielsweise ähneln sich die Töchter und Söhne der alleinerziehenden Frauenfiguren aus den DEFA-Spielfilmen *Sonnensucher* (1958), *Spur der Steine* (1966) und *Die Legende von Paul und Paula* (1973) auffallend in der beschriebenen Figurenkonstruktion und -funktion.

[499] Neuere entwicklungspsychologische und neurobiologische Ansätze gehen demgegenüber davon aus, dass ein Säugling in den ersten Monaten nach der Geburt nicht verwöhnt werden

zit‘[500], das ‚regiert‘ und diszipliniert werden muss, damit es nicht zum Tyrannen verzogen wird. Diese „negative Anthropologie“[501] legt Martin allen Kinderfiguren im Text zugrunde[502].

Analog dazu lautet ein zweiter und letztendlich handlungstragender Erklärungsversuch, dass sich Anne in der Hauptsache umgewöhnen und lernen muss, „daß sie Pflichten hat“ (NFa, 145). Anne „mußte sich an zuviel [sic] Neues gewöhnen: die Stadt, andere Kinder, und zu Hause Pflichten“ (NFa, 130), lautet die Begründung, warum Anne der Beziehungswechsel von der Oma zur Mutter schwerfällt. „Die Mutter-Welt unterscheidet sich zur Oma-Welt durch Pflichten, die Kummer machen. Am Nachmittag allein sein und selbständig werden“ (NFa, 6), lautet bereits zu Beginn die Diagnose für das ablehnende Verhalten der Tochter, deren Richtigkeit von den wesentlichen, positiv konnotierten, erzieherischen Instanzen im Text untermauert wird.

Dr. Fischmann, der Schulpsychologe, ist der Meinung, dass Anne eine „genau dosierte Zuwendung“ braucht und warnt Edith im Umkehrschluss vor „einer mißverstandenen Nachgiebigkeit“ (NFa, 135). Und auch in der „Nervenklinik“ (NFa, 135) erhält Edith zwar den Rat, Anne in der Wohnung einen Platz zu schaffen, an den sich das Kind zurückziehen kann: „»Ein Kind muß auch mal machen können, was es gern möchte, die Erledigung vernünftiger Pflichten bleibt selbstverständlich unerläßliches Kontrollpensum der Eltern« (NFa, 136), wird jedoch nahtlos angefügt. „Vernünftige Forderungen stellen, sie konsequent kontrollieren und Freiheiten ermöglichen“ (NFa, 151), ist der erzieherische Ratschlag.

kann und es kein Zuviel an Fürsorge oder Aufmerksamkeit für ihn gibt (vgl. Posth 2007, S. 65 f.).

500 Rogge/Jensen 1987, S. 262; vgl. dazu auch Kron 2001, S. 201 f.

501 Kron 2001, S. 202.

502 Zum Beispiel ist die siebenjährige Marie außer sich, als die Polizei eine Nachricht hinterlassen hat, Anne solle vom Polizeirevier abgeholt werden. Edith ist noch auf der Arbeit und Marie, die eine Lese- und Rechtschreibschwäche hat (vgl. NFa, 76), glaubt, dass ihre Schwester überfahren wurde (vgl. NFa, 60 f.). Edith findet das Kind aufgelöst vor Sorge und nutzt auch diese Gelegenheit zur Anleitung ihrer Tochter. Sie „erklärt Marie, was sie gelesen hat. Sie will keine Gelegenheit auslassen, um ihren Kindern zu sagen, was sie einmal leisten müssen. »Siehst du nun, Marie, warum das Lesenüben so wichtig ist? Abholen kannst du dir schon allein zusammenbuchstabieren! Die Tränen hättest du dir für diese kleine Mühe sparen können!« […] Marie schluchzte zufrieden weiter“ (NFa, 61). Weitere markante Beispiele finden sich im Text auf S. 152 oder wenn die behandelnde Ärztin Anne vor ihrem Wochenendurlaub aus der Charité mit auf den Weg gibt, ein „liebes Mädchen“ zu sein, „»[…] sonst kann dich deine Mutti jederzeit wieder bringen, auch mitten in der Nacht.« Anne nickt folgsam.“ (NFa, 153). Martins Kinderbilder und Erziehungsvorstellungen sind dabei keineswegs singulär. Zwar zeigt sich sowohl in der Psychologie als auch in der Persönlichkeitstheorie hier und da die Bereitschaft, behavioristische und differenztheoretische – also befähigungspädagogische Ansätze zu überdenken, plädieren Ratgeber in Massenmedien wie auch Brigitte Martin für mehr Güte und weniger Härte in der Erziehung, gleichzeitig bleiben aber Disziplin und Unterordnung wesentliche Erziehungsmaxime und behalten befähigungspädagogische Konzepte ihre Relevanz (vgl. Rogge/Jensen 1987, S. 258 f.; Lemke 1980, S. 120 ; NFa, 37, 71, 152).

Alternative und/oder moderne Erziehungsleitbilder, alternative Vorstellungen von Kindheit und kindlichem Wohlbefinden und dem Zusammenleben der Generationen werden von Brigitte Martin wenn überhaupt, dann nur mühsam, z. B. über die Figur der Großmutter, formuliert. Befähigungspädagogische Bilder dominieren sowohl den Blick auf die Kinder als auch auf die Mutter. Die Sichtweise von Familie insgesamt ist stark auf die Frage nach dem funktionalen Zusammenwirken der Familienmitglieder und damit auch auf die fehlenden Handlungskompetenzen der Familienmitglieder ausgerichtet (vgl. NFa, 131). Analog zu den Erkenntnissen von Rogge/Jensen argumentiert auch Martin hauptsächlich auf „Reiz-Reaktions-Ebenen, erwähnt […] Einstellungen, Verhaltensregeln und -techniken und ‚vergißt‘ die Emotionen“[503], wie folgendes Textbeispiel zeigt:

> Sie [Edith; Anm. d. Verf.] fände es ja auch besser, wenn sie für die Kinder mehr Zeit finden und ihnen mehr Geborgenheit geben könnte. Aber dazu müßten die notwendigen Abläufe klappen, sozusagen in ruhigem Gleichmaß fließen, das heißt, alle Familienmitglieder müßten wie eine gut geölte, selbstverständlich ineinandergreifende Maschinerie das vorgegebene Programm abarbeiten. (NFa, 83)

Mit diesem Bild wird aber keine Kritik, sondern ein Wunschbild formuliert, das sich allerdings letztlich nicht realisieren lässt. Denn „[j]edes Ding hat seine arteigene Geschwindigkeit: die Kinder, der Partner, du selbst“ (NFa, 12). Das bedeutet, nicht nur die äußeren Bedingungen, wie die Versorgung mit außerhäuslichen Kinderbetreuungseinrichtungen, haben einen Einfluss auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Martin zeigt, dass auch die Rollenerwartungen an Kinder und ihre Bedürfnisse – hier nach Erziehung und häuslicher Geborgenheit – den elterlichen Handlungsspielraum für Vereinbarkeit determinieren. Martins Kritik bezieht sich dabei vorderhand nicht auf die technisierte und objektivierte Vorstellung von Vereinbarkeit, Erziehung oder Kindheit oder auf eine inhaltliche Dialektik der verschiedenen Lebensbereiche, sondern eindeutig und unmissverständlich auf den Faktor der fehlenden Zeit. Bedenkt man, dass der Wunsch nach mehr gemeinsamer Zeit mit den Kindern ein öffentlich kaum diskutables Thema war (vgl. Kap. 3.3.1), dann generiert die Autorin hier einen kritischen Diskurs.

Darüber hinaus geben aber weder Martin noch Paschiller Hinweise darauf, dass es in Fragen der Erziehung, der Vereinbarkeit oder der Familien- oder Partnerschaftsorientierung zu einer Entgrenzung „in einem allgemeinen modernisierungstheoretischen Sinn“[504] gekommen wäre, nämlich dem Anspruch, das eigene Leben, über traditionelle „Werthorizonte[..] und Sinnvorstellungen“[505] hinausgehend zu gestalten. Zwar arbeitet sich Brigitte Martin an entsprechenden Ordnungs- und Wertvorstellungen ab, etwa in Fragen der Erziehung, die u. a. von Levin, Brenn und Frau Wehkühl repräsentiert werden oder in Fragen der Partnerschaft, die die Großmutter, Frau Grabowitz, verkörpert (vgl. NFa, 41, 47, 66, 120, 144). Mit den Motiven der inneren Wandlung, der falsch verstandenen Emanzipation und den letztendlich gemäßigten autoritativen Erziehungs-

503 Rogge/Jensen 1987, S. 258.
504 Ahbe/Gries 2006, S. 98.
505 Ebd., 100.

vorstellungen, bewegt sich der Text aber eher innerhalb DDR-offizieller, konservativ-traditioneller Diskurse, als dass er diese überschreiten würde.

Mit „erstaunlicher Häufigkeit“ kehre „das Problem der unverheirateten Mutter in den Romanen der DDR“[506] wieder, stellt Herminghouse bereits Mitte der 1970er Jahre fest. Zu diesem Zeitpunkt wird die Entscheidung der Frau für das Alleinleben mit Kind allerdings noch als Errungenschaft herausgestellt: „Angesichts der zahlreichen Kindereinrichtungen und der positiven Einstellung zu Kindern ist es nahezu undenkbar, eine unverheiratete werdende Mutter in selbstmörderischer Verzweiflung zu zeigen“, denn, so das positive Fazit weiter: „In einer Gesellschaft, in der detaillierte gesellschaftliche Bestimmungen die Rechte außerehelicher Kinder schützen und der Terminus ‚unehelich‘ tabu ist, stehen der ledigen Mutter Schwangerschaftsfürsorge, Geburtenprämien, bezahlter Mutterschaftsurlaub und die Dienste der Kindertagesstätten ebenso zu, wie ihrer verheirateten Kollegin“[507].

Führt also Edith „das Leben […], von dem viele Frauen früher träumten? Selbständig, verantwortungsbewußt, gleichberechtigt, frei“ (NFa, 116), wie die Autorin analog dazu ihre Protagonistin an einer Stelle im Text rhetorisch fragen lässt? Die Erzählung insgesamt liefert ein gegenteiliges Bild. Edith ist beruflich benachteiligt, da sie niemanden hat, der ihr den Rücken für häusliche Nacht- oder Wochenendschichten und Überstunden freihält. Zu Hause fehlt die ‚Mithilfe‘ im Haushalt, ein Vater für die Kinder und ein erwachsener Ansprechpartner. Die enge Taktung und der permanente Zeitmangel im Alltag überfordern Mutter und Kinder. Sie machen krank. Auch kämpft Edith obschon nicht mit rein bürgerlichen, so doch mit gesellschaftlichen Konventionen und einem nach wie vor existierenden negativen Bild der „un-bemannten Frau“[508], die aus Mangel an Autorität nicht in der Lage ist, ihre Kinder zu erziehen. Während sich Martin mit ihrem Text dabei vorwiegend auf der Beschreibungsebene bewegt, hat Paschiller wiederum sehr deutlich eine Antithese zum Alleinleben mit Kind formuliert:

> Natürlich hätte sich Johanna dazu entschließen können, ein Kind alleine zu erziehen. […] Aber das […] hieße wohl, sich ganz und gar opfern. Nur Mutter sein, in jeder Anschauung, die man vertritt. Dein Kampf ist Mutter, in erster Linie Mutter. Nur als Mutter für dein Kind das Brot verdienen. Einen Mann kennenlernen, nur als Mutter. Nur Mütter zu Freundinnen haben und wieder Mütter erziehen. Die ganze Welt ist Mutter. Halte durch, Mutter. Dein Kind ist so einsam wie du. Seine Religion ist Mutter, sein Leben ist Mutter. (dW, 13)

Alleinerziehend zu sein bedeutet, „sich ganz und gar opfern“ und nur Mutter sein. Zwar ist auch das Zusammenleben mit einem Mann „mit einer gewissen Art von Unterordnung verbunden” (dW, 13), wie es im Zitat ferner heißt. Alleinleben mit Kind hieße aber, jeglichen Freiraum und Anspruch auf Unabhängigkeit aufzugeben, so eine mögliche und angesichts des bislang dargestellten gesellschaftlichen Kontextes, wahrscheinliche Lesart. Mit westlich-feministischem Erfahrungshorizont könnte dieser Textaus-

[506] Herminghouse 1976, S. 296.
[507] Ebd.
[508] Schmitz-Köster 1989, S. 91.

schnitt ohne Umstände als Kritik am traditionellen Rollenbild von der ausschließlich auf das Kind konzentrierten Vollzeitmutter interpretiert werden. Dem als alleiniger Lesart widerspricht, dass der abrupte Wechsel von Bezugspersonen und die Trennung der Mutter vom Kind auch in Paschillers Erzählung als völlig problemlos vorausgesetzt und auch so dargestellt wird (vgl. dW, 50, 55 f., 109 f., 126). Und noch ein weiteres Phänomen weist auf ein vordergründig sozialstrukturelles Problem hin. Gysi/Meyer berufen sich erneut auf unveröffentlichtes Forschungsmaterial aus der DDR, wenn sie schreiben, dass „insbesondere Arbeiterinnen sowie in Kleinstädten lebende“ Alleinerziehende beklagten, dass sie in der familienzentrierten Lebensweise der DDR ihre „Freizeit oft allein mit den Kindern“[509] verbrachten und zu wenig Freunde hatten:

> Es fehlten in der DDR, die das Phänomen des Alleinerziehens nicht als soziales Problem annahm, die Integrationsmöglichkeiten für diese Familienform. Die von den Betroffenen massiv geforderten Kontaktclubs wurden erst sehr spät und nur in wenigen Gebieten eingerichtet. So kann es kaum verwundern, daß viele alleinerziehende Mütter versuchten, wieder eine vollständige Familie zu gründen.[510]

Auch ihre Freizeit erlebten Alleinerziehende unter Umständen nur als Mütter. Dies ist laut Gysi/Meyer ein weiterer Grund, weshalb „Frauen ihr Alleinsein mit Kindern nur in Ausnahmefällen als alternative […] Lebensmöglichkeit“[511] betrachteten. Ob damit Geißlers These von der Besonderheit ostdeutscher Familienformen, insbesondere der höheren Legitimität alleinerziehender Mütter, aufrechterhalten werden kann, ist fraglich. Zwar erfuhren Alleinerziehende dieselbe staatliche Unterstützung wie verheiratete Mütter. Dass aber von dieser paternalistischen Fürsorge nicht automatisch auch auf die als unproblematisch geltende Lebenssituation Alleinerziehender in der DDR im Speziellen und auf den Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen im Allgemeinen geschlossen werden kann, soll im Folgenden in Analyse eines letzten Deutungsmusters noch einmal abschließend geklärt werden.

3.3.4 Der Mythos von den Alleinerziehenden

Ungeachtet der Komplexität des Themas, gelten Alleinerziehende bis heute als Beweis für die berufliche und private Eigenständigkeit von Frauen in der DDR. Segert/Zierke sprechen angesichts der selbstverständlichen Erwerbstätigkeit von Frauen, die, wie sie betonen, auch mit mehreren Kindern möglich war, sogar von einer „Verweiblichung“ der DDR-Gesellschaft und angesichts des hohen Anteils Alleinerziehender von einer „weiblichen DDR-Typik“[512]. Und für Geißler sind „höhere Scheidungsraten, mehr nichteheliche Lebensgemeinschaften, eine größere Zahl sowie frühere und höhere Legi-

[509] Gysi/Meyer 1993, S. 146.
[510] Ebd., S. 147. Zur „unfreiwillige[n] Praxis der mütterlichen Alleinzuständigkeit“ vgl. auch Müller-Rückert 1993, S. 94.
[511] Gysi/Meyer 1993, S. 146.
[512] Segert/Zierke1998, S. 175.

timität unehelicher Kinder und alleinerziehender Mütter“[513] moderne Besonderheiten der ostdeutschen Familienstruktur. Analog dazu glauben auch Segert/Zierke, dass die Berufstätigkeit die soziale Akzeptanz von Frauen in der DDR gestärkt habe.

Um soziale Akzeptanz des beruflichen und privaten Umfeldes muss Brigitte Martins Heldin in der Erzählung *Nach Freude anstehen* demgegenüber allerdings kämpfen. Anerkennung findet sie vor allem innerhalb der Erfahrungsgemeinschaft der berufstätigen Mütter. Matheja-Theaker spricht deshalb differenzierter vom Alleinleben ohne Mann, das ihrer Analyse zufolge in der Literatur durchaus als Alternative dargestellt wird, die allerdings „wohlbedacht“ sein will, da der Alltag alleinstehender Frauen „nicht so rosig“ aussah, wie er aufgrund der sozialpolitischen Maßnahmen „zunächst anmuten mag“[514]. Und auch Segert/Zierke merken an, dass Frauen wiederholt artikulierten, „daß sie sich überfordert und überlastet fühlten“[515]. Zum Nachweis dessen verweisen die Wissenschaftlerinnen auf das *Lied der Alleinerziehenden* (1979), einem politischen Lied des bekannten Liedermachers Kurt Demmler. Hier stellt sich allerdings die Frage, warum die Wissenschaftlerinnen das Lied zum Beleg dafür ausgewählt haben, dass sich die „Prozesse weiblicher Emanzipation“[516] in der DDR nicht konfliktlos vollzogen. Mit seiner christlichen Metaphorik ist das *Lied der Alleinerziehenden* viel eher beispielgebend für typische Reduktionen in der Erzählung von den Alleinerziehenden, als dass es spezifische Konfliktlinien nachzeichnen würde. Der Text lautet folgendermaßen:

Lied der Alleinerziehenden

1. Dieses Lied sing ich den Frauen
die allein sind in den Nächten,
ihr Alleinsein nicht verdauen
und so gern bei ihm sein möchten.
Dieses Lied sing ich Maria,
die schon auf der Penne
eines ausprobierte und dann abging,
denn sie kriegte etwas Kleines.
Und der Vater von Maria,
und der des begonnenen Kindes,
wollten nichts mehr von ihr wissen.
»Geh Maria und verwind es.«
Und Maria schluckte heftig,
und es lag ihr schwer im Magen,
und ihr Kindchen lag daneben,
und sie wollt‘s nicht nur ertragen.

2. Sie besorgte sich ein Zimmer,
schlug mit ihrer kleinen frommen
Faust das Mutterschutzgesetz

513 Geißler 2006, S. 363.
514 Matheja-Theaker 1996, S. 34 u. 356.
515 Segert/Zierke 1998, S. 175 f.
516 Ebd.

auf den Tisch, bis sie's bekommen.
Und sie malte es auch selber,
wußte bald schon mit den Türen
und Handwerkern umzugehen,
wenn sie knarren, muß man schmieren.
Nach gesetzmäßigem Ablauf
und, wie man ihr sagte, schmerzarm
schenkte sie 'nem Sohn das Leben,
und der machte ihr das Herz warm.
Klagte auf mehr Alimente,
denn das Söhnchen war ihr teuer,
zahlpflichtig ein Tanzmusiker,
der beschiß nämlich die Steuer.

3. Später ging sie selbst verdienen,
lange stand es auf der Kippe.
Arbeit gab es, wo sie suchte,
aber dort gab's keine Krippe.
Als sie eine Krippe hatte,
war die Arbeit ihr nicht lieb,
doch was nicht war, wollt' man ihr machen,
's war ein Zulieferbetrieb.

Abends ging sie noch zur Schule,
und das Abitur fiel schwer,
ihre Augen kriegten Ringe,
und ihr Ringfinger blieb leer.
Manchmal saß zwar ein dem Kinde
fremder Mann am Tische früh,
doch 's war immer nur ein Onkel,
und ein Vati war es nie.

4. Dann bekam sie noch ein Studium,
das man gerade reformierte,
so daß sie es ein Jahr kürzer als
vorher und nachher passierte.
Und sie wurde Redakteurin
einer guten Wochenzeitung
kam, weil sie den Mund aufmachte,
gleich in die Gewerkschaftsleitung.
Wurde Mitglied DFD,
DSF, na und so weiter,
setzte sich nicht immer durch,
wurde doch Abteilungsleiter.
Wurde mit dem Kollektiv
sozialistische Brigade,
manchmal lag sie ja auch schief
doch auch dafür stand sie gerade.

5. Elternbeirat war sie auch,
doch ihr Sohn war gut gelungen,
kürzlich hat sie nun dem Handel
'nen Trabanten abgerungen.
Und der fuhr die zwei in Urlaub,
dort erholten sie sich sehr,
an 'nen Vater dachten beide
angeblich schon lange nicht mehr.
Heute Nacht sah ich Maria,
eine Frau von Mitte Dreißig,
steht in einer Telefonzelle,
Tränen sah ich und nun weiß ich:
Daß emanzipierte Frauen,
die uns ach so stark erscheinen,
noch jahrzehntelang und länger
nachts um ihre Schwächen weinen.[517]

Beginnend mit diesem zeithistorischen Dokument wird im Folgenden gezeigt werden, dass die Erzählung von den Alleinerziehenden nicht nur nachträglich, sondern bereits zu DDR-Zeiten mithilfe von unterschiedlichen erzählerischen Strategien mythisiert wurde. Mythen sind laut Vöhler et al. „traditionelle Geschichten", die „immer wieder neu erzählt werden können"[518]. Dabei stehen in diesem Kapitel nicht die Interdependenzen zwischen Ost und West im Vordergrund, sondern zwei Erzählungen über Alleinerziehende, die im Erfahrungsraum der DDR generiert wurden.

Assmann zufolge hat der Mythos vor allem eine Bedeutung für die Gegenwart des Erzählens, sodass seine Lebensdauer davon abhängt, „ob [er] gebraucht" wird, „d. h., ob [er] dem gewünschten Selbstbild der Gruppe und ihren Zielen entspr[icht]"[519]. Die „historische Erfahrung", von der die mythische Erzählung handelt, kann also „von den konkreten Bedingungen ihres Entstehens" weitestgehend losgelöst und zu einer „zeitenthobenen"[520] Geschichte umgeformt werden, weswegen zeithistorische Dokumente, wie bei Segert/Zierke geschehen, zuweilen unkritisch rezipiert werden.

Dass es sich um zeitenthobene und variierende Geschichten handelt, bedeutet Blumenberg zufolge wiederum nicht, dass Mythen beliebig sind. Laut Blumenberg zeichnen sich mythische Geschichten durch eine „hochgradige[..] Beständigkeit ihres narrativen Kerns" sowie durch eine „ebenso ausgeprägte[..] marginale[..] Variationsfähigkeit" aus. Blumenberg sagt damit nicht, dass der Mythos nicht variieren kann: „Es ist das Verhältnis, das in der Musik unter dem Titel ‚Thema mit Variationen' in seiner Attraktivität für Komponisten wie Hörer bekannt ist. Mythen sind daher nicht so etwas wie ‚heiligeTexte', an denen jedes Jota unberührbar ist"[521]. Die Attraktivität des Mythos liegt laut Blumenberg in seiner Veränderbarkeit, seine Beständigkeit hingegen ermög-

517 Kurt Demmler zit. nach Segert/Zierke 1998, S. 213 f.
518 Vöhler/Seidensticker/Emmerich 2005, S. 2 u. 12.; vgl. Brinkmann 2012, S. 187.
519 Assmann 2007, S. 40.
520 Assmann 2007, S. 40.
521 Blumenberg 1979, S. 40; vgl. Brinkmann 2012, S. 187 f.

licht das Wiedererkennen und so finden sich auch im *Lied der Alleinerziehenden* bereits jene Deutungsmuster[522] – also Reduktionen – die für die Nachwendenarrationen von den alleinerziehenden Müttern in der DDR, nicht aber für die Problematik des Alleinerziehens, wie von Segert/Zierke behauptet, spezifisch sind. Dazu zählt die *Überhöhung Alleinerziehender* als Musterbeispiel einer gelungenen Emanzipation.

Im Liedtext wird die Überhöhung über die Mariendarstellung und ihre quasireligiöse Positionierung als alleinerziehende Mutter Maria erreicht. Sie ist zwar keine christlich-majestätische und damit dem Irdischen entrückte Heilsbringerin oder Mittlerin zwischen Gott und den Menschen, sondern eine menschgewordene Frau, also Mittlerin zwischen dem Staat und den Menschen, die sich ihr Recht mit „frommer Faust“ erkämpft und Fehler und Schwächen hat. Gerade durch ihre irdischen Fehler und Schwächen, stellt die realsozialistische Maria im *Lied der Alleinerziehenden* aber eine quasi vollkommene Verkörperung emanzipierter Frauen in der DDR dar. Denn die „konfliktreiche Darstellung des sozialistischen Menschen“ gehörte laut Rüther seit Anfang der 1960er Jahre zur offiziell erwünschten Didaktik dazu:

> Der literarische Spielraum erweiterte sich, als gegenüber der bisherigen Auffassung des positiven Helden im sozialistischen Realismus den Schriftstellern und Künstlern nunmehr von höchster Stelle eingeräumt wurde, auch die tiefen menschlichen Konflikte, Erfolg und Versagen, Sieg und Niederlage, Liebe und Haß in einer Person zu illustrieren. […] Neben der Alltags- und Berufsthematik erhielt damit der subjektive Faktor bei der Schilderung der Wirklichkeit durch den Schriftsteller eine zentrale Bedeutung.[523]

In der Darstellung der starken, emanzipierten Maria kommt dieser subjektive Faktor in dreifacher Hinsicht zum Tragen. Zum einen ist Maria nicht perfekt, wie in Strophe vier erzählt wird. Die Heldin „setzte sich nicht immer durch“ und „manchmal lag sie ja auch schief, doch auch dafür stand sie gerade“. Die positive Heldin hat Fehler, für die sie einsteht und aus denen sie lernt, so dass sie trotzdem („doch“) Abteilungsleiterin und mit dem Kollektiv sozialistische Brigade[524] wird. Maria steht damit für sich selbst, aber

[522] Eine Definition des Begriffes ‚Deutungsmuster‘ findet sich in Kap. 2, Anm. 2.

[523] Rüther 1992, S. 93.

[524] Vier Monate vor der *Bitterfelder Konferenz* im April 1959 wurde im Elektrochemischen Kombinat Bitterfeld die erste *Brigade der sozialistischen Arbeit* gegründet (vgl. Schuhmann 2006, S. 96). Nach sowjetischem Vorbild sollten Produktivitätsentwicklung und politische Erziehung („sozialistisches Leben und Lernen“, vgl. Reichel 1999, S. 55 f.) miteinander verbunden werden. Deshalb konnte eine Brigade erst nach Erfüllung bestimmter Plan- und Produktivitätsvorgaben *und* dem Nachweis der Weiterqualifizierung und der Teilnahme an Kulturveranstaltungen, den Titel *Brigade der sozialistischen Arbeit* erwerben, der „mit Prämien honoriert“ wurde. „Hinzu kamen Vergünstigungen in der Material- und Werkzeugbereitstellung, in deren Folge Normerfüllung erleichtert wurde, woraus sich höhere Löhne für Brigademitglieder ableiteten“ (Schuhmann 2006, S. 97). Schuhmann und Reichel zufolge erfreute sich die Auszeichnung vor allem wegen ihrer monetären Anreize einer breiten Akzeptanz (vgl. ebd.; Reichel 1999, S. 59.). Zu den Brigaden der sozialistischen Arbeit vgl. auch Lindenberger 2000, S. 6 f.

auch für die gesellschaftlichen Interessen ein: Sie „kam, weil sie den Mund aufmachte, gleich in die Gewerkschaftsleitung“.

Angesichts der diktatorischen Verfasstheit des Staates ist nicht davon auszugehen, dass Maria in die Gewerkschaftsleitung kam, weil sie tatsächlich kritisch im Sinne einer *offenen*, prüfenden Beurteilung war. Kritik in den früheren sozialistischen Staaten, so weist es inzwischen auch der *Duden* aus, war nur nach einer Richtung hin offen: als Praxis der *öffentlichen Stellungnahme* bzw. Selbstkritik, die den Sozialismus politisch und gesellschaftlich voranbringen sollte[525]. Die Metapher vom Mund-Aufmachen untermauert folglich Marias Engagement, mit dem sie für die gesellschaftlichen Interessen einsteht.

Sowohl die folgende Aneinanderreihung in der DDR nahezu obligatorischer, passiver Mitgliedschaften in den staatsnahen Organisationen des DFD (Demokratischer Frauenbund Deutschlands) und der DSF (Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische-Freundschaft) als auch die Mitarbeit in der Gewerkschaftsleitung, im Elternbeirat der Schule, das verkürzte Studium, die Tätigkeit als Abteilungsleiterin und die Auszeichnung als ‚Brigade der sozialistischen Arbeit‘ zeichnen nicht die Mühen des Alltags nach, sondern das Bild einer überaus belastungsfähigen und leistungsorientierten Frau, der man ihre Anstrengungen zwar ansieht, sie hat Ringe unter den Augen, die das selbstauferlegte Pensum aber mit Bravur bewältigt. Demmler beschreibt hier nichts anderes als Kennzeichen einer protestantischen Arbeitsethik, deren Merkmale ‚aktive Askese‘ und starke Arbeitsorientierung sowie eine ‚Verinnerlichung‘[526] dieser Attribute sind. Zeitvergeudung für etwas anderes als die gesellschaftliche Arbeit, gilt dieser Lesart als Sünde. Die Alleinerziehende wird zur Ikone arbeiterlicher Leistungsorientierung und Verzichtsbereitschaft stilisiert. Inwiefern diese Eigenschaften mit der Emanzipation kongruent sind, bleibt dahingestellt.

Neben den bereits genannten Fehlern, die aber nicht wirklich ein Manko, sondern didaktische und positiv gewendete Charaktermerkmale sind, hat Maria noch einen zweiten Fehler, der wiederum keine Unzulänglichkeit, sondern eine ‚natürliche‘ und gutgeheißene Schwäche darstellt. Mutter und Sohn sind sich selbst nur dem Anschein nach genug: der „Ringfinger blieb leer“, die Begegnungen mit Männern waren flüchtig. Es waren „immer nur […] Onkel und ein Vati war es nie“, wird in der dritten Strophe die unerfüllt bleibende Hoffnung auf einen Ehemann und Vater thematisiert. (Hier kehrt das Motiv der Austauschbarkeit der Väter wieder, vgl. Kap. 3.3.3.) In den folgenden Strophen geht es Mutter und Sohn aber auch ohne Ehemann und Vater gut. Maria hat sich beruflich erfolgreich positionieren können. Sie engagiert sich gesellschaftlich, Freizeit (Urlaub) und Konsum (der Trabant) machen das Leben angenehm. Maria und ihr Sohn sind in die Gesellschaft integriert.

Ein Vater und Mann fehlt aber nur dem Anschein nach „schon lange nicht mehr“. Trotz Emanzipation, so eine Lesart der letzten Zeilen im Lied, bleibt Maria eine klassische, eine ‚richtige‘ Frau. Sie ist „noch jahrzehntelang und länger“ eben nicht nur stark und emanzipiert, sondern hat Gefühle, wie sie Frauen ‚naturgemäß‘ haben und weint

[525] Bibliographisches Institut GmbH: Kritik, in: Duden online. Web, letzter Zugriff 09.02.2012. Hervorh. v. der Verf.

[526] Vgl. Weber, 1973, S. 322 ff. u. 329; Zur ‚protestantischen Ethik‘ vgl. auch Kap. 2, Anm. 265.

um das „Allein-Sein" als ‚unbemannte' Frau. „‚Wie ein Mann' sollten ‚unsere Muttis' arbeiten und im übrigen ‚richtige Frauen' bleiben"[527], hat Dölling das hier zum Tragen kommende Motiv der nunmehr richtig verstandenen Emanzipation prägnant in Worte gefasst (zum Motiv der falsch verstandenen Emanzipation vgl. Kap. 3.3.3).

Nach den Zeichen menschlicher ‚Unvollkommenheit' und der ‚natürlichen' Sehnsucht nach einem Mann und Vater, wird mit der Metapher von der ‚gefallenen Tochter' ein dritter subjektiver Faktor eingeführt. Die wegen ihres unehelichen Kindes vom eigenen Vater verstoßene und vom Kindsvater verlassene[528] Maria, erinnert hier nicht an die ‚Heilige Jungfrau', sondern an die Jüngerin ‚Maria Magdalena', die durch Jesus von sieben dämonischen Geistern befreit und so zu seiner Anhängerin wurde. Maria Magdalena haftet das „Klischeebild einer ‚heiligen Hure' an"[529], mithilfe dessen eine Bekehrungsgeschichte erzählt wird: Aus der Sünderin wird eine aufrichtige Bekennerin und Vertreterin der Lehren Christi.

Auch die ‚realsozialistische Maria Magdalena', die (zu) früh den Sex ausprobierte und dabei an den Falschen geriet, ist eine ‚gefallene Frau', die vom Staat jedoch nicht fallengelassen, sondern durch ihn und seine Lehren gerettet wird. Nicht das Verhalten des Vaters oder überkommene Sittenvorstellungen werden thematisiert, wie aufgrund der emanzipatorischen Fortschrittsprozesse in der DDR zu erwarten gewesen wäre. Über die Mariendarstellung wird vielmehr eine Art ‚sozialistische Heilslehre' vom Vater Staat erzählt, der sich um ‚seine' Frauen kümmert: „[D]och was nicht war, wollt' man ihr machen" im Zulieferbetrieb. „Dann bekam sie noch ein Studium, das man gerade reformierte, so daß sie es ein Jahr kürzer als vorher und nachher passierte".

Durch Maria erhält der Staat ein Gesicht, sein menschliches Antlitz, wird das Heilsbringende des Sozialismus sinnfällig. Auch hier trägt die christliche Symbolik, denn Maria Magdalena ist wie die Mutter Gottes eine Heilsbringerin, die von einer Lehre bzw. den ‚paradiesischen Zuständen' kündet. In der Erzählung von den Alleinerziehenden ist in der Regel zwar nicht vom Paradies, wohl aber von den ‚guten' Bedingungen die Rede, und dass das Alleinleben mit Kind in der DDR deshalb selbstverständlich und alltäglich war. Hier findet sich eine zweite Reduktion in der Narration von den Alleinerziehenden auf die *guten Umstände*. Die DDR wird auf ihre Sozialstaatlichkeit und paternalistische Fürsorgepolitik reduziert.

Die eingangs von Segert/Zierke genannten individuellen und gesellschaftlichen Konflikte bei der Umsetzung der Emanzipation, die sich nach Meinung der Wissen-

[527] Dölling 1993a, S. 29 f.

[528] Bei dem zahlpflichtigen Tanzmusiker handelt es sich anders als beim leiblichen Vater um eine didaktische Nebenfigur der bourgeoisen Abwege, die sich forschungsperspektivisch ebenfalls als DDR-typisch erweisen könnte. Als Antipode zum sozialistischen Menschenbild ist der Kindsvater hedonistisch und egoistisch veranlagt. Er übt den Beruf des Tanzmusikers aus und hinterzieht Steuern. Auch im DEFA-Spielfilm *Die Legende von Paul und Paula* (1973) findet sich eine analoge Figurenkonstruktion, bei der ein hedonistischer, gesellschaftlich scheinbar unnützer Beruf den egoistischen Charakter der Figuren unterstreicht. Als Schausteller sind die Schwiegereltern Pauls konsumorientiert und allein auf den eigenen Vorteil bedacht. Auch sie sind wegen Steuerbetrugs mit dem Gesetz in Konflikt geraten.

[529] Langkau 2007, S. 155.

schaftlerinnen in dem *Lied der Alleinerziehenden* spiegeln, sind dagegen kaum ausfindig zu machen. Einzig der Mangel an Krippenplätzen und die Ringe unter den Augen als Zeichen für die Anstrengung, die die Qualifizierung kostet, stechen in Strophe drei hervor. Ohne eine dritte typische Reduktion in der Erzählung von den emanzipierten Alleinerziehenden, wäre eine derart geglättete Darstellung jedoch nicht denkbar.

Wie nach 1989 in der Dokumentarliteratur, so erweckt auch Demmlers Lied den Eindruck, als hätte sich Maria *selbstverständlich*, *voraussetzungsfrei und weitestgehend folgenlos weiterqualifizieren* können. Politisch-ideologische Implikationen fehlen ebenso wie die sozialen. Dass demgegenüber auch Frauen in der DDR nicht voraussetzungsfrei mit beruflichen Qualifikationen versorgt wurden, hat das Kapitel ‚Zeitenwende‘ deutlich gemacht. Und auch in sozialer Hinsicht war die Vereinbarkeit weder unproblematisch oder folgenlos noch lässt sie sich allein auf eine Phase vermehrter Anstrengung, die zu Ringen unter den Augen führen, reduzieren. Den Mythos von der selbstverständlichen beruflichen Weiterqualifizierung und insbesondere ihrer scheinbaren Folgenlosigkeit für Mütter und Kinder hat nicht nur Brigitte Martin mit ihrer Erzählung desillusioniert. Als Folge einer Emanzipationspolitik, die sich allein auf die Vollerwerbstätigkeit ihrer berufstätigen Mütter konzentrierte, forderten ostdeutsche Frauen beispielsweise mehr Zeit für und mit ihren Kindern und wurde der Zeitmangel der Eltern zu einem zentralen Sujet in der Kinderliteratur[530].

Auffällig ist, dass auch die Kinderfigur im *Lied der Alleinerziehenden* lediglich eine Statistenrolle einnimmt. Der/die Leser/in erfährt lediglich, dass der Sohn geboren wurde und selbstverständlich und nahezu im Selbstlauf „gut gelungen“ war. Möglicherweise sind stark stilisierte und vereinfachte Kinderbilder eine weitere, für die Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen ebenfalls typische Reduktion. Forschungsperspektivisch müsste diese These an einem repräsentativen Sample allerdings noch verifiziert werden.

Der Topos von den ‚Siegerinnen der Geschichte‘

Die Reduktionen in der Erzählung von den Alleinerziehenden sind allem Anschein nach notwendig, um die Ausgangsaussage aufrechtzuerhalten, dass Alleinerziehende den gleichstellungsbezogenen Fortschritt in der DDR verkörpern. Dass das *Lied der Alleinerziehenden* kein Einzelfall ist, zeigt ein weiteres, dieses Mal intertextuelles Beispiel aus Zeiten der DDR. Dölling setzt sich zu Beginn von *Individuum und Kultur* (1986) mit Brigitte Martins *Nach Freude anstehen* auseinander. Das bietet die Chance, Korrelationen zwischen fiktionalem Text und außerliterarischer ‚Wirklichkeit‘ nicht nur im Nachhinein zu rekonstruieren, sondern sich mit Legitimationsstrategien und Kontextualisierungen in der ehemaligen Gegenwart auseinanderzusetzen. Der zu DDR-Zeiten entstandene, wissenschaftliche Text ermöglicht so einen Einblick in den Offizialdiskurs um wesentliche Parameter des emanzipatorischen Fortschritts in der DDR und die Stellung Alleinerziehender in diesem Konstrukt. Mit dem folgenden Ausschnitt aus dem

[530] Vgl. Merkel 1990b, S. 34 f. Zum Motiv der fehlenden Zeit in der Kinderliteratur der DDR vgl. Kap. 3, Anm. 495.

Alltag von Brigitte Martins literarischer Figur führt Dölling in das Thema ihrer Abhandlung ein:

> Edith steht nach der kurzen S-Bahnfahrt an der Bushaltestelle an der S-Bahnbrücke Leninallee und wartet. Unter der Brücke werden Schweine abgeladen und in den Viehhof getrieben. Es ist kalt und der Wind trägt Geschrei und Gestank weit in die Stadt. Der Bus kommt nicht, und Edith tritt von einem Fuß auf den anderen. Die Kinder brauchen gefütterte Gummistiefel. Drei Abende schon vergeblich dafür vertrödelt. Ob Ulrich am Nachmittag die Katze versorgt? Das Tägliche nicht als Summe aus Arbeit und Wohnen, nicht als Aktivitäten zur Arterhaltung auffassen. Edith steht und friert. Leben! Das heißt: optimale Bedingungen schaffen. Die Mobilität zwischen den Zielen notwendiger Verrichtungen einschätzen! Die Entfernung zwischen den Orten dieser Tätigkeiten bedenken. Der Weg zur Arbeit, täglich gebildet aus Laufen, Warten, Fahren, Laufen, Fahren, Laufen. Dasselbe noch einmal auf dem Nachhauseweg. Im Betrieb Analysen: Schlüsse ziehen! Maßnahmen ableiten, Durchsetzung organisieren, Sekunden der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit einsparen, und abends anstehen: Bus, Gummistiefel, Kaufhalle.[531]

Für Dölling steht die Korrelation zwischen fiktionalem Text und außerliterarischer Wirklichkeit außer Frage. Ihrer Meinung nach teilen „wir“, die ostdeutschen Leser/innen Mitte der 1980er Jahre, Ediths Erfahrungen, „[a]uch wenn einzelne Fakten nicht auf uns zutreffen – berufstätig, geschieden, mit zwei Kindern“[532] etc. Nach nur wenigen Sätzen wüssten „wir“ aber mit Sicherheit, „daß diese Frau in unserer Gesellschaft lebt“[533], d. h. dass die Figur in der DDR der 1980er Jahre gelebt hat. Edith ermöglicht laut Dölling ein „Wiedererkennen“[534] gesellschaftlicher Zusammenhänge: „Die Mühen bei der Bewältigung des Alltags gehören dazu: das Leben nach einem genauen Zeitplan ebenso wie die unvollständige Familie, das Engagement der Frau in ihrem Beruf und ihr selbstbewußter, reflektierter Anspruch auf ein Leben, dessen Sinn nicht im täglichen Einerlei immer wiederkehrender Pflichten erstickt wird“[535].

Dölling benennt an dieser Stelle, was es mit dem vielzitierten und vielrezipierten Lebensanspruch ostdeutscher Frauen auf sich haben könnte – und zwar, dass der Alltag nicht von Pflichten erstickt wird. Die Mühen des Alltags gehören laut Dölling ebenso zu den gesellschaftlichen Verhältnissen, wie unvollständige Familien. Warum dem so ist, ließe sich aber auch „durch noch so genaue Beobachtung“ nicht fassen. Dazu müssten „im empirischen Dasein der Individuen“, also doch im beobachtbaren Dasein der Menschen, Zusammenhänge und Prozesse ausfindig gemacht werden. Erst dann könne das Vertraute befragt werden nach dem „Warum?“:

> [W]arum zum Beispiel Berufstätigkeit der Frau und selbstbewusster Lebensanspruch in unserer Gesellschaft *Alltäglichkeit* geworden sind, warum unvollständige Familien zum Bild unseres *Alltags* gehören und weshalb ‚Edith’ trotz der *‚Alltäglichkeit’* ihres Daseins

[531] Brigitte Martin zit. nach Dölling 1986, S. 24 und i. Orig. NFa, 11f.
[532] Dölling 1986, S. 24.
[533] Ebd., S. 24.
[534] Ebd., S. 25.
[535] Ebd., S. 24 f.

> (*alltäglich* in dem Sinne, daß sie es in einigen wenigen Merkmalen mit vielen anderen teilt) frierend und mit Ausrufungszeichen, also mit einer gewissen Beunruhigung und wohl auch Unsicherheit über ihr Leben nachdenkt.[536]

Mit dem Eingangszitat aus *Nach Freude anstehen* übt Dölling einerseits sowohl Kritik an den Verhältnissen, die dem gewählten Textausschnitt zufolge alles andere als vorteilhaft und exemplarisch waren, als auch an der materialistischen Objekt-Subjekt-Dialektik (zur Objekt-Subjekt-Dialektik vgl. Kap. 3.1.2), der zufolge weder die Mühen bei der Bewältigung des Alltags existieren noch die Abbildtheorie infrage gestellt werden durfte. Dölling gibt sich aber nicht mit einer evolutionären Logik zufrieden, sondern sie möchte analysieren, „wie Verhältnisse und Verhaltensweisen miteinander zusammenhängen"[537] (ausführlich dazu vgl. ebd.). Obwohl sich Dölling an dieser Stelle der offiziellen Definitionsmacht zu entziehen versucht, bleibt sie aber andererseits, um mit den Worten Emmerichs zu sprechen, „mit ihre[m] Text[..] als widersprechende[m], sich mühsam an ihr abarbeitende[m] zumindest partiell im Banne dieser Definitionsmacht"[538].

Zunächst wählt Dölling eine subversive Ausgangssituation für ihre Fragestellung. Im Gegensatz zur offiziellen Vereinbarkeitsrhetorik fragt die Wissenschaftlerin, warum die Protagonistin „frierend und mit Ausrufungszeichen, also mit einer gewissen Beunruhigung und wohl auch Unsicherheit über ihr Leben nachdenkt". Und das *trotz* der *Alltäglichkeit* von Ediths Dasein. Was mit Alltäglichkeit gemeint ist, hat Dölling im Vorfeld bereits definiert, unmittelbar zuvor aber noch einmal auf die positiv konnotierten Parameter ‚Berufstätigkeit der Frau' und ‚selbstbewusster Lebensanspruch' reduziert. Das sind die wenigen Merkmale, die Edith mit vielen anderen Frauen zum damaligen Zeitpunkt teilt, wie die Wissenschaftlerin in Klammern erläutert.

In dieser Lesart impliziert die Frage, weshalb Edith *trotz* dieser Merkmale in ihrem Leben verunsichert ist, den Vorwurf, dass sie trotz der Merkmale, die ihr das Leben als Frau in der DDR bietet, beunruhigt ist. Dölling fragt nämlich nicht, „wie die Wirklichkeit, die sich den Gesellschaftsmitgliedern darstellt und in der sie leben, überhaupt entsteht"[539], sie definiert einen grundlegenden Teil dieser ‚Wirklichkeit'. Das ‚*Wie*' erfragt die Gründe oder auch Prozesshaftigkeit des interessierenden Gegenstandsbereichs, auf welche Art und Weise und ob sich etwas entwickelt. Das ‚*Warum*' fragt hingegen nach dem Grund, nach der Ursache, stellt aber den Gegenstand selbst nicht zur Disposition. Es ist eine rhetorische Frage, wenn Dölling fragt, „warum zum Beispiel Berufstätigkeit der Frau und selbstbewusster Lebensanspruch in unserer Gesellschaft *Alltäglichkeit* geworden sind, warum unvollständige Familien zum Bild unseres *Alltags* gehören". Durch die Frage, warum diese Merkmale Ediths soziale Welt strukturieren, legt Dölling fest, dass sie es tun. Die Merkmale werden zum „Bezugsrahmen", der für Edith und alle

[536] Ebd. S. 25. Hervorh. v. der Verf.
[537] Dölling 1986, S. 25 f.
[538] Emmerich 1996, S. 19.
[539] Treibel 2006, S. 92.

anderen Frauen im Land „historisch vorgegeben ist, und zwar in einer […] fraglosen Weise“[540].

Auffällig an der Textstelle ist, dass Dölling zwischen Alltäglichkeit und Alltag unterscheidet. Berufstätigkeit und Selbstbewusstsein der Frauen sind alltäglich, das heißt jeden Tag geschehend, normal, üblich, fraglos. Demgegenüber gehören unvollständige Familien „zum Bild unseres Alltags“. Ihre Existenz ist scheinbar nicht ganz so fraglos, selbstverständlich, gewohnheitsmäßig, so könnte an dieser Stelle interpretiert werden. Unvollständige Familien sind aber jeden Tag („alletag“[541]) sichtbar. Hier wird indirekt zwischen dem fraglos Gegebenen und dem Problematischen unterschieden, wobei das Fraglose in der Soziologie des Alltagswissens als „Kern der schlichten und inhaltlichen Bestimmtheit“[542] verstanden wird. „Mit schlicht gegeben“ bezeichnen Schütz/Luckmann „alles, was wir als fraglos erleben, jeden Sachverhalt, der uns bis auf weiteres unproblematisch ist“[543].

Das heißt, dass es ist in der DDR zwar nicht ungewöhnlich oder unüblich war, alleinerziehend zu sein. Durch die Unterscheidung zwischen Alltäglichkeit und zum Bild des Alltags gehörend, determiniert Dölling aber unbewusst, welche spezifischen gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR selbstverständlich sind und nicht auf ihre Gültigkeit hin überprüft werden müssen und welche möglicherweise nicht ganz so unproblematisch waren, wie es dargestellt wird. Denn das, was eigentlich ebenfalls fraglos sein sollte, der Alltag einer alleinerziehenden Mutter, wird im von Dölling gewählten Textausschnitt infrage gestellt.

Die Wissenschaftlerin fragt nun aber nicht nach dem fraglosen oder dem problematisch gewordenen Wissensvorrat, sondern entwirft durch ihre Interpretationen ein völlig überzeichnetes Bild von Alltäglichkeit, das nur noch wenige der Assoziationen bestehen lässt, die intertextuell mit Alltäglichkeit und Alltag verbunden werden. Was Brigitte Martin beschreibt, ist das tägliche Einerlei, ist der gleichförmige Ablauf, ist die Einförmigkeit und sind die sich wiederholenden, mühseligen Tätigkeiten des Alltags. Und die Autorin formuliert den Wunsch der Protagonistin, aus dem Alltag auszubrechen, „[d]as Tägliche nicht als Summe aus Arbeit und Wohnen, nicht als Aktivitäten zur Arterhaltung“ (NFa, 11) aufzufassen.

Was Dölling demgegenüber herausstellt, sind ‚positive‘ Assoziationen zu den Begriffen Alltag und Alltäglichkeit. Wie im *Lied der Alleinerziehenden*, so tradiert auch Dölling die Geschichte vom emanzipatorischen Fortschritt in der DDR und den alleinstehenden Frauen, die von der Gesellschaft bzw. vom Staat versorgt werden. Dölling vollzieht eine ‚*rhetorische Modernisierung*‘ (Wetterer 2003). Das heißt, sie definiert, wie die ‚Wirklichkeit‘ und das diskursive Alltagswissen darüber zu sein haben und abstrahiert davon, dass der emanzipatorische Fortschritt in der Alltagspraxis faktisch blockiert war. Diskursives Alltagswissen und Alltagserfahrung sind nicht kongruent. Trotzdem fährt Dölling mit folgendem Wortlaut fort:

[540] Schütz/Luckmann 1979, S. 27.
[541] Bibliographisches Institut GmbH: Alltag, in: Duden online. Web, letzter Zugriff 17.02.2012.
[542] Schütz/Luckmann 1979, S. 31.
[543] Ebd., S. 25.

> Menschen anderer Zeiten hätten die Selbstverständlichkeit, mit der wir diese Skizze eines individuellen Lebens aufnehmen und durch unsere Erfahrungen zu einem Bild ausmalen, nicht geteilt. Einem Menschen des Mittelalters beispielsweise wäre nicht nur die Lebenshast und minutiöse Zeiteinteilung fremd. Selbst vor wenigen Jahrzehnten hätte nicht allein der ‚Lebenswandel' dieser Frau weithin Ablehnung hervorgerufen, sondern auch ihr berufliches Interesse und ihr Lebensanspruch wären als ‚unweiblich' abgetan worden.[544]

Mit Hilfe des weit hergeholt anmutenden, mediävalen Vergleichs wird die Aufmerksamkeit wiederum geleitet – weg von den Mühen des Alltags, hin zu dem selbstverständlichen beruflichen Interesse der Frauen. Zwar räumt Dölling an dieser Stelle ein, dass der Alltag ermüdend und anstrengend war. Aber auch hier wird der Zusammenhang zwischen dem individuellen Verhalten und den gesellschaftlichen Verhältnissen nicht analysiert, sondern werden die Verhältnisse legitimiert.

Erst unter sozialistischen Verhältnissen ist die Berufstätigkeit der Frau zur Selbstverständlichkeit geworden, gelten andere sittliche Maßstäbe für ihren Lebenswandel. Nicht nur Menschen des Mittelalters wäre die Art der von Brigitte Martin beschriebenen Lebensführung einer Frau fremd gewesen. Die Fremdheit des Beschriebenen sei überhaupt erst vor wenigen Jahrzehnten, mit dem Sieg des Sozialismus, überwunden worden. Damit verfolgt Dölling eine, für die offizielle Rhetorik typische kommunikative Strategie. Sie übernimmt und befeuert einen Ordnungsdiskurs, der „den Menschen die Welt der DDR – trotz aller ‚Defizite' – als ‚schöne Heimat', als liebenswerten Alltag, als zu bewältigendes Problem"[545] und letztendlich als Sieg der besseren Verhältnisse vorstellt, wie es Viehoff treffend formuliert.

Die Hauptwidersprüche, das historisch als sittenwidrig („unweiblich") geltende berufliche Interesse von Frauen und ihr ebenfalls als sittenwidrig geltender Lebenswandel als unbemannte (bzw. ‚gefallene') Frauen, sind gelöst. „Lebenshast und minutiöse Zeiteinteilung" geraten dagegen in den Hintergrund, werden zum Nebenwiderspruch, der innerhalb gewisser Parameter thematisiert werden darf, in der fortschrittlichen und fortschreitenden sozialistischen Gesellschaft aber gelöst werden wird. Hier wird laut Hartinger et al. ein „Pathos der Einmütigkeit"[546], eine Interessensidentität hergestellt, dominiert die Aussage, dass *alle* Frauen der DDR trotz aller Mühen des Alltags letztendlich ‚Sieger der Geschichte'[547] sind, wie es in der DDR-Geschichtsschreibung hieß.

Das Motiv der ‚gefallenen Frau' aus dem Lied der Alleinerziehenden, das mit dem von Dölling angeführten Begriff des Lebenswandels korrespondiert, ist folglich kein zufällig gewähltes. Zumindest seit Ende der 1950er Jahre existierte mit dem DEFA-Spielfilm *Sonnensucher* das Bild der alleinstehenden, berufstätigen Mutter, deren Lebensverhältnisse und deren Ansehen sich unter sozialistischen Lebensbedingungen

[544] Dölling 1986, S. 25.
[545] Viehoff 2004, S. 11.
[546] Hartinger et al. 2004, S. 14 u. 15.
[547] Die Weltgeschichte war nach Ansicht des historischen Materialismus eine Geschichte der Klassenkämpfe. „Diese Rhetorik schuf" Jarausch zufolge „als klassische Diskursfigur" (Jarausch 1998, S. 271) den Topos von den ‚Siegern der Geschichte' (vgl. dazu auch Bialas 1998, S. 309 ff.).

verbessert haben und um deren Belange sich nunmehr der Staat und die sozialistische Gesellschaft kümmern (vgl. Kap. 3.3.2)[548].

Dass Alleinerziehende in der DDR demgegenüber alltagspraktisch in vielerlei Hinsicht benachteiligt waren, wurde bereits ausführlich dargestellt. Und auch hinsichtlich der von Geißler betonten höheren Legitimität dieser Familienform bestehen nicht nur angesichts der wiederkehrenden Reduktionen im Erzählen beträchtliche Zweifel. Gysi/Meier berichten beispielsweise von einstigen Vorurteilen in der Bevölkerung, denen zufolge unverheiratete Mütter aus eigennützigen Erwägungen nicht geheiratet hätten. Sie hätten lediglich in den Genuss sozialpolitischer Vorteile gelangen wollen[549]. Auch Döllings Unterscheidung zwischen Alltäglichkeit und Alltag könnte einen Hinweis darauf geben, dass das Alleinleben mit Kind nicht derart unproblematisch war, wie vielfach inszeniert und intendiert.

Im Gegenteil, die permanente Betonung dessen, was als selbstverständlich und alltäglich, das heißt als unproblematisch zu gelten hat, erinnert erneut an die Transsexualitäts-Studie von Stefan Hirschauer und an „eine um Perfektion bemühte Darstellung“. Sie „verweist wie eine Unschuldsbeteuerung ständig auf sich selbst, statt von sich abzulenken, sie wird als eine Steuerung von Zuschreibungen und d.h. als Darstellung erkennbar“[550]. Auch wenn die Erzählung von den Alleinerziehenden im Sinne von Schilcher auch als „Normalisierungsstrategie“ von „gesellschaftliche[n] Fortschrittsprozesse[n]“[551] angesehen werden kann, so entsteht doch gleichzeitig ein überzeichnetes, von

[548] Hinsichtlich der Metapher vom ‚gefallenen Mädchen‘ als Bestandteil der Erzählung von den Alleinerziehenden müsste Konrad Wolfs *Sonnensucher* forschungsperspektivisch noch einmal genauer beleuchtet werden. Auch wenn der Film in der DDR 13 Jahre verboten war und nicht aufgeführt werden durfte, so ist der Figurencharakter der Lutz möglicherweise doch exemplarisch für die Erzählung von den Alleinerziehenden in der DDR. Die elternlose Lutz flieht vor den sexuellen Übergriffen eines Bauern nach Berlin und findet Zuflucht bei ihrer Freundin Emmi Jahnke, die in der Nachkriegszeit als Prostituierte gearbeitet hat, um zu überleben. Beide werden in einer Bar zusammen mit laut und rowdyhaft feiernden Wismut-Kumpeln, die eine Schlägerei vom Zaun gebrochen haben, verhaftet und zur Zwangsarbeit bei der Wismut verurteilt. Laut Brockmann handelt es sich hierbei um historische Fakten. Ihm zufolge sind in den späten 1940er Jahren tausende von ostdeutschen Prostituierten verhaftet und zur Arbeit bei der Wismut zwangsverpflichtet worden (vgl. Brockmann 2010, S. 241). Ähnlich wie die Maria im *Lied der Alleinerziehenden* ist Lutz aber keine wirklich ‚gefallene‘ Frau, sondern gerät ‚lediglich‘ in den Geruch, Prostituierte zu sein. Sittlich gesehen ist auch Lutz integer, muss sich aber als Waise harter äußerer Lebensumstände und einer schlechten Gesellschaft erwehren und sich letztendlich für die sozialistische Menschwerdung entscheiden. Auch in *Sonnensucher* werden nicht Fragen der Sittlichkeit oder der Objektstatus der Frau infrage gestellt, sondern wird wiederum eine Heilsgeschichte erzählt, der zufolge die alten kleinbürgerlichen Umstände Frauen in eine Zwangslage bringen und zu unsittlichem Verhalten verleiten. In *Sonnensucher* wird demgegenüber die Geschichte vom Aufbau der neuen ‚guten‘ Verhältnisse für die Frauen erzählt, unter denen sich Frauen nicht mehr prostituieren müssen.

[549] Vgl. Gysi/Meyer 1993, S. 146.

[550] Hirschauer 1993, S. 43; vgl. Kap. 3, Anm. 4.

[551] Schilcher 2001, S. 112. Schilcher wertet das Anfang des 21. Jahrhunderts dominierende Kinderbuchfrauenbild „der ‚perfekten Frau‘, die es mehr oder weniger mühelos schafft, sich in ihrem Beruf zu verwirklichen, den Haushalt zu führen, für das Kind oder die Kinder Mutter

den realen gesellschaftlichen Bedingungen, Wertorientierungen und Einstellungen zum Beispiel zur Ehe[552], abweichendes und idealisiertes Gesellschaftsbild.

Dass Dölling als Wissenschaftlerin der DDR nicht frei von Selbstzensur und diskursiven Dogmen schreiben konnte, ist angesichts der Restriktionen der wissenschaftlichen Öffentlichkeit und ihrer Mittlerfunktion als Wissenschaftlerin zwischen ideologischen Leitbildern und der Bevölkerung nachvollziehbar. Inwiefern aber auch die Rezipientinnen in der Lage waren, die Macht der Systemvorgaben in den narrativen Konstruktionen um den emanzipatorischen Fortschritt und die Alleinerziehenden in der DDR tatsächlich zu durchschauen, ist insbesondere mit Blick auf den westlichen Feminismus und seine Adaptionen nach wie vor fraglich.

Forschungsperspektivisch müssten angesichts dessen die Reduktionen in der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung an den ost- und westdeutschen diskursiven Schnittstellen untersucht und ihre „themenbezogene Parallelgeschichte“[553] erforscht werden. Diese neue Denkrichtung innerhalb der historischen Forschung geht über den ehemaligen Systemvergleich hinaus, konzentriert sich nicht mehr auf die Dichotomie der Zweistaatlichkeit, sondern auf die ‚asymmetrisch verflochtene Beziehungsgeschichte‘(vgl. Kap. 2.1.2) zwischen DDR und alter Bundesrepublik. Dass mit Blick auf feministische Fragestellungen ebenfalls von einer ‚Verflechtungsgeschichte‘ die Rede sein muss, zeigen auch die folgenden, nunmehr abschließenden Themen, wobei das Thema Abtreibung aufgrund des Deutungsmusters der ‚guten‘ Bedingungen anschließend kurz umrissen, aber nicht weiter vertieft werden wird. Das sich daran anschließende Kapitel über Maxi Wanders Protokollsammlung *Guten Morgen, du Schöne* (1977) bedarf wegen der Brisanz der hier zutage tretenden ‚Verflechtungen‘ hingegen noch eines eigenen vollständigen Kapitels.

Das ‚gelobte Land‘ für Frauen – Exkurs zum Thema Abtreibung

Ein wesentlicher Bestandteil der Erzählung von den guten Bedingungen, die Frauen in der DDR für ihre Emanzipation hatten, ist das Recht auf straffreie Abtreibung. Legalisiert wurde die Abtreibung in der DDR 1972. Und dies geschah hauptsächlich in Reaktion auf die Proteste der westdeutschen Frauenbewegung; die Volkskammerabgeordneten führten als letzte im sozialistischen Lager Europas die Fristenregelung ein – erstmals mit Gegenstimmen und Enthaltungen[554]. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden

und Partnerin zu sein und dabei noch attraktiv und jugendlich aussieht“ (ebd., S. 81.), als „Normalisierungsstrategie[..]“ von „gesellschaftliche[n] Fortschrittsprozesse[n]“ (ebd., S. 112).

552 Zur Eheorientierung vgl. Gysi/Meyer 1993, S. 142 f.

553 Jarausch 2004, S. 22.

554 Vgl. u. a. Borowsky 1998b, S. 43; Lequy 2000, S. 111 u. 124; Helwig 1987, S. 81. Die Sowjetunion legalisierte bereits 1955 den Schwangerschaftsabbruch (vgl. Voigt 1971, S. 82).

Schwangerschaftsabbrüche als Übel betrachtet, das sich durch Empfängnisverhütung zukünftig vermeiden lässt[555].

Aufgrund der Gegenstimmen im Abstimmungsverfahren lässt sich bereits erahnen, dass Schwangerschaftsabbrüche gesellschaftlich nicht derart konfliktfrei sanktioniert und auch praktiziert worden sind, wie es möglicherweise von außen wahrgenommen wurde. Zum einen regte sich auch in der DDR in Kirchenkreisen von Anbeginn an Widerstand gegen die Fristenregelung, wurde nach mehrjähriger Praxis moniert, „daß die im Gesetz […] festgelegte Pflicht zu Beratung und Aufklärung in der Praxis vernachlässigt werde“ und wurde angemahnt, „die Würde auch des ‚unerwünschten werdenden Lebens‘ stärker zu berücksichtigen“[556]. Außerdem stieg im Laufe der Geschichte der Fristenregelung die Zahl der Mediziner in der DDR, die aus ethischen Gründen eine Interruptio ablehnten und sich weigerten, Abtreibungen durchzuführen[557].

Auffällig ist zum anderen, dass die Frage der Abtreibung trotz fortschrittlicher Gesetzgebung Zeit des Bestehens der DDR immer eine Frage der moralischen Verantwortung der Frauen geblieben ist – sei es, dass vor der Fristenregelung die „Erziehung der Jugend zu einem ‚verantwortungsvollen richtigen Verhalten‘ gegenüber dem anderen Geschlecht“ propagiert wurde, oder dass den Frauen nach Einführung der Fristenregelung attestiert wurde, dass sie „das Gesetz ‚sehr verantwortungsbewußt‘ in Anspruch genommen“[558] hätten. Verantwortungsbewusst deshalb, weil vorwiegend verheiratete Frauen (70 %) und diejenigen, die bereits mind. ein Kind zur Welt gebracht hatten (80 %), einen Schwangerschaftsabbruch durchführen ließen[559]. Die betroffenen Frauen haben also weder die Bevölkerungs- und Geburtenentwicklung noch die Leitbilder der DDR substantiell in Gefahr gebracht.

Daneben nahm aber die Zahl der Jugendlichen am Abtreibungsgeschehen seit Gesetzesänderung ständig zu[560]. Obwohl in der achten Klasse Aufklärungsunterricht vorgesehen war und trotz der Modernisierung von Lebensstilen, waren Jugendliche in

555 Vgl. Voigt 1971, S. 111. Vor der Fristenregelung hatten schwangere Frauen in der DDR seit 1950 mit dem *Gesetz über den Mutter- und Kindschutz und die Rechte der Frau* (MKSchG) die Möglichkeit, einen Antrag auf Schwangerschafts*unterbrechung* (In der DDR hieß es ‚Unterbrechung‘ nicht ‚Abbruch‘.) bei der für sie zuständigen, wohnortabhängigen Kreiskommission für Schwangerschaftsunterbrechung zu stellen. Das Antragsverfahren und die Zusammensetzung der Gutachterausschüsse waren legislativ festgesetzt und bestanden aus mehreren Verfahrenswegen und gutachterlich involvierten Personen (vgl. ebd., S. 88 u. 108). Voigt zitiert aus einer Studie aus dem Bezirk Rostock aus dem Jahr 1967, „wonach die Frauen fast ausnahmslos angaben, »… daß nicht die Interruptio als Eingriff die größte Belastung darstellte, sondern das Antragsverfahren mit allen Befragungen und Untersuchungen«“ (ebd.). Die Anzahl der illegalen Abtreibungen war auch in der DDR zeitweilig sehr hoch und richtete sich nach den sehr unterschiedlichen Bewilligungsquoten der jeweiligen Kreiskommissionen (vgl. ebd., S. 98 f.) und den historisch variierenden Gründen, die die Genehmigung eines Antrages statthaft machten oder untersagten (vgl. ebd., S. 84 f.).

556 Helwig 1987, S. 83.

557 Vgl. Mahrad 1987, S. 156.

558 Voigt 1971, S. 112; Helwig 1987, S. 83.

559 Vgl. Mahrad 1987, S. 124 f.

560 Vgl. ebd. 139 f., 157; Helwig 1987, S. 83.

der DDR immer schlechter sexuell aufgeklärt, stieg die Zahl der darauf zurückzuführenden Schwangerschaften[561]. Der Aufklärungsunterricht beschränkte sich auf die Anatomie der Geschlechtsorgane. Darüber hinausgehende Themen waren im Lehrplan nicht vorgesehen und lagen im Ermessen des Lehrpersonals[562].

Mangelnde Aufklärung macht neugierig und Neugierde war neben Liebe und Zuneigung laut Mahrad, die sich hier und im Folgenden auf eine Untersuchung des Sexualforschers Heinz Grassel aus dem Jahr 1966 bezieht, eines der Hauptmotive für eine frühe Aufnahme von Geschlechtsverkehr unter Jugendlichen. Dieser Zusammenhang ist an dieser Stelle insofern interessant, als der Grund für Marias Schwangerschaft im *Lied der Alleinerziehenden* ebenfalls das Ausprobieren, die Neugierde ist. Anders als lyrisch dargestellt, endete eine Schwangerschaft im Jugendalter aber häufig mit einer Interruptio und nicht mit einer jugendlichen Mutter, die selbstbewusst für das Fortkommen der Kleinfamilie kämpft. Zwischen den Zeilen offenbart die Geschichte der jugendlichen Mutter Maria folglich auch etwas über die mangelhafte Sexualerziehungspraxis in der DDR. Außerdem wird mit der Erzählung über die alleinerziehende Maria der Wille zum Kind bestärkt, was laut Mahrad bis zum Ende der DDR ebenfalls typisch für die öffentliche Sexualerziehung in der DDR war[563].

Trotz dieser Unstimmigkeiten und Verwerfungen galten die Bedingungen in der DDR vielen Vertreterinnen des westlichen Feminismus der 1970er und 1980er Jahre als vorbildlich, beeinflusste die fortschrittliche Gesetzgebung der DDR wiederum die Abtreibungsdebatte in der alten Bundesrepublik[564]. Nicht zuletzt auf Druck der Entwicklungen in der DDR wurde 1974 vom Deutschen Bundestag ebenfalls eine Fristenregelung eingeführt, die das Bundesverfassungsgesetz im Jahr darauf jedoch wieder für verfassungswidrig erklärte, sodass 1976 eine Kompromisslösung, die ‚Indikationsregelung' in Kraft trat, der zufolge Schwangerschaftsabbrüche aufgrund einer medizinischen, embryopathischen, kriminologischen oder sozialen Indikation straffrei blieben[565].

Trotzdem bestanden auch in den Folgejahren weiterhin soziale und regionale Benachteiligungen. Wer über die finanziellen Mittel verfügte, entzog sich laut Borowsky dem komplizierten Verfahren und fuhr auch künftig zur Abtreibung in benachbarte Länder mit Fristenlösung. Auch hielt die Dominanz kirchlicher Einrichtungen im Bereich der Gesundheitsversorgung in manchen Regionen der alten Bundesrepublik den ‚Abtreibungstourismus' aufrecht, da diese die ‚Indikationsregelung' ablehnten und sich weigerten, Abtreibungen durchzuführen[566].

Westdeutsche Vertreterinnen der Frauenbewegung, wie Alice Schwarzer (1993), sahen in der ostdeutschen Fristenregelung von daher eine ersehnte Möglichkeit, *selbstbestimmt* über den eigenen Körper entscheiden zu können. Sie kämpften bis zur ersten Verabschiedung des gesamtdeutschen *Schwangeren- und Familienhilfegesetzes* 1992

561 Vgl. Mahrad 1987, S. 139 f.; Helwig 1987, S. 83; Bach 1993, S. 85 f.
562 Vgl. Bach 1993, S. 85.
563 Vgl. Mahrad 1987, S. 147.
564 Vgl. Mantei 2004, S. 169 f.
565 Vgl. Helwig 1997, S. 28; Borowsky 1998a, S. 34 f.
566 Vgl. Borowsky 1998a, S. 34.

und dessen Novellierung 1995 für eine institutionen- und beratungsunabhängige Entscheidungsfreiheit der Frauen und für die Fristenregelung. De jure blieb es allerdings auch im vereinigten Deutschland bei einem Kompromiss: „[G]rundsätzliches Festhalten an der Strafbarkeit des Schwangerschaftsabbruchs bei gleichzeitiger Festlegung von Regelungen für den Ausnahmefall"[567]. Weder die Hoffnungen auf Übernahme der ostdeutschen Fristenregelung noch die Hoffnung auf Unterstützung und Beistand vonseiten der ostdeutschen Frauenbewegung erfüllte sich. Im Gegenteil, für westdeutsche Feministinnen völlig unverständlich, wurde von Vertreterinnen der ostdeutschen Frauengruppen sogar psychologische Betreuung bei Abtreibungen gefordert[568].

Diese Divergenz in den Ansichten ist u. a. auch darauf zurückzuführen, dass Frauen in der DDR die Erfahrung machten, dass sie trotz juristischer Straffreiheit und Selbstbestimmung mit den Problemen eines Schwangerschaftsabbruchs sowohl alleingelassen als auch weiterhin dafür *moralisch verantwortlich* gemacht wurden, weil sich mit dem Gesetz nicht automatisch auch die gesellschaftlichen Konventionen geändert hatten. Das Thema Schwangerschaftsabbruch war neben dem Selbstmord bis zum Ende der DDR eines der am meisten tabuisierten Themen und wurde auf biologische Fakten und auf Fragen des verantwortungsbewussten bzw. verantwortungslosen Umgangs der Frauen mit der Antibabypille reduziert[569]. In den restringierten Öffentlichkeiten der DDR bot auch hier die Literatur eine der wenigen Möglichkeiten zur Problemdiskussion.

Aus dem anfänglich ‚gelobten Land'[570] für Frauen entwickelt sich ab Mitte/Ende der 1970er Jahre zumindest in der Prosa überspitzt formuliert eine Orwellsche Farm. Ent-

[567] Helwig 1997, S. 29. In einer Broschüre des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) mit Stand Februar 2012 heißt es dazu: „Ein Schwangerschaftsabbruch ist grundsätzlich für alle Beteiligten (schwangere Frau, Ärztin/Arzt, Anstifter, Gehilfe) nach § 218 des Strafgesetzbuches (StGB) strafbar. Es gelten aber folgende Ausnahmen: […] Bei einem Schwangerschaftsabbruch auf der Grundlage der sog. Beratungsregelung (§ 218 a Absatz 1 StGB) ist der Tatbestand eines Schwangerschaftsabbruchs nicht verwirklicht, wenn die schwangere Frau den Schwangerschaftsabbruch verlangt und sie der Ärztin oder dem Arzt durch die Bescheinigung einer anerkannten Beratungsstelle eine mindestens drei Tage zurückliegende Schwangerschaftskonfliktberatung nach § 219 StGB nachgewiesen hat, der Schwangerschaftsabbruch von einer Ärztin oder einem Arzt vorgenommen wird und seit der Empfängnis nicht mehr als 12 Wochen verstrichen sind" (BMFSFJ 2012, S. 8). Als nicht rechtswidrig gelten hingegen Schwangerschaftsabbrüche nach medizinischer und kriminologischer Indikation (vgl. ebd., S. 9 f.)

[568] Vgl. Poppe 2008.

[569] Zur nicht öffentlichen Debatte über das Thema Abtreibung in der DDR vgl. Knecht 2000, S. 161. Zur Tabuisierung des Suizids vgl. Grashoff/Goeschel 2003, S. 486. Zur Frage des verantwortungsbewussten Umgangs mit Kontrazeptiva vgl. Helwig 1987, S. 81 f; Mahrad 1987, S. 156.

[570] Irmtraud Morgner zit. nach Gerber 1986/87, S. 68. Gerber schreibt bezüglich der Äußerung Morgners: „Irmtraud Morgner was so enthusiastic about the 1972 abortion law that she reprinted several pages of the speech made before the Volkskammer by the Minister of Health, in which he justified the law, in her novel *Beatriz*. Her heroine Laura Salmann prophesies the beginning of a new age for women, and Beatriz declares once again that the GDR is »für Frauen tatsächlich das gelobte Land«" (ebd.).

würdigende und lähmende Erfahrungen während und psychische und emotionale Schmerzen nach dem Abbruch, Abtreibungen wie am Fließband, Schuldgefühle und psychische Störungen zeigen, welche Probleme in der faktischen Umsetzung mitunter existierten[571]. Ein literarisches Beispiel dafür ist Brigge Bem, Protagonistin in Brigitte Martins Erzählband *Der rote Ballon* (1977). Die alleinerziehende Mutter weiß, dass der Arzt „dieses Gesetz nicht mag" und Brigge „leichtsinnig" im Umgang mit Verhütungsmitteln findet: „Wenn Sie aus dem Krankenhaus heraus sind, kommen Sie wieder. Wir müssen was machen: Pille oder Schleife. So geht das nicht" (DrB, 106 f.)[572], lautet der bevormundende Rat des Arztes.

Den möglichen psychischen Folgen einer Abtreibung widmet sich Monika Helmeckes Erzählung *Klopfzeichen* (1979). Die Protagonistin Gerda entscheidet sich aus Gründen für eine Interruptio, die zu DDR-Zeiten am häufigsten als Grund für einen Schwangerschaftsabbruch angegeben wurden[573]:

> Ein Kind. Wo sollte es hin? Sie würde weiterarbeiten müssen. Sie sah das Baby vor sich, wie es jeden Morgen um fünf geweckt wurde. Sah es weinen wie all die anderen Kinder, die sie früh in der S-Bahn traf, dann den Tag über in der Krippe, sah sich selbst abends: nervöse Mutter, rennend von Laden zu Laden, dann zu Hause, Kind ins Bett, gleich neben ihrem, Windeln waschen, kein Radio, höchstens bei abgedunkeltem Licht lesen oder stricken. Das wäre die Zukunft. Kein noch so gut gemeintes Gesetz konnte daran etwas ändern. (K, 116)

Helmecke zeigt, dass die Bedingungen in der DDR im Gegensatz zum dominierenden Diskurs mitunter alles andere als gut waren. Der für die DDR typische Mangel an Wohnraum und an Zeit ‚zwingt' die Protagonistin Gerda zum Abort. Der Eingriff wirft Gerda aus der Bahn[574]. Sie trägt das Kind in ihrer Fantasie aus: „Es ist hier drin, ich habe mit ihm gesprochen, es ist hier drin" (K, 135). Mit dem Leiden der Protagonistin lenkt die Autorin die Aufmerksamkeit auf die Verhältnissen, die diese Notlage erst evoziert haben: „Ein Kind. Wo sollte es hin?".

Charlotte Worgitzky wiederum widmet sich in *Meine ungeborenen Kinder* (1982) der Abtreibungsgeschichte vor der Fristenregelung, als in der DDR mit Einführung des MKSchG (vgl. Kap. 3, Anm. 555) das schärfste Abtreibungsgesetz innerhalb der europäischen sozialistischen Länder galt[575]. Mit der Aufarbeitung historischer Problemlagen weist Worgitzky aber nicht nur auf Vergangenes, sondern auch auf Probleme der damaligen Gegenwart hin, die trotz Fristenregelung in der DDR weiterexistierten: Ärzte und Pflegepersonal, die die Frauen bestrafen und eine Umwelt, die über Abtreibungen abschätzig urteilt[576].

In der belletristischen Literatur zeigen sich neben Ähnlichkeiten damit auch grundlegend andere Konfliktpotentiale um das Thema Schwangerschaftsabbruch, als zum

[571] Vgl. u. a. Schmitz-Köster 1989, S. 93; Hildebrandt 1984, S. 85; Gerber 1986/87, S. 68 f.
[572] Vgl. dazu auch Hildebrandt 1984, S. 54.
[573] Vgl. Helwig 1987, S. 81; Voigt 1971, S. 109 f.; Mahrad 1987, S. 126 f.
[574] Vgl. dazu auch Schmitz-Köster 1989, S. 93.
[575] Vgl. Lequy 2000, S. 11; Voigt 1971, S. 82 f.; vgl. Kap. 3, Anm. 555.
[576] Vgl. Schmitz-Köster 1989, S. 93 f.; Voigt 1971, S. 108; Harbord 1991, S. 150.

selben Zeitpunkt in der alten Bundesrepublik. Wenn das Spezifische an den Diskursen aber nicht beachtet und zum Beispiel das Thema Abtreibung wie von Gerber oder Schwarzer allein mit westlich-feministischem Blick betrachtet wird, dann entstehen ‚Übersetzungsfehler‘. Gerber wertet beispielsweise Charlotte Worgitzkys Roman als einen der wenigen damaligen Gegenwartsromane, in dem die Errungenschaften der Emanzipation, die Legalisierung der Abtreibung, nicht infrage gestellt werden würde. Obwohl die Autorin eindeutig für die Abtreibung Stellung beziehe, erzeuge sie aber einen gegenteiligen Effekt. Die/der Leser/in fühle sich abgeschreckt durch die Oberflächlichkeit, den Egoismus und die Leichtigkeit, mit der die Heldin ein Kind nach dem anderen abtreibt[577].

Die vermeintliche Leichtigkeit und Oberflächlichkeit in Worgitzkys Darstellungen erinnert an Martins technisierte Ausdrucks- und Erzählweise und das dazugehörige Menschenbild. Auch DDR-Autorinnen waren ‚Kinder ihrer Zeit‘ und Teil der jeweiligen Werte und Normengemeinschaft. Charlotte Worgitzky (Jahrgang 1934) lebte als junge Erwachsene beispielsweise in Zeiten absoluter Technik- und Machbarkeitsgläubigkeit unter Ulbrichts wissenschaftlich-technischem Fortschritt. Aber nicht nur in dieser Hinsicht hat Workitzkys entemotionalisierte Darstellungsweise durchaus einen systemspezifischen Hintergrund. Wirft man einen Blick auf die Themen, die in den Öffentlichkeiten der DDR am meisten tabuisiert und aus der materialistischen Weltanschauung ausgeklammert waren, dann stehen Emotionen wie Trauer, Verzweiflung, Glück und Unglück ganz oben auf der Liste der verschwiegenen Themen.

Ähnlich wie im Nachwendediskurs, geht es im Literarischen Feminismus der DDR also auch darum, *dem* Verschwiegenen eine Stimme zu geben. Anders als nach 1989 ist dieses Ansinnen aber kein gedankliches Konstrukt, sondern in der Unterdrückung von Öffentlichkeit und missliebigen Themen begründet, die eben nicht nur normativ, sondern auch administrativ betrieben wurde. Der Systemgebundenheit an die Ausgangsgesellschaft feministischer Fragestellungen wird zu Zeiten der DDR aber nicht nur ähnlich wie im Nachwendediskurs zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Im folgenden und letzten Kapitel dieser Arbeit wird darüber hinaus nachgewiesen werden, dass der westliche Feminismus in Fragen der vermeintlich emanzipierteren DDR-Frauen zuweilen selbstreferenziell agierte und auch nicht davor zurückschreckte, wie im Fall des Protokollbandes *Guten Morgen, du Schöne* (1977), Ergebnisse zu manipulieren.

[577] Vgl. Gerber 1986/87, S. 70.

4 Feminismus als selbstreferenzielles System: Maxi Wanders *Guten Morgen, du Schöne*

Wenn Matheja-Theaker die Protokollsammlung *Guten Morgen, du Schöne* als „Klassiker der DDR-Frauenliteratur“[1] bezeichnet, dann bietet an dieser Stelle nicht die Verwendung problematischer Begrifflichkeiten den Einstieg in das nun folgende Kapitel, sondern die Wertigkeit der Aussage. Folgt man dem Gros der hier vorliegenden Forschungsliteratur, dann ist *Guten Morgen, du Schöne* nicht *ein*, sondern *der* Klassiker der Interviewliteratur.

Laut Schröder ist Maxie Wanders Band „das in Deutschland bekannteste und berühmteste Werk der Gattung Interviewliteratur“ mit der „größte[n] und nachhaltigste[n] Breitenwirkung beim Lesepublikum“[2] in Ost *und* West. Diemer zufolge ist das Erscheinen des Protokollbandes „einhellig als eigentlicher Neubeginn und Durchbruch der Dokumentarliteratur in der DDR gewertet“[3] worden. Und der Eintrag im Kritischen Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (KLG online) spricht von ‚lebhafter Resonanz‘, sowohl „in der DDR, für die das Buch geschrieben wurde, wie auch in der Bundesrepublik (bis Dezember 1982 wurden 208.000 Exemplare verkauft). Fernsehen, Rundfunk und mehr als 20 Bühnen der DDR setzten die literarische Vorlage um“[4]. Laut Kebir hat kein anderes literarisches Werk in der DDR zum damaligen Zeitpunkt eine solche Popularität erfahren, wie Maxie Wanders Protokollband[5]. Bestechend ist auch die Kritik des Theaterkritikers und ehemaligen Leiters des poetischen Theaters der Universität Leipzig, Michael Hametner. Ihm zufolge ist es Maxie Wander gelungen, *Guten Morgen, du Schöne* „zur Metapher seiner selbst zu machen“[6].

„Das Buch kam zur rechten Zeit, es traf auf eine noch unartikulierte Erwartung. Es kam früh genug, daß es uns überraschen konnte; nicht so früh, daß man es abwehrte“ (B, 56), schreibt Christa Wolf in ihrem Essay *Berührung* (1978), der in einer gekürzten Version zunächst der westdeutschen, später dann auch der ostdeutschen Ausgabe von *Guten Morgen, du Schöne* als Vorwort diente und bis heute dient. Die hier zitierten Zeilen sind jedoch weder in die ost- noch in die westdeutsche Buchausgaben übernommen worden – warum und zur Bedeutung des Vorwortes für die Wahrnehmung und Rezeption des Werkes gleich im Anschluss mehr (vgl. Kap. 4.1).

1 Matheja-Theaker 1996, S. 29.
2 Schröder 1996, S. 27.
3 Diemer 1989, S. 143.
4 Haux 2006, S. 2. Nach offiziellen Statistiken nahm *Guten Morgen, du Schöne* Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre den ersten Platz unter den „Aufführungen von Texten von DDR-Autoren“ (Hametner 1988, S. 138) auf den Bühnen der DDR ein. Laut Harbord ist das Stück bis 1985 von 35 Theatern quer durch die DDR aufgeführt worden (vgl. Harbord 1991, S. 146).
5 Kebir 1993, S. 141.
6 Hametner 1988, S. 148.

Wie Christa Wolf, so erachtet auch Hametner den Zeitpunkt, zu dem die Texte auf die Bühne kamen, als sehr bedeutsam für ihre Publikumswirkung und zitiert dieselbe Textstelle aus *Berührung*[7]. Etwas öffentlich gemacht zu haben, darin sieht Hametner die Hauptleistung von *Guten Morgen, du Schöne*. Nicht das Vorbild vom sozialistischen Menschen wurde mit dem Stück auf die Bühne gebracht, sondern das ‚reale Leben' mit inneren Widersprüchen und Konflikten. „Theaterleute"[8] hätten diesen Realismus seit langem gefordert.

Desgleichen Sabine Kebir. Die Publizistin sieht mit *Guten Morgen, du Schöne* eine „immer nachdrücklicher werdende[..] Forderung der DDR-Literaturgemeinde"[9] erfüllt. Was der Literatur bis dahin kaum oder nur in Ansätzen gelungen sei, habe Maxie Wander zustande gebracht. Sie habe den „Durst nach Wahrheit" und dem wirklichen Leben gestillt: „Welch gewaltiger Unterschied zwischen den Konstrukteuren des »positiven Helden« – der vom Sozialismus schon etwas mehr als die anderen weiß und sie auf dramatischem Wege ebenfalls ein Stück weiter zieht – bis zu dieser Schriftstellerin"[10], die zum Zuhören auffordert. „Vielleicht ist dieses Buch nur zustande gekommen, weil ich zuhören wollte" (GM, 10), lautet der letzte Satz aus Maxie Wanders Vorwort. Damit, dass „endlich nicht nur befohlen, sondern auch einmal zugehört" wurde, traf die Autorin laut Kebir „eine Grundsehnsucht der DDR-Gesellschaft"[11].

Aber nicht nur das Zuhören, auch das öffentliche Reden über sich selbst, das Erzählen, wie man lebt, denkt und fühlt war der Schriftstellerkollegin Sarah Kirsch zufolge in der DDR alles andere als üblich. Maxie Wander sei in punkto Offenheit viel erfolgreicher gewesen als sie selbst mit ihrer *Die Pantherfrau* (1973)[12]. Die „Leute in der DDR" seien etwas zurückhaltender und es beispielsweise nicht gewohnt, dass es Boulevardzeitschriften gäbe, in denen das „Allerprivateste[..] auf den Tisch" gelegt oder dass in Zeitungen „über Liebschaften von diesem und jenem"[13] berichtet würde. Während sich Kirsch damit eher auf die mediale Vielfältigkeit bzw. Offenheit bezieht, nähert sich Harbord über das Genre der Reportage dem Thema Offenheit. Sie stellt *Guten Morgen, du Schöne* in eine sozialistische Schreibtradition, in der das Journalistisch-Faktografische, das Bestreben, die Fakten für sich selbst sprechen zu lassen, mit der Weimarer Republik seinen Anfang nahm[14] und im „Bitterfelder Weg" mündete. Was seitdem die dokumentarischen Veröffentlichungen in der DDR kennzeichnete, war der Wissenschaftlerin zufolge ein penetrant optimistischer Ton, waren Schematismus und Uniformität, die Kirsch mit ihrer *Pantherfrau* zu durchbrechen versuchte, was laut Harbord allerdings erst Wander mit ihren Protokollen gelang[15].

7 Vgl. Hametner 1988, S. 144.
8 Ebd.
9 Kebir 1993, S. 141.
10 Ebd.
11 Ebd., S. 142.
12 Vgl. Harbord 1991, S. 158 u. i. Orig. Kirsch 1981, S. 76.
13 Kirsch 1978, S. 33.
14 Vgl. Harbord 1991, S. 154 f.
15 Vgl. ebd., S. 55 f. Was mit Schematismus und penetrantem Optimismus in den journalistisch-dokumentarischen Veröffentlichungen gemeint ist, hat Hildebrandt mit Textausschnitten aus Ursula Püschels *Kernbauer. Auskünfte und Beobachtungen* (1974) exemplarisch illustriert. In

Sie sieht es als das Verdienst von Maxie Wander an, dem Porträt Raum für Inkonsistenzen, Zweifel und Widersprüche gegeben und Zweifel an der Metaerzählung von der sozialistischen Superfrau geweckt zu haben[16] – wobei das Protokoll der 22-jährigen Serviererin Ruth laut Harbord die sozialistische Heldinnenerzählung endgültig zum Einsturz bringe: „A single mother with a relatively unskilled job, depressed and uncertain of herself and undergoing psychotherapy, is hardly a suitable candidate for the post of stereotypical socialist heroine“[17].

Irmtraud Morgner nahm *Guten Morgen, du Schöne* zum Anlass, generell über eine neue Offenheit in der Literatur nachzudenken. „Man kann nichts erkunden, wenn vor Arbeitsbeginn festliegt, was man finden will“, kritisiert Morgner auf ihrer Rede vor dem VIII. Schriftstellerkongress 1978. „Und wenn ein echtes Dokument unangenehm ist, muß nicht das Dokument, sondern die Realität, über die es berichtet, geändert werden“[18]. Offenheit und Öffentlichkeit sind Schlüsselbegriffe, soll der Erfolg von *Guten Morgen, du Schöne* beim Publikum in der DDR erklärt werden, worauf in Kapitel 4.40 ausführlich eingegangen werden wird. Die Bedeutung des ungezwungenen, unzensierten Sprechens in der *Öffentlichkeit* kann nicht oft genug betont werden[19] – gerade auch in den Jahren der Resignation und Stagnation, die der Biermann-Ausbürgerung 1976 und damit auch dem Erscheinen des Protokollbandes folgten.

So bedeutsam das Erscheinen des Werkes war, an der prinzipiellen „Unhörbarkeit des Volkes in der Öffentlichkeit der DDR“[20] änderte auch *Guten Morgen, du Schöne* kaum etwas, wie es Niethammer treffend formuliert hat. Das Bedürfnis nach ‚Authentizität‘ und ‚Wahrhaftigkeit‘ war groß[21], aber bereits durch die offenbar zu geringe Auflagenhöhe konnte die Nachfrage nach dieser ‚wirklichkeitsnahen‘ Literatur nicht befriedigt werden. ‚Gute‘ Bücher waren in der DDR schnell vergriffen und nur ‚unter dem Ladentisch‘, mit Beziehung zur Verkäuferin, zu erstehen[22]. *Guten Morgen, du Schöne* erschien in der DDR in drei Editionen und acht Auflagen und unter Lizenz 1980 auch im Aufbau-Verlag[23].

dem Dokumentarband finden sich u. a. folgende Narrationen über den Brigadier Bernhard: „Also, ich möchte mal sagen, das ist ein klassenbewußter Genosse. […] Der opfert sich auf und macht alles ohne Aufhebens – so muß ein Mensch sich normalerweise verhalten“ (Püschel zit. nach Hildebrandt 1984, S. 149). Und die Dokumentaristin Püschel fügt hinzu: „Zum Beispiel wie er redet: selten viel, nicht mehr als nötig. Und immer, was Sache ist, mit proletarischer Offenheit, niemals Phrase, doch ohne Scheu vor großen Worten, wenn es um Großes geht“ (ebd.).

16 Vgl. Harbord 1991, S. 156.

17 Ebd., S. 157.

18 Morgner 1979, S. 70 u. 71; Vgl. Hildebrandt 1984, S. 157.

19 Zur Bedeutung des ungezwungenen öffentlichen Sprechens und der Sprache in der DDR vgl. Buchholz 2010, S. 45 ff. u. Harbord 1991, S. 158 f.

20 Niethammer 1991a, S. 10.

21 Vgl. Schröder 1996, S. 27; Lindner 1989, S. 100.

22 Vgl. Zeckert 2008, S. 234. Auch die von Schröder noch einmal interviewte *Erika*, Annerose Richter, erzählt davon, dass es die späteren Auflagen von *Guten Morgen, du Schöne* „nur unterm Ladentisch“ (Schröder 1996, S. 45) gab.

23 Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 141.

Keines der dokumentarischen Nachfolgewerke hat Lindner zufolge weder die von Wander gesetzten qualitativen Standards noch ihre Popularität erreichen können[24]. Dass es Nachfolgewerke gegeben hat, ist unbestreitbar. Zum Beispiel Wolfgang Noas *Leben in Preußen. Sieben Porträts* (1983) oder Christine Müllers *Männerprotokolle* (1985). Die „zunehmende[..] Menge“ an Dokumentarliteratur, von der Kebir spricht, muss aber dahingehend relativiert werden, dass gerade Zeugnisse der Oral History in der DDR Zeit ihres Bestehens argwöhnisch betrachtet, überwacht und zensiert wurden. Niethammer hat dies in seiner Einleitung eindrücklich beschrieben[25].

Auch Kebir erwähnt, dass beispielsweise Wolfgang Herzbergs 1985 erschienenem *So war es – Lebensgeschichten zwischen 1900 und 1980*, jahrelange Kämpfe um die Veröffentlichung vorausgingen. Das Erscheinen anderer Dokumentationen wurde ganz verboten. Die bereits 1971 in Westdeutschland aufgelegte *Reise nach Rostock, DDR* der BRD-Autorin Erika Runge durfte in der DDR ebenso wenig erscheinen wie der Band der ostdeutschen Gabriele Eckart: *So sehe ick die Sache* (1984). Vermutlich schrieb Wolf auch deshalb, dass *Guten Morgen, du Schöne* zur rechten Zeit kam, „früh genug, daß es uns überraschen konnte; nicht so früh, daß man es abwehrte“ (B, 56). Später waren die Zensurbehörden womöglich ‚wachsamer‘.

Das Bedürfnis nach Öffentlichkeit allein erklärt aber noch nicht, warum die Protokolle derart erfolgreich waren – und zwar nicht nur im Osten Deutschlands. In der westdeutschen Lizenzausgabe des Luchterhand-Verlages erlebte der Band bis einschließlich 1989 nicht weniger als 24 Auflagen. Lizenzen erwarben außerdem die Büchergilde Gutenberg, der Deutsche Bücherbund und der Schweizer Buchklub Ex Libris. Bis 1985 waren die Protokolle zudem in der damaligen ČSSR, in Dänemark, Holland und Italien veröffentlicht worden[26].

Zwar ist Wolf der Ansicht, dass „literaturkritische Maßstäbe“ bei der Besprechung von *Guten Morgen, du Schöne* „versagen“ (B, 56). Es ist aber gerade die Frage der Ästhetik, die in Kapitel 4.2 diskutiert und zeigen wird, dass sich der Erfolg des Protokollbandes eben nicht allein aus seiner (spezifischen) *Faktizität*, sondern auch aus seiner *Literarizität* und *Fiktionalität* erklärt. Hier wie im weiteren Verlauf des gesamten Kapitels wird dann auch der Platz dafür sein, auf die bislang vielbemühten, durchaus aber nicht unproblematischen Begriffe Authentizität, Objektivität, Realität und Wirklichkeit einzugehen.

Für die DDR-Leserschaft schien laut Kebir mit *Guten Morgen, du Schöne* jedenfalls „keine Literatur mehr vorzuliegen, sondern Authentizität. Das wirkliche Leben – an das die Literatur trotz größerer und kleinerer Trefferquoten – [sic] kaum herankam, schien den Lesern aus diesem Buch regelrecht entgegenzuspringen“, weswegen sich Kebirs Meinung nach „das große Publikum der Maxie Wander stets geweigert hat, den literarischen Charakter der Protokolle überhaupt zu sehen“[27].

Der Fiktionalität des Werkes in gewissem Sinn ‚verweigert‘, haben sich in weiten Teilen auch die westlichen Rezipient/inn/en. Folgt man Hildebrandt, dann ist der Proto-

24 Lindner 1989, S. 100.

25 Vgl. Niethammer 1991a, S. 10.

26 Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 156; Harbord 1991, S. 146 f.; KVK – Karlsruher Virtueller Katalog, in: ubka.uni-karlsruhe.de. Web, letzter Zugriff 01.05.2012.

27 Kebir 1993, S. 141

kollband in „vielen“ westlichen Frauengruppen besprochen und analysiert worden. *Guten Morgen, du Schöne* diente demzufolge als „*die* Informationsquelle über Frauen in der DDR“. Die literarische Bearbeitung des Materials war offenbar zweitrangig. In erster Linie schien der Band von sachlichem Informationswert. Er lieferte vermeintlich „ungeschminkte Aussagen von Frauen in einem sozialistischen Land über ihr Leben, besonders ihre Privatleben“[28]. Und auch in Teilen der Wissenschaft gilt der Protokollband bis heute als ‚sozialwissenschaftlich-relevantes Quellenmaterial‘. Diemer erachtet die in den Protokollen mitgeteilten Erfahrungen als „authentisch“, „Aufbau und Organisation der Texte sowie sprachliche Glättungen“ seien Anteile der Autorin. Hilzinger sieht in den Protokollen „authentische Beiträge zu einer gesellschaftlichen Biografie von Frauen in der DDR“ und laut Lequy sprechen aus den Protokollen auch noch im Jahr 2000 „aufrichtige Frauenstimmen“[29].

‚Authentizität‘ ist für die Antwort auf die Frage nach der Popularität im Westen Deutschlands noch in einer weiteren, eher abstrakten Hinsicht ein bedeutendes Stichwort. Der Topos von der ‚subjektiven Authentizität‘ ist unwiderruflich mit den Werken Christa Wolfs verbunden[30]. Ebenso nachhaltig und unwiderruflich verband sie den Topos von der *‚rückhaltlosen Subjektivität‘* (vgl. B, 56) mit *Guten Morgen, du Schöne* und erklärte ihn durch ihr Vorwort zum ästhetischen Ideal des Bandes[31]. Was damit gemeint sein könnte, erklärt sie in dem Interview mit Hans Kaufmann, in der sie das Prinzip der *‚subjektiven Authentizität‘* zu ihrer Schreibmethode erklärt. Es sei die Bemühung „»ich« zu sagen“, sich selbst als Autorin, „den Denk- und Lebensprozess, in dem er [der Erzähler, Anm. v. d. Verf.] steht, fast ungemildert […] im Arbeitsprozeß mit zur Sprache zu bringen“ und sich dadurch mit der „objektiven Realität“ auseinanderzusetzen – mithin „ein Subjekt, das bereit ist, sich seinem Stoff rückhaltlos (das sagt man so hin; jedenfalls so rückhaltlos wie möglich) zu stellen“[32]. Ähnliches erkennt Wolf in den Protokollen: „[H]ier ist Berührung, Vertrautheit, Offenheit, manchmal bestürzende Schonungslosigkeit, erregender Mut, sich selbst gegenüberzutreten“ (B, 55).

Mit dem Konzept der ‚rückhaltlosen Subjektivität‘ hat dieses Mal nicht die Interviewerin selbst, sondern in der Hauptsache eine *dritte Zeugin* die ‚Botschaft‘ des Bandes formuliert und ihn damit zugleich anschlussfähig gemacht, an die kognitiven Überzeugungen des westlichen Feminismus, wie gleich im Anschluss ausführlich dargelegt und diskutiert werden wird. Das bedeutet nicht, dass Wanders Vorwort unerheblich wäre. Auch dieses wird in der Forschungsliteratur vielzitiert. Insgesamt gesehen finden Wolfs Ausführungen in den Rezensionen und Analysen von *Guten Morgen, du Schöne* jedoch den größeren Widerhall.

Zwar ist es kein neuer Ansatz, Wolfs Vorwort als Wegbereiter für den Erfolg in Westdeutschland oder nicht nur in Bezug auf die Texte, die es einleitet, sondern auch hinsichtlich seiner selbstreferentiellen Bezüge zu lesen[33]. „And while it is easy to see

28 Hildebrandt 1984, S. 147 f., 148. Hervorh. im Orig.
29 Diemer 1989, S. 134, 143; Hilzinger 1985, S. 192; Lequy 2000, S. 134.
30 Vgl. u. a. Jäger 2011, S. 1; Schelbitzki Pickle 1981, S. 223 f. u. i. Original Wolf 1980, S. 75.
31 Vgl. Schelbitzki Pickle 1981, S. 217.
32 Wolf 1980, S. 75, 73 u. 75.
33 Vgl. Schelbitzki Pickle 1981, S. 218 ff.; Harbord 1991, S. 165 f.; Gillett/Köhler 2000, S. 152 ff.; Zurmühl 2001, S. 279.

parallels between ‚Berührung' and other texts by Christa Wolf", so die britischen Wissenschaftler/innen Gillet/Köhler, „it is also possible to argue that it is at variance with the text it introduces"[34]. Diese provokante These werde ich im Folgenden aufgreifen und zeigen, dass Christa Wolfs Vorwort tatsächlich mehr über das eigene Werk und den eigenen Standpunkt der Autorin verrät, als über den Protokollband selbst. Im Verlauf des gesamten weiteren Kapitels werden daher signifikante Stellen aus dem Vorwort immer wieder mit den Texten konfrontiert. Letztendlich wird sich zeigen, dass sich *Guten Morgen, du Schöne* insbesondere mit Blick auf die Prämissen des westlichen Feminismus (vgl. Kap. 3.2.2) einer vereinheitlichenden, feministischen Kognition entzieht und die im Protokollband verhandelten feministischen Einstellungen darüber hinaus nicht selten anachronistisch sind.

Gleichwohl ist das Bestreben, Ähnlichkeiten zwischen ost- und westdeutschem Feminismus zu behaupten, bis heute ungebrochen groß. Differenzen werden eingeebnet oder erhalten eine positive Wendung, wie im KLG online. Dem Eintrag zufolge zeigt das „gleichermaßen starke Echo in beiden deutschen Staaten […], daß bei aller Unterschiedlichkeit der Gesellschaftssysteme die allgemeinen Probleme und Erfahrungen der Frauen übertragbar sind". Und Maxie Wanders ausdrücklicher Wunsch, *Guten Morgen, du Schöne* vom „westlichen Emanzipationsrummel" abzugrenzen, interpretiert Haux in dem Lexikoneintrag als Bestrebung Wanders, das Werk in „seiner eigenen Zielrichtung deutlich auszuweisen" – nämlich auf die „eigenständige Entwicklung der Emanzipation in der DDR"[35] aufmerksam zu machen.

Auch Harbord betont die Ähnlichkeiten zwischen ost- und westdeutschem Feminismus, obwohl sie sich des zum Teil harschen Anti-Feminismus in der DDR sehr wohl bewusst ist[36] – im Gegensatz zu Haux, die ihn umdeutet. In Anlehnung an Susan Bassnett vergleicht Harbord *Guten Morgen, du Schöne* mit den westlichen, feministischen Selbsterfahrungsgruppen: „[T]he essence both of consciousness-raising and of *Guten Morgen, du Schöne* is the speaking of the individual biography, making public and important that which had until the moment of speech been consigned to the realms of the private and/or of the unspoken."[37]

Auch wenn es in der DDR keine feministische ‚Graswurzelbewegung' gegeben habe, so Harbord weiter, so habe auf Rezipientinnenseite in der DDR doch so etwas stattgefunden, wie eine Politisierung des Privaten. Als eine befreiende Konfrontation („liberating confrontation"[38]) beschreibt sie diesen Vorgang – ein Begriff, der inhaltlich nicht weit entfernt ist vom Topos der ‚rückhaltlosen Subjektivität'.

Das Buch habe etwas in der Selbstwahrnehmung der Leserinnen verändert, wie Harbord unter Verweis auf die Zeitzeugin Regina Griebel ausführt, die für das Deutsche Theater Berlin die Bühnenvorlage für *Guten Morgen, du Schöne* schrieb[39]. Durch das Reden zu zweit oder in Gruppen über das vormals Private, scheinbar Unbedeutende und Triviale, hätten die Leserinnen nicht nur sich selbst neu erfahren können – und nun geht

34 Gillett/Köhler 2000, S. 154.
35 Haux 2006, S. 3.
36 Vgl. Harbord 1991, S. 148.
37 Ebd.
38 Ebd., S. 153.
39 Vgl. ebd., S. 158 f.

Harbord über das Prinzip der rückhaltlosen Subjektivität hinaus –, sondern auch eine kollektive Entdeckung gemacht. (Wolf betont in ihrem Vorwort hingegen den Einzelfallcharakter der Protokolle. Vgl. B, 56) Und diesen Schritt wertet Harbord als Schritt in die Öffentlichkeit und vergleicht ihn mit der ersten großen, öffentlichen feministischen Kampagne Westdeutschlands: ‚Wir haben abgetrieben!'[40]: „The very act of speaking out publicly about such a ‚private' event is one wich challenges the status quo"[41]. Herrschaftsinteressen würden offengelegt, Solidarität unter Betroffenen geweckt, so auch Hilzinger, die sich dabei aber nicht auf die Leserinnen, sondern auf die im Protokollband zu Wort kommenden Frauen bezieht[42].

Der Vergleich des freien Sprechens in spezifischen Kommunikationsräumen der DDR mit den öffentlichen Inszenierungen und Praktiken, die in der alten Bundesrepublik die Forderung nach der Politisierung des Privaten begleiteten, verschleiert zum einen die generelle Restriktion von breitenwirksamen Öffentlichkeiten in der DDR (vgl. Kap. 3.1). Es wird so getan, als wären Selbsterfahrungsgruppen oder Kampagnen in der DDR nicht nötig gewesen. Dabei sind Überschreitungen von Öffentlichkeitsformen, die im Westen Deutschlands z. B. zur Gründung von Selbsthilfegruppen und Kommunen führten und/oder in Medienkampagnen mündeten, in der DDR schlicht nicht möglich gewesen. Zum anderen verkennen die Autorinnen, dass die Bürger/innen der DDR generell eher versucht waren, sich der Politisierung des Privaten zu entziehen. Usus war der ‚Rückzug ins Private', das vor den politischen Zumutungen und ideologischen Eingriffen des Staates geschützt werden musste, offiziell aber nicht durfte.

Deshalb weiß Wolf ihre Methode der ‚subjektiven Authentizität' umgehend vor einem möglichen Subjektivismus-Vorwurf zu schützen. Die Schriftstellerin hofft deutlich gemacht zu haben, dass die Methode der subjektiven Authentizität „die Existenz der objektiven Realität", d. h. der materialistischen Objekt-Subjekt-Dialektik (vgl. Kap. 3.1.2), „nicht nur nicht bestreitet, sondern gerade eine Bemühung darstellt, sich mit ihr produktiv auseinanderzusetzen"[43]. Auch die Literaturkritikerin Ursula Püschel erklärt in ihrem vielbeachteten Artikel die „dokumentarische Literatur betreffend": „Es wäre falsch, die Nachfrage danach als Interesse am ‚Privaten' (gleichgesetzt mit: abseits von gesellschaftlichen Prozessen) verdächtig zu machen"[44]. Und in *Berührung* erklärt Christa Wolf die ‚rückhaltlose Subjektivität' umgehend zum Maß „für das, was wir (ungenau glaube ich) ‚objektive Wirklichkeit' nennen" (B, 56). Rückhaltlose Subjektivität wird zum aktiven Umgang mit gesellschaftlichen Prozessen und dem Versuch, „aus den gegebenen Verhältnissen das Äußerste herauszuholen" (B, 56).

Durch den Akt des Sprechens über Privates in und durch *Guten Morgen, du Schöne*, wurden Herrschaftsinteressen also nicht so sehr offengelegt, als vielmehr ‚hintergangen'. Inwiefern dabei zudem Parallelen zum westlichen Feminismus gezogen werden können und es sich hierbei um Kritik an patriarchalen Strukturen handelt, wird im Laufe dieses Kapitels diskutiert werden. Zum Beispiel wird mit *Guten Morgen, du Schöne* ein Tabu gebrochen, das nicht nur für die ‚freie' Kommunikation, sondern auch mit Blick

[40] Vgl. ebd., S. 159, 148.
[41] Ebd., S. 152.
[42] Vgl. Hilzinger 1985, S. 202.
[43] Wolf 1980, S. 75.
[44] Püschel 1987, S. 78.

auf den westlichen Feminismus der 1970er Jahre sehr bedeutsam ist. Gemeint ist das Thema der Sexualität.

Im Roman der DDR „fehlt unverhüllter Sex in auffälliger Weise“, schreibt Herminghouse noch Mitte der 1970er Jahre und wertet dies zunächst als „bewußt gesetzte[n] Kontrast zur westlichen Literatur, in der Sex nicht selten den Verkaufserfolg eines Buches ausmacht“[45]. Wenig später nähert sie sich aber mit den Worten Günter de Bruyns elementareren Gründen. Die Literatur schreibe über die Liebe wie im Mittelalter und die in der DDR vorherrschende Sexual- und Ehemoral sei die „protestantischer Kleinbürger“[46]. *Guten Morgen, du Schöne* bricht mit diesen Konventionen, wenn auch vielfach auf anachronistische Weise (vgl. Kapitel 4.4). Spielarten der Sexualität und Lesbianismus werden thematisiert. Gleich im ersten Protokoll der DDR-Ausgabe erzählt beispielsweise die 32 Jahre alte Sekretärin Rosi: „Frauenhaare und Frauenhaut sind was Phantastisches. Das geht bestimmt vielen Frauen so, sie gestehen es sich nur nicht ein, **weil ein Drall zum Lesbischen gleichbedeutend mit seelischem Kranksein ist**“ (GM, 27).

Die westdeutsche Lizenzausgabe ist um den hier fett gedruckten Satz gekürzt worden. Im folgenden Kapitel wie auch im Anhang sind all jene Passagen durch Fettdruck markiert, die in der westdeutschen Luchterhand-Ausgabe weggelassen wurden[47]. Möglicherweise muss Wanders Werk nicht zuletzt aufgrund der nun folgenden Ausführungen und den hier zusammengetragenen Informationen als dasjenige in der Literaturgeschichte der DDR bezeichnet werden, das z. T. ohne Zutun und Einverständnis der Autorin am meisten manipuliert, verändert und letztlich verfälscht worden ist.

Es ist keineswegs eine neue, nach wie vor aber wenig bis nicht beachtete Tatsache, dass in der westdeutschen Lizenzausgabe, erschienen 1978 bei Luchterhand, *massive* inhaltliche Kürzungen und Eingriffe in die innere und äußere Textgestalt vorgenommen wurden. Wollte man die Größenordnung der Kürzungen in Buchseiten ausdrücken, was aufgrund der unterschiedlichen Layouts immer ein ungefährer Wert sein wird, dann handelt es sich um ca. 50 Seiten. Zwei Protokolle sind ganz weggelassen worden (vgl. Kap. 4.2.3 u. 4.2.4), die Reihenfolge der Protokolle (vgl. Kap. 4.2.2) wie auch Paratexte (vgl. Kap. 4.2.1) wurden verändert. Auch inhaltlich unterscheidet sich die Lizenzausgabe laut Schröder durch „willkürliche Textveränderungen“ von der DDR-Version. Der ehemalige DDR-Autor Thomas Brasch erwähnt bereits 1978 in einem *Spiegel*-Artikel ‚ungeschickte‘ Kürzungen und Passagen, die „aus unerfindlichen Gründen“[48] fehlen.

Bis auf Gillett/Köhler (2000), die sich als erste – und nach bisherigem Kenntnisstand auch als einzige – eingehend mit den inhaltlichen Veränderungen auseinandergesetzt haben sowie Schröder oder Brasch, die zumindest deutlich auf die Kürzungen aufmerksam machen, ist in der Forschungslandschaft bislang keine Notiz von den Kürzungen genommen worden. Dies sei ebenso plausibel wie erstaunlich, so Gil-

[45] Herminghouse 1976, S. 297.

[46] Günter de Bruyn zit. nach Herminghouse 1976, S. 298.

[47] Mein herzlicher Dank für Hilfe und Unterstützung beim Exzerpieren der umfangreichen Kürzungen gilt der *Stiftung Frauen-Literatur-Forschung e.V.* in Bremen unter Leitung von Marion Schulz und insbesondere den damaligen studentischen Mitarbeiterinnen Anna-Maria Weise und Katharina Pulß.

[48] Brasch 1978, S. 137; Schröder 1996, S. 45.

lett/Köhler[49]. Westliche Wissenschaftlerinnen griffen aus (vormals) logistischen Gründen eben auf die westdeutsche Lizenzausgabe zurück, wie das vermutlich jüngste Beispiel, die Kulturwissenschaftlerin Inge Stephan zeigt. Gleich zu Beginn ihres Aufsatzes benennt sie die differierenden Editionen, spricht aber von einer „leicht veränderten und gekürzten Lizenzausgabe“[50] und bezieht sich auch noch im Jahr 2008 im Glauben an diese Aussage auf eine Luchterhand-Ausgabe. Das führt zu Fehldeutungen (vgl. Kap. 4.2.2), die vermeidbar wären, wären die Wissenschaftler/innen sensibilisiert für die Kürzungen, die *Guten Morgen, du Schöne* auf dem Weg in die altbundesrepublikanische Öffentlichkeit erfahren hat.

Es ist nicht nur die Logistik, sondern war offensichtlich auch Politik des westdeutschen Luchterhand-Verlages, durch unterminierende, irritierende oder Nichtangaben im Paratext, die tatsächlich *massiven* und *radikalen* Eingriffe des westdeutschen Lektorats zu verschleiern. 1988 und 1989 erschien *Guten Morgen, du Schöne* noch einmal mit geändertem Cover in der 23. und 24. Auflage. Obwohl nur das Layout ein wenig verändert und alle inhaltlichen Kürzungen sowie die Veränderung der Reihenfolge der Protokolle beibehalten wurde, steht im Impressum nicht nur „Originalausgabe“. Ferner findet sich auch der Hinweis, dass es sich um eine Lizenzausgabe handelt, gefolgt von dem Satz: „Der beim Buchverlag der Morgen 1979 erschienene Band ‚Tagebücher und Briefe‘ wurde für die Ausgabe in der Sammlung Luchterhand geringfügig gekürzt und verändert“[51]. Ein Hinweis auf die Kürzungen in *Guten Morgen, du Schöne* fehlt gänzlich. Seit 1992 erscheint der Protokollband demgegenüber stillschweigend und wie selbstverständlich nur noch als ungekürzte Ausgabe[52].

Das bedeutet wiederum nicht, dass es sich tatsächlich um eine Auflage der Originalausgabe handelt. Gillett und Köhler haben umfassend auf Änderungen aufmerksam gemacht, die bereits innerhalb der ersten beiden DDR-Editionen (nach dem Tod Maxie Wanders) vorgenommen wurden. Hierbei handelt es sich jedoch nicht um Kürzungen, sondern um das Hinzufügen soziologischer ‚Fakten‘, was den Autorinnen zufolge den Charakter des Werkes, seine Literarizität und die Wahrnehmung desselben beeinflusst hat.

Auch die hier vorliegende Gutenberg-Ausgabe der Tagebuchaufzeichnungen und Briefe *Leben wär‘ eine prima Alternative* trägt den Hinweis auf ‚geringfügige‘ Kürzungen und Veränderungen gegenüber der Originalausgabe von 1979. Es ist durchaus denkbar, dass sich in Bezug auf die deutsch-deutschen Lizenzen hier ein ganz neues Forschungsfeld eröffnet, in welchem literaturgeschichtlich bedeutende, thematisch sensible, möglicherweise auch von einer/m spezifischen Lektor/in bearbeitete Werke einer vergleichenden Relektüre unterzogen werden müssen.

49 Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 140.
50 Stephan 2008, S. 237.
51 Wander 1988, S. 4.
52 1992 erschien beim Morgenbuch-Verlag, dem später insolventen Nachfolger des Buchverlags der Morgen, eine neunte und somit ‚ungekürzte‘ Auflage von *Guten Morgen, du Schöne*, die danach unter Lizenz beim Deutschen Taschenbuch Verlag (dtv) mit dem Hinweis „ungekürzte Ausgabe“ aufgelegt wurde und seit 2007 bei Suhrkamp ohne Lizenz oder Vermerk ebenfalls ungekürzt erscheint.

Nahezu zwangsläufig warf dies zum einen die Frage auf, ob im gesamten Band derartige Kürzungen vorgenommen wurden, wie in diesen beiden Protokollen. Und zum anderen deutete sich bereits zu diesem Zeitpunkt an, dass es sich bei den Kürzungen eben nicht nur um stilistische und sprachliche Glättungen, sondern um inhaltlich-thematische Eingriffe handelt. In der späteren Analyse konnte diese These verifiziert werden, wie dieses Kapitel beweist[53].

Gillett/Köhler erachten die ‚heimlichen' Kürzungen als Einebnung kultureller Differenzen und sehen in *Guten Morgen, du Schöne* aufgrund dessen ein ‚typisches' Beispiel deutsch-deutschen Missverstehens[54]. Ich werde mich im Folgenden auf diesen forschungsimmanent bislang vernachlässigten Aspekt konzentrieren und nachweisen, dass Unterschiede nicht nur nivelliert wurden und es sich nicht um willkürliche, ungeschickte oder grundlose Kürzungen handelt, wie oben von Schröder und Brasch moniert, sondern dass *Guten Morgen, du Schöne* buchstäblich *westkompatibel* und anschlussfähig an den westlichen Feminismus gemacht wurde.

Um beim oben genannten Beispiel zu bleiben, die Feststellung, dass „**ein Drall zum Lesbischen gleichbedeutend mit seelischem Kranksein ist**" (GM, 27), verweist auf das innergesellschaftliche Vorhandensein traditionell-stereotyper Vorstellungen, die das Bild von den emanzipierteren DDR-Frauen konterkarieren. Durch die Kürzung verliert sich der Anachronismus der Aussage zugunsten behutsamer Analogien zum westlichen Feminismus und seiner Forderung nach sexueller Befreiung. *Guten Morgen, du Schöne* steht also nicht allein aufgrund der Literaturform selbst und seiner spezifischen Inszenierung von Erfahrungen im Spannungsfeld von Faktizität und Fiktionalität. (Zur Wiederholung, Erinnerungen sind immer *gegenwartsbezogen* und *konstruktiv* und müssen von einem/einer *zweiten Zeugen/Zeugin* beglaubigt werden[55].)

In *Guten Morgen, du Schöne* kommen weitere ‚Verfälschungen', wie inhaltliche Kürzungen und Änderungen der äußeren Textgestalt, hinzu. Sie werden im Folgenden systematisch dargestellt, wobei ich mit der, für die Interviewliteratur zwar wichtigen, in diesem Fall aber unüblichen, weil dritten Zeitzeugin beginne, nämlich mit Christa Wolf. Ihr Vorwort spielt für die Anschlussfähigkeit des Protokollbandes an die Paradigmen des westlichen Feminismus eine mindestens ebenso entscheidende Rolle, wie die inhaltlichen Kürzungen. Es gibt *keinen* Beitrag in der hier vorliegenden Forschungsliteratur, in der nicht aus dem Vorwort von Wolf zitiert worden wäre. Mehr noch, Textstellen aus *Guten Morgen, du Schöne* dienen oftmals nur noch der Untermauerung von Wolfs feministischen Ansichten. Feminismus gerät so zum *selbstreferentiellen System*,

[53] Angesichts der Verschleierungstaktiken scheint es nachgerade symptomatisch, dass ich erst durch Zufall auf die Kürzungen in der Luchterhand-Auflage aufmerksam wurde. Während einer Gastdozentur an der Universitat de València bei Prof. Brigitte Jirku im Mai 2007, dachten wir zunächst an Fehler der Kopiervorlagen und stellten noch während eines laufenden Seminares fest, dass uns unterschiedliche Ausgaben vorlagen. Als Kopiervorlage vor Ort diente eine gekürzte, westdeutsche Lizenz-Ausgabe und ich hatte eine ungekürzte Neuauflage von *Guten Morgen, du Schöne* benutzt, auf die sich auch alle folgenden Zitationen in diesem Kapitel beziehen. Und so stießen wir mit wachsendem Interesse im Laufe dieser Stunde auf zahlreiche Kürzungen in den Protokollen von Barbara und Ruth (siehe Anhang).

[54] Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 140.

[55] Vgl. Erll 2005, S. 7; Assmann 2007, S. 89.

das nurmehr auf sich selbst verweisen und keine anderen ‚Wirklichkeiten' und innergesellschaftliche Interdependenzen wahrnehmen kann, als die im eigenen politischen System oder Erleben verankerten.

4.1 Die Bedeutung des Vorwortes: Christa Wolfs *Berührung*

> Wenn Vorwort, dann lieber von Gerti Tetzner, die das Buch, ganz nach meiner Absicht, vom übrigen Feministinnen-Rummel absetzen wird. (LpA, 275)

Laut Zurmühl trug Christa Wolfs Essay *Berührung* entscheidend dazu bei, dass *Guten Morgen, du Schöne* in der DDR überhaupt zum Diskussionsfeld der Literaturbesprechung wurde. Wörtlich heißt es: „[S]o löst Christa Wolfs Eloge einen Donnerhall in der Literaturkritik und bei den professionellen Lesern aus"[56]. Dabei sprach sich Maxie Wander in einem ihrer letzten Briefe vor ihrem Tod im November 1977 ausdrücklich *für* Gerti Tetzner als Autorin des Vorwortes aus (s. o.)[57].

Aufgrund der vorliegenden Forschungsliteratur kann an dieser Stelle nicht endgültig geklärt werden, ob *Berührung* im Auftrag des Luchterhand-Verlages verfasst wurde und 1978 in der Zeitschrift *ndl* (Neue deutsch Literatur) im Vorabdruck erschien oder ob der Zeitschriftenaufsatz vom Verlag übernommen wurde. Maxie Wander hat das Erscheinen des Textes jedenfalls nicht mehr erleben können und zumindest diese Autorisierung durch die Verfasserin – die ersten Luchterhand-Ausgaben tragen im Impressum noch den Vermerk „Von der Verfasserin autorisierte Ausgabe"[58] – wird von daher fraglich bleiben[59].

Zunächst konnte aufgrund der hier vorliegenden Forschungsliteratur auch nicht in Erfahrung gebracht werden, wann das Vorwort in der DDR vom Buchverlag Der Morgen übernommen wurde. Statt konkreter Angaben fand sich hier nur eine Vielzahl an unpräzisen Aussagen[60]. Im Laufe der Recherche habe ich zahlreiche Auflagen und Ausgaben von *Guten Morgen, du Schöne* eingesehen und stichprobenartig miteinander verglichen – nicht zuletzt, um verifizieren zu können, dass bis zum Ende der DDR in Westdeutschland gekürzte Ausgaben erschienen. Alle Ausgaben und Auflagen, die ich dafür verwendet habe, sind nach Verlagen geordnet im Literaturverzeichnis aufgelistet. Was den Prolog von Christa Wolf betrifft: Er wurde vom Buchverlag Der Morgen mit der „5. erw. Auflage" von 1982 in den Band aufgenommen. (Die danach folgenden Auflagen tragen den Hinweis auf die Erweiterung nicht mehr).

[56] Zurmühl 2001, S. 279.

[57] Vgl. dazu auch Harbord 1991, S. 160. Wander habe sich durch das Marketing des westlichen Feminismus „offensichtlich gestört" (ebd.) gefühlt, interpretiert Harbord Wanders Wunsch nach einer alternativen Autorin für ihr Vorwort, was die Wissenschaftlerin u. a. auf die offizielle Gleichberechtigungspropaganda der DDR, die Geschlossenheit des dortigen Kommunikationsraumes, vor allem aber auch auf die freiwillige ‚Selbstintegration' der Autorin in den ideellen Überbau der DDR zurückführt (vgl. ebd., S. 160 ff.).

[58] Z. B. die erste und dritte hier vorliegende Auflage von *Guten Morgen, du Schöne* in der Luchterhand-Ausgabe.

[59] Vgl. Zurmühl 2001, S. 279; Gillett/Köhler 2000, S. 153; Haux 2006, S. 3.

[60] Vgl. u. a. Haux 2006, S. 3; Harbord 1991, S. 160; Schelbitzki Pickle 1981, S. 228.

Erinnerungstheoretisch gesehen ist *Guten Morgen, du Schöne* auf ein Vorwort angewiesen, damit die protokollierten Aussagen glaubwürdig erscheinen. Ob Christa Wolf aber tatsächlich ‚Sprachrohr' der interviewten Frauen oder bloß Sprecherin ihrer selbst geworden ist, ist in der Forschungsliteratur umstritten. Schelbitzki Pickle und Harbord sehen wesentliche formale und thematische Übereinstimmungen zwischen dem Protokollband und den bis dahin von Wolf erschienenen Werken[61]. Allein durch den Ton der Protokolle fühlt sich Schelbitzki Pickle an den Erzählstil Wolfs erinnert. Nichtautoritäre Erzählsituation, innere Dialoge und mindestens zwei, wenn nicht mehrere narrative Perspektiven seien für Wolfs Werk ebenso typisch wie für Wanders Protokolle[62]. Die Lesenden würden aufgefordert, persönlich zu partizipieren, sich selbst hinzuzufügen, wie es Wolf gleich im ersten, populär gewordenen Satz ihres Vorwortes formuliert[63].

Indirekt erwehre sich die Schriftstellerin mit dem Begriff der ‚rückhaltlosen Subjektivität' auch des eigenen Subjektivismusvorwurfes, so Schelbitzki Pickle weiter. Wolf verteidigt mit den Protokollen einen neuen Realismus, „namely, a concept of realism which does not exclude the subjective interaction of the self with the text"[64]. Gillett/Köhler sehen inhaltliche Übereinstimmungen demgegenüber vor allem innerhalb des Werkes von Christa Wolf selbst. Mehr noch, durch ihre vielbeachtete Bemerkung („celebrated notion"[65]) von der ‚rückhaltlosen Subjektivität' habe Wolf den Protokollband dezidiert abgegrenzt von den eigenen Arbeiten und ein diametral entgegengesetztes Konzept entworfen.

Das Konzept der ‚subjektiven Authentizität' ist auf Professionalität gegründet, beschäftigt sich mit Fragen der literarischen Form, mit den Möglichkeiten des Sprechens, der Dialogizität und der mimetischen Darstellung. Mit ‚subjektiver Authentizität' verbindet Wolf hingegen vor allem den soziologischen „**Einzelfall, der für sich selber spricht, nicht bewertet oder kommentiert sein will**" (B, 56), höchstens den „unwiederholbare[n] Einzelfall mit hohem Verallgemeinerungswert" (B, 57) und allenfalls soziale, vor allem aber verschiedene private Individuen[66].

Wolf stellt also der eigenen ‚Dimension des Autors' eine Arbeitsweise gegenüber, in der die Schreibende, Maxie Wander, sich „ungezwungener, auch geselliger bewegen kann als in den Strukturen von Roman und Drama" (B, 57). Ob die implizite Abwertung der Schreibmethode Wanders tatsächlich auf die zugegebenermaßen nicht unerheblichen Kürzungen im Vorwort zurückzuführen sind, wie Gillett/Köhler behaupten, oder nicht vielleicht doch wörtlich zu nehmen ist, wird in Kapitel 4.2.5 diskutiert. Zum besonderen Diskussionsgegenstand werden die Kürzungen aber auch hier nicht werden, das sei an dieser Stelle bereits vermerkt. Denn wesentlicher als die Kürzungen erachte ich die Tatsache, dass ein Prätext überhaupt in der Lage ist, eine derartige Publizität bei der professionellen Leserschaft zu evozieren – und zwar in Ost und West.

Zentral für die Rezeption von *Guten Morgen, du Schöne* war, welche zeithistorischen Diskurse Wolf mit ihrem Vorwort berührte. Im Osten Deutschlands waren das

[61] Vgl. Schelbitzki Pickle 1981, S. 217 ff.; Harbord 1991, S. 164.
[62] Vgl. Schelbitzki Pickle 1981, S. 223.
[63] Vgl. ebd.; B, 53.
[64] Schelbitzki Pickle 1981, S. 217.
[65] Gillett/Köhler 2000, S. 154.
[66] Vgl. ebd.

vor allem Forderungen nach ‚Wahrhaftigkeit' und Diversität statt Verlautbarungen und Uniformismus; im Westen Deutschlands traf Wolf bewusst oder unbewusst mitten ins Zentrum feministischer Diskurse – über die DDR und die eigene kognitive Selbstverständigung. Das bedeutet nicht, dass *Guten Morgen, du Schöne* in der DDR nicht feministisch gelesen wurde oder keine feministischen Aussagen enthielt[67]. Ich behaupte jedoch, dass die im Protokollband verhandelten feministischen Diskurse zum einen vielfach anachronistisch sind und zum anderen in erster Linie auf eine allgemeine „Wortunmächtigkeit"[68]der Bürger/innen der DDR verweisen, als auf das ‚verschwiegene Geschlecht'. Unabhängig davon wurde Wolfs Vorwort zum Wegweiser und zur Interpretationsgrundlage des Protokollbandes, übernahm eine Vielzahl vor allem auch westlicher Wissenschaftler/innen Wolfs „grundlegende Gedanken" zur „Emanzipation in der DDR"[69], wie es beispielsweise im KLG online heißt.

4.1.1 Mit dem „ganzen Körper begreifen" – Fragen der Emanzipation

Zwischen den Diskursen in den *Frauen von ORWO* und denen in *Guten Morgen, du Schöne* besteht ein gewichtiger Unterschied. Dominierten bei ersteren Fragen der Gleichberechtigung und Gleichstellung durch Erwerbsarbeit, so konzentrieren sich die Diskurse jetzt auf Fragen der Selbsterkenntnis, Selbstverwirklichung und Selbstbefreiung, sprich auf Fragen der individuellen Emanzipation. Aber ähnlich wie die Nachwendenarration von den DDR-Frauen, die es bald nicht mehr geben wird, so bindet auch Christa Wolf viele Stimmen, die in den DDR-Frauen Pionierinnen der Frauenbefreiung sehen. Und dies geschieht ungeachtet kritischerer Meinungen, die wie Hildebrandt bereits in den 1980er Jahren davor warnten, in der Literatur der DDR thematisierte Erfahrungs- und Lebenswelten unhinterfragt zu adaptieren und damit Unterschiede zwischen den Gesellschaftssystemen zu nivellieren[70].

Inzwischen werden zwar moderatere Töne angeschlagen, Haux spricht beispielsweise von einer ‚eigenständigen' emanzipatorischen Entwicklung in der DDR. In den 1970er und 1980er Jahren galten DDR-Frauen hingegen noch vielfach als *Avantgarde*. Wolfs Vorwort gab dieser Anschauung Nahrung. Die BRD-Autorin Angelika Mechtel ist beispielsweise der Meinung, dass Frauen der DDR den westdeutschen Frauen „in einem wichtigen Schritt voraus" sind. Während im Westen noch kollektive Forderungen gestellt würden nach institutioneller Gleichberechtigung, müssten Frauen in der DDR nicht mehr um ihre Rechte kämpfen und hätten bereits beginnen können, „individuell nach sich selbst zu fragen"[71]. Zur Untermauerung dessen zitiert die Autorin aus dem

[67] Von einer „unerschrockene[n] Selbstfindung der Frau außerhalb traditioneller Rollen und Funktionsmuster" spricht beispielsweise Hametner (vgl. Hametner 1988, S. 145) in seiner Rezension und auch Dölling dient *Guten Morgen, du Schöne* als literarisches Beispiel, um über die Wirksamkeit traditioneller Geschlechterrollen in der DDR-Gesellschaft nachzudenken (vgl. Dölling 1980, S. 60 f.).

[68] Püschel 1987, S. 78.

[69] Haux 2006, S. 3.

[70] Vgl. Hildebrandt 1984, S. 151.

[71] Mechtel 1978, S. 49.

Vorwort von Christa Wolf: „Was sie erreicht haben und selbstverständlich nutzen, reicht ihnen nicht mehr aus. Nicht mehr, was sie haben, fragen sie zuerst, sondern: Wer sie sind“[72].

Auch Lennox gibt sich progressiv. „*Alle*“ von Wander interviewten Frauen zeigten sich „bemerkenswert enthusiastisch über die Errungenschaften des DDR-Sozialismus und seine Auswirkungen“[73] – eine Behauptung, die in den Kapiteln 4.2.2 und 4.4.1 dezidiert widerlegt wird. Die Frauen seien in der Mehrzahl von der objektiven Geschlechtergleichheit überzeugt und gäben ein Zeugnis persönlicher Stärke und Unabhängigkeit. „Nichtsdestoweniger“ sei „in vielen dieser Interviews ein Unterton von melancholischer Unzufriedenheit zu entdecken: die gewaltigen Erfolge der DDR-Gesellschaft haben die Frauen nicht glücklich machen können“[74], was auch Lennox mit der idiomatischen Wendung des *Sich-Konflikte-leisten-Könnens* erklärt (vgl. Kap. 3.3). Sie fährt fort: „Gerade die Unglücklichkeit [sic] und Unzufriedenheit dieser Frauen, ihre Sehnsucht nach mehr, als ihnen der Sozialismus der DDR zu bieten vermag, begreift Christa Wolf als eine utopische Note“[75]. Und auch Lennox zitiert aus dem Vorwort: „Fast jedes der Gespräche weist durch Sehnsucht, Forderung, Lebensanspruch über sich hinaus, und gemeinsam […] geben sie ein Vorgefühl von einer Gemeinschaft, deren Gesetze Anteilnahme, Selbstachtung, Vertrauen und Freundlichkeit wären“[76].

Hier werden zwei Interpretationsangebote adaptiert, die nicht nur das gesamte Vorwort von Wolf dominieren, sondern als typisch für die Axiomatik in den öffentlichen Darstellungen zur Stellung der Frau in der DDR anzusehen ist. Dabei handelt es sich zum einen um das Idiom des *Sich-Konflikte-leisten-Könnens* und zum anderen um das Theorem von den *Siegerinnen der Geschichte*, das in nahezu jeder Abhandlung über Frauen in der DDR (vgl. dazu Kap. 3.3.4) und folglich auch in den Rezensionen und Rezeptionen von Wanders Protokollband zu finden ist. Die Schriftstellerin Irmtraud Morgner sieht sich beispielsweise durch Maxie Wander mit „erstaunliche[n] Nachrichten von der Menschwerdung“ und mit „bedeutende[n] Persönlichkeiten“ beschenkt: „Der Sozialismus hat diese Frauen aus der Nivellierung, die Unterdrückung herstellt, entlassen und ihnen eine Chance gegeben, ihre Charaktere auszubilden und eigenartige Gedanken. Eigenständige, unersetzbare; unverwechselbar aus sozialistischer Existenzform gewachsen“[77].

Und auch in Döllings Aufsatz *Zur kulturtheoretischen Analyse von Geschlechterbeziehungen* (1980), der Wanders Protokollband eher als Aufhänger dient, auf die Bedeutung feministischer Fragestellungen überhaupt aufmerksam zu machen, findet sich der Verweis auf die emanzipatorischen Errungenschaften der DDR:

> Allen diesen Frauen ist gemeinsam, daß ihre Entwicklung durch die Gleichstellung von Mann und Frau im Arbeitsprozeß und im öffentlichen Leben, durch Berufstätigkeit und damit verbundene soziale Anerkennung, durch neue Beziehungen zum Partner und zu den

[72] Ebd.; B, 60.
[73] Lennox 1983, S. 232 f. Hervorh. v. der Verf.
[74] Ebd., S. 233.
[75] Ebd., S. 234.
[76] Ebd.; i. Orig. B, 53.
[77] Morgner 1979, S. 68.

> Kindern, durch Freiheit der Entscheidung über die Anzahl der Kinder wesentlich geprägt wurde.[78]

In Forschungsarbeiten, die nach 1989 entstanden, wird häufiger auf die zensurbedingten Grenzen literarischen Schaffens in der DDR hingewiesen, so etwa durch Harbord oder Gillett/Köhler. Auch wenn es der Literatur in einigen Fällen möglich war, den Eisernen Vorhang (in beide Richtungen) zu überwinden, dieser Austausch sei anfällig gewesen für Missverständnisse. Zu unterschiedlich waren die Bedingungen der Literaturproduktion und -distribution in beiden deutschen Staaten[79]. Auch Harbord merkt an, dass zum Beispiel Historisierungen in den Darstellungen zur Stellung der Frauen im Staatssozialismus notwendig waren, um überhaupt publiziert werden zu können[80]. Gleichzeitig kann nicht behauptet werden, dass das Theorem von den Siegerinnen der Geschichte allein axiomatisch verwendet wurde und Morgner und Dölling nicht auch von dessen Richtigkeit überzeugt waren. Erkenntnisleitend ist in diesem Kapitel aber nicht die Frage der Autorinnenintention, sondern die Frage, welche Antworten die Protokolle auf die entsprechenden Deutungsmuster geben. Denn auch Wander hat den Topos von den Siegerinnen der Geschichte in ihr Vorwort aufgenommen (vgl. Kap. 3.3) und bei Wolf heißt es wie folgt dazu:

> Unsere Verhältnisse haben es Frauen ermöglicht, ein Selbstbewußtsein zu entwickeln, das nicht zugleich Wille zum Herrschen, zum Dominieren, zum Unterwerfen bedeutet, sondern Fähigkeit zur Kooperation. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte definieren sie – ein enormer Fortschritt – ihr Anderssein; zum erstenmal [sic] entfalten sie nicht nur schöpferische Phantasie: Sie haben auch jenen nüchternen Blick entwickelt, den Männer für eine typisch männliche Eigenschaft hielten. (B, 61 f.)

Bei Wolf mündet das Idiom von den Siegerinnen der Geschichte nicht nur in der Formel des Sich-Konflikte-leisten-Könnens, sondern in einer, für die Autorin typischen, gynokritischen Differenzierung zwischen dem rationalistischen, a-moralischen männlichen Prinzip und dem ‚guten' menschlichen, weiblichen Prinzip. Dass die Frau das friedfertigere Wesen und dadurch essentiell vom Mann zu unterscheiden sei, ist inzwischen längst widerlegt. Gleichwohl fand die hier zitierte Passage unter der feministischen Leserschaft breiten Widerhall. Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der Protokolle differenzfeministische Ansätze im Westen hochaktuell waren und sich feministische literaturwissenschaftliche Forschung beispielsweise mit Elaine Showalters *A Literature of Their Own* (1977) dem weiblichen Kanon und spezifisch weiblichen Ausdrucksweisen oder, wie die französischen Wissenschaftlerinnen, der écriture féminine zuwendeten[81]. Wer *Guten Morgen, du Schöne* indessen aufmerksam liest, wird bemerken, dass Wolfs oben zitierte Auffassung durch die Protokolle selbst und an dieser Stelle namentlich durch die 30-jährige Unterstufenlehrerin Doris konterkariert wird:

[78] Dölling 1980, S. 60.
[79] Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 139 f.
[80] Vgl. Harbord 1991, S. 166 f.
[81] Vgl. Kap. 3.2.4; Beinroth/Feldmann/Schülting 2004a, S. 60.

> Ich glaube, eine Frau, die sich ihre Position erkämpft hat, die hilft schon mit, daß der Mann ein bisschen gedrückt wird und seine Rolle nicht mehr so ausüben kann wie mal im Bürgertum. Das bringt die Männer in Konflikte, klar. Neu ist die Situation auch für uns Frauen, aber wir sind stärker und ehrgeiziger, wir haben nachzuholen. Da kann man nicht so viel Rücksichten nehmen. Wenn man die Prüfung in der Ehe bestanden hat und die eigene Meinung verteidigen kann, dann gewinnt man natürlich auch Standfestigkeit im Beruf. Dann empfindet man die Männer in manchen Momenten als ein Nichts. […] Die meisten Männer sind doch verheiratet, ich weiß ungefähr, wie die Gedanken ablaufen hinter solchen Stirnen, ich hab ihnen dann was voraus und kann kontern. Ich fühle mich natürlich sehr wohl, wenn ich auch in beruflichen Dingen den Mann besiegt habe (GM, 48).

Weniger jovial und auch nicht kontemplativ wie Wolf, sondern nüchtern äußert sich die 34-jährige Rosi zum Thema Dominanz in der Partnerschaft: „Was heißt Überlegenheit? Ich führe ja nicht gerade ein feines Leben durch meine sogenannte Überlegenheit. Ich bade doch alles alleine aus, Elternbeirat, Gewerkschaft, betreue die Alten im Haus, erledige die Wege zu den Ämtern. Es ist nicht die Arbeit, die einen schafft, es ist die Verantwortung, die man alleine tragen muß“ (GM, 29).

Steffi, die einzige Hausfrau im Band, setzt sich demgegenüber nicht mit Themen wie Kooperationsbereitschaft und Dominanz auseinander. Sie konterkariert Wolfs Auffassung auf andere Weise. Schwärmerisch heißt es im Protokoll: „Weißt du, was mir vorschwebt? Die Ehe von Karl Marx. Wenn du diese Liebesbriefe liest, die sind herrlich. […] Diese Erfüllung zweier zueinander ist zauberhaft. Da kann ich mir durchaus vorstellen, daß die Jenny für den Marx alles war“ (GM, 179). Auch Lenins Augen wecken Steffis Begeisterung: „Hast du dir schon einmal Lenins Augen angesehen? Manchmal siehst du ältere Herren, die haben so was in den Augen, was Gütiges, Abgeklärtes, was Väterliches, richtig“ (185). Und bezüglich der eigenen Emanzipation behauptet Steffi von sich „ganz klar, ich bin *keine* emanzipierte Frau! Ich will überhaupt nicht gleichberechtigt sein, ich will meine Vorrechte als Frau auskosten“ (GM, 181; Hervorh. im Orig.). Außerdem möchte sie sich ganz und gar ihrem Sohn widmen (vgl. GM, 176) und mit der Trennung vom Ehemann noch warten, bis der Sohn „aus der Lehre ist, das würde ihn sonst zu sehr mitnehmen“ (GM, 177).

Von einem ‚nüchternen Blick‘ ist Steffi auch im übrigen Protokoll weit entfernt. Ist sie deshalb die Antipodin des bisher Gesagten und Beispiel individueller Regression, die eintritt, wenn sich Frauen den ‚neuen Verhältnissen‘ entziehen und nicht berufstätig sind? Oder zeugt auch Steffis Protokoll von weiblichem Selbstvertrauen und „einer historischen Situation“ (B, 55), wie Wolf in ihrem Vorwort erklärt? Eine Meinung, die im Übrigen viele westliche Wissenschaftlerinnen übernommen haben. Hilzinger ist beispielsweise mit Blick auf den Protokollband und die DDR der Meinung, „daß gerade Frauen – indem sie zu ihren traditionell weiblichen in beträchtlichem Umfang auch traditionell männliche Sozialisationseigenschaften dazugelernt haben – sich dem Ideal der allseitig entwickelten Persönlichkeit weitgehend angenähert haben“[82].

Und auch Hildebrandt erliegt letztendlich der eigenen Warnung. Ihrer Meinung nach ist die „materielle Grundlage der Emanzipation“ in der DDR geschaffen worden, sodass die Frauen in *Guten Morgen, du Schöne* auf dieser Basis nun nach ‚neuen Mustern‘ und

[82] Hilzinger 1985, S. 193.

„eigene[n] Wertvorstellungen“ suchen. „Dieser Prozess beinhaltet zwangsläufig zunächst vor allem Verluste und Unsicherheit“[83], wie Hildebrandt mit Blick auf Widersprüche in den Protokollen resümiert und oben genannte Textstelle aus Wolfs Vorwort als Beleg dessen zitiert: „Hoffentlich erkennen wir, wie wichtig die Sensibilität von Frauen für solche Widersprüche uns allen sein muß. Unsere Verhältnisse haben es Frauen ermöglicht […]“ (B, 61).

Schelbitzki Pickle bezieht sich demgegenüber nicht auf das Vorwort, sondern auf eine Stelle in Christa Wolfs Interview mit Hans Kaufmann, in welchem Wolf, wie sie selbst sagt, „leicht die Galle überläuft, eben weil der radikale Ansatz, von dem wir ausgegangen sind (‚Befreiung der Frau‘), steckenzubleiben droht in der Selbstzufriedenheit über eine Vorstufe, die wir erklommen haben und von der aus neue radikale Fragestellungen uns weiterbringen müßten“. Eine solch radikale Frage ist für Wolf, ob es überhaupt erstrebenswert ist, dasselbe tun zu dürfen und dieselben Rechte zu haben wie Männer, „wo doch die Männer es so sehr nötig hätten, selbst emanzipiert zu werden“[84].

Schelbitzki Pickle greift diese, für den westdeutschen Feminismus durchaus provokante These nicht auf, sondern abstrahiert vom vorhandenen Deutungsangebot und sieht in *Guten Morgen, du Schöne* einen Hinweis darauf, was Wolf mit den neuen radikalen Fragestellungen gemeint haben könnte. Diese ergäben sich aus den Konflikten zwischen den neuen Möglichkeiten, die die Gesellschaft den Frauen in der DDR zur Verfügung gestellt habe und den traditionellen Rollenerwartungen in einer nach wie vor grundlegend patriarchalischen Gesellschaft[85]. Neu und radikal nehmen sich die von Schelbitzki Pickle zusammengetragenen Textstellen, die dies belegen sollen, hingegen nicht aus: Frauen sind nach wie vor allein für den Haushalt und die Kindererziehung zuständig, selbst junge Männer und Frauen halten noch an traditionellen Rollenauffassungen fest, Frauen müssen attraktiv sein und müssen mehr leisten, um beruflich erfolgreich zu sein[86].

Obwohl die Ähnlichkeiten der Probleme zwischen Ost und West aus heutiger Sicht offensichtlich sind, konzentrierten sich viele westliche Wissenschaftlerinnen vor allem auf Wolfs Avantgardethesen. Vielzitiert wird beispielsweise Erika, die 41-jährige Dramaturgieassistentin: „Vielleicht ist das Emanzipation, daß Dinge, die früher zu Katastrophen geführt haben, heute kein Problem mehr sind. Daß eine Frau sagen kann: Wenn du nicht mitmachst, dann mach ich das alleine. Obwohl das nicht einfach ist“ (B, 59), heißt es bei Wolf im Vorwort und desgleichen beispielsweise bei Lennox[87]. Lennox ist diese Textstelle Beleg für die persönliche Stärke und Unabhängigkeit der interviewten Frauen, Wolf dient sie als Beispiel dafür, wie unterschiedlich „ältere und junge Frauen“ (B, 59) auf die neue historische Situation reagieren (vgl. ebd.). In beiden Fällen wurde die Textstelle jedoch aus ihrem kontextuellen Zusammenhang gerissen. Hier heißt es:

> Aber ich weiß nicht, was das ist, eine emanzipierte Frau. Wir haben uns den »Faust« angesehen und entdeckt, daß die Gretchen-Geschichte uns nicht mehr berührt. Vielleicht ist

[83] Hildebrandt 1984, S. 156.
[84] Wolf 1980, S. 93.
[85] Vgl. Schelbitzki Pickle 1981, S. 218.
[86] Vgl. ebd., S. 218 f.
[87] Vgl. Lennox 1983, S. 233.

> das Emanzipation, daß Dinge, die früher zu Katastrophen geführt haben, heute kein Problem mehr sind. Daß eine Frau sagen kann: Wenn du nicht mitmachst, dann mach ich das alleine. Obwohl das nicht einfach ist. Mein Sohn wächst mir über den Kopf, und manchmal könnte ich ihn zusammenschlagen, so hilflos bin ich. (GM, 186)

Wolf interpretiert den Kern der Passage folgendermaßen: Die Grundlage der Gleichberechtigung ist geschaffen, gesellschaftliche Widersprüche sind weitestgehend gelöst und treten „jetzt in der subtileren Form des persönlichen Konflikts" (B, 58) an die Frauen heran. Da die Konflikte neu sind, stünden den Frauen auch keine Vorbilder, kein Rollenverhalten zu Verfügung, worauf sie zurückgreifen könnten. Die Frauen betreten Neuland, sind Avantgarde. Sie stünden nun „vor einer Vielfalt von Möglichkeiten, auch von möglichen Irrtümern und Risiken" (B, 59).

Wolfs philosophisch-feministisches Konstrukt wird durch den kontextuellen Bezug schonungslos auf den Boden lebensweltlicher Sinnzusammenhänge gestellt. Erika fühlt sich von der Gretchen-Geschichte zwar nicht berührt. Im übertragenen Sinn mündet ihre Emanzipation aber in einer neuen Gretchen-Geschichte, die zwar nicht mehr von Todsünden handelt, wohl aber von ‚brutaler' Hilflosigkeit: „Mein Sohn wächst mir über den Kopf, und manchmal könnte ich ihn zusammenschlagen, so hilflos bin ich" (GM, 186). Von einer neuen Beziehung zum Kind, die sich laut Dölling durch die Berufstätigkeit der Frau und die damit verbundene soziale Anerkennung eingestellt hat (s. o.), kann an dieser Stelle keine Rede mehr sein.

Insgesamt erinnert die Sequenz zum einen an den in Kapitel 3.3.3 diskutierten Zusammenhang von mütterlicher Überforderung und der Vernachlässigung von Erziehungsfragen in der DDR. In der Gretchen-Geschichte finden sich zum anderen Analogien zu Döllings mediävalen Vergleich – einem rhetorischen Mittel der offiziellen Geschichtsdarstellung, mit welchem sowohl die Überlegenheit des Sozialismus als auch seine historische Notwendigkeit und die Zwangsläufigkeit seiner Entwicklung sinnfällig gemacht werden sollte (vgl. Kap. 3.3.4).

Interessant an der Negation der zeitgeschichtlichen Bedeutung der Gretchen-Geschichte durch Erika ist nicht, „daß Dinge, die früher zu Katastrophen geführt haben, heute kein Problem mehr sind" (s. o.). (Es ist davon auszugehen, dass der Gretchen-Stoff in Westdeutschland Ende der 1970er Jahre auch nicht mehr in vergleichbaren Katastrophen endete wie noch im 18. und 19. Jahrhundert – zumal die alte Bundesrepublik zu diesem Zeitpunkt und im Gegensatz zur DDR längst von einer Welle der sexuellen Befreiung erfasst worden war.) Interessant ist, dass in *Guten Morgen, du Schöne* und zum Teil auch von Erika selbst u. a. all jene Themen historisch adaptiert verhandelt werden, die durch die Gretchen-Figur zur Sprache kommen: Kindstötung, Unterdrückung der Sexualität und (Aber-)Glaube. Auch hier verweist die Negation eher auf sich selbst, anstatt von sich abzulenken und wird als Darstellung erkennbar.

Wolf hingegen fährt unmittelbar im Text fort, die Vorreiterinnenrolle der interviewten Frauen herauszustellen: „Obwohl es nicht einfach ist, fangen diese Frauen an, klassische Tragödienstoffe andersherum zu erzählen: »Er ist mir gleichberechtigt, weil ich ohne ihn ja auch leben könnte«" (B, 59), zitiert Wolf aus dem Protokoll der 34-jährigen Ärztin Katja. Mechtel dient dieselbe Textstelle als Beleg für die Vorreiterinnenrolle der DDR-Frauen. Sie hätten es in puncto Entwicklung des eigenen Selbstwertgefühls zu einer Absolutheit gebracht, die sich Frauen im Westen noch immer herbeiseh-

nen und die Schriftstellerin zitiert als Beleg: „Er ist mir gleichberechtigt, weil ich ohne ihn ja auch leben könnte“[88]. „Diese Frauen haben erkannt, daß die Gegenwart eines Mannes für die wirtschaftliche und emotionale Sicherheit einer Frau nicht länger erforderlich ist“[89], so lautet auch Lennox Fazit, die auf dieselbe Textstelle rekurriert. Im Kontext zitiert, erzählt Katja hingegen Folgendes:

> Seine Arbeit ist ihm aber das wichtigste geblieben. Deshalb habe ich nie das Gefühl, daß er zerbrechen würde, wenn ich ihn verlasse. Das ist beruhigend. Ich habe nicht die Verantwortung für ihn, wie für Marc. Er ist mir gleichberechtigt, weil ich ohne ihn ja auch leben könnte. Dazu ist man als Frau erst fähig, wenn man vorher etwas anderes kennengelernt hat. Verzichten und nicht wissen, worauf, das muß schlimm sein. (GM, 174 f.)

Das Andere, das Katja vorher kennengelernt hat, war ihre große Liebe mit Namen Marc; „**ich werde so eine Liebe auch nicht wieder finden**“ (GM, 169), erzählt Katja allerdings nur in der DDR-Ausgabe. Für Felix, auf den sich die oben zitierte Sequenz bezieht, empfindet Katja „ein bißchen mehr als Dankbarkeit“ (GM, 171). Katja kann ohne Felix leben, weil ihre Bindung an ihn so gering ist, weil sie ihn nicht liebt und sich für Felix nicht verantwortlich fühlt (vgl. GM, 170) und nicht wegen der emanzipatorischen Errungenschaften der DDR. Schließlich lebte Katja mit Marc in einer klassischen, auf Abhängigkeit gegründeten Beziehung (vgl. GM, 161), aus der sie sich mühsam und unter Anstrengungen gelöst hat.

Von dieser emanzipatorischen Leistung handelt das Protokoll, das allerdings weniger von neuen historischen Situationen, vom Selbstbewusstsein oder neuen Beziehun-

[88] Mechtel 1978, S. 49.

[89] Lennox 1983, S. 233; vgl. Weise 1988, S. 144. Weises Ausführungen werden an dieser Stelle unter Vorbehalt erwähnt, da sich die Autorin zumindest in dem Wander-Kapitel mit ihren Zitaten bzw. Wortidentitäten am Rande des Zulässigen bewegt. Fremde Gedanken werden von ihr ungekennzeichnet übernommen. Der Satz: „Diese Frauen haben erkannt, dass die Gegenwart eines Mannes für die wirtschaftliche und emotionale Sicherheit einer Frau nicht länger erforderlich ist“ (Weise 2003, S. 144) wird von Weise nicht zitiert, sondern erhält lediglich einen Verweis auf Lennox als Urheberin des vermeintlich umformulierten Gedankens. „Oft bezahlen die Frauen für ihre Unabhängigkeit mit Einsamkeit, Schmerz, zusätzlicher Arbeitslast oder mit schlechtem Gewissen“ (Weise 2003, S. 149) heißt es ebenfalls ohne Verweis auf die Urheberin, Christa Wolf. In *Berührung* steht: „Sie zahlen für ihre Unabhängigkeit mit einem schwer erträglichen Schmerz, oft mit Alleinsein, immer mit zusätzlicher Arbeitslast, meist mit schlechtem Gewissen gegenüber Mann, Kindern, Haushalt, Beruf, dem Staat als Über-Mann“ (B, 59). An anderer Stelle zieht Weise den Schluss: „Aus dem Dargestellten ergibt sich zugleich, dass das entwickelte Selbstbewusstsein der Frauen kein Wille zum Herrschen oder zum Dominieren ist, sondern das Bedürfnis, die Fähigkeit zur Kooperation“ (Weise 2003, S. 150). Im Original heißt es: „Unsere Verhältnisse haben es Frauen ermöglicht, ein Selbstbewußtsein zu entwickeln, das nicht zugleich Wille zum Herrschen, zum Dominieren, zum Unterwerfen bedeutet, sondern Fähigkeit zur Kooperation“ (B, 61). In einer weiteren Textstelle übernimmt Weise die Gedanken von Ilse Nagelschmidt beinahe wortwörtlich. Nagelschmidt schreibt: „Und immer wieder kommen die Ausbrüche; das Schreiben gegen Identitätsverlust, gegen ein Scheindasein und die Entpersönlichung“ (Nagelschmidt 1997, S. 43). Bei Weise heißt es: „Es sind Ausbrüche gegen Identitätsverlust, gegen ein Scheindasein und die Entpersönlichung“ (Weise 2003, S. 161).

gen zwischen den Partnern erzählt, als vielmehr von allzu Menschlichem. Auf ‚Umwegen‘ und über den Versuch den anderen zu manipulieren (vgl. GM, 161), über klammernde Eifersucht, den physischen und psychischen Zusammenbruch, bis zum Verrat und zur Selbstverleugnung kann sich Katja schließlich doch damit abfinden, dass sich Marc von ihr getrennt hat (vgl. GM, 159 ff.). Sie beendet ihr Studium, wird Ärztin und lebt mit Felix und der Tochter Anne zusammen.

Katja hat sich Felix zum Lebensgefährten gewählt, weil er im Gegensatz zu Marc zielstrebig ist, weil Katja Marc provozieren wollte (vgl. GM, 170), weil sie doch „eine Menge zusammen erreicht haben, nicht nur Äußerliches wie diese schöne Wohnung“ und weil sich Felix auf Katja und ihre Tochter „einstellen konnte“ (GM, 174). „Seine Arbeit ist ihm aber das wichtigste geblieben“ – beschließt Katja die Narration. Hildebrandt versucht dieses resignative Ende positiv zu wenden. Katja habe „einen Grad der Zufriedenheit in Beruf und Privatleben erlangt, der zwar Glück ausschließt, demgegenüber jedoch Grundlage für ein ausgeglichenes Leben bilden kann“[90].

Verbitterte Emotionen, Resignation und Duldsamkeit sind der Wissenschaftlerin zufolge Begleiterscheinungen, die sich im Band insbesondere bei den Frauen zwischen 30 und 45 Jahren zeigen, wofür Hildebrandt aber folgende Erklärung findet: Statt für Veränderungen im eigenen Leben, hätten sich die Frauen für den erreichten Status quo und damit für eine gesicherte Existenz und für Harmonie in ihrem Leben entschieden, „die ihnen die Berufsausübung und ein geregeltes Familienleben geben“[91]. Nüchtern nimmt sich dagegen ein Blick in Katjas Protokoll aus:

> Ich habe härter gearbeitet als ein Mann, um mich durchzusetzen. Ohne Felix wäre das nicht möglich gewesen. Trotzdem zweifle ich manchmal, ob das alles richtig war, weil ich merke, wie ich einerseits was gewonnen habe, weil ich den Spießrutenlauf mit seiner Hilfe durchgestanden habe, daß mich das Ganze aber zuviel [sic] gekostet hat an eigener Substanz. Und daß dieser Weg, den ich mit Felix gewählt habe, das weiterführen wird. Es ist mehr eine geistige Bindung, ich finde wenig Erholung in ihr. Mein Leben ist eigentlich immer schwerer geworden.“ (GM, 174.)

Gleichberechtigung bedeutet für Katja Verzicht auf Liebe und ein Leben, das „immer schwerer“ wird, nicht Harmonie oder eine gesicherte Existenz. Letzteres wird erst in der Transition und mit dem Zusammenbruch und Ausverkauf der DDR-Wirtschaft von signifikanter Bedeutung. Trotz Berufstätigkeit haben sich bei Katja keine neuen Beziehungsmuster zwischen den Partnern eingestellt. Wie Katja und Erika, so entziehen sich auch die übrigen Protokolle einer diesbezüglich vereinheitlichenden, westlich-feministischen Vereinnahmung.

Traditionelle Einstellungen, Kritik am Althergebrachten und Reminiszenzen an offizielle Geschichts- und Geschlechtsrollenbilder existieren nicht selten nebeneinander – und zwar nicht nur zwischen den einzelnen Interviews, sondern auch innerhalb ein und desselben Protokolls, wie beispielsweise bei Doris. Sie genießt es zwar, Männer in beruflichen Fragen besiegen zu können, welche Siege Doris genau errungen hat, bleibt im Protokoll jedoch offen. Zunächst findet sich kein unmittelbarer kontextueller Bezug für

[90] Hildebrandt 1984, S. 154.
[91] Ebd.

ihre Überlegenheit, was vermutlich auch nicht verwunderlich ist, arbeitet Doris doch in (zumindest zeitgeschichtlich) frauentypischen Berufen – zunächst als Pionierleiterin und später als Unterstufenlehrerin. Die dem Zitat vorausgehende Narration verbindet Neues und Traditionelles, nämlich dass eine Frau „heute selbst ihren Mann stehn" kann und trotzdem „umschwärmt und im Mittelpunkt" (GM, 48) bleibt. In der nachfolgenden Erzählung werden Traditionslinien benannt: Frauen müssen stärker als Männer auf ihr Äußeres achten, um im Beruf „was darstellen" zu können und „anerkannt zu werden" (GM, 48).

„Ich meine, in der Schule stellt man was dar, da muß man eben ab und zu kommandieren" (GM, 41), ist der einzige Hinweis auf Doris' Überlegenheit – ein Gedanke, der im Text aber nicht weiter ausgeführt wird. In der Partnerschaft ist das Kommandieren jedoch kein Gewinn, sondern eine „schlechte Charaktereigenschaft", die Katja „oft nicht abstellen kann". Der Sohn hat sich darauf eingestellt. Aber Werner, der Ehemann, will „irgendwie doch Mann sein" (GM, 41). Und an dieser Stelle werden Beziehungsmuster befragt:

> Eigentlich spreche immer ich, und er sagt ja oder: Ach hör auf, du willst immer recht haben. Und damit ist die Auseinandersetzung gelaufen. Es geht mir wie manchem Arbeiter, der seinen Verbesserungsvorschlag macht, und der Chef hat nie Zeit. Dann sagt man sich: Du kannst mich mal. So ists bei uns. Wir haben uns lieb, keiner hat die Absicht, sich scheiden zu lassen. Aber: Laßsiedochplappern, laßdochallessoweiterlaufen! (GM, 41)

Angesichts der Vielschichtigkeit und Mehrdeutigkeit in den Protokollen spricht Harbord auch von „*fragmentierten Subjekten*"[92] und damit einhergehend, von einer eher modernen denn sozialistisch-realistischen Ästhetik der Texte. Anders als die bislang genannten Wissenschaftlerinnen, deutet Harbord die Widersprüche in den Protokollen nicht um, sondern sieht in deren Existenz eine besondere Leistung des Bandes[93]. Harbord zufolge wird durch die Widersprüchlichkeit und teilweise innere Zerrissenheit der erzählenden Frauen, das in der DDR dominierende Frauenbild in Frage gestellt. Wander macht auf die Folgen des „orthodoxen Sozialismus"[94] aufmerksam. Wie in der Einleitung zu diesem Kapitel bereits erwähnt, erachtet Harbord Ruth als diesbezüglich ‚herausragendes' Beispiel: „Ruth cannot reconcile her perception of the realities of her life with her perception of the ideals of femininity in her society"[95].

Die Figur, deren Leben voll von Konflikten ist und permanente Angriffsflächen für Ängstlichkeit und Selbstzweifel bietet[96], wird von Wolf wie folgt ebenfalls in das Vorwort eingewoben. Ihre radikale Fragestellung aus dem Interview mit Hans Kaufmann formuliert die Schriftstellerin auch in *Berührung*. Demnach können Frauen den Männern helfen „jenen Unterordnungs- und Leistungszwang wahrzunehmen, der vielen von ihnen, historisch bedingt, zur zweiten, verbissenen Natur geworden ist. Erst dann werden die Männer ihre Frauen wirklich erkennen wollen. »Ich habe noch keinen gekannt,

92 Harbord 1991, S. 157.
93 Vgl. ebd.
94 Ebd., S. 166.
95 Ebd., S. 157.
96 Vgl. ebd.

der dahinterkommen wollte, wie ich wirklich bin und warum ich so bin«" (B, 60; GM, 69.), lautet der von Ruth entliehene Gedanke.

Schelbitzki Pickle greift diesen Aphorismus auf: „To a large extend, the women in *Guten Morgen, du Schöne* […] criticize men's excessive rationalism, their selfishness, and their refusal to treat woman as equal human beings, particularly when this manifests itself in men's unwillingness to really know women"[97]. Und sie zitiert dasselbe Textbeispiel aus Ruths Protokoll. Weise stellt das Bild vom Erkennen ebenfalls in einen patriarchatskritischen Zusammenhang. Die Partnerbeziehungen in den Protokollen würden oft zerbrechen, „weil die Männer den an sie gestellten Forderungen nicht nachkommen können oder wollen, weil sie ihre Frauen nicht »*erkennen*«"[98].

Durch letztere Adaptionen ist das Zitat nun aber zum zweiten Mal aus seinem Zusammenhang gerissen worden, hat doch bereits Wolf mit Ruths Gedanken eine neue Bedeutungsebene konstruiert. Ruth bewegt sich auch in puncto Partnerschaft zwischen extremen Polen. Einerseits sehnt sie sich nach Liebe, einem festen Partner und Vater für ihren Sohn, schwärmt für den eigenen Vater und ‚erfindet' sich durch ihn ein Männerbild, das überhöhte „Maßstäbe" (GM, 70) setzt: „**Mein Vater ist zu gut für diese Welt**" (GM, 69; ausführlicher dazu vgl. Kap. 4.3.3). Andererseits „ekelt" sich Ruth „vor den Männern" und hat doch gleichzeitig keinerlei „Hemmungen" mehr: „**In diesem Sommer habe ich fünf Männer gehabt. Mit keinem länger als drei Tage.** Seelisch bin ich eigentlich reif für den Strich" (GM, 73). In diesen Kontext ist auch die folgende, von Wolf adaptierte Sequenz einzuordnen:

> Ich habe nur einmal einen Mann getroffen, der hat so einen Geruch gehabt wie mein Vater, und bei dem habe ich mich ganz irre verhalten. Der hat natürlich gar nicht herausfinden wollen, was mit mir los ist, der ist einfach nicht wiedergekommen. Man muß Männern **wirklich** immer was vorspielen, sonst verschreckt man sie. Ich habe noch keinen gekannt, der dahinterkommen wollte, wie ich wirklich bin und warum ich so bin. Die haben alle was Bestimmtes mit mir vorgehabt. (GM, 68 f.)

Wenn Ruth einen Mann kennenlernt, denkt sie sofort an Sex (vgl. GM, 73). Im Gegensatz zu Wolf gibt sie aber nicht den Männern die Schuld, „darüber bin ich hinaus. […] Das sind so unterschiedliche Typen, und die fliegen alle so auf mich, weil ich selber noch nichts bin. Sie können ja alles in mich hineinsehen, und ich stelle mich auf jeden ein" (GM, 77).

Am liebsten sind Ruth die verheirateten Männer, weil sie nicht gleich an eine Beziehung denken. „Sobald einer an Bindung oder so was Komisches denkt, […] da schick ich den weg!" (GM, 73). Gleichzeitig sehnt sich Ruth aber nach der Nähe, die sie ablehnt und mag am liebsten die Nächte, weil die Männer dann Zeit haben, „ganz anders als am Tag darauf, wo sie dich schon vergessen haben und an ihre Frauen denken und an ihre Arbeit" (GM, 76). Den Narrationen zufolge hat Ruth weder ein nennenswertes Selbstwertgefühl (im affirmativen Sinn), noch zeigt sie sich in der Lage, die Männer aus ihren Benachteiligungen zu führen oder übt Kritik an patriarchalen Verhaltensweisen und Mustern. Bei Wolf heißt es trotzdem: „Immer noch müssen viele Frauen sich ver-

[97] Schelbitzki Pickle 1981, S. 219.
[98] Weise 2003, S. 147; Hervorh. im Orig.

stellen, damit ihre Liebe zum Tauschwert für das unreife Liebesverlangen vieler Männer werden kann (»Man muß den Männern etwas vorspielen, sonst verschreckt man sie«)" (B, 58). Der unreife Part in den hier zitierten und paraphrasierten Sequenzen ist aber nicht der Mann, sondern ist Ruth, die sich im Mindesten widersprüchlich oder auch „ganz irre" verhält. Aus dem Zusammenhang gerissen, formuliert der Satz hingegen Patriarchatskritik.

Auch Schelbitzki Pickle sucht und findet in Ruths Protokoll weitere ‚Belege' für Kritik am männlichen Sozialcharakter: „Ruth speaks of her step-brother, whom she calls »ein kleiner Spießer … [sic] ein Mensch ohne einen eigenen Gedanken, nur mit dem Drang nach viel Geld, was darzustellen, Sicherheit zu haben«. She goes on: »Dabei ist der in einer leitenden Stellung. Ich frage mich manchmal: Welche Gesellschaftsordnung bauen wir eigentlich auf?«"[99]. Schelbitzki Pickle, die sich in ihrem Aufsatz auf die Parallelen zwischen Wolfs Werk und *Guten Morgen, du Schöne* konzentriert, sieht in der vermeintlichen Abgrenzung von männlichem Hierarchiedenken und materialistischen Einstellungen Analogien zwischen den beiden Autorinnen. Im Original heißt es aber:

> Ich möchte mich selber finden und nicht irgendeinen anderen, vielleicht so einen kleinen Spießer wie meinen Stiefbruder […]. Den haben sie mir als Vorbild hingestellt, ein Mensch ohne einen eigenen Gedanken, nur mit dem Drang nach viel Geld, was darzustellen, Sicherheit zu haben. *Solche Typen unterscheiden sich doch überhaupt nicht von meiner West-Oma.* Dabei ist der in einer leitenden Stellung. Ich frage mich manchmal: Welche Gesellschaft bauen wir eigentlich auf? (GM, 78; Hervorh. v. der Verf.).

An dieser Stelle ist der Satz nicht vom Lektorat des Luchterhand-Verlages weggelassen worden, sondern wurde in der Interpretation unterschlagen. Dabei werden die Bezugspunkte der Kritik im Text eindeutig benannt und müssen nicht interpretativ erschlossen werden – nur lässt sich dadurch die Behauptung der Patriarchatskritik nicht aufrechterhalten. Ruth kritisiert vorderhand keine (vermeintlich) typisch männlichen Verhaltensweisen, sondern übt Kritik am sozialistischen Bürokratismus, der laut Textstelle ebensolche Formen angenommen (oder auch hervorgebracht) hat, wie sie laut Ideologie genuin den kapitalistischen Verhältnissen zugeschrieben werden. Interessanterweise werden die negativen Eigenschaften wie Egoismus, Gewinn- und Geltungssucht von einer Frau, der West-Oma, verkörpert, sodass das Konstrukt von der Patriarchatskritik durch den unterschlagenen Satz zweifach unterhöhlt wird.

Es ist ein selbstreferentieller Umgang mit Textmaterial – ob sich nun Christa Wolf einzelner Sätze bedient, weil sie die eigenen Gedanken zur Emanzipation literarisch untermalen, oder wie Schelbitzki Pickle und Weise, die die Texte nutzen, um sich die eigene Theorie bestätigen zu lassen. Letztgenannte sind sicher extreme Beispiele (insbesondere Weise, vgl. Kap. 4, Anm. 89). Die Tendenz, Widersprüche einzuebnen, westlich-feministisches Denken zu projizieren und Wanders Werk durch die Augen Christa Wolfs zu lesen, ist bis heute gängige Praxis, wie ein Blick ins KLG online zeigt. Demnach beschreiten die Frauen in *Guten Morgen, du Schöne* Wege „in noch unbegangenes Land":

[99] Schelbitzki Pickle 1981, S. 220; vgl. Weise 2003, S. 147.

> Dafür sind sie bereit, Geborgenheit und Sicherheit, die ihnen die Abhängigkeit vom Mann schenkte, aufzugeben. Sie können es sich leisten, weil der Beruf ihnen nicht nur gesellschaftliche Anerkennung, sondern auch materielle Unabhängigkeit gewährt. »Vielleicht ist das Emanzipation, daß Dinge, die früher zu Katastrophen geführt haben, heute kein Problem mehr sind. Daß eine Frau sagen kann: Wenn du nicht mitmachst, dann mach ich es alleine. Obwohl das nicht einfach ist.« (Erika, Dramaturgie-Assistentin.) Der unbefriedigenden Partnerschaft ziehen sie das Alleinsein vor.[100]

Diese Einschätzung trifft weder auf Doris noch Katja und erst recht nicht auf Ruth zu. Trotzdem werden weder Doris, Kaja und Ruth noch Steffi, die Hausfrau, zu Antipodinnen emanzipatorischer Fortschrittsprozesse, sondern gelten als beispielgebend für eine historische Situation. Als Avantgarde finden sie laut Wolf heraus, „daß Frauen ‚mit ihrem ganzen Körper begreifen‘ müssen. (Diese Entdeckung, noch sehr verletzlich, sehr wenig gefestigt, sollten wir hüten; sie könnte, vielleicht dazu beitragen, den erbarmungslosen, menschenfremden Rationalismus solcher Institutionen wie Wissenschaft und Medizin wenigstens in Frage zu stellen.)“ (B, 59).

Diese letzte beispielhafte Sentenz interpretiert Schelbitzki Pickle als Hinweis darauf, dass Selbstverwirklichung nur möglich ist, wenn Frauen alle ihre Ressourcen nutzen: „intellectual and sensual“[101]. Auf den inhärenten differenztheoretischen Ansatz konzentrieren sich demgegenüber Lennox und Harbord[102]. Frauen seien eher als Männer in der Lage, die Zwänge einer selbstzerstörerischen, männlich dominierten Kultur zu durchbrechen. Die Frage, die sich an dieser Stelle stärker als in ihrem Text *Selbstversuch* stellt, ist jedoch, ob Wolf hier tatsächlich in erster Linie Kritik an der „Beschränktheit des männlichen Sozialcharakters“[103] übt oder ob Wolf Margots Worte nicht vielmehr benutzt, um das seelenlose, funktionalistische Menschenbild im Staatssozialismus zu kritisieren. Im kontextuellen Zusammenhang denkt die 46 Jahre alte Margot über Widersprüche im Leben nach und „daß man das alles in sein Leben einbauen muß, sonst ist man nicht der Rede wert“: „Wenn man begriffen hat, daß Leben nicht nur Spaß bedeutet, sondern auch Trauer, Verzweiflung, Ohnmacht und Angst, dann wird man einmal dahin kommen, alles zu akzeptieren. Man wird nicht nur mit dem Kopf, sondern mit seinem ganzen Körper begreifen, daß man alles einsaugen muß, damit unser Lebenssaft nicht austrocknet“ (GM, 220).

Diese Passage allein als Patriarchatskritik zu interpretieren, käme in etwa der monokausalen Erklärung von der Lösung der Frauenfrage durch die Integration der Frauen in die Erwerbsarbeit gleich. Die DDR war zwar ein patriarchalisches System, hier herrschte aber auch das Diktat der glücklichen Menschen, die der Sozialismus von Verzweiflung, Angst und Ohnmacht befreit hatte. Was Wolf an dieser Stelle mit Margots Worten einfordert, ist das Recht, unglücklich zu sein und dies auch benennen zu dürfen.

Alle autokratischen Systeme sind und waren zutiefst patriarchale Systeme. Von außen betrachtet ist Systemkritik von daher immer auch Patriarchatskritik. Das bedeutet

[100] Haux 2006, S. 3 f.
[101] Schelbitzki Pickle 1981, S. 221.
[102] Vgl. Lennox 1983, S. 232; Harbord 1991, S. 165 f.
[103] Vgl. Kap. 3, Anm. 257.

jedoch nicht, dass Wolf eine Vertreterin des westlichen Feminismus war oder dessen kognitive Identität übernommen hätte. Wolf hat erkannt, dass Macht auch in der DDR in der Hand von Männern lag. Ihre Vorstellung von Emanzipation richtet sich damit zwar gegen männliche Vorherrschaft, aber eben nicht gegen die geschlechtsspezifische Unterdrückung von Frauen, die in der DDR bis zu ihrem Ende nach wie vor virulent war. Wolfs Kritik am männlichen Prinzip ist vorderhand systemkritisch, da sie sich im Wesentlichen auf charakteristische Systemmerkmale bezieht: auf den „erbarmungslose[n], menschenfremden Rationalismus“ (s. o.), auf Leistungsdenken, Unterordnung und Funktionalismus des bürokratischen Sozialismus. Christa Wolf hat nach meinem Dafürhalten eine eigenständige feministische Richtung formuliert, die im Falle ihres Essays zwar mehr über Wolfs Auffassungen über die Emanzipation des Individuums im Staatssozialismus als über die Protokollsammlung aussagt, dafür aber anschlussfähig war an die kognitiven Überzeugungen des westlichen Feminismus. Allerdings – und das ist der wesentliche Unterschied – dominiert bei Wolf die System- und nicht wie im westlichen Feminismus die Patriarchatskritik.

Ungeachtet der Unterschiede greift auch Lennox Wolfs Ausführungen zum weiblichen Prinzip auf, zitiert, dass das Selbstbewusstsein der interviewten Frauen „nicht zugleich Wille zum Herrschen, zum Dominieren, zum Unterwerfen bedeutet, sondern Fähigkeit zur Kooperation“ (B, 61) und schreibt: „Auch westliche Feministinnen würden einander auf diese Weise unterstützen“[104]. Und auch Hilzinger ist überzeugt, mit *Guten Morgen, du Schöne* wird „Solidarität unter gleich Betroffenen“[105] geweckt. Die Validität dieser Aussagen steht im folgenden Kapitel zu Diskussion.

4.1.2 Schwesterlichkeit, Freundinnen und die Solidarität unter Frauen

> Fast jedes der Gespräche weist durch Sehnsucht, Forderung, Lebensanspruch über sich hinaus, und gemeinsam […] geben sie ein Vorgefühl von einer Gemeinschaft, deren Gesetze Anteilnahme, Selbstachtung, Vertrauen und Freundlichkeit wären. Merkmale von Schwesterlichkeit, die, so scheint mir, häufiger vorkommt als Brüderlichkeit. (B, 53)

Lennox, Hilzinger und auch Schelbitzki Pickle greifen auf Wolfs Vorwort zurück, um Parallelen zwischen Erfahrungen des westlichen Feminismus und Wanders Protokollband zu ziehen. Wolf verwendet den Gedanken der Schwesterlichkeit jedoch nicht wie Lennox und Hilzinger, um allgemein auf die Solidarität unter Frauen bzw. Feministinnen zu verweisen, sondern sie nutzt das Eingangszitat, um das besondere „Talent“ Maxie Wanders hervorzuheben, nämlich ihre Fähigkeit, „rückhaltlos freundschaftliche Beziehungen zwischen Menschen herzustellen“ (B, 54). Analog dazu erachtet auch Schelbitzki Pickle die impliziten Beziehungen, die Wander zu den einzelnen interviewten Frauen aufgebaut hat, als das in *Guten Morgen, du Schöne* herausragende Beispiel an Schwesterlichkeit[106].

[104] Lennox 1983, S. 253.
[105] Hilzinger 1985, S. 202.
[106] Vgl. Schelbitzki Pickle 1981, S. 222.

Nicht der Text und auch nicht paratextuelle Bezüge, sondern außertextuelle Praktiken werden damit erneut zum Bezugspunkt für Analogien zwischen der westdeutschen Frauenbewegung und dem literarischen Produkt. (Nebenbei bemerkt, herrscht im Gegensatz zu den allgemeinen Nachwendenarrationen und Diskursen in der Forschungsliteratur über Wanders Protokollband weitgehende Einigkeit darüber, dass es in der DDR *keine* Frauenbewegung gab[107].) Im Folgenden wird die Frage nach der Solidarität der Frauen und dem ‚schwesterlichen Teilen' („sisterly sharing"[108]) jedoch wörtlich genommen. Finden sich in den Protokollen auch jenseits der Gesprächssituationen inhaltliche Hinweise auf Schwesterlichkeit, Freundinnen und die Solidarität unter Frauen? Schelbitzki Pickle ist jedenfalls der Auffassung: „friendships among women are important to many of these women"[109]. Auch Gillett/Köhler sehen in den literarischen Paaren Schwestern im feministischen Sinn[110].

Die Solidarität mit und unter Frauen ist ein wesentliches kognitives Merkmal der westlichen Frauenbewegung (vgl. Kap. 3.2.3). Wolfs Anspielung an diese feministische Überzeugung erschwert es anscheinend, Übereinstimmungen, vor allem aber auch Abweichungen von diesem Motiv überhaupt wahr- und ernst zu nehmen. In der Forschungsliteratur fehlen jedenfalls die entsprechenden textuellen Bezüge, die im Folgenden deshalb aufgelistet sind. (In diesem wie in den folgenden Kapiteln wird *nicht* der Anspruch erhoben, *alle* Textstellen aus den Protokollen lückenlos zusammengetragen zu haben, wohl aber der Anspruch, einen möglichst umfassenden thematischen Überblick zu geben.)

Im Fall der vermuteten Schwesternschaft ergibt der Überblick ein insgesamt gegenteiliges, aber durchaus heterogenes Bild. In der Mehrzahl der Fälle und quer durch alle Altersschichten, von der 16-jährigen Gabi bis zur 74-jährigen Berta heißt es oftmals: „[V]on Frauen halte ich nicht soviel" (GM, 253). Frauen sind laut Rosi beispielsweise die *Tugendrichter*, die die Unterdrückung der eigenen Sexualität an die anderen Frauen weitergeben:

> Konkret gehe ich gelegentlich mit einem Mann ins Bett oder auf die grüne Wiese. Seltsam, daß ich dir das eingestehe. Es ist seltsam, da ein Mann so etwas ohne weiteres eingesteht, es würde sogar sein Prestige aufpolieren. **Poliert dieses Geständnis *mein* Prestige auf? Nein.** Ich verberge diesen Teil meines Lebens vor anderen Menschen, da ich weiß, wie sie über Frauen wie mich urteilen und wie schlecht mein Mann dabei wegkommt. Die Tugendrichter sind ja weniger die Männer, denen man oft zu Unrecht nachsagt, sie würden sich an unsere Emanzipation nicht gewöhnen. Meistens gehen Frauen auf die Barrikaden, die **neidisch sind und** ihren Neid hinter moralischer Entrüstung verstecken. Ist ja ein alter Hut. (GM, 25 f.; Hervorh. im Orig.)

Auch die nur in der ostdeutschen Ausgabe zu Wort kommende 18-jährige Petra glaubt, dass ein Mädchen, das „öfter den Partner wechselt […], vor allem bei den Mädchen" in Verruf gerät. „Die haben keine eigene Meinung, die sind so wahnsinnig anpassungsfähig, die ordnen sich immer unter" (GM, 82 f.). Nun ist gerade die Tatsache, dass Frauen

[107] Vgl. u. a. Mechtel 1978, S. 49; Schmitz 1983, S. 242; Harbord 1991, S. 148; Haux 2006, S. 3.
[108] Schelbitzki Pickle 1981, S. 221.
[109] Ebd., S. 221, 226.
[110] Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 143.

und Mütter diejenigen sind, die die Unterdrückung an Frauen und ihre Töchter weitergeben, anschlussfähig an westlich-feministische Diskurse. Im Zusammenhang mit Maxie Wanders Protokollband wurden aber nicht Analogien in der Frauenunterdrückung diskutiert, sondern die positiven Seiten der Schwesterlichkeit herausgestellt, wie beispielsweise von Schelbitzki Pickle, die Schwesterlichkeit in Rekurs auf Christa Wolf als „Selbstbewußtsein" definiert, „das nicht zugleich Wille zum Herrschen, zum Dominieren, zum Unterwerfen bedeutet, sondern Fähigkeit zur Kooperation"[111].

Hinweise auf diese Art der Kooperation finden sich in den Protokollen jedoch selten. Die 28-jährige Christel bildet hier beinahe die einzige Ausnahme. Sie arbeitet „als Dispatcher für die Produktionskoordinierung" mit zwei Frauen zusammen: „Da waren wir drei Frauen, das war bombig, du. Die Männer haben zuerst gedacht, sie schaffen uns. Einer hat mal gemeint: Wenn eine von euch da ist, **halt** [**hält**] mans grad so aus, aber alle drei … Die haben ni gewußt, wie sie mit uns dran sind, du! Wir sind ni aus der Ruh kommen. Wir haben bloß gelacht" (GM, 132).

Petra findet hingegen auch im Arbeitszusammenhang keine Solidarität. Sie arbeitet in der Datenverarbeitung: „Die Frauen sind viel älter als ich und reden nur über ihre Kinder und was sie am Sonntag kochen. Nur dieser Mann", ein älterer, verheirateter Kollege, für den Petra schwärmt, „kümmert sich um mich" (GM, 86).

Ein ähnliches Bild ergibt sich mit Blick auf die Frauenfreundschaften im Band, die laut Schelbitzki Pickel den interviewten Frauen wichtig sind (s. o.). Margot, der Wissenschaftlerin, ist es beispielsweise „nie gelungen, eine Freundin zu haben" (GM, 229). Sie glaubt, dass das am Männerberuf liegt. Angela hingegen hat Freunde. „Bloß, ich beanspruche sie nicht. Sie befriedigen mich nicht" (GM, 111). Und die 16-jährige Gabi erzählt: „direkt eine Freundin hab ich nicht. Man kommt aber mit allen gut aus" (GM, 119). Katja hatte eine Freundin, zu ihr jedoch ein gespaltenes Verhältnis: „einerseits mochte ich sie, andererseits waren wir immer Rivalen" (155). Steffi, 37-jährige Hausfrau, hatte eine „Freundin unter Anführungszeichen. Die war ein bißchen dumm, aber gutmütig, und das ist ja auch was Schönes, wirklich" (GM, 180). Eine ‚richtige' Freundin hatte sie jedoch nie:

> Freundin? Nee, **Freundin hatte ich nie**, eine richtige Freundin bis zum Letzten, mit Blutaustauschen, fand ich nie. Vielleicht, daß ich weiter war als die andern, wir lebten ja in der Kleinstadt. Unter den Mädchen war viel Mißgunst. Und ich habe mich oft hingezogen gefühlt zu jemandem, der mehr wußte als ich, ich war nie neidisch, ich wollte lernen, lernen. Aber ich war ganz allein mit meinen Spinnereien. Und deshalb kann ich auch jetzt noch stundelang allein sein. Kein Problem. (GM, 182)

Die 92-jährige bürgerliche Julia hat demgegenüber „richtig gute Freunde gehabt". Auch Julias Protokoll findet sich nur in der DDR-Ausgabe von *Guten Morgen, du Schöne*. Ihre Freunde „sind nun alle tot" (GM, 263): „Meine Mitschülerin Käthe, der ich vom zwölften Lebensjahr bis zu ihrer Todesstunde verbunden war, mit der hab ich alles durchgemacht. Die hat ein Kind gekriegt, das hat sie im Lokus beseitigt, und ich hab auch das miterlebt. Jetzt habe ich keinen Menschen mehr, der mir sehr nahe steht" (GM, 263). Die 16-jährige Susanne ist glücklich, „wenn mir meine Freundin alles erzählt,

[111] Schelbitzki Pickle 1981, S. 221.

wenn sie Vertrauen zu mir hat. Man hat ihr jetzt ein Kind abgenommen, das hat sie fertig gemacht. Sonst hat sie es niemandem gesagt, nur mir" (GM, 92). Doris, die 30-jährige Unterstufenlehrerin weiß hingegen nicht, ob sie eine „wirkliche Freundin" hat:

> Es gab mal eine Freundin, das war – vielleicht ist das anrüchig – Liebe auf den ersten Blick. Aber wir haben uns selten sehen können. […] Mit dieser Freundin bin ich oft alleine ausgegangen, Männer fangen, tanzen, trinken. Vielleicht ist es so, daß ich mich im Geben und Nehmen noch sehr ungeschickt anstelle. Freundschaft will ja auch gelernt sein. In N. habe ich jedenfalls noch niemanden gefunden, seit diese Freundin weggezogen ist. (GM, 44)

Auch Barbara (23 Jahre, Grafikerin) hatte in ihrer Schulzeit keine ‚richtige' Freundin. „Marina, die war die einzige, mit der ich manchmal zusammen war. Die ist jetzt dick und hat Kinder und sitzt immer vorm Fernseher und ist in die Partei eingetreten, ganz solide" (GM, 57). Während des Studiums lernt sie allerdings Karin kennen und stärker als bei Doris, klingen bei Barbara homoerotische Gefühle an, worauf in Kapitel 4.4.2 noch ausführlicher eingegangen wird:

> Karin ist eigentlich der erste Mensch, na, wie denn, der erste richtige Freund. **Wenn einem das bewußt wird, das ist schön.** Wie ist denn das mit uns? Jeder hat Achtung vor dem andern. Wir sagen uns nur, was wir für gut empfinden, was gediegen ist. Dadurch ist das ein richtig edles Verhältnis. Wir sind auch zärtlich zueinander. Wenns richtig schön ist, wenn man sich wohl dabei fühlt, nicht? Was dann die andern denken, ach! Irgendwo sind wir mächtig verwöhnt. Karin und ich sind oft unterwegs, und das ist schön, wenn beide dieselben Erlebnisse haben, was gleich empfinden im selben Moment. (GM, 52)

Lena hat Frauen zwar „nie besonders gemocht", trotzdem wird auch ihr im Laufe ihres Lebens eine Frau „körperlich sehr angenehm":

> Frauen leiden oft unter Minderwertigkeitskomplexen, sie wittern überall Fallen und können nicht objektiv sein. Ich empfinde Frauen meist als ziemlich aufdringlich und unergiebig. Diesen Frauengesprächen in den Küchen bin ich immer entflohen. Auch beruflich habe ich lieber mit Männern zu tun. […] **Es gibt nur zwei Frauen in meinem Leben, die mir Partner waren.** Daß eine Freundschaft mit einer Frau überhaupt möglich ist, habe ich erst durch Anja erfahren. Bei ihr kam hinzu, daß sie mir körperlich sehr angenehm war. Sie sagte etwas über meinen Busen und meine schönen Arme, das war neu für mich und berührte mich tief. Bei ihr kann ich mich geben, wie ich bin, wir sind gleichberechtigt liebende Partner. Wenn gelegentlich Allergien hochkommen, können wir uns aus dem Weg gehen. Wir sind nicht angewiesen auf diese gemeinsame Wohnung, auf dieses enge Schlafzimmer, in das ich mit Walter verbannt bin. (GM, 219)

Die Flucht aus dem engen Schlafzimmer, ein Bild, die Wolf ebenfalls als Gedanke (und Zitat) in ihrem Vorwort rezipiert, wird später noch einmal von Interesse sein. An dieser Stelle interessiert als letztes Beispiel für Schwesterlichkeit zunächst die 18-jährige Gudrun – aber nicht, weil auch sie wenig Freundschaften zu Geschlechtsgenossinnen unterhielt und ihr das „sehr gefehlt" hat (GM, 139), sondern der massiven inhaltlichen Kürzungen wegen. An dieser Stelle wird eine Art der ‚Verfälschung' in die Analyse einbezogen, die nicht mit Hilfe von Umdeutungen oder Adaptionen, sondern mithilfe

von inhaltlichen Reduktionen Interessensidentitäten mit dem westlichen Feminismus herstellt. (Im Folgenden wird, wie im weiteren Verlauf des Kapitels, links die Version des Buchverlages Der Morgen und rechts die des Luchterhand-Verlages zitiert, um die Kürzungen im Text anschaulich darzustellen.)

Meine erste Freundin, Anke, die war von der siebenten **bis zur achten** Klasse mit mir zusammen. **Dann kam sie auf eine andere EOS, da entwickelte sich eine richtige Abendfreundschaft.** Anke ist viel reifer als ich. Einerseits ist sie sehr gefühlvoll, aber sie versteht es, ihre Gefühle zu lenken. Mir hat auch imponiert, was für einen starken Willen sie hat. Sie nimmt sich was vor, und das macht sie auf jeden Fall. Ich kann das nicht. Wenn mir was nicht liegt, fliegt es in eine Ecke. **Das konnte niemand verstehn, warum sie Kuhdoktor werden will. Vielleicht weil sie merkt, daß ihr in der Richtung was fehlt. Sie will sich stark machen, weil sie so zart ist. Jetzt habe ich keine ausgesprochene Freundin. Ich verstehe mich mit allen aus unserer Klasse ganz prima. Wenn ich was Schlimmes habe, dann weiß ich, daß ich zu vielen gehen könnte. Aber es liegt mir nichts daran. Anke gibt es nur einmal.** **»Anke schaut sich unsere Platten an. Sie legt Tschaikowskis I. Klavierkonzert auf. Wir liegen auf dem Teppich, träumen, schweigen, es ist wunderbar, nicht zu beschreiben. Jetzt bin ich richtig süchtig auf Tschaikowski.« (Tagebuch)** Ich interessiere mich für alles und für nichts. Ist was Neues, bin ich Feuer und Flamme, aber ich knie mich in nichts hinein. (GM, 139 f.)	Meine erste Freundin, Anke, die war von der siebenten Klasse mit mir zusammen. Anke ist viel reifer als ich. Einerseits ist sie sehr gefühlvoll, aber sie versteht es, ihre Gefühle zu lenken. Mir hat auch imponiert, was für einen starken Willen sie hat. Sie nimmt sich was vor, und das macht sie auf jeden Fall. Ich kann das nicht. Wenn mir was nicht liegt, fliegt es in eine Ecke. Ich interessiere mich für alles und für nichts. Ist was Neues, bin ich Feuer und Flamme, aber ich knie mich in nichts hinein. (GM_L, 90)

Liest man die Version des Morgen, dann wird deutlich, dass die inkriminierte Schwesterlichkeit auch in Gudruns Protokoll sowohl im Wolfschen Sinn als auch im Sinne der westlichen feministischen Identität gebrochen ist. Nicht „Anteilnahme“, sondern Unverständnis über den Berufswunsch der Freundin und nicht Selbstachtung oder Gleichberechtigung, sondern Bewunderung für die Freundin und Unterordnung sind Kennzeichen der freundschaftlichen Beziehung. Die hierarchische Konstellation wird später im Text noch einmal unterstrichen, als sich Gudrun wünscht, ihr „künftige[r] Mann“ könnte „ein Typ wie Anke sein“, einer der sie anleitet, „der mich anstachelt, damit ich nicht in diesen Trott hineinfalle“ (GM, 144).

Die Luchterhand-Version kaschiert diese und andere Widersprüche in der Narration, die bis in das Frauenbild reichen, das Gudrun von ihrer Freundin zeichnet: „**Sie will sich stark machen, weil sie so zart ist**“ (s. o.). Diese Aussage hat keinen feministischen Impetus, sondern verweist auf ein traditionelles Deutungsmuster, das Stärke allein auf äußerliche Merkmale wie körperliche Manneskraft und Robustheit reduziert. Ferner wird zwar auch in der westdeutschen Version der Hinweis auf eine Hierarchie in der freundschaftlichen Beziehung nicht gänzlich eliminiert. Der zweifache Verweis: „Anke ist viel reifer als ich“, könnte auf das Vorhandensein einer impliziten Rangordnung deuten. Verifiziert werden kann diese Vermutung im kontextuellen Zusammenhang in dieser Version aber nicht mehr. In der gekürzten Fassung dominiert vielmehr die Wolfsche Lesart, die Schwesterlichkeit als Anerkennung der Freundin und nicht als Unterordnung unter eine bewunderte Freundin definiert.

Auffällig ist zudem, dass Frauenfreundschaften auch für Gudrun anscheinend nicht fraglos gegeben, sondern wie im gesamten Band eher die Ausnahme und/oder etwas Besonderes sind. In der Luchterhand-Ausgabe wird auch dieser nominelle Zusammenhang retuschiert. Der Satz: „**Es gibt nur zwei Frauen in meinem Leben, die mir Partner waren**“, wird aus Lenas Protokoll ebenso gestrichen wie der Hinweis von Gudrun, dass sie mit Anke nur „von der siebenten **bis zur achten** Klasse“ (a.a.O.) befreundet war. Dass Schwesterlichkeit in dem einen oder anderen Sinn in den Protokollen häufiger vorkäme als Brüderlichkeit, wie Wolf im Vorwort schreibt, kann aufgrund der ‚Originaltexte‘ jedenfalls nicht verifiziert werden.

Glaubt man Schelbitzki Pickle, dann ist das literarische Produkt in Fragen der Schwesterlichkeit letztendlich sowieso nachrangig: „the *process* of demonstrating and exploring new and better human relationships becomes more important than the final literary *product* as such“[112]. Gerade die Tatsache, dass sich in den Protokollen keine Hinweise auf die vermeintlich neuen Beziehungen der Frauen untereinander finden lassen, hätten aber sowohl auf fehlende außertextuelle gesellschaftliche Bezüge der Wolfschen Thesen, als auch auf fehlende Bezüge zum Vorwort selbst aufmerksam machen können. Da aber das Vorwort bei der Rezeption des Protokollbandes eine derart große Rolle gespielt hat, konzentrierten sich die Besprechungen und Analysen eben auf die Beziehungen der Autorin zu den von ihr interviewten Frauen[113]. Diese Akzentuierung ist nicht gänzlich von der Hand zu weisen, wie im Folgenden gezeigt werden wird, geht aber auch zu Lasten der Evaluation eines Protokollbandes, der im Gegensatz zu Wolfs Thesen aufräumt mit den stereotypen Bildern, die über die ostdeutschen Frauen in und außerhalb der DDR entworfen worden waren.

[112] Schelbitzki Pickle 1981, S. 225; Hervorh. im Orig.

[113] Vgl. auch Schmitz-Köster 1989, S. 83 f. und Weise 2003, S. 144, die aber auch hier, neben der korrekten Zitation, Schmitz-Köster plagiiert (vgl. ebd.).

4.2 Faktizität oder Literarizität? Änderungen der Textgestalt

> **Wie Sarah Kirsch, die als erste bei uns in ihrem Band ‚Die Pantherfrau' Tonbandprotokolle herausgab, hat** Maxie Wander [**hat**] ausgewählt, gekürzt, zusammengefaßt, umgestellt, hinzugeschrieben, Akzente gesetzt, komponiert, geordnet – niemals aber verfälscht. **(Ein Vergleich der beiden in ihrem Charakter so unterschiedlichen Bücher belegt: Der Autor solch scheinbar autorloser Bücher ist in ihnen die unentbehrlichste Person.)** (B, 56)

Leider wurden die markierten Sätze aus Wolfs Essay *Berührung* weder vom ost- noch vom westdeutschen Verlag in die Buchversion von *Guten Morgen, du Schöne* übernommen. Dabei ist Wolfs Hinweis auf die Bedeutung des Autors in scheinbar autorlosen Büchern allein schon aus erkenntnistheoretischer Sicht eine bedeutende Sentenz, die mit Blick auf den Protokollband darüber hinaus in mehrfacher Hinsicht zutreffend ist.

Analog zum vorangegangen Kapitel ist zunächst auch Schröder der Meinung, dass die protokollierten Interviews „in entscheidendem Maß Ausdruck und Ergebnis" der besonderen Persönlichkeit Maxie Wanders seien. Das von Wolf umschriebene Talent, rückhaltlos freundschaftliche Beziehungen herzustellen, wird von dem Literaturwissenschaftler spezifiziert als Fähigkeit zuzuhören und großes Interesse und Empathie für das Gegenüber zu haben und „ohne Zögern in medias res zu gehen. Sie präsentierte sich gewissermaßen als ganzer Mensch, als jemand, bei dem es zwischen Innen und Außen keine Differenzen gibt"[114].

Schröder hat 1994 mit Annerose Richter, die in *Guten Morgen, du Schöne* unter dem Namen Erika firmiert, ein neuerliches Interview geführt. Die zweifache Zeitzeugin beschreibt Maxie Wander nicht nur als Zuhörerin, sondern als Beteiligte an der Gesprächssituation: „Es war […] so ne merkwürdige Partnergeschichte". Maxie Wander „ist immer mit eingestiegen", ist mit eigenen Erinnerungen ‚mitgelaufen', hat sich selbst und ihre Erfahrungen eingebracht. Dadurch hatte Annerose Richter „nie das Gefühl, irgendwie ausgehorcht zu werden"[115].

Analog zur feministischen Mehrheitsmeinung ist auch Schmitz-Köster überzeugt, dass dieses „Talent" nicht unmittelbar in den Protokollen, „sondern nur im Subtext […] des Zuhörens und Ernstnehmens"[116] zum Ausdruck kommt. Die Biografin Sabine Zurmühl widerspricht. Maxie Wander „hat sich unter dem Deckmantel der Protokolle von anderen Frauen auch vieles über sich selbst von der Seele geschrieben. Sie ist also beides: einerseits Dokumentaristin und andererseits selbst Interviewte – was allerdings kaum jemand weiß"[117], erklärt die Biografin komplizenhaft. Der Rezension Birgit Dahlkes ist an dieser Stelle zuzustimmen. Zurmühl fehlt die kritische Distanz zur Autorin; ihr „Maxie-Sound" ist unüberlesbar. Zurmühl imitiert Wanders Schreibweise und „privatisiert"[118] deren Arbeit. Auch Quellenbasis und Quellenangaben sind mehr als lücken-

[114] Vgl. Schröder 1996, S. 34.
[115] Schröder 1996, S. 34.
[116] Schmitz-Köster 1989, S. 84.
[117] Zurmühl 2001, S. 281.
[118] Dahlke 2001.

haft. Nachweise und/oder Ausführungen zur Behauptung, die Protokolle beinhalteten auch autobiografisches Material, fehlen.

Tatsächlich finden sich in den Protokollen Stellen, die Ähnlichkeiten mit Wanders Biografie aufweisen, etwa wenn Lena erzählt, wie sie als Tochter eines ehemaligen KZ-Häftlings mit dessen Erfahrungen und Erinnerungen „grausam überfordert" (GM, 208) war; oder wenn Christl einen Skiunfall beschreibt, der dem tödlichen Unfall der Tochter Kitty sehr ähnlich ist (vgl. GM, 125). Spricht hier die gebürtige Wienerin, „die ihre große Liebe gefunden und geheiratet hat, einen schwer vorbelasteten, sechzehn Jahre älteren, gut aussehenden, liebesfähigen, schwermütigen, feinfühlenden, zu Depressionen neigenden Mann" (LpA, 99), wie es Wander in ihren Tagebuchaufzeichnungen selbst beschreibt? Letztendlich wird ohne den Vergleich mit den Tonbandaufnahmen nicht auszumachen sein, welches Fremd- oder Selbstaussagen der Autorin oder was Fiktionen sind[119].

Stattdessen wird die Frage der *Authentizität* an dieser Stelle relevant, ist in der Forschungsliteratur doch vielfach von ‚ungeschminkten Aussagen', ‚authentischen Beiträgen' oder ‚aufrichtigen Frauenstimmen' die Rede[120] – Behauptungen, die aufgrund der Bearbeitung des Materials nicht aufrecht erhalten werden können. Im Vorwort von Christa Wolfs heißt es dazu: „Maxie Wander hat ausgewählt, gekürzt, zusammengefaßt, umgestellt, hinzugeschrieben, Akzente gesetzt, komponiert, geordnet – niemals aber verfälscht" (GM, 14). ‚Verfälschen' wiederum ist negativ konnotiert; Wolf schützt Wanders Werk vor dem impliziten Vorwurf, etwas entstellt, entfremdet, manipuliert zu haben. Es handelt sich bei den Protokollen also weder um ‚authentische', das heißt unbearbeitete und eins zu eins transkribierte Zeitzeuginnenaussagen noch um Verfälschungen. In welchem Verhältnis steht nun aber der Protokollband zur Faktizität?

Nähern möchte ich mich einer Antwort über die von Maxie Wander interviewten Frauen. Aufgrund der hier vorliegenden Forschungsliteratur können zunächst zwei reale Personen als Interviewte identifiziert werden. Zum einen verbirgt sich laut Schmitz-Köster hinter dem Pseudonym Margot die Physikerin und DDR-Autorin Helga Königsdorf[121]. Leider erklärt Schmitz-Köster nicht, woher dieses Wissen stammt. Von mir bereits erwähnt wurde zum anderen Annerose Richter, die laut Schröder über das Interview für *Guten Morgen, du Schöne* zur „Freundin und Vertrauten Maxie Wanders"[122] geworden war. Per Zeitzeuginneninterview, das sie Hans Joachim Schröder 1996 gab, verbürgt sie sich für „ein hohes Maß an Authentizität" ihres Protokolls. Wander habe „fast überhaupt nichts gemacht", „nur gekürzt"[123]. Selbst umgangssprachliche Wendungen habe Wander zum Ärger von Annerose Richter beibehalten.

Insgesamt habe Maxie Wander „drei Methoden" der Bearbeitung des Interviewmaterials angewandt, so Richter weiter. Erstens, das reine Protokoll, bei dem nur der Name und „ein paar Daten" anonymisiert wurden. Zweitens habe Wander zwei Personen zu einer zusammengeschrieben, „weil ihr das einzelne Leben zu langweilig erschien". Und

[119] Vgl. dazu auch Schelbitzki Pickle 1981, S. 223; Schröder 1996, S. 42.

[120] Vgl. Hildebrandt 1984, S. 148; Diemer 1989, S. 134, 143; Hilzinger 1985, S. 192; Lequy 2000, S. 134.

[121] Vgl. Schmitz-Köster 1989, S. 83.

[122] Schröder 1996, S. 30.

[123] Ebd., S. 40.

drittens hätte die Autorin „einige Personen selber erfunden". „Es ist wirklich wahr", bekräftigt Richter und fährt fort: „Ich hab Fred nochmal gefragt, natürlich später, weil das ja spannend war, und der hat mir auch gesagt, von einer Erzählung wüßte er es genau. Aber jetzt weiß ich natürlich nicht mehr, welche. […] Ich glaube, es war die Geschichte mit der jüngsten Frau oder so, etwas, das ihr fehlte. Es fehlte ihr irgendeine Generation"[124].

Als Aussage interessant, als Quellengrundlage nicht ausreichend, bekommen Annerose Richters Behauptungen von Seiten der Literaturkritik und von Seiten der Autorin Wander selbst Unterstützung: „Ich […] jubelte meiner Ruth einige Sätze von Dir unter", schreibt Wander in einem Brief; „das fällt außer Dir und ihr niemandem auf, und der literarischen oder sozialen Wahrhaftigkeit tut es keinen Abbruch"[125]. Hametner zufolge handelt es sich bei den Protokollen nur scheinbar um literarisch unbearbeitetes Material. Hätte Maxie Wander tatsächlich auf jegliche dramatische (dramaturgische) Bearbeitung verzichtet, so der Germanist und Theaterkritiker, hätten die Protokolle als Stück auf der Bühne keinen Erfolg haben dürfen. Als bloße „Belebung des Monologs" und ohne die Regeln der dramatischen Kunst, verzichte der Monolog eigentlich auf jeglichen theatralischen Vorgang. Aber nicht nur wirkungsästhetisch, sondern auch literarisch lässt sich laut Hametner „in allen Monologen ein Grundvorgang nachweisen. Er besteht in der Annäherung des Ichs an das individuelle Zentrum während des Sprechens". Hier finde „eine Art Bewußtwerdung"[126] statt. Dies sei, wennschon kein äußerer, so doch ein innerer dramatischer Vorgang.

Guten Morgen, du Schöne sei zwar kein Drama, muss nach Meinung des Literaturwissenschaftlers aber „im Grunde zur *Prosa* gerechnet werden"[127]. Christa Wolf spricht im Vorwort demgegenüber verhaltener von „*Vorformen der Literatur*" (B, 56; Hervorh. v. der Verf.). Als herausragend erachten dabei sowohl Christa Wolf als auch Hametner den Monolog der 16-jährigen Gabi, der jüngsten Frau im Band. Laut Hametner ist das der „am meisten geformte Text", einer, der eine Fabel besitzt, dadurch aber gleichzeitig Gefahr läuft, „an Authentizität einzubüßen"[128]. Wolf beschreibt das Protokoll als ‚herausragend' (vgl. B, 57), als eines, das „literarischen Formen" (B, 57) sehr nahe kommt. Auch inhaltlich ist Gabis Monolog für die Autorin der „unwiederholbare Einzelfall mit hohem Verallgemeinerungswert" (B, 57), wie es die Schriftstellerin soziologisch formuliert. Es ist folglich nicht unwahrscheinlich, dass die Geschichte von Gabi im literarischen Sinn eine fiktive ist.

Schröder sieht, „was die Authentizität der Erzählungen Wanders angeht, bemerkenswerte Konsequenzen"[129]. Es würde deutlich, „daß die Authentizität, Plausibilität oder Glaubwürdigkeit (auto-)biographischer Texte keineswegs in erster Linie abhängig ist z.B. von einer formal exakt durchgeführten Transkription":

[124] Ebd., S. 41.
[125] Maxie Wander zit. nach Püschel 1987, S. 80.
[126] Hametner 1988 , S. 140, 147.
[127] Ebd., S. 147. Hervorh. v. der Verf.
[128] Ebd.
[129] Schröder 1996, S. 42.

> Das synthetische Zusammensetzen von einzelnen Biographieelementen zu einer Gesamtfigur kann als Vorstufe oder auch als direkte Anwendung der fiktiven Figurengestaltung angesehen werden. Auch dort, wo Maxie Wander eine Figur ‚frei erfunden' hat, muß sie auf Erfahrungen aus dem Alltagsleben, auf Bausteine konkreter Erlebnisse, auf Merkmale bestimmter Personen zurückgreifen, wenn sie gewährleisten will, daß das gezeichnete Bild wirklichkeitsgerecht und in sich stimmig bleibt. Was auch immer das ‚erfunden' bedeutet, es ist eine beachtliche Leistung der Autorin, einzelne literarische Porträts entworfen zu haben, die sich offenbar in nichts von ‚authentischen' Interviewporträts unterscheiden.[130]

Eine beachtliche Leistung attestieren auch Gillett/Köhler der Autorin. Sie erheben das Dialogische zum künstlerischen Prinzip des Protokollbandes, das weit über das *Talent* Wanders, die bloße Interviewsituation oder lesende Interaktion hinausgeht. Zwar adaptieren auch die britischen Wissenschaftlerinnen das Wolfsche Sich-selbst-Hinzufügen der Leserin[131]. Es gilt ihnen aber nur als eines von mehreren dialogischen Elementen in *Guten Morgen, du Schöne*. Gillett und Köhler sprechen von einem „*Polylog*"[132], den Wander in und durch ihren Band initiiert. Die Protokolle kommunizieren sowohl miteinander als auch mit der Autorin sowie der Leserin[133].

„The process begins in earnest with the very first lines of the book itself"[134] – allerdings nur in den ersten vier DDR-Auflagen. Gillett und Köhler glauben, dass das Vorwort von Christa Wolf den Einstiegsdialog zerstört hat. Ohne Vorwort Wolfs antwortet Rosi, die erste der interviewten Frauen, unmittelbar auf Wanders letzte Worte, die lauten: „Mich interessiert, wie Frauen ihre Geschichte erleben, wie sie sich ihre Geschichte vorstellen. […] Vielleicht ist dieses Buch nur zustande gekommen, weil ich zuhören wollte" (GM, 10). Und Rosi antwortet: „Irgendwo hab ich gelesen von einem, der auf der Suche ist nach einem unverbildeten Menschen und einer unzerstörten Landschaft. Das traf bei mir ins Mark" (GM, 23).

Dadurch, dass sich jede der ‚protokollierten' Frauen außerdem zu einer Reihe der gleichen Themen äußert, entsteht wie oben, zwischen der 92-jährigen Julia und der 16-jährigen Susanne, ein „*impliziter Dialog*"[135], ohne dass sich die zu Wort kommenden Frauen in der Realität gekannt haben müssen oder tatsächlich miteinander bekannt waren. Julia erzählt von ihrer Freundin, die ein Kind nach der Geburt getötet („beseitigt") hat und Susanne von einer Freundin, der man das Kind weggenommen hat (vgl. Kap. 4.4.3). Rede und Gegenrede entspannen sich sowohl allgemein zwischen den Monologen als auch insbesondere zwischen einzelnen Frauenpaaren. Petra und Susanne, Margot und Lena, Berta und Julia werden diesbezüglich von Gillett/Köhler als ‚*literarische Schwestern*'[136] hervorgehoben.

Bei aller literaturkritischen Befürwortung von *Guten Morgen, du Schöne*, die Abgrenzung zur schönen Literatur ist nicht zuletzt durch Christa Wolfs Vorwort allgegen-

[130] Ebd., 43.
[131] Gillett/Köhler 2000, S. 142.
[132] Ebd., S. 146. Hervorh. v. der Verf.
[133] Vgl. ebd., S. 142; ausführlicher dazu vgl. auch Kap. 4.3.
[134] Ebd.
[135] Ebd., S. 144; Hervorh. v. der Verf.
[136] Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 143.

wärtig. Literatur sei „etwas anderes als schreiben“ (B, 57), erklärt diese mit Blick auf jene Frauen, die sich „vor und im Jahrhundert nach der Französischen Revolution ihren Eintritt in die Literatur erkämpften“ (B, 57). Als Unterprivilegierte, Randfiguren und vom Literaturbetrieb Ausgeschlossene haben sich diese Frauen Wolf zufolge zunächst persönlicher und subjektiver Literaturformen bedient, „in denen die Schreibende sich ungezwungener, auch geselliger bewegen kann als in den Strukturen von Roman und Drama“ (B, 57). Laut Gillett/Köhler bringt die Schriftstellerin durch diesen neuerlichen historischen Bezug zwar nicht explizit zum Ausdruck, dass sie die Texte des Protokollbandes als unliterarisch erachtet. Dennoch könne man versucht sein, die Passage als negative Besprechung zu lesen[137].

In nicht kanonisierter Form ist es den romantischen Schriftstellerinnen laut Wolf leichter gefallen, sich aus der Sprachlosigkeit zu befreien. Deshalb drückten sie sich vorwiegend „in Tagebüchern und Briefen, im Gedicht, in der Reisebeschreibung“ (B, 57) aus. Analog dazu verweisen Gillett/Köhler auf Passagen, in denen Wander von Wolf in ebendiese Tradition gestellt wird. Maxie Wander, die nach Selbstangaben „niemals einen Beruf erlernt“ (LpA, 99) hat, hat Wolf zufolge „lange, in großer Unruhe, nach ihrer Sprache, ihrem Ausdrucksmittel gesucht. Sie hat vieles ausprobiert, wieder fallenlassen, scheinbar ziellos, wie manche der Frauen in ihrem Band auch“ (B, 54). Und auch Wander griff auf eine nichtkanonische Literaturform zurück.

Letztendlich geben Gillett/Köhler den Kürzungen des Vorwortes die Schuld daran, dass die Bedeutung der Autorin in Wolfs Vorwort unterminiert wird[138]. Es finden sich aber gerade in der ungekürzten Version von *Berührung* immer wieder Hinweise auf Wanders Status als ‚Ich-Erzählerin‘, wenn Wolf beispielsweise das „**Talent**“ Wanders betont, vom Protokollband als einer „**Aufgabe**“ spricht, die sich Maxie Wander „**erfunden hatte**“ oder erklärt, dass das Werk „**vom Einzelfall**“ lebt und „**literaturkritische Maßstäbe versagen**“ (B, 56). All dies sind Passagen, die nicht ins Vorwort übernommen wurden, aber deutlich machen, dass Wolf die Profession der Autorin Wander *nicht* in der Schriftstellerei sieht.

Auch Hametner unterscheidet bei aller Wertschätzung *Guten Morgen, du Schöne* als ‚wirklichkeitsnahes‘ Schauspiel von „Stücken mit hoher ästhetischer Formierung des Materials“[139]. Die Monologe lebten von der „Faszination des Stofflichen“. Der Zuschauer könne „ohne Anstrengung“, das heißt „ohne daß er ein ästhetisches Rückübersetzungsverfahren poetisch verschlüsselter Texte beherrscht“[140], Zugang zu ihnen finden. Auf die Spitze treibt Hametner seine Ansichten über die Anspruchslosigkeit der Monologe, wenn er die Texte als Beispiele weiblichen Schreibens abqualifiziert. Weibliches Schreiben sei im Gegensatz zum *Kanon* der Literatur durch das „Betroffensein als Frau“ gekennzeichnet. Und wer betroffen ist, dem fehlt Hametner zufolge die Fähigkeit, den erlebten, recherchierten oder fantasierten Stoff auf „ästhetische Distanz“[141] zu bringen.

[137] Ebd., S. 153.
[138] Vgl. ebd., S. 154.
[139] Hametner 1988, S. 142.
[140] Ebd., S. 143.
[141] Ebd., S. 144.

Bei Kebir wiederum steht die ästhetische Distanz in der Kritik. Über das Ästhetische sei der „Durst nach Wahrheit“ beim Publikum nicht mehr zu stillen gewesen. Weil Wander mit ihrem Band den Wunsch nach Lebensnähe erfüllt hat, habe sich das Publikum geweigert, den literarischen Charakters des Werkes überhaupt anzuerkennen. Dabei sei „immer wieder gesagt“ worden, dass Wander die Protokolle bearbeitet und verschiedene Gespräche zu einem einzigen verschmolzen habe. Kebir nennt es ein „Rezeptionsmißverständnis“, das durch die spätere Veröffentlichung von Maxie Wanders Tagebuchaufzeichnungen und die hier herrschende, dem Protokollband sehr ähnliche Offenheit noch verstärkt worden sei. Die Protokolle „galten und gelten nicht als ‚wahr‘ im literarischen, sondern als ‚authentisch‘ im dokumentarischen Sinne“[142].

Stephan betont in einem wahrscheinlich jüngsten Beispiel und ebenfalls in Anlehnung an Christa Wolf demgegenüber die „unsichere Position der Autorin zwischen Faktizität und Literarizität“[143] und zitiert zum Beleg dessen die Passage aus dem Vorwort um die ‚Vorformen von Literatur‘. Stephan glaubt, dass Wander auf der Suche nach neuen Ausdrucksformen war und eine ganz neue Ästhetik hervorgebracht hat, eine die weder sozialistisch-realistisch noch mit „der Protokoll-Literatur der westlichen Frauenliteratur“ vergleichbar war. Bewusst seien die *siebzehn* Porträts „als ‚Aufkündigung patriarchaler Schreibmuster‘ – im Grenzbereich zwischen Poesie und Dokumentarismus angesiedelt“[144], behauptet Stephan.

Auch wenn sich die Kulturwissenschaftlerin hier auf Aussagen der Literaturwissenschaftlerin Ilse Nagelschmidt bezieht, muss dem widersprochen werden. Wie vormals bereits erwähnt, hat Wander die Protokolle bewusst von derartigen (feministischen) Zuschreibungen abgrenzen wollen. Auch wenn sich der Band nichtkanonischer Schreibmuster bedient, dann nicht deshalb, weil Wander *bewusst* nach ihnen gesucht oder sich mit dem weiblichen Schreiben auseinandergesetzt hat. Die vorliegende Forschungsliteratur und auch Stephans Aufsatz lässt einen solchen Rückschluss jedenfalls nicht zu.

Dem Dokumentarfilm *Sag mir, wo die Schönen sind …* (2007) von Gunther Scholz bescheinigt Stephan im Vergleich die größere ästhetische Leistung. Bei aller Komplexität und Diversität der einzelnen dokumentierten Lebensläufe, habe der Film „den roten Faden nie verloren“ und auch die „einfache Abfolge von Interviews“, die Wander „für ihr Protokoll-Buch gewählt hat“, sei von Scholz zu einer „komplexen dokumentarischen Narration weiterentwickelt“[145] worden. An dieser Stelle wird deutlich, dass die Kürzungen in der Luchterhand-Version auch gegenwärtig noch einen eminenten Einfluss auf Rezeption und Analyse des Werkes haben. Hätte Stephan die ungekürzte Ausgabe von *Guten Morgen, du Schöne* verwendet, dann hätte sie die von ihr treffend formulierten Charakteristika nicht nur auf den Dokumentarfilm, sondern auch auf den Dokumentarband übertragen müssen.

Letztendlich wird man *Guten Morgen, du Schöne* nicht als reine Interviewliteratur, sondern als *dokumentarliterarische Komposition* verstehen müssen, bei der Maxie Wander dokumentarisches Material zu einer komplexen literarischen Narration ver-

[142] Kebir 1993, S. 142.
[143] Stephan 2008, S. 237.
[144] Ebd.
[145] Stephan 2008, S. 253.

dichtet hat. Das Werk unterliegt dabei nicht der klassischen philologischen Dialektik von Fälschung und Authentizität, worauf Wolf in ihrem Vorwort rekurriert, sondern bedient sich der Authentizität als einem ‚*ästhetischen Verfahren*' (Zeller 2010). Diese ästhetische Leistung wird jedoch durch die Kürzungen in der westdeutschen Luchterhand-Ausgabe unterminiert, woraus wiederum rezeptive und interpretative Missverständnisse wie bei Stephan resultieren. Welche Kürzungen im Einzelnen hierfür verantwortlich sind, darauf wird im Folgenden ausführlich eingegangen werden.

4.2.1 Marx wird zum „Chef im Ring" – Änderungen der Paratexte

> 26. Oktober
> Liebe Krügerin!
> (Weiß der Teufel, wieso ich auf die Krügerin kam, aber jetzt kann ich nimmer anders! Sie sind doch nicht der Typ, den so etwas verstimmt, oder?)
> Vom Spital aus, mit fiebrigem Schädel, aber wieder etwas optimistischer – einige Vorbemerkungen für unser nächstes Gespräch, damit wir nicht bei Adam und Eva anfangen müssen. (*Nächste Woche* hoffe ich auf dieses Wiedersehen. Gut?)
> Ich lasse mich gern überrennen, überreden, besonders von Ihrem überzeugenden Charme, *aber* hinterher kommt die gewitzte Maximiliane hervor und klärt und gibt nicht klein bei.
> Also ich denke mir das so: Die Überschriften will ich *nicht* ändern, es sollen meine bleiben, und wenn die BRD-Leser (vielleicht unterschätzen Sie die!) nicht gleich drauf fliegen. Es soll ja ein *DDR-Buch* sein, für DDR-Leser gemacht. Die beiden Gedichte will ich auch behalten. Ich mag sie und hab mir was dabei gedacht. (LpA, 247 f.; Hervorh. im Orig.)

Maxie Wander richtet sich mit diesem Brief laut Tagebuchaufzeichnung ungefähr einen Monat vor ihrem Tod – Maxie Wander wird nur vierundvierzig Jahre alt – an die Lektorin des Luchterhand-Verlages Ingrid Krüger[146]. Vorausgesetzt er ist ‚*authentisch*', hat der Brief eine große Aussagekraft über Eingriffe und Intentionen des westdeutschen Lektorats. Auch dieser außertextuelle Bezug stützt die These, dass Wanders Werk in Richtung Westkompatibilität ‚verfälscht' wurde. Beginnen werde ich mit den Gedichten, die Wander für die Lizenzausgabe ebenso wenig preisgeben mochte, wie die Überschriften.

Maxie Wander hat den Protokollen zwei *Zigeunerlieder* vorangestellt, deren Inhalt Gillett/Köhler wie folg zusammenfassen: „[W]e hear the voice of a man who desires a woman and articulates his desire in an astonishingly macho manner. The second song is about a man left behind by his woman […] And the fact that everything that follows is spoken and written by woman creates the impression of female voices gradually taking over the discourse"[147]. Gemäß ihrer Ausrichtung, sehen die Wissenschaftler/innen auch in diesen paratextuellen Bezügen ein dialogisches Prinzip. In der Luchterhand-Ausgabe ist das ‚Antwort-Gedicht' jedoch weggelassen worden. Wenn das Zigeunerlied nun

[146] Sabine Zurmühl charakterisiert die in der DDR geborene Ingrid Krüger als „aufrechte Linke", der es zu verdanken sei, dass DDR-Autorinnen wie Morgner, Tetzner und auch Wander im Westen verlegt wurden (vgl. Zurmühl 2001, S. 278).

[147] Gillett/Köhler 2000, S. 142.

überhaupt noch wahrgenommen würde, dann allenfalls als Namensgeber für das Buch, so Gillett/Köhler. Das Gedicht des eifersüchtigen Ehemannes würde sich wie eine Reminiszenz an längst vergangene Zeiten lesen, zu denen das Werk keinerlei Verbindung mehr habe[148].

Auf einen zeithistorischen Kontext verweisen demgegenüber Kebir und Zurmühl. Das Gedicht stamme aus einer „damals weitverbreitete Anthologie von Zigeunerliedern, die in einer Reclamausgabe für eine Ostmark vertrieben wurde. Es war kein Masochismus, der DDR-Frauen dazu brachte, sich etwas Abenteuer und Exotismus im Leben erlauben zu wollen“[149], so die gebürtige Ostdeutsche Kebir. Auch für Zurmühl „liegt es auf der Hand“, dass in einem territorial begrenzten Land wie der DDR, die Lebensweise eines fahrenden Volkes einen ganz besonderen Reiz ausübte.

Bedeutsamer aber erscheint das hier angesprochene Begehren der Frau durch den Mann, seine Komplimente und letztendliche Drohung, die Geliebte zu töten, falls sie ihn nicht erhört (vgl. GM, 5). Zurmühl erscheint es widersprüchlich, dass ein derart archaisches Bild „als Entrée eines Buches über den Aufbruch von Frauen“[150] dient. Sie löst die Diskrepanz, indem sie erklärt, dass der Titel des Buches bald ein Eigenleben führte und zur „zärtliche[n] Formel des Einverständnisses unter Freundinnen“[151] wurde. Hilzinger, die die Luchterhand-Version verwendet hat, liest das Zigeunerlied als „patriarchalische Hypothek“, von der sich die Frauen als Opfer und Objekt in und durch *Guten Morgen, du Schöne* „zu befreien versuchen“[152]. Und auch Gillett/Köhler sehen in *beiden* Gedichten eine behutsame Entwicklung weg von einem betont männlichen, hin zu einem femininen Diskurs[153].

Allein Kebir bleibt bei den Themen Sexualität und archaische Manneskraft, die die Gedichte ausstrahlen. Die selbstbewussten und emanzipierten DDR-Frauen brauchten im Gegensatz zu ihren westlichen Schwestern keinen „hundertprozentig gezähmten, abgerichteten Mann“[154], so Kebirs persönlich gefärbte Meinung. Obwohl diese Nachwendeerinnerungen unter Vorbehalt zu betrachten sind, lohnt sich ein unverstellter Blick in die Protokolle. Liebe, Sexualität und Eifersucht zwischen Mann und Frau sind zentrale Themen des Bandes, die eben nicht im Sinne der Patriarchatskritik, sondern analog zu den Gedichten anachronistisch verhandelt werden und dementsprechend widersprüchliche Geschlechtsrollenbilder reproduzieren.

Doris handelt beispielsweise nach dem Sinnspruch: „[W]o Liebe ist, ist auch Eifersucht, und die muß man nähren“ (GM, 43); Barbara erzählt, wie sie ihren Mathelehrer für fünfzig Mark vor der Klasse küssen wollte: „Der war ein richtiger Mann“ (GM, 58). Auch die 18-jährige Petra „verguckt“ sich in einen älteren Mann, der „[r]ichtig männlich“ (GM, 86) ist. Ute wollte nur ursprünglich einen Mann, den sie „anhimmeln kann“: „Ralph hat gleich gesagt, er will nicht dieser knallharte Typ sein, det stößt ihn ab, weil det unnatürlich und unehrlich ist, genau wie die Unterwürfigkeit der Frau. Aber ick hab

148 Vgl. ebd.
149 Kebir 1993, S. 144.
150 Zurmühl 2001, S. 283.
151 Ebd., S. 284.
152 Vgl. Hilzinger 1985, S. 201.
153 Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 151.
154 Kebir 1993, S. 144.

det damals nich verstanden. Und denn is noch jewesen, daß er eifersüchtig war bis zum Gehtnichmehr“ (GM, 102).

Traditionelle Vorstellungen hegt demgegenüber die 21-jährige Angela. Der Mann, mit dem Angela leben möchte, dürfte ihr „nicht unterlegen sein. Das würde ich nicht aushalten. Ich möchte zu ihm aufschauen, sonst würde ich ihn verachten“ (GM, 113). Steffi ist analog dazu der Meinung, dass ein Mann akzeptieren muss, „**daß er der Stärkere ist**“, was allerdings nur in der Morgen-Ausgabe nachzulesen ist: „**Und er muß auch eine Idee besser sein, eine Idee intelligenter sein. Und ich bin der Efeu, der sich um ihn herumrankt. Ich bin so richtig altmodisch, nicht? Das gefällt mir. Vielleicht ist es auch so, daß ich das extra herausfordere, weil Frank die Lasten gleich verteilen will**“ (GM, 182). Hier wird das Motiv des Gleichberechtigung einfordernden *Mannes* wiederholt. Auch Lena wünscht sich jemanden, dem sie dienen kann:

> Warum muß ich immer die anderen beschützen, sogar meinen Mann**, sogar meinen Vater**? Warum beschützt *mich* keiner? **Es ist einfach niemand da, dem ich mich ausliefern kann, dem ich dienen kann. Denn** man muß beides können: Dienen *und* Herrschen. **Das Dienenkönnen traut mir keiner zu, trotzdem habe ich das Bedürfnis danach.** Ich glaube, daß starke Persönlichkeiten eher zum Dienen fähig sind. (GM, 206 f., Hervorh. im Orig.)

Die gekürzten Passagen, das deutet sich hier bereits an, sind sowohl mit den allgemeinen Vorstellungen von Emanzipation inkompatibel, als auch speziell mit den Bildern von den emanzipierten DDR-Frauen. Auf die Kürzungen wird später noch ausführlicher eingegangen werden. An dieser Stelle interessieren zunächst die von Wander vorangestellten Zigeunerlieder, die thematisch und auch hinsichtlich ihrer Geschlechtsrollenbilder durchaus mit den Protokollen korrespondieren. Dass der Protokollband unter die Ägide der Zigeunerlieder gestellt wurde, muss folglich nicht interpretativ und im übertragenen Sinn erschlossen, sondern kann wortwörtlich genommen werden.

Warum nun das zweite und nicht das archaische, erste Gedicht in der Luchterhand-Ausgabe weggelassen wurde, ist an dieser Stelle nicht nachvollziehbar. Vielleicht weil es das Bild der im Aufbruch befindlichen Frauen stärker konterkariert? Im zweiten Gedicht weint der verlassene Mann und betet zu Gott, während die Frau dem neuen Liebhaber ein Huhn brät. Der verlassene Mann weint aber nicht um das Verlassen-Werden, sondern weil die Frau ihm nie ein Huhn gebraten, ihn ergo auch nicht derart geliebt hat, wie den neuen Liebhaber (vgl. GM, 6). Letztendlich kann das erste Gedicht vermutlich tatsächlich besser als Relikt patriarchaler Ordnungsmuster gelesen werden, als das zweite.

Eindeutiger in ihrer intendierten Wirkung sind dagegen die Änderungen der Protokollüberschriften. Laut Schröder sind in der Luchterhand-Ausgabe „und auch in späteren DDR-Auflagen“ die Kapitelüberschriften, „denen in der ersten Auflage jeweils nur der Vorname der Befragten beigefügt war, durch zusätzliche Angaben ergänzt“[155] worden. Diesem Aspekt haben Gillett/Köhler besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie stellen die Änderungsgeschichte jedoch anders da. Gillett und Köhler zufolge hat das DDR-Lektorat die ersten Änderungen vorgenommen und nach dem Tod Wanders 1978

[155] Schröder 1996, S. 30.

in einer zweiten Edition soziologische Informationen hinzugefügt. Um Alter, Beruf, Anzahl der Kinder und Familienstand wurden die Kapitelüberschriften ergänzt – Angaben, die vom Luchterhand-Verlag für die Erstausgabe im selben Jahr übernommen und noch einmal modifiziert wurden[156].

Gillett/Köhler sehen bereits in den Manipulationen durch den DDR-Verlag Der Morgen signifikante Eingriffe in das Wesen des Protokollbandes. Durch das Hinzufügen soziologischer Fakten sei er eindeutiger als Interviewliteratur identifizierbar und würde zum ostdeutschen Counterpart von Erika Runges *Frauen. Versuche zur Emanzipation* (1969)[157]:

> In her book […], Erika Runge had explicitly set out to investigate how far emancipation had progressed in the West. The work in which she charts her disappointment is set out as a representative cross-section, arranged in order of age. And it is prefaced by a table of contents […], in which the name of each interviewee is followed in most cases by her age, marital status and profession or social class.[158]

Bemerkenswert ist, dass die Morgen-Version von der äußeren Textgestalt her Runges *Frauen* ähnlicher ist, als die Luchterhand-Ausgabe. Die hinzugefügten Informationen finden sich in den vorliegenden Ausgaben und Auflagen von *Guten Morgen, du Schöne* wie in Runges Protokollband lediglich im Inhaltsverzeichnis und nicht wie in der Luchterhand-Version auch im Fließtext. Vorausgesetzt die Lektoratshistorie von Gillett/Köhler ist die zutreffende, wäre dies ein Indiz dafür, dass auch der DDR-Verlag an Analogien zwischen dem Protokollband und seinem westdeutschen Vorläufer ein Interesse gehabt hat.

Andererseits ist in den Luchterhand-Ausgaben den Vornamen analog zu Runges *Frauen* noch ein Nachnamekürzel hinzugefügt worden. Bei Maxie Wander heißen die Frauen Barbara, Ruth oder Karoline, bei Runge Sibylle F., Helga S. oder Solveig A. In der westdeutschen Lizenzausgabe sprechen nunmehr Barbara **F.**, Ruth **B.** und Karoline **O.** Wenn Schmitz-Köster beispielsweise etwas über „Margot W." schreibt oder Kebir die „Unterstufenlehrerin Doris L."[159] zitiert, dann haben beide Autorinnen mit der westdeutschen Ausgabe gearbeitet.

Zudem wurden vom westdeutschen Lektorat sieben der siebzehn Protokollüberschriften im Gegensatz zu Maxie Wanders Wunsch doch geändert. Gillet/Köhler kritisieren: Literarisch gesehen, hätte dies nicht zu einer Verbesserung, sondern einer „Verarmung"[160] geführt, die den Band noch einen Schritt weiter in Richtung nichtpoetische Sprache der Interviewliteratur führt. Die westdeutsche Ausgabe wirkt dem Autorinnenduo zufolge damit ‚authentischer' als die ostdeutsche, da die Kapitelüberschriften nurmehr Zitate aus den Protokollen wiedergeben und weniger impressionistisch sind. Als „besonders krasses Beispiel", das Gillett/Köhler jedoch nicht weiter ausführen, heben

[156] Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 140.
[157] Vgl. ebd., S. 148 f.
[158] Ebd., S. 148 f.
[159] Schmitz-Köster 1989, S. 83; Kebir 1993, S. 145.
[160] Gillett/Köhler 2000, S. 149. Eine anschauliche Übersicht über die geänderten Protokollüberschriften findet sich ebd., S. 150. Allerdings hat das Autorenpaar die Unterschiede zwischen Fließtext und Inhaltsangabe hier nicht deutlich gemacht.

sie Erikas Beitrag hervor. „Marx und Scheherezade" würde in der Luchterhand-Ausgabe zum „rundweg nörglerischen" („flatly querulous"[161]) „**Mein Mann war immer Chef im Ring**". Wie sich die Änderungen darüber hinaus auf die Wahrnehmung der Protokolle auswirkt, soll im Folgenden anhand dieses Beispiels beschrieben werden.

Ähnlich wie Sultan Scheherban aus dem Märchen von 1001 Nacht, war auch Erikas Ehemann eifersüchtig und verbot ihr aus Angst, Erika könnte zu „Männergeschichten" (GM, 193) verleitet werden, den Kontakt zu Freundinnen und auszugehen: „Nachdem wir zusammengefunden hatten, war er absolut Chef im Ring" (GM, 192). Ebenfalls analog zum Märchen bilden erzählte Geschichten ein Band zwischen den Partnern: „[W]ir haben jedes Buch zusammen gelesen" (GM, 195). „Ich war in der Küche, und er hat hinter mir gesessen und hat vorgelesen […]: Gulasch und Flaubert, Linsensuppe und Anna Karenina, wer hat das schon?" (GM, 199). Anders als im Märchen ist am Ende der zwanzig Jahre währenden Beziehung (vgl. GM, 202 u. 204) aber nicht der eifersüchtige Ehemann von der Treue der Frau überzeugt, sondern der Ehemann wird als Kommunist und Genosse „fragwürdig" (GM, 203) für Erika.

Erikas Geschichte ist die ihrer Emanzipation aus einer klassischen Beziehung, in der sie den emotionalen, ängstlichen und der Ehemann den rationalen, selbstsicheren Part übernahm. Erika sah in ihrem Mann „den geistig Überlegenen in jeder Lebenslage": „Er hatte alles, was ich nicht hatte, er hatte Selbstbewußtsein, er war egozentrisch, und ich war glücklich, ihm alles hintragen zu können" (GM, 204). Erika beschreibt ohne Fremd- oder Selbstanklage vor allem sich selbst, ihren eigenen Anteil an der scheiternden Beziehung: „Ich wollte immer schön sein, ich wollte immer klug sein, und ich habe schön gekocht" (GM, 199). Die neue Überschrift lenkt ähnlich wie das erste Zigeunerlied das Augenmerk demgegenüber auf den männlichen, patriarchalen Part – eine Akzentverschiebung, die darüber hinaus durch Christa Wolfs Vorwort wie folgt gestützt wird:

> Mit Unbehagen scheinen diese Männer wahrzunehmen [**Männer werden mit Unbehagen wahrnehmen**], wie Frauen ihre traditionell ‚weibliche' Prägung loswerden, den Mann mustern […] sich darüber lustig machen, wenn ‚Mann' ihr zur Scheidung Marxens Gesammelte Werke schenkt … Wäre es denkbar, daß manche Männer (es geht hier nicht um Zahlen … die Lustigkeit, die Ironie und Selbstironie der Frauen als schockierende Zumutung erleben? Ja aber, haben sie denn ihre Frauen so wenig gekannt? Mögen sie sie lieber, wenn sie, unvermutet mit dem Seitensprung des Mannes konfrontiert in guter alter Manier in Ohnmacht fallen? Sie tun es, übrigens, hin und wieder, stehen dann aber auf und machen sich klar: Der Mann ‚braucht einen neuen Spiegel'. (B, 55)

Wolf bezieht sich hier auf zwei Passagen aus Erikas Protokoll. Erika, die von ihrem Mann in Fragen der Weiterbildung und Qualifizierung eher behindert als unterstützt wurde (Erika holt das Abitur in der Abendschule nach, erhält aber erst nach der Scheidung eine Zulassung zum Studium), fühlt sich durch die bei Gericht vorgebrachte Scheidungsbegründung des Ehemannes getroffen. Sie lautet:

> […] ich könnte ihm geistig nicht mehr folgen, er hätte mittlerweile eine studierte Frau kennengelernt, die ihm neue Horizonte eröffnet hat. Jeder Mensch eröffnet dir neue Horizonte, weil er ja ein neues Leben mitbringt, ne? Was ist denn eigentlich so ein Mann? Ein

[161] Gillett/Köhler 2000, S. 150.

> Mann braucht jemand, dem er seine Geschichte neu erzählen kann. Es interessiert ihn gar nicht so sehr, was der andere mitbringt, er braucht einen neuen Spiegel. (GM, 202)

Während in Wolfs Version der Spiegel als Metapher für die geistige Reflexionsfläche steht, die die Frauen den Männern bieten, erzählt Erika von der Selbstbespiegelung ihres Mannes und seiner Selbstbezogenheit. Die Selbstbespiegelung dient wiederum Schelbitzki Pickle als Beleg dafür, dass die Probleme, die den Frauen in *Guten Morgen, du Schöne* bei ihrer Selbstverwirklichung im Weg stehen, im männlichen Wertesystem begründet sind. Sie interpretiert die Spiegelmetapher demzufolge als Kritik am exzessiven Rationalismus der Männer, an ihrer Selbstbezogenheit und an ihrer Weigerung, Frauen als gleichberechtigt anzuerkennen oder sie überhaupt zu erkennen, wie Schelbitzki Pickle die Wolfsche These vom Erkennen aufgreifend, schreibt[162].

Anders als Schelbitzki-Pickles Interpretation, findet Wolfs Spiegelallegorie in Erikas Protokoll keine Entsprechung. Erika, die einzige der Frauen im Band, die in Ohnmacht fällt, bietet ihrem Ehemann keine neue Reflexionsfläche. Ihre Geschichte rankt sich im Gegenteil um ihr zwanzig Jahre andauerndes Festhalten an eingefahrenen Rollenmustern (vgl. GM, 204), das erst durch das Verlassen-Worden-Sein vom Ehemann durchbrochen wird. Als Erika dahinter kommt, dass ihr Mann nicht mit seinen Arbeitskollegen, sondern heimlich mit seiner Freundin verreist war, denkt Erika:

> Jetzt fällst du bestimmt in Ohnmacht. Und ich bin nicht in Ohnmacht gefallen. Hab ich mir gesagt, na gut, dann spielst du es eben, du mußt ihm ja zeigen, wie unglücklich du bist. Vorher habe ich aber einen Brief geschrieben, mit verstellter Handschrift, wo mir ein Unbekannter alles mitteilt. Da hab ich einfach hineingeschrieben, seine Freundin kriegt ein Kind. So. Nun lag ich da, schön auf dem Teppich, und er rief immer: Wir müssen reden, wir müssen reden. Da hab ich mir gesagt, mach kein Theater, steh auf, er ist ja selber ganz verzweifelt. (GM, 200)

Erika macht sich infolge dieser Episode nicht klar, dass ihr Mann einen anderen Spiegel braucht. Sie schlägt ein Treffen zu dritt vor und glaubt bis zum Auszug des Ehemannes, dass er sich für sie und nicht für die Freundin entscheiden wird: „[I]ch hab ihm sogar geraten, zu ihr zu gehen, weil ich ganz sicher war, daß er bleiben würde" (GM, 201). Auch Schelbitzki Pickles Interpretation trifft folglich nicht den Kern der Geschichte von „Marx und Scheherezade". Nicht die Kritik am Männlichen, die Selbstbeschreibung ist in diesem Text prävalent, wie auch der Fortgang der Geschichte zeigt. Trotz Scheidung ist Erika weiterhin einerseits hin und wieder „ganz stolz" auf ihren Exmann und bewundert ihn für seine „Konsequenz", „alles hinter sich gelassen" zu haben, auch „so viele Annehmlichkeiten" (GM, 202). Andererseits findet sie es unmäßig („irre"), wie er und seine Freundin sich nach der Trennung verhalten haben:

> Sie haben ihre Probleme gelöst, indem sie alle Weiber, die er nicht leiden konnte, hinausgeschmissen haben. […] **und dazu gehören seine Mutter, seine Frau und alle Verwandtschaft drumherum, alles, was ihn gehemmt hat, ich weiß nicht, wobei. Da wurde der Genosse so fragwürdig für mich.** Wie macht der das eigentlich mit der Verantwortung? Er sagt: Auf Wiedersehn, ich weiß die Kinder bei dir in guter Hut. Da steh

[162] Vgl. Schelbitzki Pickle 1981, S. 219.

> ich als Nichtgenossin da und soll aus den Kindern des Genossen gute Genossen machen, ne? Denn zur Scheidung schenkte er mir Marx‘ »Gesammelte Werke«. Das finde ich einfach grandios, zur Scheidung Marx geschenkt zu bekommen, ne? (GM, 203)

Ironie, wie von Wolf geschrieben, ist in diesen Zeilen allenfalls sehr verhalten zu spüren. Und auch die Patriarchatskritik wird von systemimmanenter Kritik überlagert, die in der Luchterhand-Ausgabe durch die Kürzungen jedoch in den Hintergrund rückt. Dass der Genosse ein Mann ist und mit dem Genossen folglich auch patriarchale Muster kritisiert werden, ist nicht von der Hand zu weisen. Erika macht sich aber nicht lustig über die männliche Selbstgerechtigkeit, sie *kritisiert* die Selbstgerechtigkeit eines *Genossen*, der im Gegensatz zum marxistisch-leninistischen Menschenbild wie der Sultan Scheherban aus 1001 Nacht agiert, der seine Ehefrauen hinrichten ließ, damit sie ihn nicht hintergehen können.

Der in Erikas Geschichte namenlos bleibende Ehemann zeigt sich weder charakterfest, noch zeigt er Verantwortungsbewusstsein seiner Familie gegenüber oder hat Interesse, seine Kinder im Geiste des Friedens und des Sozialismus zu erziehen – Tugenden, die, wenn schon nicht alle DDR-Bürger in gleichem Maße, so doch wenigstens einen Genossen laut sozialistischer Moral kennzeichnen sollten[163]. „Marx und Scheherezade“ erweist sich nicht zuletzt vor diesem Hintergrund als sehr bedacht gewählter Titel, der sowohl Impression des Erzählten als auch dessen Dialektik symbolisierender Ausdruck ist und der in der Luchterhand-Ausgabe, ebenso wie die anderen sechs Titel, wegretuschiert wurde.

4.2.2 „Der einfache Rollentausch“ – Rosi und Lena und die Veränderung der Reihenfolge

Ähnlich wie mit den Protokollüberschriften, verhält es sich mit der Reihenfolge der Protokolle: Maxie Wander hat sich „was dabei gedacht“ (s. o.). Schröder geht der Vermutung nach, dass der von Maxie Wander gewählten Reihenfolge „ein bestimmtes Konzept zugrunde liegt“. Der Literaturwissenschaftler erkennt zwar anhand der „Altersstaffelung“ eine „subtile Ausgewogenheit“ [164] der Abfolge, lässt sich aber durch die nicht chronologische Anordnung der Protokolle am Anfang des Buches irritieren. Er spricht von der Reihenfolge als einer Girlande, die an verschieden Alterspunkten aufgehängt ist. Obwohl im Detail wenig überzeugend, befand sich Schröder damit auf dem richtigen Weg, wie wiederum Gillett/Köhler zeigen, deren Aufsatz auch in dieser Frage hervorsticht. Demnach formen die vormals bereits genannten literarischen Schwestern Gabi und Petra, Lena und Margot und Berta und Julia den gesamten Text zu einer Art Biografie[165].

Genauso gut kann aber auch der Textkorpus als Ganzes als eine Art Gesamtbiografie betrachtet werden, begonnen mit den jungen Frauen von 16 bis 32 Jahren, die zwar ‚durcheinandergewürfelt‘ sind, denen aber in chronologischer Reihenfolge die mittleren

[163] Vgl. Jessen 1998, S 54; Zentraler Ausschuß für Jugendweihe in der DDR 1983, S. 210 ff.
[164] Schröder 1996, S. 43, 45.
[165] Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 143 ff.

Jahre der Mittvierzigerinnen sowie die 74-jährige Berta – die in der ersten Ausgabe von 1977 noch Herta hieß und deren Name aus unerklärlichen Gründen geändert wurde[166] – und die 92-jährige Julia folgen. In der westdeutschen Ausgabe des *Luchterhand* Verlages herrscht demgegenüber ein „kontrastreiches Durcheinander“[167], sodass Stephan, die ihrem Aufsatz die Luchterhand-Ausgabe zugrunde gelegt hat, an eine „einfache“[168], das heißt bedeutungslose Abfolge der Interviews glaubt. Gillett und Köhler zeigen sich angesichts der totalen Änderung der Reihenfolge der Protokolle durch den Luchterhand-Verlag erstaunt: Es sei nicht üblich, die Kapitelreihenfolge eines veröffentlichten Romans oder die Reihenfolge der Zeilen eines veröffentlichten Gedichts derart zu ändern, wie dies in *Guten Morgen, du Schöne* geschehen sei – ausgenommen, die Autorin habe dies autorisiert[169].

Über Fragen der Autorisation kann aufgrund der vorliegenden Forschungsliteratur allerdings nur spekuliert werden, weswegen ich mich weiterhin auf die Texte und im Folgenden speziell auf die differierenden Einstiegsgeschichten konzentrieren werde. Diese haben, wie im Folgenden gezeigt werden wird, eine entscheidende Bedeutung für ihre jeweilige Rezeption. Mit Rosi, die die DDR-Ausgabe eröffnet, wird laut Schröder „eine stark auf interne DDR-Belange ausgerichtete Geschichte an den Anfang gestellt“[170]. Einerseits kritisiert Rosi in einer für DDR-Verhältnisse überraschend deutlichen Art den ‚sozialistischen Konformismus‘ (GM, 36) in der DDR, die Selbstgerechtigkeit bestimmter Partei- und Führungskader und den Ordnungsdruck paramilitärischer Rituale: „Das Strammstehen in der Schule, diese äußerliche, sinnlose Disziplin, Fahnenappell, Augen links, Augen rechts. Was hat das mit Sozialismus zu tun?“ (GM, 23), heißt es gleich auf der ersten Seite.

Später im Protokoll fährt Rosi fort: „Wenn man Dinge, die für einen wichtig sind, absolut nicht verändern kann, wird man müde. Das kennst du doch, das ist im Kleinen so wie im Großen. […] Wie kommt diese Resignation, auf der nichts Gutes mehr gedeiht?“ (GM, 30). Die politischen Strukturen sind verkrustet. In Parteischulungen und Parteiversammlungen passiert „immer das gleiche“: „Leute hören sich gerne reden und haben nichts Neues zu sagen, nur Phrasen, **die ihnen aus dem Maul sprudeln, während das Hirn schlummert, ja?**“ (GM, 31).

Der 1976 in die alte Bundesrepublik übergesiedelte Schriftsteller Thomas Brasch sieht in diesen und ähnlichen Passagen die Hauptaussage des Protokollbandes: „Was in diesem Buch aber nun zu lesen ist, ist mehr als das ewige Lied von Frauen im Alltag und ihren Schwierigkeiten – es ist der dokumentarische Ausdruck für die Resignation schöpferischer Menschen vor der Geschichte, ihr Verharren im »überschaubaren Privaten«“[171]. Der Band handle von der Fremdheit „zwischen den Mitgliedern einer Gesellschaft“, dem „Verlust von Solidarität“[172] und beschreibe einen historischen Moment der Erschöpfung.

[166] Vgl. ebd., S. 147 und i. Orig. Wander 1977, S. 232 u. 267.
[167] Hans Joachim Schröder zit. nach Schröder 1996, S. 45.
[168] Schröder 1996, S. 45; Stephan 2008, S. 253.
[169] Gillett/Köhler 2000, S. 152.
[170] Schröder 1996, S. 44.
[171] Brasch 1978, S. 137.
[172] Ebd., S. 137, 138.

Im Gegensatz dazu lässt Rosi aber gleichzeitig keinen Zweifel daran aufkommen, dass der Sozialismus auch ihre Gesellschaftsordnung ist, wie es vielzitiert bei Karoline im Band heißt (vgl. GM, 249). Rosi ist trotz aller Kritik ein „optimistischer Mensch“, der daran glaubt, daß man durch größere Offenheit vieles reparieren könnte“ (GM, 30). Und sie zeigt in Fragen der Abgrenzung vom Westen wie folgt die ‚richtige‘ Einstellung:

> Ich könnte es ja auch so wie gewisse Frauenrechtlerinnen machen, die wie die Wilden schießen, weil man es ihnen erlaubt hat, die über ihre Männer schimpfen, weil sie ihnen den Abwasch nicht abnehmen oder die Schweißwindeln von den Kindern. Sie rennen Amok, die kommen nie zu einer Verständigung mit ihrem Mann. Man muß lernen, die kleinen Veränderungen beim andern wahrzunehmen, und sich vor allem selbst ändern. Ohne Liebe bleiben diese ganzen Emanzipationsversuche ein Krampf. Was nützt es den Frauen, wenn sie sich *gegen* ihren Partner emanzipieren. […] Eine kluge Frau hat gesagt, daß wir uns auf die alten humanistischen Ideale besinnen sollten. Nachgeben, Gütigsein, Dienen sind in schlechten Ruf gekommen im Zeitalter der Emanzipation. (GM, 33 f.; Hervorh. im Orig.)

Zum zweiten Mal wird damit innerhalb von zwei verschiedenen Protokollen das Dienen rehabilitiert. Obwohl Rosi sich nicht einbildet, „nur mit *einem* Mann glücklich sein zu können“, glaubt sie traditionell, dass eine Frau sich für einen Mann entscheiden muss: „**[M]an hat einfach seine Wahl zu treffen, und dann wird er eben der Einmalige sein, der einen glücklich macht**“ (GM, 25; Hervorh. im Orig.), ist allerdings wiederum nur in der DDR-Version nachzulesen. Dem offiziellen Frauenleitbild der DDR nicht unähnlich, wird mit der monogamen, auf die Ehe und Familie konzentrierten Rosi eine der positivsten und optimistischsten Frauenfiguren im Band an den Anfang gestellt. Hier findet sich laut Hildebrandt keine Mut- und Hoffnungslosigkeit, wie sie in vielen anderen Protokollen anklingt[173].

Und Rosis Kritik liegt laut Schröder „halb im Rahmen dessen, was ideologisch zulässig oder sogar erwünscht ist, halb sprengt sie diesen Rahmen; sie weckt Mißbehagen bei den ‚Linientreuen‘, bei allen anderen weckt sie Neugier und gesteigertes Interesse“[174]. In westlichen Rezeptionen wird Rosis Geschichte und insbesondere der hier zum Vorschein kommende Anti-Feminismus hingegen zum großen Teil übergangen.

Schelbitzki Pickle registriert zwar Rosis stereotype Geschlechtsrollenvorstellungen. Sie führt diese ‚Eigenart’ jedoch einerseits auf tief verwurzelte, historisch erlernte Verhaltensweisen zurück und zieht andererseits, gemäß ihrer Forschungsperspektive, Parallelen zu Wolfs Werk: „Indeed, I believe that this statement might be regarded as a somewhat indelicate expression of the non-sex-specific differentiation that Christa Wolf is attempting to bring about through her work“[175]. Dass in Rosis Protokoll stereotype Geschlechtsrollenvorstellungen verhandelt werden, die für die DDR typisch waren, wird von Schelbitzki Pickle nicht gesehen (vgl. ausführlich dazu Kap. 4.3.3).

Ähnlich argumentiert auch Harbord, die sich als eine der wenigen ausführlich mit dem Anti-Feminismus in Wanders Protokollen und in Wolfs Vorwort (vgl. B, 60) auseinandersetzt. Sie führt ihn einerseits klassischerweise auf den Einfluss des langjährig

[173] Vgl. Hildebrandt 1984, S. 155.
[174] Schröder 1996, S. 44.
[175] Schelbitzki Pickle 1981, S. 227.

propagierten, sozialistisch-orthodoxen Emanzipationsmodells von den aufgeklärten Frauen im Sozialismus zurück, die sich nicht gegen die Männer emanzipieren müssen, sondern mit ihnen im übertragenen wie im wörtlichen Sinn Hand in Hand arbeiten können. Auf der anderen Seite ist sich Harbord der publizistischen Grenzen und Zensur in der DDR durchaus bewusst, und dass auch in Fragen der Emanzipation bestimmte ‚Standards‘ gesetzt waren[176].

Schließlich stimme das Bild über die Westfeministinnen überein mit dem Bild, das von den westlichen elektronischen Massenmedien, also vor allem durch das Fernsehen verbreitet wurde. Andere Quellen standen den meisten DDR-Bürger/inne/n nicht zur Verfügung, so dass diese weder mit der Vielfältigkeit des westlichen Feminismus noch mit den vielen schriftlichen Zeugnissen in Kontakt hätten kommen können, die für die westliche Bewegung aber von elementarer Bedeutung waren[177].

Auffällig ist, dass stets nach Gründen für die Differenzen zwischen ost- und westdeutschem Feminismus gesucht, diese selbst letztendlich aber marginalisiert werden. Handlungspraktisch gesehen, verfährt so auch Schröder, der aufgrund des Erfolges des Protokollbandes in der alten Bundesrepublik glaubt, dass „die Frage der Reihenfolge der Geschichten“ letztendlich „offenbar von zweitrangiger Bedeutung“[178] war. Bei näherer Betrachtung wird im Gegensatz dazu jedoch deutlich, dass auch in der westdeutschen Ausgabe eine Figur an den Anfang gestellt wurde, die soziokulturell und habituell ein viel größeres Identifikationspotential für die Leser/innen im Westen bot, als die handfeste, familiäre und mit der DDR verwachsenen Rosi.

Den Auftakt in der Luchterhand-Ausgabe macht die 43-jährige Kunstdozentin Lena, eine starke, sensible, intellektuelle, nachdenkliche, suchende Frau, deren „nach außen so heiles Familienleben […] ein Drama“ (GM, 216) ist. Gillett und Köhler glauben, dass durch Christa Wolfs Vorwort und mit Lenas erstem Satz: „Letzte Nacht habe ich einen meiner Kafka-Träume gehabt“ (GM_L, 21), zwei in der alten Bundesrepublik sehr bekannte und vertraute Schriftsteller/innen das Buch ‚autorisiert‘[179] und den Weg in die westdeutsche Leserschaft geebnet haben.

Aber auch ein Blick in das Protokoll zeigt: Vieles von dem was Lena erzählt, ist sowohl allgemein anschlussfähig an die kognitiven Überzeugungen der westdeutschen 1968er Bewegung als auch spezifisch an die zweite deutsche Frauenbewegung. Lena fühlt sich „verstümmelt“ (GM, 211), stößt sich am Autoritären (vgl. GM, 212) ebenso wie an der „Unaufrichtigkeit“ (GM, 214) und der Konsumhaltung der Menschen (vgl. GM, 213). „Die Menschen ertragen es […] nicht einmal, sich selbst nackt zu sehen. Sie denken und fühlen in Klischees“ (GM, 212). Lena möchte die „Menschen beunruhigen, sie aufstören aus ihrer unschöpferischen Ruhe, sie zu Existenzfragen verleiten“ (GM, 213). Dabei befindet sie sich nicht nur auf der Suche nach sich selbst und in Konfrontation mit ihrer Umwelt, sie erntet dafür auch Bewunderung und hat Erfolg (vgl. GM, 212 f.).

Nicht zuletzt durch Lenas im Beruflichen wie im Habituellen begründeten Erfolg, finden sich auch in feministischer Hinsicht zahlreiche Übereinstimmungen. „Seine

176 Vgl. Harbord 1991, S. 161 f.
177 Vgl. ebd., S. 161.
178 Schröder 1996, S. 45.
179 Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 152.

Männlichkeit erträgt es einfach nicht, daß ich weitgehend unabhängig von ihm bin" (GM, 211), erzählt Lena beispielsweise über ihren zweiten Mann, der offensichtlich jünger ist als sie selbst. Walter war und ist ihr sexuelles „Opium" (GM, 210). Trotzdem: „Wir haben noch immer geringere Möglichkeiten als die Männer, uns allseitig zu entwickeln" (GM, 206), fasst Lena die Lage der Frauen in der DDR zusammen. Widersprüchliche oder antagonistische Passagen wie die folgenden, die konträr zur sozialrevolutionären Mehrheitsmeinung lagen, wurden aus dem Protokoll der westdeutschen Ausgabe entfernt (siehe auch weitere Beispiele im Anhang):

Von diesem Mann habe ich schon als Kind geträumt, und dieses Verlangen nach dem Absoluten habe ich bis heute. **Ich habe großes Glück erfahren in den ersten Stunden der Annäherung, aber nie, wenn ich mit einem Mann geschlafen habe.** Ich hatte unbeschreibliche Sehnsucht, wenn mich einer mit dem Finger berührte, aber wenn er dann Besitz von mir ergriff, war ich tot und ausgelöscht. (GM, 205)	Von diesem Mann habe ich schon als Kind geträumt, und dieses Verlangen nach dem Absoluten habe ich bis heute. Ich hatte unbeschreibliche Sehnsucht, wenn mich einer mit dem Finger berührte, aber wenn er dann Besitz von mir ergriff, war ich tot und ausgelöscht. (GM$_L$, 21)
Warum muß ich immer die anderen beschützen, sogar meinen Mann**, sogar meinen Vater**? Warum beschützt *mich* keiner? **Es ist einfach niemand da, dem ich mich ausliefern kann, dem ich dienen kann. Denn** man muß beides können: Dienen *und* Herrschen. **Das Dienenkönnen traut mir keiner zu, trotzdem habe ich das Bedürfnis danach.** Ich glaube, daß starke Persönlichkeiten eher zum Dienen fähig sind. (GM, 206 f.; Hervorh. im Orig.)	Warum muß ich immer die anderen beschützen, sogar meinen Mann? Warum beschützt *mich* keiner? Man muß beides können: Dienen *und* Herrschen. Ich glaube, daß starke Persönlichkeiten eher zum Dienen fähig sind. (GM$_L$, 22; Hervorh. im Orig.)
Weil ich so eine Walkürenfigur bin, glaubt jeder, mich wirft nichts um. Jeder weint sich an meinem Busen aus. **Die Männer bringen mir ihre Wehwehchen, und dann lasse ich für sie meine langen Haare herunter.** Mir fällt ein Traum ein. Ich nehme Träume ernst […]. (GM, 206)	Weil ich so eine Walkürenfigur bin, glaubt jeder, mich wirft nichts um. Jeder weint sich an meinem Busen aus. Mir fällt ein Traum ein. Ich nehme Träume ernst […]. (GM$_L$, 22)
Walter, mein zweiter Mann, **ist sehr entfernt von mir, weil er ein Baby war,** [war noch ein Baby,] als mein Vater ins KZ kam. Vielleicht sind wir gerade durch seine Unschuld so **weit** entfernt voneinander. **Er hat doch mit dieser ganzen Geschichte nichts zu tun.** Ich leide geradezu unter meiner Verantwortung ihm gegenüber. Ich	Walter, mein zweiter Mann, war noch ein Baby, als mein Vater ins KZ kam. Vielleicht sind wir gerade durch seine Unschuld so entfernt voneinander. Ich leide geradezu unter meiner Verantwortung ihm gegenüber. Ich will ihn um gefährliche Klippen herumführen, er aber ist ein Phänomen und kein Charakter, er zerfließt mir

will ihn um gefährliche Klippen herumführen**, er aber läßt sich nicht an der Hand nehmen**. Er [**aber**] ist ein Phänomen und kein Charakter, er zerfließt mir unter der Hand. (GM, 208)	unter der Hand. (GM_L, 24)
Ich muß mich jeden Tag von neuem behaupten, weil ich ständig an mir zweifle. **Ich bin nicht sicher, ich riskiere sogar zu zeigen, wie unsicher ich bin.** Aber die Menschen verlangen Fassade. Nur starke Menschen können ihre Unsicherheit **zeigen und** gelassen tragen wie einen alten Hut. (GM , 212)	Ich muß mich jeden Tag von neuem behaupten, weil ich ständig an mir zweifle. Aber die Menschen verlangen Fassade. Nur starke Menschen können ihre Unsicherheit gelassen tragen wie einen alten Hut. (GM_L, 27)

In der westdeutschen Ausgabe wird aus der Suchenden eine starke Persönlichkeit und aus einer, für das Protokoll charakteristischen Dialektik wird die Synthese, wird Evidenz. Von dieser Metamorphose kündet auch die Änderung der Protokollüberschrift. Bei beiden Titeln handelt es sich um Zitate aus dem Protokoll. Aus dem eher Indifferenten, Emotionalen: „Das Schiff fahren lassen und in die Sonne schauen" (GM, 220), wird in der Luchterhand-Ausgabe das thematisch fokussierte: **„Das Rädchen Partnerschaft**" (GM, 219).

Diese Akzentverschiebung wird erneut durch Christa Wolf gestützt, die überdies vergleichsweise viele Passagen aus Lenas Protokoll adaptiert und apologetisch genutzt hat (vgl. ferner Kap. 4.3.1 und 4.4.2). Im Folgenden dient Lena als warnendes Beispiel davor, Emanzipation lediglich als Übernahme männlicher Muster zu verstehen. „Ich habe mich männlich verhalten, habe die Vorrechte der Männer genützt", wird Lena von Wolf frei zitiert und sie fährt fort: Der „einfachen Rollentausch" mache die Frauen „nicht glücklich" und habe sowohl das gleiche Ergebnis als auch dieselbe Ursache: die „Unfähigkeit zu lieben" (B, 59), wie Wolf mit Blick auf Lenas weiblichen „Don-Juanismus" schreibt. Im Protokoll heißt es: „Ich habe mich eigentlich immer danach gesehnt, einen Mann zu finden, dem ich alles sein kann und der mir alles sein kann":

> Trotzdem habe ich mich in gewisser Hinsicht sehr männlich verhalten, ich habe die Vorrechte der Männer benutzt. *Ein* Mann reichte mir nie. Ich brauchte immer einen für den Körper, einen für den Geist und einen für die Seele. *Ein* Mann hätte das schwerlich leisten können. Ich habe viele Männer durchprobiert, an der einen oder anderen Stelle. Das ist eine Art Don-Juan-Bedürfnis geworden, nicht in Hinsicht von Leichtfertigkeit, sondern eher von Nichtankommen-und-immer-schneller-laufen-Müssen, Immer-mehr-Mitnehmen, Immer-mehr-Angst-Haben. (GM, 206; Hervorh. im Orig.)

Der Wolfschen Lesart wäre dieses Mal nicht viel hinzuzufügen, ginge es Lena tatsächlich um den Rollentausch und die Unfähigkeit zu lieben und nicht um ihre eigene innere Widersprüchlichkeit. Einerseits sucht Lena ähnlich wie Don Juan die Provokation und bricht mit festliegenden Normen der Gesellschaft, etwa wenn sie anstatt eines Vortrages zu halten Fragen stellt (vgl. GM, 212) oder in der Erziehung ihrer Söhne unkonventionelle Wege beschreitet (GM, 216; vgl. ausführlicher dazu Kap. 4.3.2). Anders als Don

Juan ist Lena aber weder Charmeurin noch ist sie hedonistisch veranlagt, sondern organisiert, diszipliniert und „funktionstüchtig […] wie eine Maschine" (GM, 219). Auch Lena zeigt wie Maria im Lied der Alleinerziehenden eine protestantische Arbeitsethik.

Von einer ebensolchen Inkonsistenz ist die Beziehung zu ihrem Mann gekennzeichnet: „Ich weiß nicht einmal, warum er sich mir unterlegen fühlt. […] Im Grunde fühle ich mich unterlegen" (GM, 211). Lena hält sich im beruflichen Vergleich „ernsthaft für verstümmelt", weil sie nicht wie Walter spezialisiert, sondern breit aufgestellt und auf „keinem Gebiet wirklich hervorragend" (GM, 211) ist. Andererseits lässt sich Walter (ebenso wenig wie Lena) an die Hand nehmen und führen (s. o.). Auch er hat analog zu Lenas Don-Juan-Bedürfnis „[d]iese ewigen Frauengeschichten", die sie „ablenken" und ihr „ständig die Hoffnung nehmen" (GM, 209). „**Es gibt keine Schwachen und keine Starken**", wie Lena allerdings nur in der Buchversion des Morgen erzählt. „**Es gibt nur Menschen, und die sind einmal schwach und einmal stark**" (GM, 220), lautet der Leitgedanke von Lenas Erzählung.

Darüber hinaus fällt das Protokoll narrativ aus dem Rahmen. Das Erzählte ist immer nur andeutungsweise situativ und enthält lediglich ein paar wenige biografische Eckpunkte. Ausschweifungen im Erzählen und Nebenthemen, die für biografische Narrationen typisch sind, fehlen im Protokoll. Der Monolog wirkt von Anfang bis Ende durchdacht und besteht – im Gegensatz zu einer autobiografischen Stegreiferzählung – aus Reflexionen und Abstraktionen wie im folgenden Beispiel[180]: „In den letzten Monaten, **wo** [als] mir die Eskapaden meines Mannes massiv zusetzten, konnte ich nicht mehr auf die Straße gehen, ich verlor meine Funktionstüchtigkeit. Als Gegenreaktion setzte eine verstärkte Kontrolle meiner Umwelt ein, größeres Mißtrauen" (GM, 220).

Anders als beispielsweise Erikas Ehemann, werden weder die Ich-Erzählerin noch andere erzählte Figuren als Personen und/oder Figuren greifbar; sie bleiben fragmentarisch und geben ihr „Geheimnis nicht preis" (GM, 211), wie Lena mit Blick auf Walter beklagt. Lenas Narrationen lesen sich eher als eine Art lebendige Philosophie, als dass sie Einblicke in Entwicklungsverläufe eines menschlichen Lebens oder spezifische menschliche Charaktere geben. Christa Wolf scheint demgegenüber gewusst zu haben, wer sich hinter dem Pseudonym Lena verbirgt. In ihrem Vorwort spricht sie von der „Abgeordneten" (B, 61) Lena, ohne dass das Protokoll eine derartige Information bereithält. Hier ist lediglich von Lenas „Arbeit als Funktionär" (B, 219 u. 213) die Rede.

Gleichzeitig sind auch intertextuelle Zusammenhänge denkbar, etwa mit Blick in Runges *Frauen* und speziell auf die Malerin und Dozentin für Literaturwissenschaft Ursula D., die ebenfalls einen jüngeren Liebhaber hat[181]. Letztendlich müssen derartige Überlegungen nicht zuletzt aus forschungsökonomischen Gründen hypothetisch bleiben. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann demgegenüber gesagt werden, dass Lenas Protokoll – obwohl der Figurencharakter nicht klar konturiert ist – aufgrund der hier verhandelten Themen und philosophischen Betrachtungen, genügend Identifikationspotential für die westdeutsche Leserschaft bot. Wenig Identifikationspotential boten demgegenüber offensichtlich die zwei nachfolgenden Protokolle, die aus der westdeutschen Ausgabe in Gänze entfernt wurden.

[180] Zu (soziologischen) Theorien des Erzählens vgl. Flick 1996, S. 116 ff.; Bohnsack 2010, S. 91 ff.

[181] Vgl. Runge 1969, S. 163 f.

4.2.3 „Bei Goethe zu Gast" – Julia und der bürgerliche Nimbus

> 4 Geschichten streiche ich auf keinen Fall, schon die beiden geopferten Alten brachen das Herz vieler Leser. Ich finde ja auch, daß mein Bogen damit zerrissen wird. (LpA, 275)

In der Forschungsliteratur ist zumeist bereits an der erwähnten Protokollanzahl zu erkennen, ob mit einer west- oder mit einer ostdeutschen Ausgabe gearbeitet wurde. „17 Frauenprotokolle sind in ‚Guten Morgen, du Schöne' nachzulesen. […] Die Jüngste ist 16, die Älteste 74 Jahre alt"[182] heißt es im KLG online. Dieser Eintrag stammt aus dem Jahre 2006 und muss in jedem Fall geändert werden. Wie die einführend erläuterte Auflagenhistorie zeigt, wird seit nunmehr zwanzig Jahren nur noch die ungekürzte Version mit 19 Protokollen publiziert, in der die älteste der berichtenden Frauen 92 Jahre alt ist.

Mit der Vorstellung dieser Frau möchte ich im Folgenden beginnen. Bei ihrem Protokoll handelt es sich nicht nur um eines der positivsten und lebensbejahendsten, wie Gillett/Köhler festhalten[183]. Nach meinem Dafürhalten ist es auch das außergewöhnlichste in der gesamten Sammlung, weicht es doch in nahezu allen inhaltlichen Belangen von den übrigen Protokollen ab. Sei es, dass der Text bourgeoise Lebensstile goutiert, feministische Anliegen nivelliert oder die sozialistische Gesellschaftsordnung subtil desavouiert. Keine einzige Narration erinnert an die Erzählung von den ‚Siegerinnen der Geschichte', nirgends findet sich ein Hinweis darauf, „wie vielfältig die Möglichkeiten weiblicher Selbstverwirklichung"[184] in der DDR waren, wie es im Gegensatz dazu im KLG online heißt. Ohne Zutun der DDR hat Julia „alles erlebt, was eine Frau Schönes erleben kann" und hat einen dezidiert bourgeoisen Habitus, der in vielen ihrer Narrationen zum Ausdruck kommt:

> Chancen bei den Männern, die habe ich immer. Voriges Jahr in Weimar, da war ein alter Herr von drüben, muß sehr reich gewesen sein. Wie wärs, meine Damen, sagte er eines Tages, wenn wir ein Stündchen zu unserer Bank nach Tiefurt hinüberführen. Nun stand da sein Jaguar, ich weiß nicht, ob du so ein Ding kennst. Er macht vorne die Tür auf und sagt zu mir: Wollen Sie bitte einsteigen. Darauf sagt Frau S.: Dann fahre ich aber auf dem Rückweg vorne. Der guckt mich bloß an. Und wie wir zurückfahren, steige ich hinten ein, und er sagt zu mir: Fürstinnen nehmen hinten Platz, vorne sitzt die Bedienung. (GM, 263 f.)

Im übertragenen Sinne fürstlich war auch Julias Kindheit. Ihre Mutter „hat natürlich nischt weiter gemacht als Handarbeiten, Porzellanmalen, Kaffeetrinken und abends ins Theater gehn" (GM, 270). Der Vater arbeitete als „Kostümier" (GM, 266) am Theater und als Dozent (vgl. GM, 268). Finanziell ging es der Familie sehr gut.

Die Kindheit von Julia war „voller Nimbus" (GM, 266). Sie hatte Puppen aus dem besten Puppengeschäft Berlins, die Stoffe für das Tanzstundenkleid kamen aus dem teuersten Geschäft Berlins (vgl. GM, 266 f.) und auch Julias Hochzeitsstaffage war der einer fürstlichen Hochzeit nachempfunden (vgl. GM, 272). Das Familienleben be-

[182] Haux 2006, S. 2.
[183] Gillett/Köhler 2000, S. 151.
[184] Haux 2006, S. 3.

schreibt sie als harmonisch (vgl. GM, 268), auch wenn Julia dem Vater mehr bedeutete als der Mutter (vgl. GM, 269), die „wollte doch einen Jungen haben" (GM, 269).

Gelernt hat Julia „nichts, nur Klavier spielen" (GM, 270). Sie fotografierte (vgl. GM, 271), nahm mit ihrem Vater an anthropologischen Sitzungen teil und ging auf Bälle und Kostümfeste (vgl. GM, 273): „Ich bin bis dreißig eine ganz dämliche Pute gewesen, die dachte, das Leben besteht nur aus Kaffeekränzchen, Nähen und Tanzen" (GM, 275).

Gearbeitet hat Julia vor allem dann, wenn sie durch die äußeren Umstände dazu gezwungen war. Sie gibt Klavierunterricht, um dazuzuverdienen (vgl. GM, 274), arbeitet sich in einer Bank zur Buchhalterin hoch, als der vom Kriegsdienst ausgemusterte Ehemann in der Zeit des I. Weltkrieges plötzlich verstirbt (vgl. GM 276 f.) und wird schließlich als Bürohilfe in einer „geschlossene[n] Anstalt für Verrückte" (vgl. GM, 278) tätig, in der sie es zur Schlüsselgewalt für „sämtliche Stationen" (GM, 279) bringt. „Als Willi [der zweite Ehemann, Anm. d. Verf.] auftauchte, habe ich natürlich gekündigt. Ich habe ja furchtbar gerne gearbeitet, aber ein Familienleben ging mir doch über alles. Das war früher anders als heute" (GM, 279).

Auffällig ist nicht nur, dass der Sozialismus nicht Julias Gesellschaftsordnung ist. Anders als die übrigen Frauen im Band ‚erlaubt' sich Julia eine Art der politischen Ignoranz, die völlig konträr zum offiziellen Geschichtsbild und einer Geschichtsversessenheit in der DDR lag, in der Zeitzeugen, die sogenannten Arbeiterveteranen, als Vorbilder für den antifaschistisch-kommunistischen Widerstandskampf eine gewichtige Rolle spielten. An den Nationalsozialismus kann sich Julia hingegen kaum noch erinnern (vgl. GM, 268), nur dass der Ehemann einhundert Mark weniger im Monat verdient hat, weil er nicht in der NSDAP war (vgl. GM, 268) und dass sie nichts zu essen hatten (vgl. GM, 281). „Ich habe so viele Herrschaften erlebt, Wilhelm I., Friedrich II., Wilhelm II., Hindenburg, dann diesen Kaiser Hitler, den Größten von allen …" (GM, 267). Wie sich welches Herrschaftssystem auf ihr Leben ausgewirkt hat, kann Julia in ihrer Erinnerung nicht mehr unterscheiden: „Vom Krieg, was soll ich Dir da erzählen, mein Kind? Zu essen hatten wir nichts. […] Ob das im zweiten Krieg war? Kindchen, das weiß ich nicht" (GM, 281).

Aber auch im Nachhinein hat sich Julia nicht mit Politik beschäftigt. Im Konzentrationslager Buchenwald, das in der DDR zum wohl bedeutendsten Erinnerungsort an den antifaschistischen Widerstandskampf avancierte und Ziel der jährlich stattfindenden Jugendweihefahrten war, war Julia nie gewesen: „Oh nein mein Kind, in Buchenwald war ich nie. Das will ich nicht. Weißt du, die Überschrift meines Lebens ist, daß ich immer zufrieden war. Zufrieden mit einer trockenen Schrippe und zufrieden mit einem Lachsbrötchen. Ein gesunder Egoismus und ein gesunder Schlaf" (GM, 282), lautet Julias Kredo.

Obwohl Julias Äußerungen im krassen Gegensatz zum antifaschistischen Gründungsmythos der DDR und seinem heroischen Menschenbild stehen, beschließt Julia den Reigen der erzählenden Frauen in der DDR-Version. Ein Verbleib des Protokolls im Band könnte aus Sicht damaliger DDR-Verhältnisse damit gerechtfertigt werden, dass Julia als bereits historisch gewordene Figur, Relikte bourgeoiser Verhältnisse verkörpert. Wollte man hier ebenso wie bei Lena Analogien zu einer Kunstfigur ziehen, dann müsste Julia als ostdeutsches Pendent zur Wilmersdorfer Witwe verstanden werden, als ‚Tiefurter Witwe' aus Weimar, die hedonistisch und egoistisch veranlagt ist:

„Manche Menschen sagen mir Egoismus nach“ (GM, 263). Gerade gerückt wird Julias ‚Abweichung‘ auch durch die 76-jährige Berta, Julias ‚literarischer Schwester‘, die den Nationalsozialismus bewusst miterlebt und den Aufbau in der DDR unterstützend begleitet hat.

Das Leben der 76-jährigen Berta, „Die Großmutter“, wie der Titel der Geschichte lautet, ist anders als Julias Leben von Anfang an von Arbeit gekennzeichnet. Als Tochter mittelloser Landarbeiter muss sie bereits als Kind auf dem Feld mithelfen, arbeitet mit 13 Jahren in einem Kurzwarengeschäft (vgl. GM, 252 f.) und dreht während des Ersten Weltkrieges als „Fabrikmädel“ (GM, 253) Granaten. Sie pflegt die Schwiegermutter und die Großmutter (256 ff.), wird während des Zweiten Weltkrieges zwangsverpflichtet und arbeitet erneut in einer Munitionsfabrik (vgl. GM, 259).

Im Gegensatz zu Julia kann sich Berta sehr gut an die Zeit des Nationalsozialismus und sowohl an die Zwangsarbeiterinnen als auch an die „weibliche SS“ (GM, 260) erinnern. Den „Russenmädel“ (GM, 259) half Berta in der Fabrik, die „waren immer krank“ (GM, 260): „Wir haben gewußt, daß sie aus der Ukraine kommen und daß es ihnen schlecht geht“ (GM, 260). Die SS-Aufseherinnen verachtete Berta. Eine von ihnen kannte sie, „die Käthe Brandenburger, die ist jetzt in Köln“ (GM, 260), werden die nationalsozialistischen Schergen politisch korrekt in den Westen verortet. Nach dem Krieg kümmerte sich Berta um ihre acht Enkel und hilft der Schwiegertochter Anna, die war „immer schwanger“ (261), die „hats schwer gehabt. So viele Kinder, so viele Sorgen, wa?“ (GM, 262):

> Die Anna hat denn die ganze Entwicklung im Dorf mitgemacht. Für Kindergarten hat sie gekämpft und daß eine Schule kommt und eine Wäscherei. Ich hab nicht gedacht, daß wir das schaffen. […] Ich hab ihre acht Kinder großgezogen, und eins ist gestorben, wies ein paar Wochen war. Die Anna ist im Kuhstall gewesen und denn aufm Feld. Jetzt fährt sie die neuen Mähdrescher. Das hat sie alles nur machen können, weil die Oma da war. (GM, 262)

„Nun haben alle einen richtigen Beruf und verstehen nicht mehr, wie schwer wirs gehabt haben“ (GM, 262), beschließt Berta ihre Erzählung. In der Luchterhand-Version endet der Band mit Bertas Protokoll und somit mit Schilderungen darüber, wie die Emanzipation der Frauen in der DDR ihren Anfang nahm. In der Version des *Morgen* endet der Band hingegen mit der Lebedame Julia und einem Beispiel dafür, welche überkommenen Lebensmuster in der DDR überwunden worden waren. Dadurch, dass Julia aber keineswegs unsympathisch, lächerlich und voller Standesdünkel ist, wie die Wilmersdorfer Witwe, sondern klar, zielstrebig und eine Frau, die ihren Lebensabend genießt, hat diese Abkehr auch nachdenkliche Züge: „Die Jugend ist ausgerichtet auf ein Ziel, nein, die verstehen nicht mehr zu leben“ (GM, 282). Diese ‚Neutralität‘ gegenüber bürgerlichen Lebensstilen könnte wiederum ein Indiz dafür sein, warum das Protokoll aus der westdeutschen Lizenzausgabe eliminiert wurde.

Dabei führt Julia den Band auch literarisch gesehen zu einem Ende. Überträgt man die Überlegungen von Gillett/Köhler über den Anfangsdialog auf das Ende der Sammlung, dann endet der Protokollband ähnlich wie er beginnt – mit einem Rekurs auf Maxie Wanders Intention zuhören zu wollen. „Was ist?“, fragt Julia. „Bist du schon müde?

Dann machen wir Schluß, mein Kind" (GM, 282). Nach neunzehn erzählten, gelesenen oder gehörten Lebensgeschichten ist dies ein ebenso prosaisches wie poetisches Ende.

Die Streichung des Protokolls zerstört nicht nur den „Bogen" (s. o.) des Bandes oder einen Abschluss, der wiederum einen dreifachen Dialog induziert: zwischen Interviewerin und Interviewter, zwischen Text und Rezipient/in und zwischen den Protokollen[185]. Durch den Eingriff wird der Kontrast, das Differierende, Widersprüchliche und Überraschende eliminiert. Julias Protokoll lässt sich weder unter die Ägide des westlichen Feminismus stellen, noch eindeutig in Dienst prosozialistischer Lebenswelten nehmen. Die Vielfalt und das Widersprüchliche, Charakteristika, die, wie sich immer deutlicher abzeichnet, für Wanders Protokollband kennzeichnend sind, werden durch die Kürzungen in der Luchterhand-Ausgabe zerstört.

4.2.4 Petra und der „Emanzipationstick"

Mit der Streichung des Protokolls der 18-jährigen Petra werden nicht nur Schwestern im literarischen Sinn auseinandergerissen. Petra und die 16-jährige Susanne bilden ähnlich wie Julia und Berta ein kontrastreiches, dieses Mal auch verwandtschaftlich miteinander verbundenes Paar. „[M]ach was eigenes" (GM, 79) denkt die 18-jährige Petra, die bis zur achten Klasse „wahnsinnig unselbständig" war und „richtige Menschenangst" (GM, 79) hatte.

Petras Protokoll ist vergleichsweise kurz und beschreibt auf nur wenigen Seiten das Eigene in Abgrenzung zur Schwester, das mit der ‚plötzlich' einsetzenden Pubertät beginnt. Ausgelöst durch die Schwärmerei eines ‚alten Junggesellen' (vgl. GM, 79), findet sich Petra „nicht mehr so wahnsinnig häßlich. „Mit einmal war ich locker" (GM, 79). Sie geht aus sich heraus, geht tanzen, findet Anschluss an eine Jugendclique und hat einen Freund: „Klar, einen eigenen Freund, die Clique, die mich bewunderte, jetzt war ich wer!" (GM, 79):

> Ich hatte nie Geld, ich wußte genau, die kümmern sich um alles. Als ich Schluß gemacht habe mit Charly, mußte ich aus der Clique raus, und er hat sich eine andere Freundin gesucht. Die kriegt jetzt ein Kind von ihm. Klar, ein bißchen kränkt mich das. Dann hab ich mit Susanne alleine Streifzüge gemacht. Eine Clique ist aber was anderes, da weiß man genau, man kann sich alles erlauben, es gibt sieben Jungs, die einen beschützen. (GM, 80)

Nicht nur das Beschützt-Werden durch die Jungen konterkariert westliche emanzipatorische Vorstellungen von der Befreiung der Frau. Ähnlich wie Rosi, die von sich sagt: „Ich bin also ein Mann, dem nur das Stückchen Schwanz fehlt" (GM, 35), identifiziert sich auch Petra mit männlichen Eigenschaften: „trinken, rauchen, Partner wechseln, faul sein". Petra macht „alles wie ein Mann" (GM, 83). In Kapitel 4.3.3 wird ausführlich darauf eingegangen werden, dass sich die Einstellung der Frauen in der DDR in diesem zentralen Punkt eklatant von der Bewegung im Westen unterschied. Das männliche Vorbild war und blieb auch individuell von zentraler Bedeutung – vermutlich eine Ursache dafür, dass Wolf dem weiblichen Prinzip so vehement das Wort geredet hat.

[185] Vgl. dazu auch Gillett/Köhler 2000, S. 144 u. 151.

Susanne hingegen, Petras Schwester, bejaht ihre Weiblichkeit und hat als Mädchen eine eigene Meinung (GM, 89). Auch Schönheit ist Susanne im Gegensatz zu Petra nicht so wichtig (vgl. GM, 79): „Ich habe eine häßliche Freundin, aber die ist so klug, die hat ihre eigene Meinung, gefällt mir eben, hat auch schon bei mir geschlafen. Mit der kann man über alles sprechen, auch über Politik, und dann nicht Hach Gott! Und so. Und die Art, wie sie alles macht, die macht sie hübsch. An ihre Figur und wie sie aussieht, daran denkt man nicht mehr“ (GM, 93). Durch die abschließende Bemerkung der 16-Jährigen wird das hier gezeichnete Gegenbild letztlich beinahe konterkariert.

Gillett/Köhler sehen in Petra und Susanne ein schwesterliches Paar, das viele Übereinstimmungen hat[186]. Evident ist diese Behauptung nicht, wie ein letzter vergleichender Blick auf die Narrationen der Geschwister über die Eltern zeigt. Laut Petra tut die Mutter nur so, als sei sie emanzipiert:

> Ein Fremder muß denken, eine toll emanzipierte Frau! Aber sie redet nur so, sie schimpft und macht einen Spektakel, und dann tut sie wieder das, was Papa will. Unser Papa ist eigentlich kein Herrschertyp, er möchte es nur gerne sein. Dabei ist er so komisch. Aber Mama ist auch selber schuld. Sie hätte mehr aus ihrem Leben machen können. Papa hat sie gar nicht so gedrückt. Er hat sich eben auch angepaßt, und das wurde eine Schraube ohne Ende. (GM, 84)

Petra zufolge hat die Mutter einen „Emanzipationstick“ (GM, 85), mit dem sie dem Vater „eins auswischen“ will: „[A]rbeiten gehen, einen Liebhaber haben, in der Partei sein“ (GM, 85), würde „gar nicht“ zur Mutter passen. Sie sei „wahnsinnig naiv“ und von jedem beeinflussbar: „Alles machen, was von euch verlangt wird, und schön den Mund halten, Kinder, sonst kommt ihr auf keinen grünen Zweig“ (GM, 85).

Der Schwester Susanne hingegen ist die Mutter vor allem eine Freundin, „die ist so wie ich. Mit ihr kann ich auch über das Sexuelle reden, einwandfrei, drum hab ich keine Komplexe“ (GM, 90). Zwar nimmt auch Susanne die Unterwürfigkeit der Mutter wahr: „Vor fünf Minuten hat sie noch groß gesprochen, was sie alles anstellen wird, und wenn Papa kommt, ist sie so klein“ (GM, 88). „Schlimm“ ist für Susanne aber vor allem, wie der Vater sich verhält und dass er der Tochter keine Orientierung zu bieten vermag: „Ich hörs mir immer an, wenn er über die Arbeit schimpft, ich versuchs zu verstehen, aber es deprimiert mich, wenn er Ärger hat mit der Partei. In der Schule spricht man ja ganz anders. Was stimmt denn nun?“ (GM, 91).

Angesichts der Veränderungen der Kräfteverhältnisse zu Hause tut der Vater Susanne manchmal leid. Die Brüder sind aus dem Haus, die Töchter alle beinahe erwachsen, „da sind wir vier Frauen gegen unseren Papa […] Das ist ganz neu für ihn, der Arme!“ (GM, 89), deutet Susanne im Gegensatz zu Petra den Aufbruch verkrusteter familialer Verhältnisse an. Vergleicht man die Protokolle von Julia und Berta und von Petra und Susanne, dann sind die der Zensur geopferten nicht nur die widersprüchlicheren.

Mit Blick auf westlich-feministische Identitätskonstruktionen erscheinen Petra und Julia auch inopportun. Julia befürwortet ihren bürgerlichen Lebensentwurf, der ihr einen zentralen Platz in der Familie zuweist. Und obwohl sie gezeigt hat, dass sie ökonomisch unabhängig sein kann, wählt sie freiwillig die Abhängigkeit und wird auch zum Zeit-

[186] Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 143.

punkt des Interviews versorgt. Julia hat „gute Kinder“ (GM, 282), die für Julias Unterhalt aufkommen. Lediglich ein Taschengeld verdient sie sich durch Handarbeiten hinzu (vgl. GM, 282). Und auch Petra widerspricht dem Bild und den Vorstellungen von der Befreiung der Frau, wie sie in den 1970er Jahren in Westdeutschland diskutiert wurden. Sie goutiert die männliche Ägide der Jugendgruppe, hält die emanzipatorischen Anstrengungen der Mutter für eine Farce und ist auch in der Erwerbsarbeitssphäre nicht in der Lage, Anschluss an ihre Arbeitskolleginnen zu finden, sondern schwärmt für einen verheirateten, älteren Mann (vgl. Kap. 4.1.2).

4.2.5 „Von Kernkraftwerken und Delphinen“ – Fragen der Political Correctness

> Überhaupt habe ich keine große Lust, viel zu kürzen, d.h. weniger als im Manuskript, das Sie haben, Krügerin. Haben Sie Erbarmen mit mir, einer armen Anfängerin auf diesem blöden Büchermarkt! Fragen Sie den Boß, ob das Buch nicht doch dicker werden darf! (LpA, 275)

Erbarmen hatte das Lektorat des Luchterhand Verlages nicht, um es mit den Worten Maxie Wanders zu rekapitulieren. Zwar wurde die westdeutsche Ausgabe ‚nur‘ um zwei statt der offenbar angedachten vier Protokolle gekürzt. Die inhaltlichen Eingriffe sind jedoch massiv und setzten nicht erst in Fragen der Political Correctness ein, sondern beginnen bei der Textgestalt.

Bereits die Ostlektorin Annelie Kaduk bestand Zurmühl zufolge auf der geschlossenen Form des durchgehenden Monologes. Das Manuskript kündete offenbar auch seiner Form nach vom dialogischen Prinzip: „Es fragt Maxie, es antwortet Katja, es ergänzt Fred, alles mit Doppelpunkten“[187]. Mit der westdeutschen Ausgabe wird der dialogische Duktus und damit die Bedeutung respektive Anwesenheit der Autorin in den Texten noch weiter reduziert.

Ferner werden andere Textarten, wie zum Beispiel Tagebuchaufzeichnungen, als solche nicht mehr erkennbar. Für Stegreiferzählungen typische Füllwörter wie „no ja“, dialektale Eigenheiten, insbesondere in Utes Protokoll, Redundanzen, eine zuweilen derbe Art sich auszudrücken sowie Ausschweifungen und Ausschmückungen des Erzählten wurden ebenfalls retuschiert[188].

Auch wenn die von Gillett/Köhler fokussierten Manipulationen *Guten Morgen, du Schöne* der Interviewliteratur ähnlicher erscheinen lassen, durch die nun genannten Kürzungen werden die Eigenarten biografischen Erzählens, wird die narrative Struktur der Texte gestört. „This narratvie structure is, of course, partly a result of the immediate, not easily controllable nature of testimony, as well as of the speakers’ attempts to be complete and honest in what they say”[189], erklärt Schelbitzky Pickle, die als eine der

[187] Zurmühl 2001, S. 276.

[188] Zur Erklärung in der DDR geläufiger, im Ausland aber kaum oder nur wenig bekannter Literatur oder Autoren, wurden zudem Fußnoten zur Erläuterung hinzugefügt, z.B. „Roman von Strittmatter“ (GM_L, 131) oder „Romane von Herbert Otto“ (GM_L, 161). Zu den genannten Änderungen siehe im Anhang.

[189] Schelbitzki Pickle 1981, S. 224.

wenigen westlichen Wissenschaftlerinnen die Aufbau-Auflage und damit eine ungekürzte DDR-Version gelesen hat. Dazu zählen beispielsweise erinnerte Details, die wie im Folgenden widersprüchlich sein können, aber deutlich machen, dass es sich um ‚wahrhafte', ‚authentische' Geschichten handelt:

Wir hatten nur die Dinge des persönlichen Bedarfs mit nach K. genommen, **eine Zinkbadewanne, die wir heute noch haben, in der wir alle gebadet wurden, und ein Akkordeon**. Das andere ist bei der Bombardierung im Rheinland verlorengegangen. (GM, 150)	Wir hatten nur die Dinge des persönlichen Bedarfs mit nach K. genommen, das andere ist bei der Bombardierung im Rheinland verlorengegangen. (GM_L, 185)

Auf der Flucht behält die Familie nur Dinge des persönlichen Bedarfs bei sich. Eine Zinkbadewanne oder ein Akkordeon würde man (aus heutiger Perspektive) damit möglicherweise nicht als erstes assoziieren. Bedeutsam für die ‚Wahrhaftigkeit' der Narration ist jedoch, dass sich Katja an Details erinnert. Retuschiert wurden ferner Themen und Ereignisse, die mit der Haupterzählung nicht im Zusammenhang stehen[190], an die sich die Erzählerin aber durch den Vorgang des Erzählens erinnert. Barbaras Traum vom Fliegen erinnert sie beispielsweise an einen Jungen, vor dem sie als Kind Angst hatte:

Und über die Obstbäume am Puhl, die Zweige streicheln gerade so meinen Bauch, und dann hinunter ins hohe weiche Gras, ganz, ganz langsam, wie unter Wasser. **Am Erlenweg hat ein Rotschopf gewohnt, so ein frecher Junge und sommersprossig, vor dem hab ich als Kind Angst gehabt.** Ich hab mir immer gewünscht, hopsen zu können wie ein Känguruh [sic]. (GM, 63)	Und über die Obstbäume am Puhl, die Zweige streicheln gerade so meinen Bauch, und dann hinunter ins hohe weiche Gras, ganz, ganz langsam, wie unter Wasser. Ich hab mir immer gewünscht, hopsen zu können wie ein Känguruh [sic]. (GM_L, 55)

Zweifellos lassen die Kürzungen den Text kohärenter und konsistenter werden, wie Gillett/Köhler kommentieren[191]. Mitunter erhalten dadurch aber auch ‚einfache' Zusammenhänge eine ideologisch aufgeladene Bedeutung, wie die Wissenschaftler/inn/en gleichzeitig kritisieren. „**Willst du noch Tee? Schönen, starken Tee, ja? Wenn einer so irre viel Tee trinkt wie ich, dann verstehe ich mich mit ihm automatisch …** ", sagt Ruth beispielsweise nur in der DDR-Ausgabe. Treffend kommentieren Gillett/Köhler diese Extraktion: „a reference to tea, which in the original is evidence of shared understanding and hence community, is unfairly reduced to what seems like a simple obsession with Western consumer goods"[192]. Dass es sich hierbei nicht um ein ‚beiläufiges' Ergebnis handelt, sondern die gedankliche Vorwegnahme spezifisch west-

[190] Vgl. dazu auch Schelbitzki Pickle 1981, S. 223.
[191] Vgl. dazu auch Gillett/Köhler 2000, S. 151.
[192] Gillett/Köhler 2000, S. 151.

deutscher kultureller Hintergründe und Deutungsmuster beim Lektorieren offensichtlich von evidenter Bedeutung war, wird anhand der folgenden Kürzungen deutlich:

Das materielle Leben allein kann die Menschen nicht befriedigen. Menschen, die nur an Konsum denken, **wie ihre westlichen Brüder,** ersticken eines Tages an ihm. (GM, 213)	Das materielle Leben allein kann die Menschen nicht befriedigen. Menschen, die nur an Konsum denken, ersticken eines Tages an ihm. (GM$_L$, 28)
Natürlich, Menschen in der Produktion sind austauschbar, Selbstverwirklichung ist für sie noch nicht möglich, **auch unter unseren sozialistischen Bedingungen nicht.** Trotzdem glaube ich, daß jeder auf seinem Platz etwas verändern kann. (GM, 218)	Natürlich, Menschen in der Produktion sind austauschbar, Selbstverwirklichung ist für sie noch nicht möglich. Trotzdem glaube ich, daß jeder auf seinem Platz etwas verändern kann. (GM$_L$, 32 f.)
Land genug hatte sie, das sollten die Deutschen kultivieren. Jedenfalls, die sind gelaufen, in einem langen Treck. **Damals war noch Urwald in Polen und in Rußland. Und** alles, was schwach wurde unterwegs, das blieb eben sitzen, für die Wölfe oder zum Verhungern. Die Erlebnisse dieser schrecklichen Reise sind von Generation zu Generation weitererzählt worden. Die kamen an mit nichts**, wurden einfach in den Urwald gesetzt**. So, nun macht was draus. (GM, 231)	Land genug hatte sie, das sollten die Deutschen kultivieren. Jedenfalls, die sind gelaufen, in einem langen Treck. Alles, was schwach wurde unterwegs, das blieb eben sitzen, für die Wölfe oder zum Verhungern. Die Erlebnisse dieser schrecklichen Reise sind von Generation zu Generation weitererzählt worden. Die kamen an mit nichts, so, nun macht was draus. (GM$_L$, 162)
In unserer Klasse sind eigentlich alle für den Sozialismus. Jeder versucht, den anderen zu überzeugen, wie sehr er selbst überzeugt ist. Unser Staat macht Fehler, na gut, aber das Prinzip ist einwandfrei. Richtig fanatisch sind wir manchmal. **Manche sagen: Sollen doch alle rübergehen, die wollen.** Ein großes Vorbild ist unsere Geschichtslehrerin. (GM, 91)	In unserer Klasse sind eigentlich alle für den Sozialismus. Jeder versucht, den anderen zu überzeugen, wie sehr er selbst überzeugt ist. Unser Staat macht Fehler, na gut, aber das Prinzip ist einwandfrei. Richtig fanatisch sind wir manchmal. Ein großes Vorbild ist unsere Geschichtslehrerin. (GM$_L$, 62)

Dass *alle* westlichen Brüder Materialisten sind, erscheint gerade vor dem Hintergrund der konsumkritischen Haltung der 1968er Bewegung ebenso fragwürdig, wie die implizite Aussage, dass alle Menschen männlich und *Brüder* sind. Der koloniale Eroberungsblick auf Russland und Polen wirkt im Mindesten irreflexiv, wenn nicht rückständig und die Beschreibung sozialistischer Verhältnisse, denen ihre Bürger entfliehen möchten, ist mit dem Bild von der humaneren DDR nicht vereinbar. Und obwohl Frauen in der DDR dezidiert nicht das Bedürfnis hatten, in Form eines movierten Sprachgebrauchs sprach-

lich sichtbar zu werden[193], wurde auch der unmovierte Sprachgebrauch insgesamt gesehen zwar nicht sehr häufig, aber an einigen Stellen doch retuschiert:

> **Wollen wir uns nichts vormachen: Die Überbelastung des Lehrers ist groß. Er muß** der kommenden Generation auf den Weg helfen, von **seiner** Einstellung zur Gesellschaft wird viel mehr verlangt als von anderen Berufstätigen. (GM, 38)

> **Man soll sich nichts vormachen, die Lehrer sind heute mächtig überbelastet. Sie sollen** der kommenden Generation auf den Weg helfen, von **ihrer** Einstellung zur Gesellschaft wird viel mehr verlangt als von anderen Berufstätigen. (GM_L, 124)

> Mein Mann hat immer gesagt: Ich bin der Rationale, und du bist **der** Emotionale von uns beiden. (GM, 204)

> Mein Mann hat immer gesagt: Ich bin der Rationale, und du bist **die** Emotionale von uns beiden. (GM_L, 114)

> Und meine **Mutti**, die waren sieben Geschwister, die hat Spulerin gelernt, das war ihr immer das liebste. Dann haben sie geheiratet, bald **nachm** Krieg. **Vati** hat bei der VP angefangen, da ist er heut noch. Im Krieg war **Vati** Soldat […] (GM, 125)

> Und meine **Mutter**, die waren sieben Geschwister, die hat Spulerin gelernt, das war ihr immer das liebste. Dann haben sie geheiratet, bald **nach dem** Krieg. **Vater** hat bei der VP angefangen, da ist er heut noch. Im Krieg war **Vater** Soldat […] (GM_L, 152)

Ob es sich bei ‚Mutti' und ‚Vati' um DDR-typische, zeittypische und damit überregionale und transnationale oder regionale Lexeme handelt (auch in Gebieten der alten Bundesrepublik wurde zu den Eltern ‚Mutti' und ‚Vati' gesagt), ‚Mutter' und ‚Vater' wirken in jedem Fall erwachsener, distanzierter als das familiäre ‚Mutti' und ‚Vati', welches bei den älteren Frauen im Band ersetzt wurde. Bei den ganz jungen Frauen wie Gabi und Gudrun wurde es beibehalten. Der westdeutschen Leserschaft nicht vermittelbar war zudem offensichtlich auch der Titel „Kernkraftwerke und Delphine", mit dem Susannes Protokoll überschrieben ist. Susanne möchte nach der Schule sofort weggehen, „vielleicht in ein Kernkraftwerk, das ist was Neues und hat Zukunft" (GM, 88), wird von der Schülerin die Arbeit in einem Atomkraftwerk unkritisch bejaht.

Ähnlich wie bei „Marx und Scheherezade" wird mit dem neuen Luchterhand-Titel, ebenfalls einem Textzitat, der innere Zusammenhang und Widerspruch zwischen einem für das Protokoll bedeutsamen literarischen Werk (Robert Merle: *Der Tag der Delphine*; vgl. GM, 92) und Susannes ‚Traum', aus der Kleinstadt herauszukommen und etwas Modernes zu machen, nivelliert. „Nur pünktlich zur Arbeit, das ist zu wenig" ist dagegen erneut ein ‚realistischer', auf feministische Themen (Erwerbsarbeit) zugeschnittener Titel.

Ähnliche manipuliert wurden in den Protokollen von Doris, Angela und Steffi die Einstiegspassagen. Laut Schelbitzki Pickle sind Einstiegs- und Hauptthema in der Mehrzahl der Protokolle identisch: „The majority of the texts in *Guten Morgen, du Schöne* start with a discussion of a central concern of the speaker and only then do they begin to deal with the events which are connected tot that central concern[194]. Wie be-

[193] Vgl. Schroeter 1994, S. 129.
[194] Schelbitzki Pickle 1981, S. 223 f.

reits erwähnt, ist auch Hametner dieser Meinung. Ihm zufolge „läßt sich in allen Monologen ein Grundvorgang […] der Annäherung des Ichs an das individuelle Zentrum während des Sprechens“[195] feststellen. Als besonderes Beispiel sowohl für diesen literarischen Vorgang als auch für die Kürzungen, sticht das Protokoll der 21-jährigen Bibliothekarin Angela hervor. Die Morgen-Ausgabe beginnt mit folgender Passage:

> **Ich schätze mich als einen sehr guten Menschen ein. Wenn das andere nicht merken, ist es mir egal. Vielleicht kenne ich mich schlecht, aber wer soll mich denn besser kennen. Ich *will* böse sein, manchmal, aber ich *bin* gut. Jawohl! Anfangen kann ich im Moment nichts damit, weil ich nicht so leben kann, wie ich möchte. Meine Eltern hindern mich daran. Sie sehen überall Gefahren und Fallen für mich. Meine Mutter kriegt gleich Anfälle, ich darf sie nicht aufregen. Deshalb rühr ich mich am besten nicht.** Bei uns gibt es nur *einen* Standpunkt, und das ist der meines Vaters.“ (GM, 107; Hervorh. im Orig.)

Später im Text kommt Angela darauf zurück, nähert sich während des Sprechens ihrem individuellen Zentrum, wie Hametner es ausdrücken würde und erklärt: „**So gut finde ich mich gar nicht, wie ich vorhin gesagt habe. Ist doch nicht wahr. Ich *will* gut sein. Ich will andern beweisen, daß ich gar nicht so eine Niete bin**“ (GM, 110; Hervorh. im Orig.). In der Luchterhand-Ausgabe fehlen diese Passagen, beginnt der Texte mit folgender Narration:

> Bei uns gibt es nur *einen* Standpunkt, und das ist der meines Vaters. Und der ist immer richtig. Und was *ich* sage, das ist dumm, weil ich noch klein bin. Und das geht ewig so weiter. Ich kann sagen, was ich will, er fängt an zu lachen: Du Dummerchen, vertrau nur deinem Vater, später wirst du schon dahinterkommen, wie die Menschen sind. Meine Mutter tut grundsätzlich das, was mein Vater sagt. Sie verstehen sich ausgezeichnet. (GM, 107; Hervorh. im Orig.)

Mit dieser Einstiegspassage wird der Eindruck erweckt, als stände feministisch opportun die Vater-Tochter-Beziehung im Vordergrund der Erzählung. Angela ist in dieser Beziehung jedoch eher ambivalent und unreflektiert – anders als in Fragen der Emanzipation von den *Eltern*, welche Hauptthema der Erzählung ist. Später im Text wird noch einmal bekräftigt: „Mein Hauptproblem ist, daß ich mich von meiner Familie nicht lösen kann“ (GM, 110).

Durch die Kürzungen in der Luchterhand-Ausgabe wird aber nicht nur das, in Angelas Protokoll besonders deutlich erkennbare Hauptanliegen neu akzentuiert. Aus der Verschiebung der inneren Intention ergeben sich nahezu zwangsläufig neue Widersprüche, die im weiteren Verlauf nun ebenfalls eliminiert werden müssen. Einerseits ist Angela von ihrem Vater enttäuscht (vgl. GM, 109), andererseits hätte es laut Angela „keinen besseren Vater geben können“ (GM, 108). Die anhaltende Bewunderung der Tochter für den Vater wurde mit folgender Passage jedoch vollständig aus dem Text der Luchterhand-Ausgabe extrahiert:

[195] Kap. 4, Anm. 126.

Aber das soll nicht so klingen, als ob ich meine Eltern verurteile. Im Gegenteil. Ich habe viel Liebe bekommen, manchmal zuviel. Da ist ja auch noch meine Oma. So wie sie ihre Kinder erzogen hat, erzog sie mich. Meine Mutter hat noch heute nichts zu melden bei ihr. Die blieb ihr Kleines. Am Morgen teilt Oma alles ein: Heute putzt du die Fenster, ich ziehe die Betten ab, zum Essen gibt es das und das. Und meine Mutter macht es. Meine Oma und mein Vater kommen sich natürlich andauernd ins Gehege, aber nie bösartig. Ich bewundere meinen Vater, wie der das aushält. Er hat die Oma und den Opa ja gleich mitgeheiratet. Mein Vater hat viel Geduld für alle, er liebt die Großmutter richtig und macht ihr Geschenke, und meine Mutter liebt er auch, mehr als sie ihn. Er wirbt noch heute um sie. (GM, 110 f.)

Dem westlichen Feminismus zuträglicher wäre es vermutlich gewesen, wenn deutlich geworden wäre, dass die Rolle der Oma selbst aus Unterdrückung resultiert und der Vater weniger positiv konnotiert worden wäre. Analog dazu finden sich im gesamten Band eine Vielzahl an Kürzungen, die die einzelnen Texte feministischer erscheinen lassen, als in der Morgen-Ausgabe. Die Änderungen sind dabei nicht immer so umfassend, wie im gerade genannten Beispiel. Manchmal bedarf es wie folgt auch nur der Veränderung/Kürzung einzelner Sätze oder Worte, um den Sinnzusammenhang zu ändern oder das Gesagte neu zu akzentuieren:

Im Prinzip würde ich es moralisch klarer finden, wenn man nicht heiratet und nach außen demonstriert, daß man aus freien Stücken zusammen lebt. Bevor man sich Kinder anschafft, muß man aber wissen, ob man ein gutes kameradschaftliches Verhältnis **auf Dauer** durchstehen kann. (GM, 227)

Im Prinzip würde ich es moralisch klarer finden, wenn man nicht heiratet und nach außen demonstriert, daß man aus freien Stücken zusammen lebt. Bevor man sich Kinder anschafft, muß man aber wissen, ob man ein gutes kameradschaftliches Verhältnis **lange** durchstehen kann. (GM$_L$, 120)

Die is janz anders geartet. Hausfrau und Eheweib. (GM, 97)

Die is janz anders geartet. **Typisch** Hausfrau und Eheweib. (GM$_L$, 39)

Ich gehöre nicht zu den Frauen, die sich einbilden, nur mit *einem* Mann glücklich sein zu können. Ich treffe ständig Männer, die mir gefallen und denen ich gefalle. Wenn tatsächlich nur zwei Menschen füreinander in Betracht kämen, unter den …zig Millionen auf der Welt, wie fänden diese beiden zueinander? **Nein, man hat einfach seine Wahl zu treffen, und dann wird er eben der Einmalige sein, der einen glücklich macht.** Aber glaube nicht, daß du von mir was enorm Spannendes für dein Buch erfährst. (GM, 25)

Ich gehöre nicht zu den Frauen, die sich einbilden, nur mit *einem* Mann glücklich sein zu können. Ich treffe ständig Männer, die mir gefallen und denen ich gefalle. Wenn tatsächlich nur zwei Menschen füreinander in Betracht kämen, unter den …zig Millionen auf der Welt, wie fänden diese beiden zueinander?
Aber glaube nicht, daß du von mir was enorm Spannendes für dein Buch erfährst. (GM$_L$, 67)

[…] der Stärkere wird immer den Schwächeren beeinflussen oder der Aktive den Passiven. Wenn das mit Takt geschieht,

[…] der Stärkere wird immer den Schwächeren beeinflussen oder der Aktive den Passiven. Wenn das mit Takt geschieht,

wüßte ich nichts dagegen einzuwenden. **Ein Beispiel: Mein Mann ist ein enorm sinnlicher Typ, wie die meisten gesunden Männer, aber Feingefühl für die Frau hat er nie gehabt. Das habe ich ihm anerziehen müssen.** **Ach, ist ja grausam, was ich da von mir gebe! Gewisse Dinge entwickeln sich eben …** Was heißt Überlegenheit? Ich führe ja nicht gerade ein feines Leben durch meine Überlegenheit. (GM, 29)	wüßte ich nichts dagegen einzuwenden. Was heißt Überlegenheit? Ich führe ja nicht gerade ein feines Leben durch meine Überlegenheit. (GM_{L}, 71)
Ich habe früh begriffen, wie ich mit Robert zurechtkomme, was ich ändern kann und was nicht. **Es muß doch auch eine Arbeitsteilung geben. Dieses Badezimmer, das wir jetzt genießen, ist Roberts Werk. Warum soll ich das nicht würdigen! –** Ach, wir haben schon Streit. Es geht nicht immer friedlich zu. (GM, 29)	Ich habe früh begriffen, wie ich mit Robert zurechtkomme, was ich ändern kann und was nicht. Ach, wir haben schon Streit. Es geht nicht immer friedlich zu. (GM_{L}, 70)

Gillett/Köhler beschäftigen sich in ihrem Aufsatz nur am Rande mit den inhaltlichen Kürzungen, weisen aber noch auf eine weitere, bedeutende Art sinnverändernder Kürzungen hin, nämlich wenn Geschichten in der Geschichte eliminiert werden. So geschehen beispielsweise in Barbaras, Gabis oder Ruths Protokoll (siehe Anhang). Schelbitzki Pickle spricht von „interwoven themes, key concerns of the individual which are brought in again and again and tend to disrupt (or better: to elaborate) the strictly consecutive narration of events“[196].

Bei näherer Betrachtung handelt es sich bei den miteinander verwobenen Themen bzw. Geschichten in den Geschichten tatsächlich nicht um ‚bloße‘ Ausschweifungen im Erzählen, sondern im Sinne von Schelbitzki Pickle um erzählte Bilder, die das Hauptanliegen der jeweiligen Erzählung illustrieren. Im Falle von Barbara werden beispielsweise über das Motiv des Puppenspiels die Themen Offenheit und alternative Lebensführung weiter ausgeführt, Gabi thematisiert über das Beispiel der Katze das Abgeschoben-Werden und den Selbstmord des Großvaters und in den Schilderungen der psychisch kranken Freundin Sonja kommt laut Gillett/Köhler zum Ausdruck, dass Ruth selbst permanent Gefahr läuft, die Kontrolle über ihr Leben zu verlieren. Einer der Texte, der am meisten bewegt, könne durch die Kürzungen schwerer wertgeschätzt werden, so die Kritik der Autor/inn/en[197].

Das Kranke wird im Text nahezu vollständig eliminiert. Möglicherweise passt weder das Kranke, noch das Thema Psychiatrisierung oder das Wegsperren einer Jüdin in die Vorstellungen über die DDR. Eingeleitet mit einem jiddischen Ausspruch: „Mach

[196] Schelbitzki Pickle 1981, S. 223.
[197] Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 151 f.

Schabbes draus“ (GM, 74), mit dem die Autorin Wander im Text sichtbar wird[198], erzählt Ruth u. a. von Sonjas „Tragödie“:

> **Man hat sie mit kaputten Frauen zusammengesperrt und sie mit Tabletten vollgeschwemmt. Ich war einmal dort, es war das Niederschmetterndste, was ich erlebt habe. Mitten unter diesen erloschenen Gestalten unsere Sonja! No ja … Jetzt arbeitet sie wieder, was sie lange nicht konnte oder nicht wollte! Wenn ich ins Café geh, schau ich manchmal bei ihr hinein. Da sitzt sie überm Schreibtisch, immer dicker, immer farbloser, kann nicht mehr lächeln, sagt kein interessantes Wort mehr, versteht die Menschen nicht mehr, gibt sich mit allem zufrieden. Ich bringe ihr manchmal Pralinen oder Torte vom Café. Die putzt sie weg wie nichts. Manchmal säuft sie Schnaps, dann wird sie unangenehm. Nun ist sie wirklich eine Verrückte, mit der man nichts zu tun haben möchte.** (GM, 74)

In der Fremdbeschreibung wird mit der Luchterhand-Ausgabe alles in allem eine ‚bessere‘ DDR entworfen, als in der Selbstbeschreibung der einzelnen Protokolle. Analogien, die wie hier auf soziale Ungerechtigkeit verweisen und damit die kognitiven Überzeugungen der westdeutschen, linken 1968er Bewegung von der humaneren, weil antikapitalistischen DDR konterkarieren, werden eliminiert und neue Analogien im Sinne einer einheitlichen Identität vor allem in Fragen des Feminismus, aber auch in puncto Umwelt, Hegemonialfragen oder Antifaschismus konstruiert[199].

Während stilistische Homogenität und inhaltliche Analogien für die Rezeption im Westen offenbar von Vorteil waren, war im Osten die Heterogenität, waren Verwerfungen in den Texten oder Lebensläufen bedeutsam für ihre Rezeption. Das Herausragende an *Guten Morgen, du Schöne* ist, wie auch Hametner betont, dass „endlich einmal alles mitgeteilt wird – auch das Unwichtige, auch die Abschweifung, auch das sich Widersprechende“[200]. Nicht nur die zeithistorischen, systemspezifischen Bezüge werden durch die Kürzungen in der Luchterhand-Ausgabe zerstört. Wie Schelbitzki Pickle und der Aufsatz von Gillett/Köhler deutlich machen, erschließt sich auch die narrative Struktur und damit die Besonderheit der Texte nur jenen, die die ungekürzte Ausgabe gelesen haben.

[198] Ruth erzählt: „Den Ausspruch habe ich von einer Bekannten“ (GM, 74) und mit dieser Bekannten könnte Maxie Wander gemeint sein, wie ein Tagebucheintrag vom 12. Januar 1972 zeigt. „Nu, mach endlich Schabbes draus!“ (LpA, 98), beschließt Wander eine Narration über Fred Wander, ihren Ehemann.

[199] Von einer heimlichen Nivellierung kultureller Unterschiede durch die inhaltlichen Kürzungen sprechen auch Gillett/Köhler, ohne dies allerdings im Einzelnen auszuführen (vgl. dies. 2000, S. 140).

[200] Hametner 1988, S. 139.

4.3 Thematische Vielfalt und kontroverse Diskussionen

So akzentuiert und fachlich überzeugend Gillett/Köhler die Kürzungsgeschichte von *Guten Morgen, du Schöne* mit Blick auf die Literarizität und Ästhetik des Werkes analysieren, umso weniger plausibel erscheint es, dass sie die Bedeutung von Öffentlichkeit als zentraler Analysekategorie bestreiten – und dies, obwohl sie mehrfach auf Unterschiede in der Literaturproduktion und -distribution und den daraus resultierenden Rezeptionsmissverständnissen zwischen Ost- und Westdeutschland hinweisen[201].

Der Grund für die Neuartigkeit des Protokollbandes läge *nicht* im bislang Unausgesprochenen, das erstmals ausgesprochen wurde, sondern darin, dass *Guten Morgen, du Schöne* einen neuen Umgang mit Sprache gefunden hätte. Zum einen breche der Band mit der offiziellen Verlautbarungssprache und konstituiere zum anderen eine neue Form des Rückgriffes auf Erzählungen, etwas was ich im Folgenden *nachahmende Erzählung* nennen möchte[202]. Allerdings werten Gillett/Köhler dies nicht als Leistung der Autorin Wander – eine Anerkennung, die der Autorin im Übrigen gebührt – sondern sie erachten die Texte allgemein als Spiegel von Entwicklungsprozessen in der DDR[203].

Zugegebenermaßen sind in den 1970er Jahren Veränderungen bezüglich der Sprache zeitlich früher und auch in anderen Genres und Medien, wie im Spielfilm und bei anderen Schriftstellern, wie beispielsweise bei Ulrich Plenzdorf, beobachtbar. Zu einem Bruch und damit zu Veränderungen der Verlautbarungssprache führten diese Neuerungen aber ebenso wenig, wie sich das nachahmende Erzählen in der Dokumentarliteratur der DDR durchgesetzt hat[204]. Vielmehr erlebte das autobiografische Erzählen, das narrative Interview, nicht zuletzt durch und im Transformationsprozess in Ostdeutschland eine Renaissance. Und dass die Literatur der DDR mit Beginn der 1970er Jahre „in ihr experimentelles Zeitalter“[205] eintrat, wie Emmerich es formuliert, bedeutet nicht, dass andere publizistische Öffentlichkeiten in der DDR es ihr gleichtaten. Eine aus langatmigen Formeln und Axiomen bestehende Verlautbarungssprache blieb bis zum Ende der DDR für spezifische Präsentations- und mediale Öffentlichkeiten der DDR stilbildend und charakteristisch (vgl. dazu auch Kap. 3.1).

Darüber hinaus haben Gillett und Köhler selbst auf die beeindruckende Vielfalt an Themen in *Guten Morgen, du Schöne* hingewiesen, die weit über die üblichen (feministischen) inhaltlichen Kurzbeschreibungen vom „Alltag der Frauen in Familie und Beruf“ und „ihren Vorstellungen von Emanzipation, Sexualität, Glück und Freundschaft“[206] hinausgehen. So erläutern sie ihre These vom dialogischen Prinzip beispielsweise anhand der wiederkehrenden Themen *Reden* und/oder *Verschwiegenheit*[207]. Von Barbara, bei der die Worte sprudeln (vgl. GM, 62) über Ruth, die unter der Sprachlosigkeit der Nachbarn in den anderen Neubauwohnungen leidet (vgl. GM, S. 67 f.) bis zu

201 Vgl. Gillett/Köhler 2000, S. 139, 146.
202 Schröder setzt sich ebenfalls mit Wanders ‚erfundenen‘ Geschichten auseinander und spricht vom ‚synthetischen Zusammensetzen einzelner Biografieelemente‘ (vgl. Kap. 4, Anm. 130).
203 Vgl. Schröder 1996, S. 146.
204 Vgl. Buchholz 2010, S. 36 ff.
205 Emmerich 1996, S. 397.
206 Haux 2006, S. 2; Vgl. Gillett Köhler 2000, S. 141.
207 Gillett/Köhler 2000, S. 144.

Lena, der die „Magie des Wortes“ (GM, 215) abhanden gekommen ist, wie auch Steffi, deren Meinung nach „Menschen […] nicht so viel reden“ (GM, 185) müssen, wird das dialogische Prinzip nicht nur angewandt, sondern Gillet/Köhler zufolge auch diskursiv reflektiert[208]. Es entsteht eine netzartige inter- und intraprotokollarische Kommunikationsstruktur, ein ‚impliziter Dialog‘ wie es die Wissenschaftler/innen und sinngemäß auch Schelbitzki Pickle formulieren[209].

Auch Stephan hat sich eines interessanten, aufgrund des Titels des Protokollbandes eigentlich naheliegenden, in der Forschungsliteratur bis dahin jedoch noch nicht bearbeiteten Themas angenommen – dem Thema *Schönheit*. Stephan zufolge existiert in allen Protokollen „ein Bedürfnis nach Schönheit“[210], das nicht nur äußerliches Merkmal sei, sondern auf einen realen Mangel im Alltag der DDR verweise. Für Rosi, Ruth, Doris und die Anderen stehe Schönheit „in erster Linie für den Wunsch nach einem Leben, in dem anstelle von „Hierarchien und Normierungen Fantasie und bunte Vielfalt treten“[211]. „Unserem Leben fehlt die Poesie, die vermisse ich am meisten“[212], hieße es bezeichnenderweise in einem Protokoll. ‚Die Jugend versteht es nicht mehr zu leben‘ (vgl. GM, 282), könnte in Anlehnung an Julia affirmativ hinzugefügt werden, zeigte sich nicht auch hier ein fortgesetztes feministisches Missverstehen.

Als seien traditionelle Schönheitsvorstellungen für Frauen im Staatssozialismus bereits inexistent gewesen, werden die Narrationen der Schönheit entweder zum Ausweg aus der ‚hässlichen DDR-Gesellschaft‘ oder zum „Siegeszug“[213] des westlichen Frauenmodells. Stephans Argument lautet: Die DDR-Gesellschaft vermochten die Frauen nicht zu ändern, also wollten sie sich selbst schön gestalten. „Dieser Ausweg ist jedoch eine Falle, weil Frauen dadurch auf ein traditionelles Weiblichkeitsbild zurückverwiesen werden, dem in der Realität nur wenige von ihnen entsprechen und das überdies im Widerspruch zum offiziellen Leitbild der berufstätigen Mutter in der DDR steht“[214].

Die Passage: „Glücklich war ich auch, als ich ein Paar Stiefel im Exquisit bekommen habe. Das sind Momente, die wichtig sind für eine Frau“ (GM, 51), interpretiert Stephan dementsprechend als selbstkritische und selbstironische Aussage – eine Lesart, die weder interpretativ noch im kontextuellen Zusammenhang verifiziert werden kann. Auch Steffi wird auf diese Weise fehlinterpretiert. Sie schätze zwar teure Kleidung, betone laut Stephan aber auch, „dass Mode für sie zweitrangig ist“[215], weil sie mehr darauf achtet, dass sie selbst ausgeruht ist und die Haare gewaschen sind: „Manche Frauen schinden sich bei der Arbeit, damit sie sich Exquisitsachen kaufen können. Die ziehen jeden Tag was Neues an, und das hat keinen Effekt, weil sie so abgehetzt sind. Bei mir aber gucken die Männer“ (GM, 184), zitiert Stephan ohne zu bemerken, dass sich Steffi damit lediglich auf einen anderen Schönheitsaspekt konzentriert.

208 Vgl. ebd. S. 146.
209 Vgl. ebd.; Schelbitzki Pickle 1981, S. 223 f.
210 Stephan 2008, S. 239, 241.
211 Ebd., S. 241.
212 Vgl. ebd.
213 Vgl. ebd., S. 241, 245.
214 Ebd., S. 241.
215 Ebd., S. 240.

Steffi unterscheidet sich von den anderen Frauen nicht in dem Wunsch, dem Mann durch Schönheit zu gefallen, sondern dadurch, wie sie zu diesem Ziel gelangt. Auch sagt sie nicht, dass Mode für sie zweitrangig ist. Sie möchte nur den Preis, den diese spezielle Mode sie im übertragenen wie monetären Sinn kostet, nicht bezahlen. Möglicherweise sind die Fehlinterpretationen an dieser Stelle u. a. auch darauf zurückzuführen, dass das Label „Exquisit" in Westdeutschland nicht geläufig ist.

Nachdem die Befriedung von Grundbedürfnissen der Bevölkerung als realisiert galt, widmete sich die SED-Führung bereits in den 1950er Jahren den „höheren Bedürfnissen" zum Beispiel nach „hochmodischer"[216] Kleidung. Im April 1962 eröffneten die ersten 31 sogenannten Exquisit-Verkaufsstellen, deren Anzahl bis 1985 auf 442 Läden DDR-weit stieg. Angeboten werden sollte auserlesene (exquisite) Kleidung zu entsprechenden Preisen, verkauft wurden zunehmend Massenwaren bei gleichbleibend hoher Preisgestaltung, die im Grundsortiment ‚normaler' ‚HO'- und ‚Konsum'-Verkaufsstellen aufgrund des Versorgungsmangels nicht vorhanden oder nur von minderer Qualität waren[217]. Wenn Steffi glücklich ist, ein Paar Stiefel bekommen zu haben, dann muss diese Narration auch vor dem Hintergrund der Mangelwirtschaft und eingeschränkten Konsumbedingungen in der DDR gelesen werden.

Darüber hinaus wird nicht ersichtlich, warum traditionelle Schönheitsideale allgemein und Schönheitswettbewerbe im Speziellen „merkwürdige[..] Phänomen[e] in der ‚Endphase' der DDR"[218] gewesen sein sollen, um bei Stephans Beispiel zu bleiben. Dass Misswahlen bis Mitte der 1980er Jahre in der DDR verboten waren, bedeutet nicht, dass traditionelle Schönheitsvorstellungen vorher nicht existiert hätten oder „dem alten sozialistischen Frauenbild"[219] dezidiert zuwiderliefen, wovon Stephan offensichtlich ausgeht. Auch hier bestätigt sich die Vermutung, dass feministische Fragestellungen mit Blick auf die DDR nach wie vor selbstreferentiell und durch die Folie von den emanzipierteren DDR-Frauen betrachtet werden.

Dass traditionelle Schönheitsvorstellungen demgegenüber durchaus zum östlichen Frauenbild gehörten und die alltagsweltliche Bedeutung dessen beispielsweise durch das Verbot von Misswahlen lediglich unterdrückt wurde, zeigt wiederum *Guten Morgen, du Schöne*. Mit dem vorangestellten Zigeunerlied werden bereits deutlich traditionelle Motive, die das Werben um den Mann/die Frau mit Schönheit verbinden, formuliert: „Guten Morgen, Du Schöne! // Für einen Blick von dir // sind tausend Dinar wenig. // Für deine Brust // werde ich zehn Jahre zu Fuß gehen. // Für deine Lippen // werde ich die Sprache vergessen. // Für deine Schenkel // gebe ich mich zum Sklaven." (GM, 5). Dieses Motiv wird durch die Protokolle nicht widerlegt, es findet seine Entsprechung. Gillet/Köhler würden sagen, quer durch die einzelnen Interviews entspinnt sich ein themenbezogener Dialog.

Stephan zufolge ist es für Doris „noch immer ein Wunder, dass ausgerechnet ein ‚Urlauber aus Prag, groß, blond, braungebrannt' […], sie als ‚Schönste aus dem Pionierkollektiv' ausgewählt hat"[220]. Abgesehen davon, das Stephan hier frei zitiert, ist

[216] Stitziel 2005, S. 135, 145.
[217] Vgl. ebd., S. 146 ff.
[218] Stephan 2008, S. 244.
[219] Ebd., S. 146.
[220] Ebd., S. 140.

auch der Sinnzusammenhang nicht korrekt wiedergegeben. Doris erzählt: „Ich war einfach das erstemal im Ausland, weg von meinem Mann, ohne Pflichten. Ich war außer Rand und Band. Und ausgerechnet mich hat dieser Mann als die Schönste empfunden, ist Fakt. […] Jedenfalls habe ich dann gewußt, daß die Arbeit, die ich mit Kosmetik leiste, etwas nützt" (GM, 42). Für Doris ist Schönheit ein traditioneller, ‚weiblicher' Wert, für den die Frau etwas tun muss; Schuhe aus dem Exquisit machen Doris nicht im übertragenen, sondern im semantischen Sinn glücklich und traditionelle Vorstellungen sind für sie problemlos mit dem DDR-Leitbild vereinbar: „Jede Frau kann heute selbst ihren Mann stehen. Trotzdem bleibt sie umschwärmt und im Mittelpunkt" (GM, 48). Dass Schönheit und Mode im traditionellen Sinn für Doris wichtig sind, wird durch eine letzte Narration bekräftigt, die allerdings für Stephan, die die westdeutsche Ausgabe verwendet hat, nicht (über-)lesbar war, weil sie in der Luchterhand-Ausgabe weggelassen wurde[221]. Doris erzählt: „**Angst vorm Altwerden habe ich nicht, obwohl ich schon dreißig bin. Die Frauen haben heute alle Mittel in der Hand, um jung zu bleiben. Wenn man in der Sybille sieht, wie Frauen mit fünfzig wirken können, dann weiß ich heute schon, dass ich immer mit der Mode gehen werde**" (GM, 49).

Mit dem Hinweis auf die *Sybille*, einer Modezeitschrift der DDR, findet sich ein weiterer, intertextueller Verweis auf die alltagsweltliche Bedeutung des Themas Schönheit und Mode, das bei Doris ebenso wie im Folgenden bei Ute jenseits aller Übertragungen und möglichen Synonyme offensichtlich einen hohen Stellenwert einnimmt und sich innerhalb traditioneller Parameter bewegt. Die 24-jährige Ute möchte ein Kind adoptieren:

> Is ja och wejen der Fijur, wa? Ralph sagt: Wie du aussiehst, wenn du noch een Kind kriegst! Er is janz scharf uff 'ne jute Fijur, wa? Und meine is wirklich nich besonders. Det is eigentlich mein Handicap, ooch wenn ick an die Männer denke. Ick hätte det vielleicht schon mal ausprobiert, aber dann denk ick mir: Für den Mann ist det bestimmt keen Vergnüjen! (GM, 97)

Auch die 18-jährige Gudrun wünscht sich manchmal, dass sie „**zarter wäre, wie Anke. Aber ich bin eben ziemlich robust**" (GM, 139), erzählt sie wiederum nur in der Morgen-Ausgabe. Traditionelle Schönheitsauffassungen wie diese, werden in den Protokollen dabei keineswegs ausschließlich goutiert. Wie im letzten Kapitel bereits erwähnt, ist Susanne Schönheit nicht so wichtig; sie schätzt vielmehr die innere Schönheit ihrer Freundin und Lena wiederum erzählt, was es bedeutet, nicht dem Schönheitsideal zu entsprechen: „Weil ich so eine Walkürenfigur bin, glaubt jeder, mich wirft nichts um" (GM, 206). Anders als Doris hat Lena ihre Wirkung auf Männer stets „nur als Intellektuelle erzielt" (GM, 207). Auch dies ist ein Grund dafür, warum Lena als Entree für die Luchterhand-Ausgabe letztendlich geeigneter erscheint.

221 Dass Stephan eine der ersten Luchterhand-Auflagen verwendet haben muss, ergibt sich nicht aus Stephans Literaturangabe, sondern aus den ‚Fakten', die die Kulturwissenschaftlerin erwähnt, sowie aus der Überprüfung der von ihr angegebenen Seitenzahlen anhand der hier vorliegenden Ausgaben und Auflagen. Die Seitenzahlen stimmen beispielsweise mit der 1. und 3 Luchterhand-Auflage von 1978, aber bereits nicht mehr mit der 8. Aufl. von 1981 überein. Ferner spricht Stephan von „siebzehn Porträts" (Stephan 2008, S. 237) und jeder Vorname ist mit einem Nachnamekürzel versehen (vgl. ebd., S. 240 f.).

Würden alle Passagen aus dem Text herausgefiltert, die das Thema Schönheit berühren, würde ein Potpourri an Meinungen und Einstellungen verschiedener Frauen unterschiedlichen Alters, mit unterschiedlichem Bildungshintergrund und unterschiedlicher Profession zutage treten. Dass vor dem Hintergrund eines eindimensionalen, heroischen und monokausalen Menschenbildes in der DDR eine derartige Interessensvielfalt und Divergenz an Lebensstilen und -auffassungen zutage trat, muss etwas Besonderes gewesen sein. Vor allem Jugendliche schienen sich von den sie tangierenden Themen ‚Jugend und Geschlechterbeziehungen' angesprochen gefühlt zu haben – und vorderhand nicht von der Ästhetik der Texte. Laut Leseforschung der DDR zählte *Guten Morgen, du Schöne* zu den meistgelesenen Gegenwartsbüchern unter Jugendlichen in den 1980er Jahren[222].

Die Frage nach der Ästhetik und der Themenvielfalt im Band sollte dabei nicht alternativ betrachtet werden und wie bei Gillett/Köhler zu einer Entweder-oder-Festlegung führen. Im Folgenden wird deutlich, dass das Besondere des Protokollbandes ebenso im Thematischen wie im Ästhetischen begründet ist und seine Wirkung aus einer Kombination aus beidem erzielt. Wiederkehrende Themen, die entweder für die Paradigmen des westlichen Feminismus und/oder für die Erzählung von den DDR-Frauen von Bedeutung sind, dienen nachfolgend als diskursiver Rahmen, innerhalb dessen das Problem der rezeptiven und interpretativen Missverständnisse weiter diskutiert wird.

4.3.1 Brot statt Kaviar – Das Thema Erwerbstätigkeit

> Die ‚Katja' opfere ich nicht. Diese Katja hat eine Entwicklung genommen, die drüben kaum möglich wäre. (LpA, 275)

Ähnlich wie Wander erachtet Lemke eine der Frauen aus dem Protokollband, „Erika D.", als repräsentativ für die fundamentalen Veränderungen der Geschlechterrollen in der DDR – womit zugleich sichtbar wird, dass auch Lemkes Ausführungen die westdeutsche Ausgabe zugrunde liegt[223]. Wenig später im Text betont die Sozialwissenschaftlerin noch einmal: „Erika is not an individual case. The opportunity for women to change their social situation by means of education and training is prevalent in the GDR"[224]. Im weiteren Verlauf des Aufsatzes dienen Textausschnitte aus *Guten Morgen, du Schöne* als Aufhänger für eine kurze Auseinandersetzung mit der Unterrepräsentation von Frauen in Führungspositionen, wobei Lemke zu dem Fazit kommt, dass es den Frauen in der DDR trotzdem besser gehe als zu irgendeinem Zeitpunkt vorher und auch besser, als den meisten Frauen in den übrigen sozialistischen und kapitalistischen Ländern[225].

Wander ist offensichtlich der Meinung, dass Katja eine Entwicklung genommen hat, die im Westen Deutschlands Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre „kaum möglich"

[222] Vgl. Schröder 1996, S. 27 u. i. Orig. vgl. Lindner 1989, S. 100.
[223] Vgl. Lemke 1981, S. 251.
[224] Ebd., S. 252.
[225] Vgl. ebd., S. 258.

war. Die Protokolle von Katja und Erika („Marx und Scheherezade") ähneln dabei einander. In Anlehnung an Gillett/Köhler bilden sie zwar kein altershomogenes, aber ein themenbezogenes literarisches Paar. Das ‚erste Mal' erlebten beide als „**nicht wirklich schön**" (GM, 158), trotzdem finden und heiraten sie ihre große Liebe, die bis zum Zeitpunkt des Interviews ihre einzige bleiben wird. Ferner sind Scheidung und Fremdgehen der Ehemänner sowie Eifersucht zentrale Motive der Erzählungen. Erika täuscht eine Ohnmacht vor, Katja wendet sich an den Chef ihres Mannes (Marc), damit Marc weniger Zeit für die Freundin bleibt:

> **Dieser Mann war neben seinem Vater das zweite Idol, das Marc hatte. Ich hab ihm von Marcs Schwierigkeiten erzählt und daß er ihm helfen müsse, indem er ihn vielleicht zwingt, öfter im Institut zu erscheinen. Ein paar Tage später bekam Marc einen Einschreibebrief, da stand das drin, was ich wollte. Bis dahin hatte er nur eine Aspirantur, jetzt hatte man ihn angestellt. Marc war ganz glücklich, weil er das für sein Verdienst hielt. Eines Tages aber hat er mich so beleidigt, daß ich es ihm heimzahlen mußte. Weißt du, hab ich gesagt, daß ich bei deinem Chef war?** (GM, 167)

Ebenso wie Erika, deren Erzählung mit der Scheidung und der plötzlichen Zulassung zum Studium endet, holt Katja (dieses Mal innerhalb der erzählten Zeit) das Studium und die Prüfungen nach und wird Ärztin. Anders als Erika, wechselt Katja jedoch von einer Beziehung in eine nächste und beendet das Protokoll mit dem vielzitierten Satz: „Er ist mir gleichberechtigt, weil ich ohne ihn ja auch leben könnte" (GM, 175). Und ebenfalls anders als Erikas Protokoll, ist Katjas dasjenige, das neben Doris, Barbara, Ruth und Karoline am meisten gekürzt und damit verändert wurde. Worin liegen also die gravierenden Unterschiede zwischen Katjas und Erikas Protokoll, wenn beide Frauen eine (berufliche) Entwicklung genommen haben, die im Westen nicht möglich gewesen wäre?

Im Gegensatz zu Lemke warnt der Autor Thomas Brasch in seinem Artikel vor einer vorschnellen Vereinnahmung des Protokollbandes durch den Westen wie den „Verweis auf bessere Qualifizierungsmöglichkeiten und Kindergartenplätze in der DDR"[226]. Analog dazu kritisiert auch Diemer das Gros sozialwissenschaftlicher Analysen zur Rolle der Frauen in der DDR, die sich stets auf harte Daten und Fakten aus der DDR beriefen. Mit ihrer Analyse möchte sie dagegen die *Erfahrung* der Frauen in das Zentrum der Betrachtungen stellen und nutzt u. a. eine Luchterhand-Ausgabe von *Guten Morgen, du Schöne* als ‚authentische' Materialgrundlage[227]. Schließlich kommen Diemer wie auch Schröder zu dem Ergebnis, dass das Thema Berufstätigkeit anders als in Publikationen über Frauen in der DDR in der Regel üblich, in seiner Bedeutung relativiert wird und ein erzähltes Motiv neben vielen ist[228].

Erwerbstätigkeit, Weiterbildung und die Inanspruchnahme sozialpolitischer Maßnahmen werden laut Diemer als „selbstverständlich für die eigene Selbstverwirklichung gesehen" und der Zusammenhang zwischen Berufstätigkeit und Selbstbewusstsein

[226] Brasch 1978, S. 137.
[227] Vgl. Diemer 1989, S. 131 ff.
[228] Vgl. ebd., S. 144; Schröder 1996, S. 37.

„zwar erkannt, aber nicht übermäßig betont“[229]. Bezeichnenderweise hat Diemer ihren Aufsatz mit einem Textzitat überschrieben, das den Zusammenhang zwischen Erwerbstätigkeit und Selbstbewusstsein nahezu verkörpert: „Ich bin Sekretärin, schön und gut, aber ich bin auch ich, ich bin Rosa S.“ (GM_L, 74). Die Schriftstellerin Angelika Mechtel zitiert diesen Ausspruch und ist fasziniert von der „Selbstverständlichkeit, mit der diese Frauen in der DDR ein Selbstwertgefühl äußern, das wir in dieser Ausschließlichkeit noch nicht erreicht haben“[230]. Im kontextuellen Zusammenhang und in der Morgen-Ausgabe heißt es demgegenüber:

> Ich bin Sekretärin, schön und gut, aber ich bin auch ich, ich bin Rosa, **Tochter von A. R.** Daß in mir noch eine Menge drin ist, das ich nicht ausschöpfen kann, das spüre ich, und das macht mir Mut zum Weitermachen. Die Sekretärin ist purer Zufall, es gibt Schöneres, als Handlanger für ehrgeizige Männer zu sein. Aber ich habe keinen Ehrgeiz, ich kann gut zurückstecken. Ich kann mir nicht vorstellen, was sich groß ändern würde, wenn ich Kranführerin wäre oder Geflügelzüchterin oder Dichterin. (GM, 34)

An dieser Stelle wird die Sinnveränderung durch die Kürzung besonders evident. Rosi definiert sich als Tochter ihrer Eltern, vermutlich sogar als Vaters Tochter, denn Töchter neigen nach dem Tod der Väter laut Rosi dazu, „ihre Väter in den Himmel zu heben“ (GM, 24). Bindungen zwischen Kindern und Eltern wurden in Teilen der 1968er Bewegung jedoch allgemein und auch speziell, mit Blick auf autoritäre und patriarchale Familienstrukturen, kritisch gesehen[231]. Emanzipiert war, wer in kritische Distanz zur einengenden, traditionellen Familie ging. Das familiäre erwachsene ‚Mutti‘ und ‚Vati‘ ist mit diesen kognitiven Überzeugungen ebenso wenig in Einklang zu bringen, wie der Stolz auf die männliche Ahnenfolge.

Darüber hinaus bestätigt Rosis Ausspruch Diemers Resultate. Dass Rosi einen Beruf ausübt, ist selbstverständlich, aber nur eine Seite ihrer Persönlichkeit, wie sie betont. Rosi möchte auch als Individuum betrachtet werden, dessen Interessen und sozialisatorische Prägungen jenseits des Berufes liegen. Als erste der Ich-Erzählerinnen in der Morgen-Ausgabe formuliert Rosi hier einen Leitgedanken, der für alle nachfolgenden Protokolle kennzeichnend ist. Erwerbstätigkeit ist nicht das alles bestimmende Lebensthema.

Zu diesem Ergebnis kommt auch Diemer. Gleichzeitig unterstellt sie, dass Selbstbewusstsein und Erwerbstätigkeit konnex sind und dass insbesondere von den ganz jungen Frauen im Band „der Zusammenhang zwischen der Rolle und Funktion im Erwerbsleben und der Ausbildung und Forcierung des Selbstbewußtseins“[232] erkannt wird. Textbeispiele führt Diemer nicht an und tatsächlich existieren auch nicht viele Passagen im Band, die diese These bestätigen könnten. Die 23-jährige freischaffende Künstlerin Barbara, die sich selbst durch Nebenjobs finanziert, ist nahezu eine Ausnahme unter den jungen Frauen: „Ich merke eigentlich immer mehr, […] wenn man sich gegenseitig

[229] Vgl. Diemer 1989, S. 144.
[230] Mechtel 1978, S. 49.
[231] Vgl. Baader 2008.
[232] Vgl. Diemer 1989, S. 144.

interessant bleiben will, dann muß die Arbeit das allerwichtigste sein. […]. Nicht, daß jeder vom andern was erwartet, um froh zu werden“ (GM, 53).

Gerade die ganz jungen Frauen finden im Gegensatz zu Diemers Auffassung in der Erwerbsarbeitssphäre keine Möglichkeiten für die Bestätigung der eigenen Fähigkeiten oder für die Ausbildung von Selbstbewusstsein. Für die 22-jährige Kellnerin Ruth ist die Arbeitsstelle zugleich der Ort ihrer seelischen Prostitution (vgl. GM, 73). Auch die 21-jährige Bibliothekarin Angela ist einsam und depressiv (vgl. GM, 112) und die Arbeit in der Bibliothek macht ihr „keinen Spaß mehr, es ist immer das gleiche“ (GM, 114). Die 16-jährige Gabi zeigt sich angesichts der von oben gesteuerten Berufslenkung ohne Zukunftsvision: „Unter meinem künftigen Beruf, Wirtschaftskaufmann, stell ich mir nichts vor. Ich weiß ja nicht, wo sie mich hinstecken werden“ (GM, 124). Und auch die 18-jährige Petra findet Selbstbestätigung in der Peergroup (s. o.), nicht aber durch die Erwerbstätigkeit. Anstatt direkt zum Studium zu gehen, arbeitet Petra nach Abschluss der Erweiterten Oberschule (EOS) erst einmal in der Datenverarbeitung (vgl. GM, 81). Ihre Tätigkeit beschreibt sie folgendermaßen:

> Da ist ein Apparat, in dem sind Zahlen drin, und die Zahlen übertrage ich mit der Schreibmaschine auf Lochkarten. Das ist ziemlich stupide, und dann noch Akkordzulage. Ich hab gleich gesagt, ich denk nicht daran, mir meine Nerven kaputtzumachen, die sind schon kaputt, bloß wegen fünfzig Mark mehr im Monat. Jetzt hab ich einen qualifizierten Locher, der ist zu langsam für die anderen Frauen, bei dem gibt’s keine Leistungszulage, aber der kann mehr. Menschen sehe ich nur in den Pausen. […] Mein größter Wunsch wäre aber, eine Arbeit zu kriegen, die mich wahnsinnig beschäftigt. Genaue Vorstellungen habe ich nicht. (GM, 81)

Auch die 18-jährige Schülerin Gudrun findet die Betriebsarbeit ‚ganz deprimierend‘: „Wir sind alle vierzehn Tage einmal im Betrieb. Man sitzt herum, macht praktisch nichts, und alles ist unpersönlich. Niemand hat Erfolgserlebnisse, der Chef geht nie auf uns ein. Wie können Frauen so etwas das ganze Leben durchhalten!“ (GM, 144). Sich selbst verwirklichen können die jungen Frauen in konventionellen Erwerbsarbeitsbereichen offensichtlich nicht, auch nicht Barbara, die vor ihrem Grafikstudium eine Lehre gemacht hat: „Mit achtzehn bin ich aus dem Haus hinaus**, eigentlich schon mit sechzehn, da habe ich meine Lehre als Offset-Retoucheur gemacht. Um vier mußte ich aufstehn, und abends um fünf erst zu Hause. Da war ich nur mehr zum Schlafen zu Hause**“ (GM, 57), erzählt Barbara allerdings nur dem DDR-Lesepublikum.

Im Gegensatz zu ihren Erfahrungen wünschen sich Barbara, Petra oder Angela eine Arbeit, die sie „ausfüllt“ (GM, 114). Für die jüngere Frauengeneration sei die Möglichkeit berufstätig zu sein, inzwischen selbstverständlich, lautet Diemers gleichbleibende, sehr kurz greifende Interpretation[233]. Der Verlust an beruflichen Visionen wird übergangen. Dabei deckt er sich mit generationenspezifischen Befunden aus der DDR, denen zufolge sich sowohl die inhaltlichen Arbeitsbedingungen als auch die beruflichen Aufstiegschancen gegen Ende der 1970er Jahre in der DDR drastisch verschlechterten (vgl. Kap. 3, Anm. 319). Erfahrungen in der Erwerbsarbeitssphäre (niedrige Effizienz, mangelnde Leistungsanreize, Statusnivellierungen, mangelnde Aufstiegschancen, Ideologi-

[233] Vgl. Diemer 1989, S. 147.

sierung der Arbeit, veraltete, unzureichende Infrastruktur, Ersatzteil- und Rohstoffmangel) führten zu einer „bloßen Ritualisierung des Mitmachens“ und einem „inneren Rückzug der Beschäftigten aus der Arbeit“[234], wie es Kohli sehr schön beschrieben hat, nicht aber zu einer „Herausbildung eines positiven Selbstwertgefühls“[235], wie Diemer letztendlich in summa erklärt.

Es bleibt ein großer Widerspruch, dass im Bereich der allgemeinen DDR-Forschung eine zunehmende Stagnation und Entfremdung, in der feministischen Forschung aber nach wie vor der emanzipatorische Charakter der Erwerbstätigkeit herausgestellt und sich dabei auf passende Beispiele, wie auf Barbara, Karoline oder Ute, berufen wird. Im Grunde sind Diemers Ergebnisse am ehesten auf Christl, Ute und Karoline übertragbar. Ähnlich wie Erika und Katja bilden auch Christl und Ute ein homogenes literarisches Paar. Beide Frauen sind zunächst alleinerziehend und zeigen eine starke arbeiterliche Identität wie ein hohes Maß an physischer Belastbarkeit, Arbeits-, Leistungs- sowie Anpassungs- und Identifikationsbereitschaft und das Bestreben, sich innerhalb der Arbeitssphäre hochzuarbeiten.

Die 24 Jahre alte Ute wohnt noch bei den Eltern. Sie arbeitet im Schichtbetrieb und ist als Alleinerziehende auf die Mithilfe der Mutter bei der Betreuung des Sohnes angewiesen (vgl. GM, 100). Nebenbei absolviert Ute ein Fachschulstudium und hat »'ne Menge Funktionen«: „Ick brauch so wat: wat lernen und mich beweisen. Wenn mir eener mal ein Lob erteilt, arbeite ick doppelt so jut, Mensch, da bin ick wie umgewandelt, da hab ick gleich viel mehr Kraft“ (GM, 101). Menschen, denen der Sozialismus gleichgültig ist, egal ob aus Indifferenz, wie bei so manch einem der staatlichen Leiter in ihrem Betrieb oder aus Opportunismus, wie in ihrem Kollektiv, regen Ute auf, die möchte sie erziehen, deshalb ihr Engagement (vgl. GM, 101): „manchmal wird mir det zu viel, aber die Trägheit der andern, die regt mich so uff, die hält mich in Trab“ (GM, 101).

Auch der 28-jährigen Christl hat die Lehre „wirklich Laune gemacht, die Abwechslung, arbeiten und lernen, **einwandfrei**“ (GM, 127). Wegen der Geburt der Tochter muss sie jedoch die Lehre abbrechen und Geld verdienen (GM, 129). Als in der Nähe eine Kokerei aufgebaut wird, die ihren Arbeitskräften „Wohnraum zur Verfügung“ (GM, 131) stellt, überredet sie ihren neuen Lebensgefährten und beginnt mit ihm zusammen in der Kokerei zu arbeiten: „Ich mein, auch wenn wir saubere Arbeit gemacht haben, schmutzig wird man **unwillkürlich** [**trotzdem**]. Was denkst denn du, wie ich ausgesehen hab. **Aber wir belächeln das bloß, uns erschüttert das net, was die für Dreck ablassen**“ (GM, 131) – eine Narration die mit Blick auf die im Westen Deutschlands verhandelten Umweltthemen ebenfalls politisch nicht opportun erscheint und gestrichen wurde.

Nach der Geburt des zweiten Kindes „war mir die Belastung zu groß, die Fahrzeit, jeden Tag elf Stunden ausm Haus“ (GM, 132) und Christl sucht sich eine Stelle als Verkäuferin. Hier macht sie ihren Facharbeiter „im Intensivlehrgang“ und später, zum Zeitpunkt des Interviews, noch einen Lehrgang zum „Verkaufsstellenleiter“ (GM, 133). „Es gibt schon Tage, wos hektisch ist, aber wir gammeln auch rum“ (GM, 134), erklärt Christl. Hektisch sind die Tage vor allem mit Blick auf die Vereinbarkeit. Christl steht

234 Kohli 1994, S. 52, 50.
235 Diemer 1989, S. 155.

als erste der Familie vor fünf Uhr morgens auf und arbeitet lediglich „**’ne Dreiviertelstunde** kürzer als die andern, wegen drei Kinder“ (GM, 134). Diese Zeitangabe wurde allerdings ebenso gestrichen wie die daran anknüpfende Kritik einer andren Frau im Band. Steffi, Hausfrau, erklärt mit Blick auf die offizielle Vereinbarkeitsrhetorik:

Ich will eine Frau sein, so wie *ich* mir das vorstelle und wie ich mich wohlfühle. **Solange man Berufstätigkeit als Ideal für *jede* Frau propagiert, kann man ihr nicht viele Kinder aufschwatzen, da bleibt die Frau mit Kindern benachteiligt.** Guck mal, wenn eine Frau fünf Kinder hat und bleibt zu Hause, das respektiert man, das ist was, aber zu sagen: Ich habe nur *ein* Kind und bleibe zu Hause, das ist den Leuten schwer begreiflich zu machen, das paßt irgendwie nicht in unsere Zeit. (GM, 177; Hervorh. im Orig.)	Ich will eine Frau sein, so wie *ich* mir das vorstelle und wie ich mich wohlfühle. Guck mal, wenn eine Frau fünf Kinder hat und bleibt zu Hause, das respektiert man, das ist was, aber zu sagen: Ich habe nur *ein* Kind und bleibe zu Hause, das ist den Leuten schwer begreiflich zu machen, das paßt irgendwie nicht in unsere Zeit. (GM_L, 135 f.; Hervorh. im Orig.)

Auch zum Thema Erwerbsarbeit sind in der Luchterhand-Ausgabe viele Passagen gestrichen worden, die offensichtlich das Bild, das man sich in Westdeutschland von den erwerbstätigen DDR-Frauen gemacht hatte, konterkarieren. „Ich finde es wunderbar, daß eine Frau heute ihre Begabung ausschöpfen kann, wenn sie will“ (GM, 177), erklärt Steffi letztlich und goutiert damit trotz Kritik das offizielle Leitbild von der berufstätigen Mutter. Diemer wertet diese Passage als Beispiel dafür, wie stark die Berufstätigkeit als Normvorgabe von den Frauen bereits internalisiert worden ist[236].

Bei näherer Betrachtung entspinnt sich hier ein intertextueller, dieses Mal kontradiktorischer Dialog zwischen Steffi und Karoline, der Mutter von fünf Kindern, die als ihr Widerpart ein Musterbeispiel für die positive Bedeutung der Erwerbsarbeit ist. Selbst noch Hausfrau die dazuverdiente, wusste die fünffache Mutter, dass sie „nicht ewig“ so „leben konnte, so losgelöst vom Leben. Wie oft habe ich angesetzt, irgendwo Anschluß zu kriegen, und wie oft habe ich glatte Bauchlandungen gemacht“ (GM, 244). Dass Karolines ‚Scheitern‘ etwas mit der nahezu faktischen Unmöglichkeit zu tun haben könnte, die Erziehung und Pflege von fünf Kindern mit der Erwerbstätigkeit zu vereinbaren, deutet sich in folgender Narration an:

Aber wenn ich unsere Gegenwartsliteratur las oder Radio hörte, dann dachte ich: Wieso gelingt *mir* das nicht, was diese phantastischen Frauen so spielend bewältigen? Wieso bin ausgerechnet *ich* so ein Versager? **Nachher bin ich draufgekommen, daß die Wirklichkeit ganz anders ist, und die positiven Heldinnen sind nur aus Papier.** Ich hab viel geweint, viel gezankt, ich wußte ja selber nicht, warum.	Aber wenn ich unsere Gegenwartsliteratur las oder Radio hörte, dann dachte ich: Wieso gelingt *mir* das nicht, was diese phantastischen Frauen so spielend bewältigen? Wieso bin ausgerechnet *ich* so ein Versager? Ich hab viel geweint, viel gezankt, ich wußte ja selber nicht, warum. Praktisch ging meine ganze Kraft für die primitivsten Dinge drauf. (GM_L, 172; Hervorh. im Orig.)

[236] Vgl. Diemer 1989, S. 145.

> Praktisch ging meine ganze Kraft für die primitivsten Dinge drauf. (GM, 244; Hervorh. im Orig.)

Letztendlich wird das Hausfrauendasein aber in keinem der Protokolle respektiert. Karoline krankt nicht an der Unvereinbarkeit, sondern an ihrer Lebenssituation. Der Hausarzt rät, sie solle sich „**zusammenreißen, es wären nur die Nerven**". Trotzdem muss Karoline drei Jahre lang „invalide geschrieben" (arbeitsunfähig) werden, wie es im Text heißt. „**Als ich nun ausfiel**, mußte Richard einspringen" (GM, 245) und die Versorgung der Kinder übernehmen. Wieder genesen, beginnt Karoline bei der Jugendfürsorge zu arbeiten und arbeitet sich zur Kaderleiterin hoch: „auf der Arbeit hab ich mein Selbstbewußtsein zurückgekriegt" (GM, 247), zitiert auch Diemer und konstatiert, für Karoline wird Erwerbstätigkeit zum Selbstwert[237].

Und auch Steffi, die aus Überzeugung Hausfrau ist und die Trennung vom Ehemann noch solange aufschiebt, bis der Sohn die Lehre beendet hat – „das würde ihn sonst zu sehr mitnehmen" (GM, 177) – entscheidet sich am Ende für Brot statt Kaviar, wie es im gleichlautenden Titel („**Brot und Kaviar**") heißt. In der Luchterhand-Ausgabe wurde der Titel geändert und der Fokus erneut auf real-feministische Themen gelegt. „**Die Ehe weglassen**" möchte Steffi, wie das Protokoll in der westdeutschen Ausgabe nunmehr kämpferisch überschrieben ist, weil auch ihr Ehemann nicht treu sein kann. Steffi möchte also aus der Ehe aussteigen, wie es im Text heißt:

> **Nee**, ich steig jetzt aus. Angst macht mir nur die Umstellung: allein auf Wohnungssuche gehen, morgens um sechs aufstehn wie ein Sklave, selber Geld verdienen, nicht mehr Gitarre spielen können, wenn man Lust hat. Immer dieselben Leute auf Arbeit, ob sie dir passen oder nicht. Ich muß aber mein Brot suchen gehen. Mein Brot ist, daß in der Familie alles stimmt, daß ich meinen Platz habe. Alles Drumherum, das ist mein Kaviar. Viele machen sich aus dem Kaviar ein Hauptgericht, aber das kriegt man schnell über. Im Moment eß ich nur Kaviar, links an der Hand 'ne kleine Bekanntschaft, rechts den Malzirkel, alles nischt. Ich möchte wieder mein Brot haben! (GM, 183)

Die „offizielle Normvorgabe, eine Frau habe berufstätig zu sein" (GM, 145), ist im Bewusstsein der protokollierten Frauen nicht nur verankert, wie Diemer erklärt. Das Leitbild der berufstätigen Mutter wird im Band auch diskursiv hergestellt. Brot statt Kaviar ist die affirmative, sozialistisch-realistische Lösung. Es ist davon auszugehen, dass etwas anderes in Bezug auf das hochpolitische und ideologische Thema Frauenerwerbstätigkeit auch nicht hätte veröffentlicht werden können. „Die größte Rolle spielt letztendlich die Arbeit in meinem Leben. Und dann die Rolle als Mutter" (GM, 50), erzählt analog dazu beispielsweise auch die Unterstufenlehrerin Doris. Erwerbstätigkeit wird zum Bestandteil der eigenen Identität.

Wie Doris oder eingangs Erika und Katja haben Frauen, die in den 1940er und 1950er Jahren geboren wurden, damit Erfahrungen gemacht, die Frauen im Westen in dieser Relation nicht hatten. Die alleinige Konzentration auf dieses feministische Paradigma verstellt allerdings den Blick auf die Komplexität und insbesondere auf die Systemgebundenheit des Themas Erwerbstätigkeit. Völlig vernachlässigt wird beispiels-

[237] Vgl. ebd.

weise die Tatsache, dass nicht jede Arbeit im Sozialismus gleichermaßen anerkannt war. Ute erzählt von einer Freundin, die aus Überzeugung den Beruf gewechselt hat:

> Eines Tages, wat macht Erni? Fängt an uff ihren privaten Friseurladen zu schimpfen, der Ausbeuter und so, und hat uffjehört bei ihrem kleen Meester. Jetzt wäscht sie keene schmutzigen Köppe mehr und macht nich für jede Mark ’n Bückling. Hat ihren schicken Kittel abjestreift, hat schmutzige Finger, beschissene drei Schichten, aber sie qualifiziert sich, und et macht ihr Spaß, unter Menschen zu sein, die nich nur Stuß reden. (GM, 98)

Mit dieser Narration wird zum einen ideologisch konform deutlich gemacht, dass nur die zweckgerichtete Arbeit sinnvoll und nützlich ist. „Verausgabung von Muskel- und Geisteskraft, ohne als Ergebnis einen Gebrauchswert zu erzielen (etwas, was nicht nützlich ist und keinerlei allgemeine Bedürfnisse befriedigt), kann nicht Arbeit sein“[238], stimmen beispielsweise Menschik/Leopold, zwei westliche Wissenschaftlerinnen, überein. (Aus der Ideenkongruenz erklärt sich auch, warum so viele Ideologismen und Axiome aus der DDR anschlussfähig an westliche Überzeugungen waren). Zum anderen werden quasi nebenbei die sozialistischen Eigentumsverhältnisse legitimiert und wird die Notwendigkeit der Enteignung privatwirtschaftlicher Dienstleistungsbetriebe begründet, auf die man aber gerade ab Mitte der 1970er Jahre in der DDR zunehmend angewiesen war[239].

Letztlich wirkt auch das beschriebene Verhältnis zwischen Kunden und Friseurin nicht glaubhaft. ‚Friseuse‘ war ein begehrter Lehrberuf – nicht nur wegen der schlechten Versorgungslage, der Friseurinnen durch den Kundenkontakt in die privilegierte Lage versetzte, Beziehungen knüpfen- und an Waren und Dienstleistungen gelangen zu können, die in der DDR Mangelware waren[240]. Auch Schönheit spielte für Frauen in der DDR eine große Rolle, wie nicht zuletzt Stephan herausgearbeitet hat. „Aber liebe Genossinnen“, so Walter Ulbricht 1962 vor einer Versammlung von Frauenausschüssen, „wir können den Sozialismus nicht nur mit Friseusen aufbauen. Ich bin auch für schöne Frisuren, aber das wichtigste und interessanteste sind gerade die technischen Berufe“[241].

In diesem Sinne wurde es für Frauen nicht nur selbstverständlich, eine technische Ausbildung zu erhalten und sich wie die Freundin Erni weiterbilden und höher qualifizieren zu können. Diese Vorstellung wurde zur Norm, die aber zunehmend in Widerspruch zur Ausgestaltung der Erwerbsarbeitssphäre und den zu verrichtenden Tätigkeiten stand. Analog dazu werden in *Guten Morgen, du Schöne* ähnlich wie im Nachwendediskurs eine Vielzahl an Qualifizierungen und Weiterbildungen erwähnt, über Arbeits- oder Weiterbildungsinhalte geben die Protokolle jedoch kaum Informationen. Hier handelt es sich um eine Konstante in der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen. Bereits zu DDR-Zeiten ist wenig über die Tätigkeit und so gut wie nichts über die politischen Voraussetzungen, Beteiligungen und Implikationen die Rede. Was in den Protokollen zu DDR-Zeiten jedoch noch hervorsticht, ist eine breit angelegte und intensiv geführte inter- und intraprotokollarische Auseinandersetzung mit dem

[238] Menschik/Leopold 1974, S. 42.
[239] Vgl. Aldenhoff-Hübinger 1999, S. 105 ff.
[240] Vgl. u. a. Häuser 1996, S. 71 f.
[241] Walter Ulbricht zit. nach Menschik/Leopold 1974, S. 32.

„inneren Rückzug der Beschäftigten aus der Arbeit" (s. o.), so wie im Folgenden bei Rosi:

> Man kann nicht eine Sache falsch machen und immer weiter falsch machen, egal aus welchen Gründen, und den Arbeitern einreden wollen, es hätte alles seine Richtigkeit, sie wären nur nicht imstande, die Zusammenhänge zu überschauen. Wenn einer die Zusammenhänge nicht sehen darf, kann er auch nicht verantwortlich gemacht werden, dann kann er auch keine anständige Arbeit leisten. (GM, 30)

Wenn dieser Monolog auf den Bühnen der DDR gespielt wurde, habe es oft „großen Beifall" vom Publikum „für solch couragiertes Aussprechen gegeben"[242], so der Theaterkritiker Hametner. Über Schicht- und Generationengrenzen hinweg, ist „die Resignation schöpferischer Menschen"[243], wie es der Autor Thomas Brasch formulierte, ein zentrales Thema in den erwerbsarbeitsbezogenen Narrationen, die nach 1989 aber umgehend ihre Relevanz verlieren, was wiederum eindringlich vor Augen führt, dass Erinnerungen vor allem zeitgebunden sind. „Manchmal hab ick det Gefühl, als ob ick gegen Windmühlen kämpfe" (GM, 101), erzählt auch Ute mit den vielen Funktionen: „Wir haben harte Brocken in unserem Kollektiv. Die sind dicke da. Sozialismus hurra, die machen allet, wies uffgetragen wird, nu guckt mal, wie jut wir sind! Aber im Grunde genommen denken die janz reaktionär. Die muß man wissenschaftlich widerlegen und vor allen Dingen: Nie zugeben, **dat** wat schlecht is" (GM, 101).

Dass Erwerbstätigkeit in Arbeitsgesellschaften für eine positive Identität der Gesellschaftsmitglieder und ihre relative ökonomische Unabhängigkeit unabdingbar ist, ist unbestritten. Aber nicht jeder Mensch, der erwerbstätig ist, ist deshalb automatisch selbstbewusst. Dieses, aus der ökonomischen Abhängigkeit bürgerlicher Frauen resultierende Deutungsmuster muss einer Revision unterzogen werden. Gerade am Beispiel der DDR wird deutlich, dass ein Komplex an Faktoren für die Ausbildung von Selbstbewusstsein verantwortlich ist. Die Gestaltung der Arbeitssphäre und gesellschaftlichen Bedingungen für Erwerbsarbeit sind wichtige Faktoren, wobei starre, unveränderliche Strukturen, Hierarchien und ideologische Übersteuerungen nicht nur zum inneren Rückzug führen, sondern auch Konformismus und Opportunismus fördern.

Dass die Arbeitssphäre in der DDR immer mehr ihre Integrationskraft und identitätsstiftende Funktion verlor, ist zudem sowohl ein generationen- als auch ein schichtspezifisches Problem. Die Mehrzahl der ganz jungen Frauen im Band hat angesichts der zunehmenden Geschlossenheit der Erwerbsarbeitssphäre entweder keine Vorstellungen oder eingedenk der eigenen Erfahrungen bereits resigniert. Allerdings muss hier wie bei den *Frauen von ORWO* zwischen der arbeiterlichen, protestantischen Pflichtethik einer Ute oder Christl, die das Arbeiten-Gehen an sich und die Fähigkeit und Bereitschaft zu körperlicher Belastbarkeit und individuellen Verzicht in den Vordergrund stellen, und der bildungsbürgerlichen Arbeitsidentität unterschieden werden (vgl. Kap. 2.2.1). Auch hierbei handelt es sich um eine Konstante in der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen, eine Differenz die also auch im Nachwendediskurs anzutreffen ist.

[242] Hametner 1988, S. 141.
[243] Brasch 1978, S. 137.

Nach dem „Sinn der Arbeit“ (ORWO, 87) fragen hier, in *Guten Morgen, du Schöne* und auch in *Nach Freude anstehn*, vor allem die höher qualifizierten Frauen, wie die Arbeitsmedizinerin von ORWO, Ingrid Edner. Für sie ist es ähnlich wie für die 18-jährige Gudrun (s. o.) „nicht vorstellbar“ (ORWO,, 88), dass die Frauen gern in der Produktion arbeiten, obwohl die Arbeitstätigkeit eintönig und/oder mit hohen physischen Belastungen verbunden ist. Von der fünffachen Mutter Karoline werden diese Belastungen beispielsweise aber in Kauf genommen: „ich weiß, daß ich von meiner Substanz lebe. Aber ich höre nicht auf, solange ich kriechen kann. Und zwar aus dem Grund nicht, weils mich unheimlich bestätigt hat, das doch noch geschafft zu haben“ (GM, 247). Bezieht Karoline ihren Selbstwert aus der Arbeit oder daraus, die Leistungsanforderung, eine Frau habe erwerbstätig zu sein, geschafft zu haben? Auch folgende Textstelle legt die Vermutung nahe, dass Frauen wie Karoline ebenso wie Männer eine protestantische Arbeitsmentalität ausgeprägt haben, deren Hauptmerkmale zum einen Selbstdisziplinierung und hohe physische Leistungsfähigkeit sind. „Was eine andere allmählich mitkriegt in Jahren, das hab ich in drei Wochen begreifen müssen“ (GM, 247), überzeichnet Karoline beispielsweise ihren Berufseinstieg.

Für Erwerbsarbeit in modernen Gesellschaften typisch ist zum anderen, dass Geselligkeit und Nichtstun auf der Arbeit wie oben bei Christl oder in Abgrenzung zur Erwerbsarbeit, nach Feierabend, am Wochenende, an Feier- und Ferientagen an Bedeutung gewinnt[244]: „**Und denn wünsch ick mir, daß ick viele Leute kennenlerne und daß alle mich mögen. Ick wünsche mir alle Freunde uff een Haufen und richtig lang Urlaub machen. Schön warm müßtets sein, und denn flirten, trinken, lustig sein.**“ (GM, 105), erzählt Ute allerdings wiederum nur in der Morgen-Ausgabe. Dass die formale Anpassung der Frauen an das Frauenleitbild der berufstätigen Mutter nicht zur Übernahme männlicher ‚Karrieremuster‘ geführt hat, wie Diemer behauptet, kann für Frauen aus dem traditionsgebundenen Arbeitermilieu jedenfalls nicht verifiziert werden. Allerdings muss an dieser Stelle eingeräumt werden, dass sich Diemer mit dieser Aussage tatsächlich nur auf die Frauen im Band bezieht, „die beruflichen Erfolg haben“[245] und Karriere im wortwörtlichen und nicht im übertragenen Sinn benutzt.

Die höher qualifizierten Frauen äußern im Gegensatz zu Karoline, Ute oder Christl vor allem „Unbehagen“ am „herrschenden Anpassungsdruck“[246], wie Diemer es formuliert. Katja, die laut Wander eine Entwicklung genommen hat, wie sie im Westen nicht möglich war und die dem westdeutschen Lektorat zum Opfer fallen sollte, stört beispielsweise im Gegensatz zu Erika, dass sie nur einen kleinen beruflichen Zuständigkeitsbereich hat „und im übrigen alles hinnehmen muß, was geschieht. […] Ich möchte einfach mehr machen als meine Pflicht, und das ist nicht durchzuhalten“ (GM, 173). Die Vereinbarkeit hat Katja „zuviel [sic] gekostet […] an eigener Substanz. […] Mein Leben ist eigentlich immer schwerer geworden“ (GM, 174), zieht sie anders als Karoline eine negative Bilanz. Dies ist vermutlich ein Grund dafür, warum das Protokoll von Katja ‚geopfert‘ werden sollte. Katja erscheint im Vergleich zu ihrer literarischen

[244] Vgl. Kaelble 1997, S. 73 ff. Zu den Besonderheiten der DDR als Arbeitsgesellschaft vgl. Kohli 1994.
[245] Diemer 1989, S. 145.
[246] Ebd., S. 146.

Schwester Erika in ihrer kognitiven Identität weniger mit den Zielen und Auffassungen des westlichen Feminismus vereinbar.

Brasch würde Katjas Haltung als Resignation bezeichnen. Diemer versteht sie hingegen als „Frage danach, welche Lebensqualität aus der Berufstätigkeit resultiert" und sieht in ihr eine „zusätzliche Dimension, die in offiziellen Verlautbarungen ausgeblendet wird"[247]. Auch laut Vorwort von Christa Wolf handelt es sich um Überlegungen darüber, was das Leben aus den Frauen gemacht hat und sie beschwichtigt umgehend: „So spricht die Minderzahl" (B, 61). Zur vermeintlichen ‚Minderzahl' zählt auch die 46-jährige Physikerin Margot:

„Wenn man sich lange auf Leistung trimmt, zerstört man etwas Wichtiges in seiner Persönlichkeit" (GM, 223). Margot hat das Gefühl, durch den stetigen Leistungsdruck „etwas Wichtiges versäumt" und „zu hastig gelebt" (GM, 222) zu haben. Zum einen glaubt sie nicht mehr daran, für die Gesellschaft etwas bewirken zu können: „Ein Mensch kann nicht Sand von einem Haufen auf den andern schaufeln und wieder zurückschaufeln, ohne wahnsinnig zu werden" (GM, 223). Zum anderen führt der Leistungsdruck bei ihr nicht zur Aufwertung des Selbst sondern zum Identitätsverlust: „Wenn ich nicht arbeite, **habe ich nie das Gefühl, mich selbst zu gestalten, dann** bin ich mir selber fremd" (GM, 223). Die 43-jährige Kunstdozentin Lena setzt gegen dieses Leistungsprinzip den Selbstlauf der Natur:

> Dieses schöne Gefühl des Loslassens, das einem die Natur aufzwingt, damit man sich regenerieren kann, das hatte ich während meiner Schwangerschaften. Ich schlief, das Kind wuchs. Ich vertraute. Ich brauchte nicht seine Zellen zu zählen und sein Gesicht selbst zu modellieren. Ich vertraute. Ich war aus der quälenden Verantwortlichkeit entlassen. So etwas habe ich danach nie wieder erlebt. (GM, 221)

Dem Leistungsdruck entrinnen kann Lena folglich nur als Schwangere. Diese Natur-Kultur-Dichotomie erscheint zunächst anachronistisch angesichts eines westlichen Argumentationszusammenhangs, der bestrebt war, Frauen aus ihrer vermeintlich naturbedingten Zweitrangigkeit zu befreien. Aber auch Wolf fragt analog dazu, ob es überhaupt erstrebenswert sei, dasselbe tun zu dürfen und dieselben Rechte zu haben wie Männer, „wo doch die Männer es so sehr nötig hätten, selbst emanzipiert zu werden"[248]. Auch diese Frage erscheint zunächst anachronistisch.

Der „Unterordnungs- und Leistungszwang" ist laut Wolf ein typisch männliches Verhalten, das den Männern „historisch bedingt, zur zweiten, verbissen verteidigten Natur geworden ist" (B, 59 f.). Die Möglichkeit, die die DDR den Frauen gab, „zu tun, was die Männer tun", haben die Frauen laut Wolf nunmehr „zu der Frage gebracht: Was *tun* die Männer überhaupt? Und will ich das eigentlich?" (B, 60; Hervorh. im Orig.). In diesem Sinne verkehrt Wolf das Resignative ins Positive und nutzt u. a. Lenas Kritik am „Autoritätsdenken" (GM, 212) für die eigene Beweisführung und kehrt zum damals gültigen feministischen Diskursrahmen zurück. Lena wird zu derjenigen, die die ‚Fassade' männlicher Rollen niederreißt, die sich weigert Rollen „anzunehmen, welche Männer über die Jahrhunderte hin so beschädigt haben" (B, 61).

[247] Ebd.
[248] Wolf 1980, S. 93.

Analog dazu kommt auch Diemer zu dem Ergebnis, dass die Frauen in *Guten Morgen, du Schöne* Erwerbstätigkeit zwar als „selbstverständlich in ihr Lebenskonzept integriert" haben. Diese formale Anpassung würde jedoch „keineswegs" einhergehen „mit der Übernahme männlicher Karrieremuster durch die Frauen"[249]. Diemer vergisst dabei allerdings, dass die Tatsache, dass Lena, Margot und Katja letztendlich nachdenklicher, weniger rational und außenorientiert sind als beispielsweise die Generaldirektorin Brunhild Jaeger, etwas mit den befragten und/oder erdachten Frauen und ergo mit der Autorin sowie mit der im allgemeinen üblichen Erzählperspektive in der Interviewliteratur zu tun hat. In der Selbstbeschreibung würde auch keine fiktive Ich-Erzählerin ein derart negatives Bild von sich zeichnen, wie es beispielsweise Gundula Brett von ihrer Kombinatsdirektorin gegeben hat (vgl. Kap. 2.2.3). Auch hier zeigt sich wie folgt eine Konstante in der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung.

Erwerbsarbeit gilt zum einen undifferenziert als Hort der Emanzipation. Zeithistorische Fragen der Gestaltung und Organisationsformen von Erwerbsarbeit werden neben Fragen der (Unter-)Repräsentation von Frauen oder der geschlechtsspezifischen Segregation der Arbeitssphäre ebenso vernachlässigt wie schicht- und generationenspezifische Fragen. Zum anderen ist die Erzählung von den erwerbstätigen Frauen bereits in den 1970er Jahren eine *entideologisierte* und insofern *unpolitische* Erzählung, als dass sämtliche negative Eigenschaften wie Anpassungs- und Unterordnungsbereitschaft, das bloße Mitmachen, Opportunismus, Hierarchie- und Autoritätsbewusstsein exkludiert werden. Aus diesen Paradigmen wird ein dichotomes Gesellschaftsbild konstruiert, in dem Männer das (‚böse') System verkörpern und Frauen die (‚guten') Menschen mit Rückgrat sind.

4.3.2 Das Thema Erziehung

> *Grade klare Menschen, wär'n ein schönes Ziel. Leute ohne Rückgrat, hab'n wir schon zu viel.*
>
> *Bettina Wegner*

Durch das Auseinanderdriften von Erziehungsfragen und Feminismus in der westlichen Frauenbewegung spielen Kinder oder Fragen der Erziehung jenseits der Vereinbarkeitsdebatte im Diskurs über die DDR in der Regel kaum eine Rolle. Dementsprechend wenige thematische Kürzungen finden sich in der Luchterhand-Ausgabe. Und auch Diemer interessiert das Thema beispielsweise nur insofern, als dass sie mit Blick auf Ute zu dem Ergebnis kommt, dass insbesondere die jungen Frauen selbstverständlich die ihnen gebotenen sozialpolitischen Maßnahmen in Anspruch nehmen[250].

Das Charakteristische an *Guten Morgen, du Schöne* ist aber im Gegensatz zu Diemers Meinung, dass nahezu alle offiziell akklamierten Themen interprotokollarisch kontrovers diskutiert werden und so auch das Thema Inanspruchnahme sozialpolitischer

[249] Diemer 1989, S. 147.
[250] Vgl. Kap. 4, Anm. 229.

Maßnahmen. Zudem offenbaren sich auch hier Differenzen nicht so sehr zwischen den Generationen als vielmehr zwischen der Herkunft der Frauen, wobei die Bereitschaft, gesellschaftliche Erziehungseinrichtungen in Anspruch zu nehmen, unter Frauen mit arbeiterlichem Habitus am größten ist.

Selbst die Wochenkrippe, ein Heim für Säuglinge und Kleinkinder, in dem vor allem Schichtarbeiterehepaare oder alleinerziehende Schichtarbeiterinnen das Kind die Woche über betreuen ließen, respektive betreuen lassen mussten und nur am Wochenende sahen, wird von Ute unkritisch gesehen: „Kleene Kinder liegen viel im Bettchen und merken noch nicht so, wat Sache is. Erst als er anderthalb war, da wollte er nich mehr weg von zu Hause, obwohl er in der Krippe ’ne Extrastellung hatte. […] Drei Jahre isser im Wochenheim geblieben, dann hab ick ihn zu mir genommen“ (GM, 100). Einen ähnlichen Standpunkt vertritt die 28-jährige Verkäuferin Christl: „André hab ich glei in die Krippe geben. Daß ihm das geschadet hat, kann ich ni sagen“ (GM, 132), wiederholt sich hier ein Deutungsmuster, dass ebenfalls im Nachwendediskurs anzutreffen ist (vgl. Kap. 2.2.3).

Die 16-jährige Susanne würde ihr Kind dagegen nicht in die Krippe geben. „Die Gleichberechtigung soll ja nicht auf Kosten der Kinder gehen. Deshalb möchte ich lieber keine haben“ (GM, 89). In diesem Sinne hat sich auch Steffi gegen den Schulhort entschieden: „Wenn Kinder im Hort sein müssen, ist die Zeit zum Erzählen so kurz, dann haben sie die Eindrücke von der Schule längst verarbeitet oder sie einem anderen erzählt. Guck mal, ich war Hausfrau und gleichzeitig Schülerin der Klassen 1. bis 12. Wir haben alles gemeinsam gemacht, wie Geschwister“ (GM, 178). Die bürgerliche Julia geht am deutlichsten in medias res:

> Es gibt heute kein Familienleben mehr. Am Sonntag ist große Wäsche, keiner, der sich gemütlich hinsetzt und mit dir plaudert. Die Kinder haben keine Kindheit mehr, die gehen in den Hort, und um fünf kommen die Eltern angeklappert: Stör mich bloß nicht, ich hab keine Zeit. Dann werden sie abgefüttert und fliegen in die Betten. Das ist ihr Zuhause! Aber selbständig sind sie, die holen sich alles, was sie brauchen. (GM, 269)

Die 21-jährige Angela vereint in ihrem Kinderwunschmotiv dagegen traditionelle, besitzanzeigende Beziehungsvorstellungen mit den Werten und Normen ihrer Zeit und ihres Gesellschaftssystems: „Ein Kind möchte ich auch haben, nur eins, das dürfte nur für mich da sein. Ich würde es aber in den Kindergarten schicken, damit es selbständig wird“ (GM, 113). Die Ansichten darüber, welche Erziehungseinrichtungen ab welchem Lebensalter des Kindes in Anspruch genommen werden, sind alles in allem recht heterogen. Und auch die Behauptung, dass Frauen die Mutterrolle verweigern, wie Wolf in ihrem Vorwort kämpferisch feministisch erklärt (vgl. GM, 59), ist in den Protokollen eher die Ausnahme als die Regel.

Ein extremes Beispiel an Verweigerung oder besser an elterlicher Überforderung liefert Ruth. Hier klingen Tendenzen kindlicher Verwahrlosung an. Während des Erzählens erinnert sich Ruth beispielsweise an ihren im Text namenlos bleibenden Sohn: „**Ich müßte nach dem Kleinen sehn, der strolcht nur rum. Aber finden werde ich ihn sowieso nicht, das Neubauviertel ist zu groß. Der Bengel!**“ (GM, 69). An späterer Stelle heißt es: „Ach, der Kleine! Der ist mein ganzes Problem. **Laß nur.** Nun ist er schon fünf, und ich bin noch immer keine richtige Mutter. […] Ich gehorche ihm sogar,

weil er so praktisch veranlagt ist und weil, no ja, weil ich es schön finde, wenn sich jemand um mich kümmert“ (GM, 75). Ruth verkehrt die Eltern-Kind-Beziehung. Auffällig ist, dass das Alter des Kindes im krassen Gegensatz zu Ruths Wahrnehmung und Verhalten steht: Der ‚Kleine‘ „treibt sich rum wie ein Mann! Die Nachbarin wollte auf ihn aufpassen, aber die ist ihm auch nicht gewachsen“ (GM, 67).

Karolines Kinder werden drei Jahre lang vom Ehemann versorgt, weil sie krank ist. Die 16-jährige Susanne möchte keine Kinder, ist aber andererseits noch sehr jung, sodass die Wahrscheinlichkeit, dass sich ihre Einstellung noch einmal ändert, hoch ist. Und Steffi hängt eher schwärmerischen, hypothetischen Ideen nach, als dass sie sich umsetzen ließen: „Man müßte alles so regeln, ich glaube, wie bei den Indianern, wo die Kinder von der ganzen Gesellschaft erzogen werden, alle gleich. Die Frauen sind doch meistens mütterlich, die fühlen sich alle verantwortlich. Die Bindungen sind kein Gesetz“ (GM, 181), erklärt Steffi sich letztendlich selbst widersprechend.

Ebenso widersprüchlich, wenn auch weitaus reflektierter und thematisch breiter aufgestellt als Steffi ist Lena. Einerseits bekundet sie: „Wir Frauen sind keine ewigen Ammen, wir haben ein Recht auf ein Eigenleben. […] Ich habe meine Persönlichkeit entwickelt, anstatt sie einem fragwürdigen Erziehungsziel zu opfern“ (GM, 216). „Man muss die Kinder rechtzeitig abnabeln, sie in Sicherheit bringen vor den eigenen Müttern“ (GM, 216 f.). Auf der anderen Seite hat sich Lena in ihren Kindern verwirklicht, sieht sie durch sie den Sinn ihres Lebens erfüllt (vgl. GM, S. 217). Dies gilt aber wiederum nur für die Söhne, nicht aber für die Tochter: „Unser nach außen so heiles Familienleben ist ein Drama. Auf der einen Seite stehen meine Söhne und ich, auf der anderen Walter und seine Judith. Ich habe nicht oft das Gefühl, daß sie mein Kind ist“ (GM, 216).

Harbord sieht an dieser Stelle die ‚befreienden Auseinandersetzungen‘[251] im Protokollband an ihre Grenzen gekommen. Das Erinnern an die eigene konflikthafte Mutter-Tochter-Beziehung habe nicht dazu geführt, dass für die neue Generation bessere Beziehungen angestrebt würden. Im Gegenteil, von den sieben Frauen, die Töchter hätten, würden diese im Gegensatz zu den Söhnen kaum erwähnt. Die relative Stille um die Töchter und die fortgesetzte negative Stigmatisierung einiger dieser Töchter mindere die Hoffnung auf zukünftige Veränderungen, die andernorts im Buch dagegen häufig zu verzeichnen seien, wie Harbord mit Blick auf Lena anführt[252]. Interessant ist an dieser Stelle der Beitrag der Zeitzeugin Annerose Richter, der erneut deutlich macht, wie besonnen mit derartigen ‚harten Fakten‘ aus *Guten Morgen, du Schöne* umgegangen werden muss. Richter erzählt: „Mein Sohn, mein Jüngster war außerdem sehr beleidigt, weil aus ihm in der Erzählung ein Mädchen geworden war. Das hat er ganz schwer weggetragen. Der ist heute noch sauer, daß er zum Mädchen geworden ist. Maxie hat das geändert, weil sie sagte, sonst würde man zu schnell sehen, wer das ist“[253].

Es ist jedoch unwahrscheinlich, dass in Lenas Fall die Tochter ein Sohn ist, eröffnet die Narration doch dezidiert einen Vater-Tochter- und Mutter-Sohn-Dualismus, der auch im weiteren Verlauf der Passage von Bedeutung ist, wohingegen das Geschlecht

[251] Harbord nennt das, was im Protokollband ihrer Meinung nach passiert: „Confronting history through the individual biography and breaking free social norms“ (Harbord 1991, S. 153).
[252] Vgl. ebd.
[253] Schröder 1996, S. 40.

des Kindes für den Sinn von Erikas Narration unerheblich bleibt. Sie schildert einen Abschnitt ihres Lebensverlaufs (vgl. GM, 194). Die ablehnende Haltung Lenas ihrer Tochter gegenüber steht jedenfalls im Konflikt mit den Zielen der westlichen Frauenbewegung. Andererseits hat Lena recht detaillierte Vorstellungen von Erziehung, die wiederum an westliche antiautoritäre Erziehungsvorstellungen anknüpfen, womit Lena als erste Erzählerin in der Luchterhand-Ausgabe letztendlich auch in Erziehungsfragen anschlussfähig an die kognitiven Überzeugungen der westlichen Bewegung bleibt:

> Niemals habe ich mich aufgedrängt, sie zu kontrollieren, auch nicht ihre Schulaufgaben. Ich war immer da, wenn sie Fragen an mich hatten. […] Ich habe meinen Kindern den Rücken gestärkt gegen Forderungen von Lehrern, die ihnen an die Substanz gegangen wären. Die kleinen Tagesprobleme haben mich nie außer Rand und Band gebracht. […] Ich habe versucht, ihnen ein gesünderes Liebesverhältnis zur Umwelt beizubringen. Und wo ich es nicht vermochte, habe ich mich zurückgezogen und ihren eigenen unverdorbenen Trieben vertraut. […] Ich habe ihnen aber nie was aufgezwungen, auch keine Verhaltensregeln für die Öffentlichkeit, deshalb sind sie ziemlich undressiert. […] Als ich sah, wie sich meine beiden schöpferisch mit ihrer Umwelt auseinandersetzten, als sie sich selbst an die Hand nahmen, da hatte ich das beruhigende Gefühl: Der Sinn meines Lebens ist erfüllt, ich habe mich in meinen Kindern verwirklicht.“ (GM, 217)

Lenas Gedanken zur Erziehung spiegeln eher eine Lebensphilosophie, beschreiben einen Ideal- oder Wunschzustand als dass sie Einblicke in den Erziehungsalltag geben würden oder an eine biografische Erzählung erinnern. ‚Wirklichkeitsnäher‘ in ihren Darstellungen ist dagegen Margot, wobei sie ähnliche Themen wie Lena bewegen. Auch Margot glaubt, dass es „bestimmt nicht schlecht“ (GM, 223) ist, wenig Zeit für die Kinder zu haben:

> Mit meiner ganzen Energie auf sie loszugehen, das wäre entsetzlich. Das Gefühl für die Verantwortung verleitet zu Übertreibungen. Der ältere Junge ist sehr eigenwillig, ein typisch ungezogenes Kind, das sich nicht einordnen läßt. Und ich habe ihn unbedingt einordnen wollen. Das hat zu großen Konflikten geführt, bis mir eines Tages klargeworden ist, ich muß ihn laufenlassen. Jetzt kann ich mit ein bißchen mehr Ruhe an alles herangehen, so daß auch er mehr Ruhe hat, sich zu formen. (GM, 224)

Einerseits entsprechen diese Narrationen zeithistorisch kongruent den Ansichten der antiautoritären Erziehungsbewegung, die auf die Selbstentfaltungskräfte des Kindlichen vertraute und das repressionsfreie „Wachsenlassen“[254] forderte. Ähnlich wie bei Lena bedeutete das nicht nur den weitgehenden Verzicht auf elterliche Erziehung im Sinne der Anpassung, sondern auch den Verzicht auf das Führen. So gesehen verweigert Lena allerdings als einzige Frau im Band ihre Mutterrolle. Andererseits verwirklicht sie ihre Ideale in den Kindern, äußert Kritik am Konformitäts- und Ordnungsdruck von Schule und Gesellschaft und stärkt ihnen wie Margot das Rückgrat. Margot ist „sehr empfindlich gegenüber dem Leistungsdruck geworden, dem schon die Kinder ausgesetzt sind. Ich denke darüber nach, wie man Kinder verbilden muß, um sie überlebensfähig zu machen“ (GM, 224).

[254] Vgl. u. a. Kron 2001, S. 203 f.; Braunmühl 1993, S. 67 ff.

Durch Lena und Margot spricht auch die Autorin Wander, der Erziehungsfragen in ähnlicher Weise am Herzen lagen. „Doch was lernen unsere Kinder?“, ist ein wiederkehrendes Thema in ihren Tagebuchaufzeichnungen und Briefen. „Leistung, Konsum, Stillhalten, Konformismus, Egoismus“ (LpA, 85), gibt sich Wander selbst zur Antwort (vgl. u. a. LpA, 88 u. 91).

Was die Mütter Margot und Lena im Protokollband noch recht verklausuliert formulieren, wird von den jugendlichen Töchtern im Band auf den Punkt gebracht. Petra kritisiert die Erziehungsmaxime ihrer Mutter: „Alles machen, was von Euch verlangt wird, und schön den Mund halten, Kinder, sonst kommt ihr auf keinen grünen Zweig“ (GM, 85). Ihre Schwester ist angesichts der ‚Zweisprachigkeit‘, in der sie aufgewachsen ist, orientierungslos. Zu Hause wird über die Partei geschimpft. „In der Schule spricht man […] ganz anders. Was stimmt denn nun?“ (GM, 91), fragt Susanne. Und Angela erzählt:

> [S]obald ich mich anders verhalte, als man von mir erwartet, nennt man mich einen Außenseiter. So sind ja nicht nur meine Eltern, im Betrieb ist es genauso. […] Menschen, die nicht für unseren Staat erzogen worden sind, denen glaubt man einfach nicht. […] Ich finde einfach keinen Platz in dieser Gesellschaft. Wo man hineingeboren ist, da bleibt man sein Leben lang. Ich habe es satt, mich immer rechtfertigen zu müssen, daß man nicht so ist, wie man sein müßte. Man kann doch nicht immer nützlich für die Gesellschaft sein. (GM, 110)

Angela spielt auf die offizielle Rhetorik an, wonach sie als Jugendliche bestrebt sein muss, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. „Obwohl es selbstredend auch in der DDR mehrere Jugendgenerationen gegeben hat, galt *die Jugend* Zeit des Bestehens des Staates als Kampfreserve der Partei, wurde als ‚junge Garde des Proletariats‘ besungen und in der FDJ (über die Schule) als dementsprechende ‚Erziehungsinstanz‘ organisiert“[255]. Die Jugend – im Übrigen ebenfalls ein im Protokollband wiederkehrendes Thema – sollte vor allem „ein Ziel vor den Augen“[256] haben, wie es ebenfalls in einem Liedtext der FDJ-Singebewegung hieß. Wie dieses Ziel auszusehen hatte, wurde mit den immer gleichen Losungen endlos repetiert, u. a. im Buch *Vom Sinn unseres Lebens*, das jede/r Jugendliche zur Jugendweihe in der DDR erhielt[257]. Hier heißt es:

> Wer sich von den Idealen des Sozialismus leiten läßt, wird in der ehrlichen, gewissenhaften Arbeit für die Sache des Sozialismus den Weg sehen, der zugleich persönliches Glück, berufliches Fortkommen und Wohlergehen einschließt, er wird verantwortungsvoll *das Werk der Väter* fortsetzen und mutig und risikobereit in weiteres Neuland vorstoßen auf dem Weg des Sozialismus und Kommunismus in unserem Land, für ihn werden persönliche und gesellschaftliche Ideale eine harmonische Einheit bilden. Die sozialistischen Ideale geben jedem eine richtige Orientierung für das Denken und Handeln, »damit du weißt, was du machen sollst«, wie es im Text des Liedes heißt.[258]

[255] Buchholz 2010, S. 43. Hervorh. im Orig.
[256] Zentraler Ausschuß für Jugendweihe in der DDR 1983, S. 220.
[257] Vgl. dazu auch Buchholz 2010, S. 43 ff.
[258] Zentraler Ausschuß für Jugendweihe in der DDR Republik 1983, S. 223. Hervorh. v. der Verf.

Zwischen dieser offiziellen, im Alltag allgegenwärtigen Bewusstseinsrhetorik und dem Lebensgefühl und Lebensstil *der* Jugend bestand im Mindesten ein kommunikatives Missverhältnis[259]. *Guten Morgen, du Schöne* bietet Jugendlichen demgegenüber einen Freiraum, in dem sie nicht nur als werdende Erwachsene, als sogenannte ‚Kampfreserve', sondern als eigenständige Persönlichkeiten wahrgenommen werden. Die Jugendlichen erzählen von ihrer Abgrenzung von den Eltern, verständigen sich über Fragen der Sexualität und Partnerwahl, stellen existenzielle Fragen nach dem Tod und dem Sinn des Lebens jenseits politisch-ideologischer Implikationen, setzen sich aber auch mit ‚ihrer' Gesellschaftsordnung und ‚ihrer' Ideologie auseinander. Vermutlich gehörte der Protokollband auch deshalb zu den meistgelesenen Gegenwartsbüchern unter Jugendlichen in der DDR[260], weil er ihnen unverstellte Identifikations- und Informationsmöglichkeiten bot.

Jenseits der hier diskutierten Sinnzusammenhänge sei abschließend noch Karolines Meinung über die Jugend zitiert, mit der sie über den Band hinaus ungewollt recht behalten sollte. In überwiegender Übereinstimmung mit der offiziellen Rhetorik ist Karoline der Meinung: „[U]nsere Jugend hat viel Selbstbewußtsein und viel Wissen. […] Ich sage dir, da wird unser Staat noch Zugeständnisse machen müssen. […] Mag sein, daß die Jugend erst einmal für sich was verlangt, und das schmeckt uns nicht. […] Ich vertraue darauf, daß sie sich auf die Dauer nicht zufriedengeben werden, nur für sich was zu fordern, wirst sehn" (GM, 249). Was die damalige Jugend letztendlich forderte, ging aber weit über bloße Zugeständnisse hinaus. Wenn Karoline Ende der 1970er Jahre von *der* Jugend spricht, dann bezieht sie sich zeitgeschichtlich gesehen laut Ahbe/Gries auf jenen Generationenzusammenhang, der „den größten Teil der Ausreise- und Fluchtwelle"[261] von 1988/89 stellte und damit nicht nur für sich etwas forderte, sondern die DDR mit zum Einsturz brachte.

Alles in allem sind die Themen Jugend und Erziehung zentrale Themen im Protokollband. Es entspinnt sich ein interprotokollarischer Dialog zwischen Müttern und Töchtern, in welchem sowohl allgemeine Erziehungsvorstellungen[262] als auch Systemspezifika, wie die Erziehung von Menschen mit Rückgrat, diskutiert werden. Dass die sozialpolitischen Maßnahmen selbstverständlich in Anspruch genommen würden, wie eingangs von Diemer behauptet, kann dabei ebenso wenig verifiziert werden, wie Wolfs Behauptung, dass Frauen im Protokollband ihre Mutterrolle verweigern. Alle hier angesprochenen Themen werden zwar aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet und kontrovers diskutiert. Dass der oftmals innere Widerstreit in offene Abwehr und Auflehnung münden würde, ist jedoch nicht zu beobachten. Dass aber in der DDR als selbstverständlich und indiskutabel geltende Themen diskutiert werden, wie Fragen, wie sich Frauen ihre Mutterrolle vorstellen, ob und wie lange sie das Kind zu Hause betreuen und wie sie ihre Kinder erziehen, darin zeigt sich das Progressive des

[259] Vgl. Buchholz 2010, S. 44.
[260] Vgl. Kap. 4, Anm. 222.
[261] Ahbe/Gries 2006b, S. 101.
[262] Während Angela die Freiräume fehlen, die Margot und Lena ihren Kindern gewähren, vermissen Petra und Susanne die elterliche Führung. „Meine Eltern halten mich zu locker" (GM, 87), erklärt Susanne. Und auch Petra vermisst den elterlichen Rat: „Anleitung haben wir nicht groß bekommen. Bücher schon" (GM, 85).

Protokollbandes. Dass dabei anders als gemeinhin postuliert, traditionelle Rollenzuschreibungen wie die selbstverständliche Übernahme der Mutterrolle durchaus tradiert werden, zeigt auch das folgende Thema.

4.3.3 Das Werk der Väter fortsetzen – Zur Dominanz des männlichen Vorbildes

> Ich bin also ein Mann, dem nur das Stückchen Schwanz fehlt. (GM, 35)

Diesem Kapitel vorangestellt sei nicht nur ein Textzitat aus Rosis Protokoll, sondern auch zwei Zitate, die zeigen, wie tief und dauerhaft das rezeptive und interpretative Missverständnis in Fragen der Dominanz des Männlichen in der DDR ist. Zum einen behauptet Christa Wolf in ihrem Vorwort: „Die Möglichkeit, die unsere Gesellschaft ihnen gab: zu tun, was die Männer tun, haben sie [die Frauen, Anm. d. Verf.], das war vorauszusehen, zu der Frage gebracht: Was *tun* die Männer überhaupt? Und will ich das eigentlich?“ (B, 60). Dem schließt sich zum anderen Haux in ihrem Lexikonbeitrag an. Sie vergleicht *Guten Morgen, du Schöne* mit Sarah Kirschs Pantherfrau und kommt zu dem Ergebnis:

> Aufschlußreich zeigt ein Vergleich beider Bücher, wie sich das Selbstbild der Frau in den Jahren verändert hat. Die Frauen, mit denen Sarah Kirsch sprach, orientierten sich noch weitgehend an männlichen Vorbildern. Sie waren stolz, »ihren Mann zu stehen«. Ihnen fehlt noch das kritische Potential der Frauen, die in »Guten Morgen, du Schöne« ihre Lebensentwürfe vorzeigen.[263]

Würde man Christa Wolf wie im Beispiel der Schwesterlichkeit wörtlich nehmen und semantisch antworten, dann müsste ihre rhetorische Frage eindeutig mit ‚Ja‘ beantwortet werden. Die Mehrzahl der Frauen im Protokollband möchte tun was die Männer tun. Sie orientieren sich ebenso wie die Frauen in Sarah Kirschs Protokollband über Generationen hinweg eindeutig, unmissverständlich und nahezu vollzählig an einem männlichen Vorbild. Die Vorbilder reichen dabei von der Selbstwahrnehmung ein Junge gewesen bzw. wie ein Mann zu sein, bis zu ‚realen‘ Personen wie den Bruder, Lehrer, Opa, Lebensgefährten und Ehemann bis zum prädominanten Vorbild schlechthin, dem Vater. Dementsprechend viele Kürzungen finden sich zum Thema männliches Vorbild respektive Nachsicht gegenüber traditionell männlichen Geschlechterrollen in der Luchterhand-Ausgabe. Denn anders als im westlichen Feminismus, gehen die Auseinandersetzungen in *Guten Morgen, du Schöne* nicht einher mit einer Aufwertung des Weiblichen, sondern zeigen sich konstant in einem fortwährenden Respekt vor dem Männlichen.

Ein extremes Beispiel gibt Rosi, die Schelbitzki Pickle dazu bringt, von einer „etwas taktlosen Äußerung“[264] zu sprechen. Eigentlich möchte Rosi Geschlechtsrollenzuordnungen zurückweisen, die noch dazu „westliche Wissenschaftler entdeckt“ haben. Für Frauen sollen „Passivität, Abhängigkeit, Konformismus, Ängstlichkeit, Ner-

[263] Haux 2006, S. 3.
[264] Schelbitzki Pickle 1981, S. 227.

vosität, Narzißmus, Gehorsam“ typisch sein und „den Herren der Schöpfung wurde **folgendes** zugebilligt: Aggressivität, Gefühl für soziale Rangordnung, größere Risikobereitschaft“. Da die ‚weiblichen‘ Charakteristika auf Rosi offenbar nicht zutreffen, kommt sie zu dem Schluss: „Ich bin also ein Mann, dem nur das Stückchen Schanz fehlt“ (GM, 35). Schelbitzki Pickle zeigt sich trotz dieser „etwas taktlosen Äußerung“[265] überzeugt, dass Rosi hier keinen reaktionären Standpunkt vertritt, sondern ebenso wie Christa Wolf in ihren Werken im Grunde geschlechtsneutral zwischen dem Beschädigt-Sein und dem Nicht-Beschädigt-Sein differenziert.

Petra, die nur in der DDR-Ausgabe zu Wort kommt, kann hingegen nicht unterstellt werden, dass ihr ein sprachlicher Fauxpas unterläuft. Sie wollte nicht nur „immer ein Junge sein“ (GM, 82). Petra glaubt auch, dass sich viele Mädchen nicht als Frau fühlen wollen, „die wollen lieber wie die Jungen werden, weil Jungs sich noch immer mehr erlauben können. Die Lehrer sagen manchmal so einen Unsinn: Mädchen müssen Vorbild für die Jungs sein, immer brav, nie frech, nie unordentlich, nie laut. Manche Lehrer hinken toll ihrer Zeit hinterher“ (GM, 89).

Bei der 34-jährigen Katja klingt hingegen stolz auf eine ‚wilde‘ Kindheit an: „Ich war wie ein Junge, bis sechzehn immer in Hosen und mit kurzen Haaren“ (GM, 151). Katja las am liebsten Karl May, sammelte Leninbilder und spielte mit ihren Brüdern Indianer. „Diese Jahre mit meinen größeren Brüdern waren sehr wichtig für mich. Es gab später nie das Problem, daß ich mich emanzipieren mußte“ (GM, 151). Später im Text räumt Katja allerdings ein, dass sie als Kind gern lange Zöpfe gehabt hätte. „Mir wurden als Kind die Haare immer ganz kurz geschnitten, weil das bequemer war“ (GM, 155).

Am massivsten sind die Kürzungen in der Luchterhand-Ausgabe, wenn es um die Väter geht. Ruths Protokoll sticht dabei nicht nur was die Quantität der Kürzungen angeht hervor, sondern auch in der Darstellung und Überhöhungen des Vaters. „**Mein Vater hat so eine irre Beziehung zu Büchern, die kann ich natürlich nie erreichen**“ (GM, 69); „**Mein Vater ist zu gut für diese Welt. Er hat sich nie mit jemandem gestritten, so wie ich das manchmal gern mache. Der hat seine Arbeit getan, die weit unter seinem Niveau war, aber sie hat ihn nicht kaputtgemacht. Als ob er eine Haut um sich herum hat, die nichts Schlechtes durchläßt**“ (GM, 69). Ruth kann nicht nur des Vaters Beziehung zu seinen Büchern, sondern ihn auch im übertragenen Sinn nicht erreichen. Manchmal wickelt sich Ruth in „**seine Strickjacke** […], **weil die** […] **so gut riecht**“ (GM, 68). Durch die Kürzungen in der Luchterhand-Ausgabe wird das krankende bzw. krankhafte Verhältnis zum Vater als Ursache für Ruths Einsamkeit und ihre verzweifelte Suche nach Anerkennung und Halt im Leben nicht mehr nachvollziehbar (vgl. dazu auch Ruths Protokoll im Anhang).

Auch Katja hat „immer der Vater gefehlt. **Ich leide darunter, nie einen besessen zu haben!** (GM, 45), wurde in der Luchterhand-Ausgabe ebenso herausgestrichen, wie Barbaras Indifferenz gegenüber dem Vater: „**Mein Vati und ich sind uns auch sehr interessant, obwohl wirs nicht lange miteinander aushalten. Wenn wir im Bus fahren, erklärt er mir immer, was draußen vorgeht. Und das sehe ich ja auch, nicht? Dann werde ich kribbelig, aber das ist eben so**“ (GM, 59 f.).

[265] Ebd.

Nicht weggelassen wurde hingegen: „Bei uns wars auch so, daß Vati die schönen Sachen machte, der war der ruhige Pol, wie das bei Männern so ist, und Mutti kümmerte sich um alles" (GM, 60). Petra und Julia, beides Vater-Töchter, wurden als Protokolle in Gänze aus der Luchterhand-Ausgabe entfernt. Julia schwärmt: „[M]ein Vater war ja so vielseitig" (GM, 273) und auch Petra ist der Meinung: „Unser Papa ist eigentlich kein Herrschertyp, er möchte es nur gerne sein". Für die Schwester Susanne ist es hingegen „schlimm" (GM, 84 u. 91), wie der Vater sich verhält.

Obwohl es in Angelas Familie nur „*einen* Standpunkt" gibt, „und das ist der meines Vaters" (GM, 107), hätte sie „keinen besseren Vater" (GM, 108) haben können. Ferner identifiziert sich vermutlich nicht nur Rosi als „**Tochter von A. R.**" (GM, 34) mit ihrem Vater, sondern auch Angela sieht eindeutige Parallelen: „**Aber ich glaube, ich schöpfe alles aus mir selber. Mein Vater kann das ja auch**" (GM, 112). Die Kürzungen in Gabis Protokoll lassen demgegenüber die Mutter geradliniger und ungebrochener erscheinen als in der ursprünglichen Narration. Die Mutter lässt sich scheiden und Gabi erzählt aus Sicht des Vaters:

> Er hat nicht geglaubt, daß Mutti es wahrmacht. Weinen hab ich ihn gesehen, ich hab ja nicht gewußt, daß Männer das auch können. **Meine Mutti hat ihn dann wieder nach Hause genommen, wie er sehr krank war, aber das war ein Theater. Vati und Onkel Hans und Opa, das konnte meine Mutti nicht aushalten, Platz war ja auch keiner da. Jetzt haben wir schon zwei Jahre nichts von meinem Vati gehört. Er ist** in eine andere Stadt gezogen, damit er uns nicht mehr belästigt, hat er gesagt. Ich finde es nicht richtig, daß wir überhaupt nichts mehr von ihm wissen wollen. **Er ist trotzdem ein Mensch, möchte ich sagen, er hat ja Gefühle.** Und wo das mit Opa passiert ist, da muß man doch aufpassen. (GM, 116 f.)

> Er hat nicht geglaubt, daß Mutti es wahrmacht. Weinen hab ich ihn gesehen, ich hab ja nicht gewußt, daß Männer das auch können. **Jetzt ist er** in eine andere Stadt gezogen, damit er uns nicht mehr belästigt, hat er gesagt. Ich finde es nicht richtig, daß wir überhaupt nichts mehr von ihm wissen wollen. Und wo das mit Opa passiert ist, da muß man doch aufpassen. (GM_L, 145)

Mit ihren Vätern mitfühlen, können auch Gudrun und Katja. Beide Väter sind fremdgegangen. Katja ist zerrissen zwischen Mutter und Vater, der „als Lehrer ja ganz toll gewesen" (GM, 138) ist. „Vatis Tod kam ziemlich unerwartet. Ich hab mir nur gedacht: Na ja, nun hat sich das von selbst gelöst" (GM, 138). Katjas Vater hatte als Bürgermeister mit einer Angestellten ein Verhältnis. Nachdem das Verhältnis unter Zutun der Mutter im Ort publik wird, verlässt die Frau Wohnort und Liebhaber (vgl. GM, 153 f.): „**Ich glaube, daß nur Gertrud** [die Schwester, Anm. d. Verf.] **und ich in der Lage sind zu verstehen, daß diese Frau vielleicht eine Partnerin für meinen Vater gewesen wäre**" (GM, 154), verteidigt Katja ihren Vater. Und auch Christl nimmt wie folgt ihren Vater in Schutz:

Mein **Vati** ist sehr gutmütig, weißt? Wenn er zornig **worden** is, kam ja vor, haben wir **mitm** Taschentuch ein paar kriegt, meine Schwester und ich. Meine Schwester ist sieben Jahre jünger als ich. **Ich hab gar ni die Lust gehabt, die noch zu versorgen. Also, mein Vater hat sich abreagiert, weh tun hat er uns ja net wollen. Mitm Taschentuch, jaja. Aber wir haben geschrien, schon vorher.** Und Mutti, die is so wie ich, schnell erregt, hat geschimpft, du! (GM, 126)	Mein **Vater** ist sehr gutmütig, weißt **du**? Wenn er zornig **geworden** is, kam ja vor, haben wir **mit dem** Taschentuch ein paar kriegt, meine Schwester und ich. **(**Meine Schwester ist sieben Jahre jünger als ich.**)** Und Mutti, die is so wie ich, schnell erregt, hat geschimpft, du! (GM$_L$, 152 f.)

Während Christl nicht nur die väterliche Gewalt, sondern auch die eigene Reaktion darauf nivelliert, findet Karoline zunächst Schutz bei ihrem Vater. In ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen und ohne Spielzeug, macht sich Karoline als Kind aus der einzig vorhandenen Wäscheleine einen „**Hopsestrick**“:

> **Gott, da hat die Mutter mich mit dem restlichen Strick dermaßen verdroschen! Und ich werde ihr entwischen und zu meinem Vater ins Bette, und mein Vater wird die Hände über mich breiten: Das Kind rührst du mir nicht an! Und die Mutter schreit: Ja was denn, soll ein Strolch aus ihr werden? Meinen Vater liebte ich über alles, was er tat, war richtig. Als ich einmal von ihm einen Klaps bekam, da hab ich mich umgedreht und hab ihm die Hände geküßt.** (GM, 237)

Ute hat dagegen ihren Bruder „sehr verwöhnt und sehr verehrt“ (GM, 95). „**Wenn ick mit ihm spazierenjegangen bin, dachten alle, er wär mein Freund**“, wurden in der Luchterhand-Ausgabe die inzestuösen Zwischentöne wegretuschiert. Für die Unterstufenlehrerin Doris war der Lehrer das große Vorbild. „Probleme, die ich mit meiner Mutti hatte, hat er geklärt, wie ein Vater […] Ich wollte werden wie er. Da mußte ich eben den gleichen Beruf haben, mußte Genosse werden, ich mußte alles so machen, wie er es gemacht hat“ (GM, 39).

Ebenfalls als Lehrmeister, dieses Mal aber in Fragen des richtigen Klassenstandpunktes, fungiert Utes Freund: „Der sieht vieles so richtig, und er hat eene unheimliche Allgemeinbildung. Ihm hab ich viel zu verdanken, daß ick endlich een klaren Standpunkt hab, eenen richtigen bejründeten Standpunkt, wa?“ (GM, 102). Utes Freund ist nicht der einzige ‚aufrechte‘ Mann im Band. Ute erzählt von ihrer Freundin Erni, die „war Friseuse“ (GM, 97):

> Det kotzte Tom so an, er konnte det Getratsche aus dem Salon nicht mehr hören. Uff eenmal hat er sie geschnappt, vors Fernsehen gesetzt und jesagt: So, und nu keen Werbefernsehen, zur Abwechslung »Aktuelle Kamera«[266]. Da hat sie geguckt, wa? Nächsten Abend wieder einschalten. Erni festhalten, bis sie sich dafür interessiert hat. Mädchen, hat er ihr gesagt, begreifst du nich, es jeht nich um Hobbys, sondern um Grundeinstellungen. Er wollt ’n Partner, wa, und er hat ’n jekriegt. (GM, 97 f.)

[266] Nachrichtensendung des DDR-Fernsehens.

Auch für Katja war der Klassenstandpunkt eines Mannes einmal bedeutsam: „**Damals hatte ich einen aus dem Studentenheim […]. Er war einer der lebendigen Studenten, die eigene Interessen hatten und sich nicht nach dem Westen orientierten. Er schaute sich drüben vieles an, wie alle, stand aber eindeutig hier. Das war für mich sehr wichtig, weil ich so schwankend war**“ (GM, 157). Diese Passage steht erneut nur in der ostdeutschen Ausgabe. Der Sozialismus ist und bleibt auch in Maxie Wanders Protokollband unangetastet das Werk der Männer – manchmal scheint es sogar, dass Männer wie bei Erni, im Grunde genommen auch die Umsetzung der Frauenemanzipation letztlich initiiert haben (s. o.). Wenn man den folgenden Ausführungen der Zeitzeugin Annerose Richter Glauben schenkt, dann hatte Maxie Wander ein ähnlich anachronistisches Selbstbild wie eine Vielzahl der von ihr porträtierten Frauen:

> Maxie und er [Fred Wander, Anm. d. Verf.], […] sie waren relativ weit auseinander im Altersunterschied, fast zwanzig Jahre, und Maxie betete Fred ebenso an, wie wir alle ihn auf irgendeine Art anbeteten. Das hatte natürlich auch mit seiner Vergangenheit zu tun, vor der wir alle eine gewaltige Ehrfurcht hatten und auch eine Ängstlichkeit […]. Und zugleich eine Bewunderung, daß er daraus Literatur gemacht hat.[267]

Wander hätte „eigentlich immer den Mann an ihrer Seite als den bedeutenden Kopf akzeptiert“ und sich selbst eher als „hobbyschreibende Hausfrau“ gesehen – eine Zuschreibung, die der Autorin maßgeblich wohl auch von außen angetragen wurde, wie die folgende Narration zeigt: „Wir alle haben gar nicht richtig gewußt, wie sehr und emsig sie dieses Hobby betrieben hat. […] sie hat eine Menge Zeug geschrieben. Das haben wir aber erst gefunden, als sie gestorben war“[268].

Maxie Wanders persönliche Erfahrungen können zur ‚Vormachtstellung‘ der Männer im Band beigetragen haben. Ausschlaggebend waren sie höchstwahrscheinlich nicht. Vielmehr scheint der Mann als Bildungsleitfigur für den Feminismus der DDR allgemein ein typisches, sich im Laufe der Jahre verstetigendes und zugleich anachronistisches Merkmal gewesen zu sein. Müller-Rückert erwähnt beispielsweise an einer Stelle ihrer Ausführungen, dass sich auch Gerti Tetzners Protagonistin *Karen W.* „beruflicherseits […] meist nur männliche Vorbilder […] zeigen“[269]. Allerdings verbleibt der Gedankengang auf der Beschreibungsebene.

Ein Blick in Film und Literatur der 1950er und 1960er Jahre und in den Nachwendediskurs zeigt aber, dass es sich bei dem *Motiv des männlichen Vorbildes* um eine Konstante in der Erzählung vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen handelt, dessen grundlegende zeithistorische Erforschung bislang allerdings noch aussteht. Es findet sich in Brigitte Reimanns *Ankunft im Alltag* (1961) ebenso wie in den DEFA-Spielfilmen *Sonnensucher* (1958) und *Spur der Steine* (1964), wie in *Nach Freude anstehn* (1981) oder in die *Die Frauen von ORWO* (1995) (vgl. Kap. 2.2.2 u. 3.3.3). Von den männlichen Vorbildern oder nach wie vor existierenden Rollenspezifika ist in den hier vorliegenden Rezeptionen von *Guten Morgen, du Schöne* jedoch nur am Rande die Rede oder sie werden, wie von Schelbitzki Pickle weginterpretiert. Traditionelle Ge-

[267] Schröder 1996, S. 33.
[268] Schröder 1996, S. 33.
[269] Müller-Rückert 1993, S. 187.

schlechterstereotype seien zwar in der DDR-Gesellschaft noch präsent. Hierbei handle es sich aber vorwiegend um historische und damit tief verwurzelte Einstellungen und Verhaltensweisen, die von vielen der interviewten Frauen im Protokollband überdies bereits überwunden worden wären[270].

In diesem Sinne ist auch bei Diemer und Haux viel vom „Anderssein"[271] und vom neuen Rollenverhalten der Frauen die Rede und wenig von der Akklamation traditioneller Geschlechterrollen. Wie bereits dargelegt, gelangt Diemer beispielsweise zu der Erkenntnis, dass Frauen keine männlichen Karrieremuster übernehmen sondern sich im Gegensatz dazu abgrenzen vom „Alleinlosrennen" (GM, 204) der Männer und ihrem „Autoritätszauber" (GM, 212)[272]. Zur Untermauerung dieser These wird in der Regel aus zwei bis drei bestimmten Protokollen (Lena, Margot, Erika) zitiert – und zwar nicht zuletzt deshalb, weil sich diese These, wie gerade gezeigt, in den übrigen Protokollen nicht verifizieren lässt. Zu einer der vielzitierten Passagen zählt Lenas Kritik am „Autoritätszauber", den sie im kontextuellen Zusammenhang und im Gegensatz zu Wolfs Vorwort jedoch nicht an die Männer adressiert (vgl. B, 61), sondern wie folgt allgemein formuliert:

> Diesen ganzen Autoritätszauber halte ich **doch** für eine Farce, für die kein vernünftiger Mensch Bedarf hat. Diesen Widerspruch gibt es bei allen, die öffentlich wirksam sind. Man wird ständig in Zwiespalt kommen zwischen Autoritätsdenken und dem Sich-selbst-Geben. […] Ich möchte mir selber beweisen, daß ich auch mit meinen Schwächen noch jemand bin und daß die andern mich mit meinen Schwächen akzeptieren. Die Menschen ertragen es aber nicht einmal, sich selbst nackt zu sehen. Sie denken und fühlen in Klischees. (GM, 212)

Auch hier stellt sich die Frage, dominiert die System- oder die Patriarchatskritik, kritisiert Lena in erster Line die Männer oder die Verhältnisse, in denen sie lebt? Schelbitzki Pickle jedenfalls präferiert (wie Diemer) Christa Wolfs These vom progressiven ‚weiblichen' Prinzip und glaubt, dass auch der folgende von Lena gesprochene Satz dieses verkörpert: „Ich sehe die Selbstverwirklichung des einzelnen **eigentlich** nur in einem sinnvollen Verhältnis zur gesellschaftlichen Selbstverwirklichung". Individuelle und gesellschaftliche Ziele würden hier von Lena „eindeutig"[273] miteinander verknüpft, interpretiert Schelbitzki Pickle mit Blick auf das Wolfsche Theorem vom anderen ‚weiblichen' Selbstbewusstsein, das den „Wille zum Herrschen" negiert und die „Fähigkeit zur Kooperation" (B, 61) einschließt. Im kontextuellen Zusammenhang heißt es:

Ich sehe die Selbstverwirklichung des einzelnen **eigentlich** nur in einem sinnvollen Verhältnis zur gesellschaftlichen Selbstverwirklichung. **Wenn man den Platz nicht akzeptiert, auf den man gestellt wird, muß man ihn zu verändern**	Ich sehe die Selbstverwirklichung des einzelnen **aber** nur in einem sinnvollen Verhältnis zur gesellschaftlichen Selbstverwirklichung. Ich meine, wenn ich morgen meine Dozentenstelle niederlege, dann gibt es vorerst keinen, der diesen Platz

[270] Vgl. Schelbitzki Pickle 1981, S. 227; B, 61.
[271] Haux 2006, S. 2.
[272] Vgl. Diemer 1989, S. 147.
[273] Schelbitzki Pickle 1981, S. 221.

> **suchen, ohne die ganze Kette in Gefahr zu bringen.** Ich meine, wenn ich morgen meine Dozentenstelle niederlege, dann gibt es vorerst keinen, der diesen Platz ausfüllen kann, dann werden meine Studenten auf Trockenkost umgestellt. (GM, 217)

> ausfüllen kann, dann werden meine Studenten auf Trockenkost umgestellt. (GM_L, 32)

In Abgrenzung von Schelbitzki Pickle und analog zu der Stelle in Christa Wolfs Vorwort, an der sie Passagen der Resignation und Entfremdung umgehend beschwichtigt und klarstellt: „So spricht die Minderzahl" (B, 61), kann auch diese Sequenz interpretiert werden. Lena macht unmissverständlich deutlich, dass das große Ganze bei aller Kritik nicht grundsätzlich infrage gestellt werden darf. Sie warnt vor radikalen Veränderungen und davor, die Gemeinschaft durch allzu großen Egoismus in Gefahr zu bringen. Nicht die Frage nach männlicher Herrschaft oder weiblicher Kooperation, sondern die Frage nach Revolutionierung oder Orientierung am herrschenden Status Quo wird hier meines Erachtens gestellt und eindeutig beantwortet.

Nicht anders als eine Vielzahl von Angehörigen der Intelligenz und der Kulturschaffenden ihres Generationenzusammenhangs steht Lena für eine grundsätzliche Loyalität mit der Idee des Sozialismus und dem Staat, der sie umsetzt[274]. Angesichts der fortgesetzten Missstände, wie autoritäre Kommunikationsstrukturen, fordert sie eine *Reform* der Verhältnisse, warnt aber vor radikaleren Lösungen, die „die ganze Kette in Gefahr bringen" könnten. Aus dieser Perspektive übt Lena vorderhand Systemkritik. Trotzdem wird die Frage der Superiorität letztlich eine Frage des Standpunktes der Beobachterin bleiben, gerade weil Patriarchats- und Systemkritik untrennbar miteinander verbunden sind. Und doch muss der Systemgebundenheit in feministischen Analysen mehr Platz als bislang eingeräumt werden, wie auch das folgende abschließende Beispiel zeigt. Haux schreibt in ihrem Lexikonartikel über die Frauen in *Guten Morgen, du Schöne*:

> Auf der Suche nach Selbstbestimmung beginnen sie, ihre Lage zu reflektieren und neue Lebensformen außerhalb der üblichen Rollenerwartungen zu erproben. ‚Die Möglichkeit, die unsere Gesellschaft ihnen gab: zu tun, was die Männer tun, haben sie, das war vorauszusehn, zu der Frage gebracht: Was tun die Männer überhaupt? Und will ich das eigentlich?' (Christa Wolf im Vorwort.) Sie wollen sich nicht in der Rationalität der Produktionssphäre verlieren, wollen aber auch nicht in der Privatheit der Kleinfamilie aufgehen. Ihr Weg führt sie in noch unbegangenes Land, wo ein Rollenverhalten noch nicht vorgegeben ist. Mehr und mehr erkennen sie ihre eigenen Interessen und Wünsche und beginnen, ihr Anderssein zu definieren. Dafür sind sie bereit, Geborgenheit und Sicherheit, die ihnen die Abhängigkeit vom Mann schenkte, aufzugeben. Sie können es sich leisten, weil der Beruf ihnen nicht nur gesellschaftliche Anerkennung, sondern auch materielle Unabhängigkeit gewährt.[275]

Einer wortwörtlichen Überprüfung am Text können diese Thesen erneut ebenso wenig standhalten, wie Wolfs Behauptungen von der Schwesterlichkeit oder der Infragestel-

[274] Vgl. u. a. Ahbe/Gries 2006b, S. 96 ff.; Geulen 1999, S. 4 ff.
[275] Haux 2006, S. 2 f.

lung männlicher Rollen. Ein Vielzahl an Untersuchungen zu Lebensstilen und Lebensweisen in der DDR weisen trotz Differenzierungen bis zum Ende der DDR eine ungebrochene Tendenz zur familienzentrierten Lebensweise aus. Bedingt durch den Wohnraummangel und politisch-ideologische Restriktionen konnten andere Formen als „Spielarten der tradierten Kleinfamilie“[276] kaum gelebt werden und trotz hoher Scheidungsraten war die Partner- und Eheorientierung im Allgemeinen groß. Analog dazu haben auch die meisten der porträtierten Frauen in *Guten Morgen, du Schöne* trotz finanzieller Unabhängigkeit das Zusammenleben mit einem Partner gewählt.

Obwohl Wolf im Vorwort euphorisch deklamiert: „Also fliehen sie das ‚enge Schlafzimmer‘, in das sie mit ihrem Mann ‚verbannt‘ sind, finden sich mit der Gefühlsverkümmerung nicht mehr ab, an der viele Männer durch generationenlangen Anpassungszwang an ‚zweckmäßige‘ Verhaltensweisen leiden, verweigern die Mutterrolle und lassen sich scheiden“ (B, 59), flieht Lena nicht das Schlafzimmer, auf die sich Wolf hier bezieht. Lena flieht die Frauen, bis sie mit ihrer Freundin Anja gegenteilige Erfahrungen macht: „Diesen Frauengesprächen in den Küchen bin ich immer entflohen. […] Daß eine Freundschaft mit einer Frau überhaupt möglich ist, habe ich erst durch Anja erfahren“ (GM, 218 f.). Anders als in ihrer Partnerbeziehung, können die Freundinnen sich „aus dem Weg gehen. Wir sind nicht angewiesen, auf diese gemeinsame Wohnung, auf das enge Schlafzimmer, in das ich mit Walter verbannt bin“ (GM, 219), erklärt Lena das Sich-aus-dem-Weg-gehen-Können zum Vorteil der Frauenfreundschaft.

Dass Lena das Schlafzimmer flieht, lässt sich textuell nicht bestätigen. Hier hat sich Wolf erneut sprachlicher Elemente aus den Protokollen bedient, um ihrem eigenen Gedankengang Sinnhaftigkeit zu verleihen. Auch lassen sich in den Scheidungsfällen im Band nicht die Frauen (Erika und Katja) von ihren Männern, sondern die Männer von ihren Frauen scheiden. Das ist ein entscheidender Unterschied in der emanzipatorischen Entwicklung und für das unterstellte progressive Rollenverhalten der Frauen. Es führt die porträtierten Frauen erst nachdem sie verlassen wurden oder in der Fantasie über die familienzentrierte Lebensweise in der DDR hinaus. Bis auf Barbara und die jugendlichen Frauen, die allein leben, lebt *keine* der Frauen im Band eine Alternative.

Alle im Protokollband erwähnten alternativen Lebensformen werden lediglich als mögliche Zukunftsperspektive fantasiert[277], aber *nicht* gelebt. Zudem lassen sich weder Lebens- und Organisationsformen noch revolutionäre Rollen finden, die im Westen Deutschlands zum Zeitpunkt des Erscheinens des Protokollbandes nicht nur nicht längst bekannt gewesen wären, sondern auch ungleich ‚lauter‘, vielfältiger, öffentlichkeitswirksamer und provokanter gelebt worden sind, als sie in *Guten Morgen, du Schöne* fantasiert werden.

Typisch für die Familienzentrierung in der DDR ist beispielsweise, dass Ute nicht die Kommune oder Wohngemeinschaft, sondern zusammen mit dem Lebenspartner und der befreundeten früheren Friseuse Erni „die Großfamilie […] **ausprobieren**“ (GM, 97) will. Nicht „zusammen hausen, wie die andern Ehen“ (GM, 97) möchte perspektivisch auch Barbara. „Kinder müßten wohl auch sein, nicht? […] Vielleicht verteilt sich das besser in einer größeren Gemeinschaft“ (GM, 61). Auch Steffi könnte sich eine gemein-

[276] Gysi/Meyer 1993, S. 150; vgl. u. a. Häuser 1996, S. 61 f.; Häußermann/Siebel 1996, S. 174; vgl. Kap. 3.3.1.

[277] Vgl. dazu auch Schelbitzki Pickle 1981, S. 226.

schaftliche Lösung „wie bei den Indianern" (GM, 181) vorstellen. Und Ruth überlegt, „ob ich nicht mit einer Frau zusammenziehen soll. In der Therapiegruppe ist eine, mit der versteh ich mich großartig, die lebt in Scheidung und hat auch einen Sohn. Warum sollen wir nicht zusammen leben? Ihr Mann könnte meine Wohnung übernehmen, dann wäre doch allen geholfen, nicht?" (GM, 77).

Rosi ist dagegen glücklich mit ihrem Mann; sie hat ihn bereits „im Blut" (GM, 24). Und auch Doris hat trotz Differenzen nicht die Absicht sich scheiden zu lassen: „Wir haben uns lieb" (GM, 41), erklärt sie ebenso wie Margot. Margots Mann „war der erste Mensch, der nicht irgendwas gesucht und verworfen hat in mir, **sondern der mich liebte und leben ließ**" (GM, 226). Handfester ist Christl der Meinung: „Gehen tuts mit die Männer immer, man muß nur den schwachen Punkt finden". Das sei „**alles**" eine „**reine Erziehungsfrage**", fährt Christl allerdings nur in der DDR-Version fort:

> „**Ich mein, man kanns ja auch auf die dumme Tour probieren, wenns anders net nützt. Unser Opa hat immer gesagt: Merkt euch eins, 'ne Frau, wie man sich vorstellt, die gibt's ni. Und genauso umgedreht. Dietschi hat den großen Vorteil, er hat erst mal 'ne eigene Meinung, man hat Achtung vor ihm. Und die Kinder hängen an ihm.**" (GM, 135).

Demgegenüber kamen „**Taschenkontrollen oder derartiges**" für Erika „**nicht in Frage**" (GM, 199), wurden in der Luchterhand-Ausgabe die Vorstellungen gekürzt, dass auch Frauen in einer Partnerbeziehung dominante, nicht partnerschaftliche Verhaltensweise zeigen könnten. „Aber wir werden uns daran gewöhnen müssen, daß Frauen nicht mehr nur nach Gleichberechtigung, sondern nach neuen Lebensformen suchen" (B, 62), resümiert Wolf letztendlich in ihrem Vorwort und mit denselben Worten der Autorin beschließt auch Diemer ihren Aufsatz. Eine Antwort auf die Frage, welche neuen Lebensformen das sein könnten, lassen sowohl die Schriftstellerin als auch die Wissenschaftlerin offen. Und auch die Protokolle selbst vermögen über das bisher genannte hinaus weder eine Antwort auf das neue Rollenverhalten der Frauen noch auf ihre vermeintlich neuen Lebensweisen zu geben. Allein bei Lena deutet sich ganz vage eine Liebesbeziehung zu einer Frau an, worauf im Anschluss noch einmal näher eingegangen wird.

Das Besondere an den Texten ist, dass in ihnen Themen, die als realisiert, geklärt und/oder als Privatsache galten, überhaupt angesprochen und kontrovers, zuweilen auch kontradiktorisch diskutiert werden und nicht, dass sie im utopischen Sinn über bislang Dagewesenes hinausweisen. Dafür findet sich in den Texten keine Entsprechung – auch nicht in den folgenden ‚abweichenden' Themen, mit denen dieses Kapitel nunmehr seinen Abschluss findet.

4.4 „Außenseiterbündnisse" – abweichende Themen

Analog zum Letztgenannten ist auch für den Theaterkritiker Hametner *Öffentlichkeit* „im thematischen wie im wirkungsästhetischen Sinne" ein „Schlüsselwort für »Guten Morgen, du Schöne«". Anhänger/innen der Monologe auf der Bühne zeigten sich ihm zufolge fasziniert von den scheinbar „ohne Tabu behandelten Themen". Theatralisch

gesehen sei hingegen der Begriff der Rolle von zentraler Bedeutung. Es sprächen Frauen, die sich vom Erbe traditioneller Rollen befreien wollen, „die ihnen eine andere Gesellschaft gegeben hat und die immer noch nachwirken“[278]. Die Befreiung aus den historisch überlieferten Anachronismen gelinge aber nicht vollständig, es blieben Differenzen, hat Hametner richtig beobachtet, wie im letzten Kapitel ausführlich beschrieben worden ist.

Mit der Verortung traditioneller Rollen in die Vergangenheit befindet sich Hametner nicht nur in Gesellschaft mit Schelbitzki Pickle (s. o.), Püschel oder Irmtraud Morgner (s. u.), sondern auch in Übereinstimmung mit dem Vorwort von Christa Wolf. Wolf spannt einen historischen Bogen von den „Außenseiterbündnissen“ der romantischen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts bis zur damaligen Jetztzeit in der DDR (vgl. B, 57 f.) und rechtfertigt damit nicht nur die gegenwartsbezogene Relevanz der Thematisierung geschlechtsspezifischer Rollen, sondern auch das Aussprechen tabuisierter Themen wie „Einsamkeit, Esoterik, Selbstzweifel, Wahnsinn, Selbstmord: Lebens- und Todesverläufe schreibender Männer und Frauen, die als Muster, wenn auch vielfältig modifiziert, bis in unsere Tage wirken“ (B, 58).

Christa Wolf bedient sich der Historisierung von Problemlagen, um die Bedeutung des Aussprechens von bislang Unausgesprochenem sinnfällig erscheinen zu lassen. Das „Unaussprechliche“ findet sich ihrer Argumentation zufolge „immer bei den Unterprivilegierten“, „da, wo Elend und Entwürdigung ein Subjekt, das sprechen könnte, gar nicht aufkommen lassen“. Zwar hält es Wolf für „falsch“, alle Frauen zu Unterprivilegierten zu erklären, trotzdem hätten die gesellschaftlichen Verhältnisse im 19. Jahrhundert die gebildeten Frauen in „Außenseiterbündnisse“ mit Künstlern ihrer Zeit getrieben, weil beide Gruppen anders als die „unerbittlich auf Effizienz eingeschworene Gesellschaft […] in zweckfreier Tätigkeit, zum Vergnügen und zur Ausbildung eigener Anlagen produzieren“ (B, 58) wollten.

Dieser Sinnzusammenhang und insbesondere die Definition von Arbeit als zweckgerichtete Tätigkeit ist aber eher auf die DDR als auf die deutsche Kulturnation des 19. Jahrhunderts übertragbar. Auch die englische Publizistin Patricia Harbord sieht in der Historisierung (der Unterdrückung der Frauen) eine indirekte Übertragung der historischen Ereignisse auf die Gegenwart der DDR[279]. Harbord beschreibt Wolfs Argumentation wie folgt: Beide Gruppen von Frauen, romantische Schriftstellerinnen und DDR-Frauen lebten in Zeiten großer politischer Hoffnungen und rasanter sozialer Veränderungen und erlebten eine Veränderung der Rolle der Frauen in der Gesellschaft, was ein Aufbegehren der Frauen überflüssig erscheinen lasse; „on the other hand, they still share their collective history of oppression, which gives them a continuing group identity within socialist society which is different to that of men”[280].

Dem Verschwiegenen eine Stimme zu geben, wird damit zum Konstrukt, das in die Vergangenheit verlagert wird. In der DDR gab es keine unterdrückten Gruppen mehr, allenfalls überkommene Verhältnisse, die bis in die Gegenwart – hier allerdings „besonders nachhaltig“[281] – wirken. In diesem Argumentationszusammenhang unterschei-

[278] Hametner 1988, S. 140, 147.
[279] Vgl. Harbord 1991, S. 164.
[280] Harbord 1991, S. 164.
[281] Püschel 1987, S. 78.

det sich das dokumentarliterarische Prinzip zu Zeiten der DDR entscheidend von dem in Westdeutschland und auch von dem des Nachwendediskurses. Die zu Wort kommenden werden nicht zu Opfern der gegenwärtigen Verhältnisse stilisiert, sondern zu ehemals unterdrückten Gruppen erklärt, die aus ihrer tradierten „Wortunmächtigkeit“[282] befreit werden müssen.

Daneben gehen Püschel und Morgner anders als Wolf auch auf die Gegenwart der DDR ein, die das dokumentarische Prinzip in der DDR rechtfertigt. Am deutlichsten hebt Morgner die Notwendigkeit zur individuellen Auseinandersetzung hervor. Sie sehe zwar, dass der Marxismus als junge Wissenschaft „noch alle Hände voll“ damit zu tun habe, Fachfragen zu klären. Aber auch „Nichtfachleute“ verlange es nach Selbstverständigung:

> Über lebenswichtige Gegenstände, mit denen sich bisher hauptsächlich die Religion befaßte. Über täglich zu bewältigende, unabweisbare, elementare Lebensereignisse, als da sind Tod, Krankheit, Zufall, Glück, Unglück. Daß diese Gegenstände außer von Literatur kaum öffentlich verhandelt werden, heißt ja nicht, daß sie nur von Schriftstellern bedacht werden. Kein Mensch kann leben, ohne diese Gegenstände irgendwie zu bewältigen.[283]

Dass das Bewegen von Lebensthemen zum Erfolg des Protokollbandes beigetragen hat, wurde bereits mehrfach erwähnt und bestätigt sich auch noch einmal mit Blick auf die nun folgenden, von Morgner bereits angedeuteten ‚abweichenden‘ Themen wie Sexualität, Homosexualität, die Pille, Abtreibung, Glaubensfragen, Tod, Selbstmord und Abschied sowie kritische Auseinandersetzungen mit dem eigenen Gesellschaftssystem. Auch hier sind vom Lektorat des Luchterhand-Verlages evidente Kürzungen vorgenommen worden, die entweder stilistischen Fragen der Konsistenz zum Opfer fielen oder sich erneut kontradiktorisch zu den westlichen Überzeugungen verhielten. In jedem Fall wird durch die Eingriffe der Charakter des Werkes gestört, wird das Erkennen diskursiv wiederkehrender Themen erschwert und werden Unterschiede zwischen den Gesellschaftssystemen nivelliert.

4.4.1 „Alles Materie, kein Platz für Gott!“ – Glaube, Religion und Marxismus

„Alles Materie, kein Platz für Gott! Aus jedem bißchen Chemie, wenn wir zum Beispiel das Massenwirkungsgesetz behandeln, müssen wir herauslesen, daß die Materie zuerst da war. Das bringen die Schüler schon gar nicht mehr, so langweilig ist das. Es kann nicht meine Schuld sein, daß mich Politik nicht interessiert“ (GM, 147), erzählt die 18-jährige Schülerin Gudrun und weist damit auf ein Merkmal in den Texten hin, das mit Blick auf die dogmatisch und repressiv betriebene Säkularisierung der DDR-Gesellschaft und ihrer Institutionen im Mindesten als bemerkenswert zu bezeichnen ist.

Aber nicht nur, dass Glaube und Religion wiederkehrende Themen sind, es werden auch wiederholt Analogien zwischen dem religiösen Glauben an Gott und dem weltanschaulichen Glauben an den Marxismus-Leninismus gezogen. Auch das ist angesichts

[282] Ebd.; vgl. Morgner 1979, S. 68.
[283] Morgner 1979, S. 67.

des Selbstverständnisses, mit dem Marxismus-Leninismus im Besitz einer *wissenschaftlich* fundierten, materialistischen Weltanschauung zu sein, etwas Besonderes. Für Katja war der Marxismus beispielsweise zunächst „eine Glaubenssache“ (GM, 156). Und auch Doris hat der Glaube wie folgt „**eine Zeitlang beschäftigt**“:

> **Meine Geschwister sind in der Kirche, und ich habe einen anderen Glauben. Wir haben aber im Grunde genommen die gleiche Auffassung, was zum Menschsein gehört. Meine Geschwister sind so geworden, wie Mutti es wollte. Und ich bin durch den Klassenleiter eben zum Marxismus gekommen. Ich würde niemandem einen Vorwurf machen, der an Gott glaubt. Aber wenn Menschen, die Genossen sind und eine Sache begriffen haben, keinen festen Standpunkt haben, *das* mache ich ihnen zum Vorwurf, abgesehen davon, ob alles richtig ist oder nicht. Man kann nicht beides vereinbaren: den kirchlichen Glauben und den marxistischen Glauben!** (GM, 49 f.; Hervorh. im Orig.)

Der ‚brave Bürger‘ der DDR steht auch bei Ruth und Rosi in der Kritik. „Man geht natürlich zu den Parteiversammlungen und läßt keine falsche Diskussion aufkommen, so wie ihre Eltern früher in die Kirche gegangen sind und keine Fragen über Gott zuließen. Wenn du ein bisschen an der roten Farbe kratzt, kommt der ganze alte Mist hervor, eine Tapete nach der andern, zurück bis zu Kaisers Zeiten“, empören sich Rosi und wie folgt auch Ute über den „sozialistische[n] Konformismus“ (GM, 36): „Die sind dicke da. Sozialismus hurra, die machen allet, wies uffgetragen wird, nu guckt mal, wie jut wir sind! Aber im Grunde genommen denken die janz reaktionär“ (GM, 101).

Wäre von Lennox die Implementierung der zentralistischen Rolle und Weltanschauung der Partei in Staat und Gesellschaft als ernst zu nehmender Bestandteil des DDR-Sozialismus angesehen worden, dann wären Sätze wie der folgende nicht möglich gewesen. Wie vormals bereits erwähnt, zeigen sich Lennox zufolge *alle* Frauen in Wanders Band „bemerkenswert enthusiastisch über die Errungenschaften des DDR-Sozialismus und seine Auswirkungen auf ihr persönliches Leben“[284]. Die gerade zitierten Frauen zeigen sich im Gegensatz dazu aber nicht enthusiastisch, sondern bemängeln, dass der weltanschauliche Glaube an den Sozialismus in der DDR Konformismus und Anpassung evoziert hat. Was in allen Porträts indessen zu finden ist, ist eine Stellungnahme zum eigenen Gesellschaftssystem, wobei die Selbstpositionierungen von der Abgrenzung über die Indifferenz bis zur Kongruenz reichen. Ein vielzitiertes Beispiel ist Karoline, Genossin aus Überzeugung (vgl. GM, 248; B, 59): „Unsere Selbstverständlichkeiten heute, die waren für uns Luxus, täglich Brot haben, sich Schuhe kaufen können, eben als Mensch behandelt zu werden. Aus diesem Grund kann es nur meine Gesellschaftsordnung sein. Ich habe ein ganz gesundes, ungebrochenes Verhältnis zu diesem Staat (GM, 249). Unzufriedenheit ist dagegen bei Rosi herauszuhören:

> Wie soll eine Gesellschaft weiterkommen, die nicht mehr in Frage stellt, nicht mehr verändern will, Risiken scheut? Da hätten wir doch den lieben Gott und die Dogmen unserer Großeltern übernehmen können. Zweifeln, Forschen, Fragen, das sind alles Dinge, die uns abhanden gekommen sind. Schon mit den einfachsten menschlichen Beziehungen hapert es. Wenn einer Kummer hat, wenn es bei einem ans Sterben geht, wenn einer Krebs hat

[284] Lennox 1983, S. 232 f; vgl. auch Kap. 4.1.1.

> oder wenn er Pole ist – ich weiß, was ich sage –, wenn einer irgendwie aus der Norm heraustanzt, da versagen wir. (GM, 36).

Ähnlich wie Morgner übt Rosi als erste der erzählenden Frauen in der Morgen-Ausgabe sehr deutliche Kritik an der Sprach- und Hilflosigkeit angesichts existenzieller Themen wie Krankheit und Tod. Möglich, dass an dieser Stelle die Autorin Wander im Text sichtbar wird. „Man dürfte nicht soviel Wert auf die klare Linie legen, die kennen wir ja inzwischen, sondern mehr auf Menschlichkeit", zeigt sich auch Gudrun überzeugt. Analog zu Rosis Kritik erklärt sie, „Jugendliche geben nun mal gern kontra, die interessiert das Ungewöhnliche". Sie wollen „keine fertigen Wahrheiten" (GM, 147), sondern wirkliche Beteiligung statt eines ‚Aufklärungsvortrages'.

Die Unzufriedenheit der Frauen ist an dieser Stelle dezidiert keine „utopische Note"[285], wie Lennox in Übereinstimmung mit Christa Wolf ausführt, sondern konkrete Kritik an der realsozialistischen Sprachlosigkeit und Unterdrückung von missliebigen Themen. Gudrun findet es beispielsweise „blöd", dass über Glaubensfragen und in dieser Passage speziell über den Aberglaube nicht geredet wird: „**aber in den Gehirnen der Menschen gibt es diesen Glauben, damit muß man sich doch auseinandersetzen**" (GM, 146 f.), wurde ein diesbezüglich wichtiger Satz aus der Luchterhand-Ausgabe herausgestrichen.

Dass alltägliche, ideologisch inopportun erscheinende Probleme nicht öffentlich diskutiert werden können oder in die Vergangenheit verlagert werden müssen, ist dabei ein Zeichen für die diktatorische Verfasstheit und innere Geschlossenheit des DDR-Systems. Die Folgen sind Isolation und Vereinzelung der Individuen, wie von Steinbach kritisiert (Vgl. Kap. 2 u. 3.3.3). Einsamkeit und Unzufriedenheit, die in den Texten zu spüren sind, sind also weder Folge der Übernahme männlicher Werte, worauf Schelbitzki Pickle hinaus möchte, noch formulieren die Frauen damit eine utopische Note, das heißt, eine allgemeine Hoffnung auf eine bessere Lebensweise, wie Lennox in Anlehnung an Wolf ausführt[286].

Die eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten sind eine ganz konkrete Folge der DDR-Diktatur, wie auch Margot einräumt: „Es ist eine Tatsache, daß wir noch zu wenig Möglichkeiten für Kommunikation schaffen können". Ähnlich wie Lenas Warnung vor radikalen Veränderungen, relativiert Margot jedoch umgehend: „Es gibt aber wenigstens Versuche in der Arbeitswelt, einander näherzukommen und so etwas wie gesellschaftliches Bewußtsein zu entwickeln, im Unterschied zu den westlichen Ländern" (GM, 228).

Vermutlich warnte der Autor Thomas Brasch zum Teil auch deshalb vor einer vorschnellen Vereinnahmung des Protokollbandes durch den Westen und „dieses »Aha, jetzt kann man das schon sagen dort«"[287], weil die in den Protokollen zutage tretende Kritik durch die Protokolle selbst immer wieder relativiert und in die Grenzen des real existierenden Staatssozialismus zurückgeholt wird. Dass die Frauen darüber hinausgehend auf eine bessere Gesellschaft verweisen würden und sie bereits praktizieren, erscheint nicht zuletzt vor diesem Hintergrund als ein ebensolches gedankliches Kons-

[285] Lennox 1983, S. 234.
[286] Vgl. Ebd.; Schelbitzki Pickle 1981, S. 220.
[287] Brasch 1978, S. 137.

trukt von Christa Wolf, wie ihre Hoffnung, dass Frauen „gegen solchen Wahn eher immun sind als Männer“ (B, 62).

In Weiterentwicklung der These von Gillett/Köhler kann an dieser Stelle dagegen gesagt werden, dass nicht nur das dialogische (literarische) Prinzip, das Reden an sich in *Guten Morgen, du Schöne* sowohl angewandt als auch diskursiv bearbeitet wird (vgl. Kap. 4, Anm. 208208), sondern auch das Prinzip der thematischen Vielfalt und Offenheit, die sowohl praktiziert als auch diskursiv in den Protokollen reflektiert wird. Charakteristisch für diesen Diskurs ist, dass Loyalität und Kritik zugunsten der sozialistischen Idee austariert werden. „Aber wir identifizieren uns noch weitgehend mit dem Staat, in dem wir leben“ (LpA, 91), ist nicht nur Maxie Wanders Grundhaltung, sondern unverkennbarer intraprotokollarischer Tenor. „Da müßte man mit Kritik doch anders umgehen können, nicht?“, fährt Wander in einem Brief an die Familie in Wien fort. ‚Grauslig‘ findet die Autorin, „daß eigentlich nix verändert werden kann, […] mehr noch: Goschenhalten, Stillhalten“. Das macht der Band indessen nicht, sondern spricht auch die ‚heiklen‘, tabuisierten Themen an.

4.4.2 Sexualität, Homosexualität und Lesbianismus

Schröder sieht den großen Erfolg von *Guten Morgen, du Schöne* darin begründet, dass „im besonderen [sic] das Problem der Sexualität mit einer Ausführlichkeit und Offenheit zur Sprache gebracht wird, wie es vorher in der DDR nicht üblich und wohl auch nicht möglich war“[288]. Mit letzterer Feststellung befindet sich der Literaturwissenschaftler in namhafter Gesellschaft. Der Historiker Stefan Wolle spricht von „Jahren eines merkwürdigen kleinbürgerlich-proletarischen Puritanismus“ und der Schriftsteller Günter de Bruyn bezeichnet die „Sexual- und Ehemoral“ in seinem Roman *Die Preisverleihung* (1972) als die „protestantischer Kleinbürger“[289]. Mit dem Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker 1971 folgte bis zur Ausbürgerung Wolf Biermanns 1976 die „optimistischste und offenste Periode im kulturellen Leben der DDR“[290] und damit auch eine Öffnung und Lockerung, was das Thema Sexualität betrifft.

Auch die Zeitzeugin Annerose Richter berichtet von einer „Auflockerungswelle“ in der Zeit „um 1970 bis ’75, ’76“. Eigentlich habe Maxie Wander ein Buch über „diese verflixte Sexualität“ schreiben wollen, sich aber letztendlich „nicht reingetraut“ in das „Gebiet“. Alle Frauen hätten damals das Problem gehabt, „nie irgendwo einen Partner zu haben, mit dem man darüber reden konnte, weder einen Mann, noch – ne Freundin schon überhaupt nicht“[291]. Für Richter war Alice Schwarzers *Der „kleine Unterschied“ und seine großen Folgen* (1975), das „irgendwelche Leute […] geheimnisvoll in die DDR reingebracht“ haben, jedoch aufwühlender, offener und direkter als der Protokollband: „Es war wie ein Doktor-Buch“[292]

[288] Schröder 1996, S. 36.
[289] Wolle 2005, S. 94; Günter de Bruyn zit. nach Herminghouse 1976, S. 298.
[290] Ian Wallace zit. nach Helwig 1986, S. 8, Vgl. Buchholz 2010, S. 36 ff.
[291] Schröder 1996, S. 36.
[292] Ebd., 37.

Schröder zieht trotzdem den Schluss, dass mit *Guten Morgen, du Schöne* eine „Schwerpunktverlagerung" der Themen stattgefunden hat. Anstelle der Erwerbsarbeit rückt das Thema Sexualität „zwar nicht alleinbeherrschend, aber doch auffällig genug in den Mittelpunkt"[293]. Beide Meinungen zusammengefasst, ergibt eine Einschätzung, die allen Anhaltspunkten nach zu urteilen allgemein auf die DDR übertragen werden kann. Sexualität wird thematisiert und auch die Literatur schreibt über Liebe nicht mehr „wie im Mittelalter"[294], wie es de Bruyn formuliert. Gleichzeitig bleiben die Auseinandersetzungen wie auch ihre Breitenwirkung begrenzt und erreichen so weder eine derart große Öffentlichkeit noch Offenheit und Direktheit wie im Westen Deutschlands.

Das spiegelt sich auch in den Protokollen. Hinzu kommt, dass die Aussagen zum Teil dem kognitiven Status Quo der westlich-feministischen Bewegung zuwiderlaufen und kontradiktorisch sind, was erneut besonders gut anhand der Kürzungen in der Luchterhand-Ausgabe nachvollzogen werden kann. Vermutlich trifft in Fragen der Sexualität die Auffassung des Theaterkritikers Hametner am ehesten zu. Ihm zufolge ist der Moment des Aussprechens von bislang tabuisierten Themen, der Akt des Sprechens an sich „manchmal wichtiger […], als der Inhalt des Gesagten"[295].

Um das Thema Sexualität ranken sich im Protokollband eine Reihe an erzählten Motiven: Spielarten der Sexualität, Homosexualität, Lesbianismus, sexuelle Befriedigung, Selbstbefriedigung, sexuelle Aufklärung, das ‚erste Mal'. Auch hier macht Rosi als erste Erzählerin in der Morgen-Ausgabe eine eindeutige Aussage:

> Sexualität hat ja nicht nur mit Liebe zu tun, mit Streicheln und Lächeln, sie hat auch etwas mit Gewalttätigkeit zu tun, mit primitiven Trieben. Und genau das ist es, was die meisten Menschen nicht sehen wollen, **es kommt ihnen unmenschlich vor. Was für ein Unsinn!** Ich habe nicht zufällig diesen Arbeiter genommen. Ich will keinen Intellektuellen, der mit seinem Körper nichts anfängt. (GM, 26)

Ähnlich lust-, wenn auch weniger körperbetont ist Margot. Ihr hat Sex „eigentlich immer Spaß gemacht. […] Männer sagen mir heute, ich sei hypersexuell" (GM, 225). Wie alle Themen, wird auch das Thema Sexualität quer durch die Protokolle aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet und kontrovers diskutiert. Lenas Liebesverlangen, die erste der Erzählerinnen in der Luchterhand-Ausgabe, ist dagegen eher metaphysischer Natur:

> Von diesem Mann habe ich schon als Kind geträumt, und dieses Verlangen nach dem Absoluten habe ich bis heute. **Ich habe großes Glück erfahren in den ersten Stunden der Annäherung, aber nie, wenn ich mit einem Mann geschlafen habe.** Ich hatte unbeschreibliche Sehnsucht, wenn mich einer mit dem Finger berührte, aber wenn er dann Besitz von mir ergriff, war ich tot und ausgelöscht. (GM, 205)

Der Körper des Mannes interessiert die 41-jährige Erika „überhaupt nicht" und auch von „dieser Transaktion", wie sie den Sexualakt nennt, hatte sie zunächst „überhaupt

[293] Ebd.
[294] Günter de Bruyn zit. nach Herminghouse 1976, S. 297.
[295] Hametner 1988, S. 139.

nichts“. Es hat Jahre gedauert, bis sie etwas dabei empfand. Als es soweit ist, war sie „verwundert“:

Du darfst doch so etwas nicht als schön empfinden. (GM, 192)	**Es darf doch nicht sein, daß du so etwas als schön empfindest.** (GM_L, 102)

Hier zeigt sich erneut, wie eine scheinbar unbedeutende Änderung, die Bedeutung des Gesagten verändern kann. Während in der Morgen-Ausgabe das ‚Anrüchige‘ betont wird, das, was nicht als schön empfunden werden darf – der sexuelle Akt, liegt der Schwerpunkt in der Luchterhand-Ausgabe auf dem Verbot, darauf, dass etwas nicht sein darf. In der ostdeutschen Version setzt Katja Sexualität noch ungefiltert mit dem Anstößigen gleich. In der westdeutschen Version wird das Anstößige dagegen als antizipierte Norm erkennbar, was wiederum voraussetzt, dass Auseinandersetzung und Positionierung bereits stattgefunden haben.

Nicht nur geändert, sondern gänzlich gestrichen wurde, wie so vieles in Katjas Protokoll, die Narrationen um das ‚erste Mal‘. Weil Kaja „so hartnäckig“ ihre Jungfräulichkeit bewahrt, ist sie „eine Rarität an der Universität“ (GM, 157):

> **Damals hatte ich einen aus dem Studentenheim, den Peter,** […] **Wir lagen oft zusammen im Bett, nächtelang, aber ich habe ihn immer abgehalten, und mit der Zeit wurde er sauer. Eines Tages ging ich wieder hin, da sagte seine Wirtin ganz grimmig: Er ist nicht da. Offensichtlich hatte er ein Mädchen drin. Da dachte ich zum erstenmal, es ist vielleicht nicht richtig, wie ich mich verhalte, und ich war sehr traurig.** (GM, 157 f.)

Andererseits kam sie auch nicht „**darüber hinweg, daß ich nun doch mit einem geschlafen hatte**“ (GM, 158). Christa Wolfs „erheiternde Umkehrung, Männer auf einmal prüder als Frauen“ (B, 55), von der sie im Essay *Berührung* (nicht aber im Vorwort) spricht, ist weder hier noch in den anderen Protokollen verifizierbar. Ein sich tatsächlich wiederholendes Motiv ist hingegen die mangelnde Aufklärung, unter der wiederum anders als Harbord behauptet, nicht nur die älteren Frauen im Band leiden[296]. Katja hat „schon mit neun oder zehn Jahren“ masturbiert: „Und wenn mein Herz dabei geklopft hat, hab ich gedacht, ich krieg ein Kind. Ich wollte mir das Leben nehmen, wenn ich wirklich ein Kind kriegen sollte. So habe ich gelernt, alles alleine zu regeln. Meine Brüder sind zu den Nutten ins Dorf gegangen, mit mir haben sie nie über das Sexuelle gesprochen“ (GM, 155). Die 24-jährige Ute erzählt:

> Der von dem ick det Kind hab, war Musiker in unserer Band. Aber echte Liebe wars nicht gewesen, det war reine Dummheit. Da hat er mich mal eingeladen zu sich nach Hause […]. Und die liebe doofe Ute jeht ihm uffn Leim. Ach je. Det erstemal, wo ick mit em jeschlafen hab, gleich isset passiert. […] Mein Bruder hat mir erst erklärt: Also, Ute, in den und den Tagen mußte uffpassen! In der Schule haben wir det wissenschaftlich erklärt bekommen, vom marxistisch-leninistischen Standpunkt, welche Verantwortung man trägt. Aber wie det nu in der Praxis aussieht, hat uns keener gesagt. Mit achtzehn noch so blöd, wa? (GM, 99)

[296] Vgl. Harbord 1991, S. 151.

Auch die 16-jährige Gabi wünscht sich, „daß meine Mutti mal Zeit für mich hat, daß sie sich mit mir über sexuelle Dinge unterhält. Sie fängt nicht damit an, und ich frage nicht, als ob es das gar nicht gibt“ (GM, 120). Hier decken sich die geschilderten Erfahrungen mit der vormals erwähnten Tendenz, dass Jugendliche in der DDR immer schlechter sexuell aufgeklärt waren (vgl. Kap. 3.3.4, Exkurs zum Thema Abtreibung). Dagegen kann die 16-jährige Susanne mit ihrer Mutter „auch über das Sexuelle reden, […] drum hab ich keine Komplexe“ (GM, 90).

Guten Morgen, du Schöne brachte aber nicht nur das Thema Aufklärung zur Sprache. Auch Homosexualität und Lesbianismus werden zwar nicht häufig wiederkehrend, aber dennoch werden sie thematisiert. Oder, wie Christa Wolf es im Vorwort formuliert: „Obwohl es sehr schwierig ist, finden sie heraus, daß auch Frauen einander lieben, miteinander zärtlich sein können“ (B, 59), so wie Barbara und im darauffolgenden Beispiel auch Lena: „Wir sind auch zärtlich zueinander. Wenns richtig schön ist, wenn man sich wohl dabei fühlt, nicht?“ (GM, 52).

> Daß eine Freundschaft mit einer Frau überhaupt möglich ist, habe ich erst durch Anja erfahren. Bei ihr kam hinzu, daß sie mir körperlich sehr angenehm war. Sie sagte etwas über meinen Busen und meine schönen Arme, das war neu für mich und berührte mich tief. Bei ihr kann ich mich geben, wie ich bin, wir sind gleichberechtigt liebende Partner. Wenn gelegentlich Allergien hochkommen, können wir uns aus dem Weg gehen. Wir sind nicht angewiesen auf diese gemeinsame Wohnung, auf dieses enge Schlafzimmer, in das ich mit Walter verbannt bin. (GM, 219)

Zaghaft klingen bei Lena und wie folgt auch bei Doris homoerotische Töne an: „Es gab mal eine Freundin, das war – vielleicht ist das anrüchig – Liebe auf den ersten Blick. Aber wir haben uns so selten sehen können. […] Mit dieser Freundin bin ich oft allein ausgegangen“ (GM, 44). Direkter, aber auch widersprüchlicher und nur zum Teil in der Morgen-Ausgabe nachzulesen, sind Rosis Einlassungen zum Thema Lesbianismus *und* Homosexualität:

> Ich habe gerne direkten Kontakt zu Menschen, die ich mag, auch zu Frauen. Frauenhaare und Frauenhaut sind was Phantastisches. Das geht bestimmt vielen Frauen so, sie gestehen es sich nur nicht ein, **weil ein Drall zum Lesbischen gleichbedeutend mit seelischem Kranksein ist.** Ich sehe **also** gerne Frauen, die große Brüste haben, sie müssen nicht **einmal** schön sein. (GM, 27)
>
> **Robert hat eine kleine homosexuelle Ader. Daß er gerade auf mich verfallen ist, ist kein Zufall, er sieht an meiner Mutter, wie knabenhaft die Frauen in unserer Familie bleiben. Das kann auch ein Grund sein, warum er unserer Tochter gegenüber so zurückhaltend ist. Sabine ist eine Wilde, so wie ich als Kind war. Das bringt Robert durcheinander. Es kommt vor, daß er sie anschaut, wenn sie schläft und ihm nicht entwischen kann, als wolle er sie im Schlaf ergründen. Er spricht nie darüber, er ist enorm verschlossen, wie viele Männer.** (GM, 25)

Dass Homosexualität und Lesbianismus bis zum Ende der DDR stigmatisiert und tabuisiert waren, als krankhaft galten und/oder nicht ausgelebt wurden, wie von Robert, ist aus der Luchterhand-Ausgabe ebenso herausgestrichen worden, wie der Verdacht, tra-

ditionelle sexuelle Normen könnten in der DDR noch immer unhinterfragt Bestand haben. Durch diese Eingriffe sind aber wesentliche Unterschiede zwischen der west- und ostdeutschen Gesellschaft nivelliert worden – und zwar sowohl allgemein, was die Bedeutung des Sprechens angesichts einer allgemeinen Sprachlosigkeit anbelangt, als auch speziell, hinsichtlich der Sensibilität für das Besondere der jeweils angesprochenen Themen.

Homosexualität und Lesbianismus waren trotz Liberalisierungs- und Öffnungstendenzen in der DDR Zeit ihres Bestehens stark stigmatisiert[297] – und weitgehend tabuisiert blieben sie auch, soweit dies aufgrund der hier vorliegenden Forschungsliteratur gesagt werden kann, in der DDR-Literatur[298]. Hier zeigt sich ein weiterer Unterschied zum westdeutschen Feminismus der 1970er Jahre, in dem nicht nur sexuelle Aufklärung und Befreiung wesentliche Bestandteile waren, sondern auch Homosexualität und Lesbianismus offen thematisiert wurden. Wolf spricht im Vorwort hingegen davon, dass die Frauen im Protokollband sich dem Thema nähern, „[o]bwohl es sehr schwierig ist“. ‚Schwierig‘ blieben die Bedingungen in der DDR, ‚abweichende‘ Themen öffentlich überhaupt zu diskutieren. Deshalb kann und muss das Brechen von sprachlichen Tabus als Leistung des Protokollbandes nicht oft genug hervorgehoben werden.

4.4.3 Pille und Abtreibung

Ebenfalls bis in die 1980er Jahre hinein tabuisiert war das Thema Abtreibung, wie Harbord unter Verweis auf Charlotte Worgitzkys *Meine ungeborenen Kinder* bemerkt[299]. Analog zum Tenor ihres Aufsatzes, in dem sie *Guten Morgen, du Schöne* als eine Art literarische Selbsterfahrungsgruppe begreift, vergleicht die Publizistin die hier stattfindenden Diskurse zum Thema Abtreibung mit der ersten feministischen, *öffentlich* geführten *Kampagne* in Westdeutschland: „Wir haben abgetrieben!“. Zwar seien die Frauen in *Guten Morgen, du Schöne* aufgrund der Legalisierung des Schwangerschaftsabbruches in der DDR weniger aufsässig und provokant als die westdeutschen Frauen. „But both groups of woman are involved in initiating public discussion of the issue and a re-examination of social attitudes to it”[300].

Ein Nachweis für diese Behauptung steht allerdings noch aus und kann anhand der Texte auch nicht verifiziert werden. Weder sind in der DDR jenseits der literarischen Öffentlichkeit medienwirksame Diskussionen über das Thema Abtreibung geführt worden, noch kam es zu einer Überprüfung irgendwelcher gesellschaftlichen Einstellungen. Wie in Kapitel 3.3.4 beschrieben, hielten sich gewissermaßen subkutan traditionelle Einstellungen, die die Frauen weiterhin allein in die Verantwortung nahmen. Die praktische Umsetzung ist allerdings nicht Thema der Narrationen im Protokollband. Diese

[297] Vgl. Kenawi 1995, S. 387 ff.; Schröder 1996, S. 30, 35; Segert/Zierke 1998, S. 176 f.

[298] Laut Segert/Zierke wurde Homosexualität von nur einem einzigen Spielfilm der DDR thematisiert, in *Coming out* von Heiner Carow. Der Film feierte „am 9. November 1989 […] Premiere. In dieser Nacht hatten nicht nur Schwule ihr »Coming out«“ (Segert/Zierke 1998, S. 177) schlussfolgern die Autor/inn/en.

[299] Harbord 1991, S. 150.

[300] Ebd., S. 152.

erinnern vielmehr an Charlotte Worgitzky und zum Teil auch an Gerbers Kritik am scheinbar sorglosen, in jedem Fall entemotionalisierten Umgang mit dem Thema Abtreibung (vgl. Kap. 3.3.4). Nahezu beschwingt erzählt die 41-jährige Erika: „Wir sind viel verreist und ich bin von einem Arzt zum andern gesaust, das war ja die pillenlose Zeit, und ich war dauernd in anderen Umständen. Trotzdem wars wunderschön“ (GM, 192).

Die 92-jährige Julia hat nicht nur Erfahrungen mit der Abtreibung, sondern auch mit einer Kindstötung und berichtet von ihrer langjährigen und engsten Freundin: „Die hat ein Kind gekriegt, das hat sie im Lokus beseitigt, und ich hab auch das miterlebt“ (GM, 263). Julia selbst hat ebenfalls ein „Wurm […] wegbringen lassen“, als sie von einem diplomatischen Kurier schwanger war. Der wollte Julia zwar heiraten, sich aber nicht um ihre Adoptivtochter aus erster Ehe kümmern. „Das hat ihn tausend Mark gekostet. Danach konnte ich ihn nicht mehr sehen. Ich hab bloß geheult“ (GM, 277). Auch Karoline erinnert sich an die Zeit, als Schwangerschaftsabbrüche in der DDR noch nicht legalisiert waren:

> Ich hab mir ja dies und jenes einsetzen lassen, hab mir Verhütungsmittel erfragt, aber wir brauchten uns bloß angucken, da wars passiert. Wenn ich sagte: Herr Doktor, so kanns doch nicht sein, jedes Jahr ein Kind. Da hat er gesagt: Auch beim achtzehnten sage ich nein. So war das, wir waren Tiere. Nicht Menschen, die über sich bestimmen konnten! **Wenn ich wirklich am Ende war, haben sie mir eins abgenommen in der Stadt.** 1966 kam noch Andreas, dann gabs die Antibabypille, die war meine Rettung. (GM, 244)

Laut Harbord sind es vorwiegend die älteren Frauen im Band, die unter mangelnder Aufklärung, fehlenden Kontrazeptiva und fehlenden Möglichkeiten der Abtreibung gelitten haben. Die jüngeren erlebten ihre Fruchtbarkeit hingegen nicht mehr als etwas Problematisches, das unkontrollierbar in ihr Leben eingreift[301], wie bei Ute: „Wenn es damals schon die Pille oder die freie Abtreibung jegeben hätte, wär Jens bestimmt nich da. Det Verhältnis zu ihm war janz komisch. Wat, det soll meen Kind sein, ach Jott, nee, kann ja nich wahr sein! Erst als er angefangen hat, Mama und Auto zu sagen, hab ich die berühmte Mutterliebe bemerkt.“ (GM, 99 f.)

Nur wenig später äußert sie jedoch Trauer um ein abgetriebenes Kind: „Ick hab mir een Kind von Ralph wegnehmen lassen. Studium am Hals, Aussicht auf Wohnung war nich, und Ralph hat gesagt: Mensch, Ute, wir können noch so viele Kinder haben. **Mir tuts heute noch leid. Wenn det ’n Mädchen geworden wär!**“ (GM, 104). Trauer über abgetriebenes Leben war dem Anschein nach der westdeutschen Leserschaft nicht vermittelbar. Eingedenk von Monika Helmeckes *Klopfzeichen* handelt es sich hierbei aber anscheinend um ein in der Literatur wiederkehrendes und somit für den Feminismus der DDR ernst zu nehmendes Motiv. Auch hier stehen weiterführende Analysen noch aus. Der vermutlich ebenfalls minderjährigen Freundin der 16-jährige Susanne wird Trauer hingegen zugestanden: „Man hat ihr jetzt ein Kind abgenommen, das hat sie fertig gemacht. Sonst hat sie es niemandem gesagt, nur mir“ (GM, 92).

Wie nahezu alle wiederkehrenden Themen im Band, wird auch das Thema Abtreibung kontrovers diskutiert. „Lieber eins im Kissen als eins aufm Gewissen“, war die

[301] Vgl. ebd. S. 150 f.

Devise von Christls Eltern. Eine Abtreibung kam für sie nicht in Frage. „Wo zu helfen war, haben sie mir geholfen“ (GM, 129), erklärt Christl kurz und knapp. Ähnlich wie Gerbers Äußerung, dass von Worgitzky die Legalisierung der Abtreibung nicht infrage gestellt wird, erscheint auch Harbords Feststellung, dass das Leben der jungen Frauen mit Blick auf ihre Fertilität nunmehr planbar sei, eher als feministischer Allgemeinplatz, als dass es sich dabei um ein charakteristisches Merkmal der Narrationen im Protokollband handeln würde. Das Charakteristische ist auch hier die Diversität der Standpunkte und ihre systemspezifische Kontextgebundenheit.

In Fragen der Verhütungsmittel entwickelt sich dabei so etwas wie ein Gegendiskurs zur allgemeinen Einschätzung, dass die Pille den Frauen die Freiheit, Lust und eine selbstbestimmte Sexualität gebracht habe. Die wenigen Frauen, die im Protokollband darüber reden, äußern sich kritisch zur Antibabypille. Die Physikerin Margot nimmt sie nicht. „Das ist ein Eingriff in die Hormone, ich habe Angst, die Freude am Sex zu verlieren“ (GM, 225). Und auch Rosi fehlt durch das Antikonzeptivum der ‚Nervenkitzel‘:

> Etwas fällt mir ein, das wirst du sonderbar finden. Wir schlucken jetzt alle diese grüne Pille zum Frühstück, die uns die Freiheit gebracht hat, ja? Ich weiß genau, ich gehe kein Risiko mehr ein, wenn ich mit einem Mann schlafe. Weißt du was? Wenn ich einen Mann liebe, dann *will* ich dieses Risiko eingehen! Weil der ganze Sex sonst auf die Dauer öde wird. Da wird eben was Wichtiges ausgeklammert, eine große Erschütterung. Man wird flach ohne dieses Risiko. (GM, 28; Hervorh. im Orig.)

Ruth wiederum hat sich hormonbedingte Nebenwirkungen erhofft: „Und wenn ich auf meinen Busen schau, unter diesen Herrenhemden hab ich doch nichts an: Was die für kleine Blumen hat, durchsichtige, wie Malven, kennst du Malven? **Bei mir verändert diese blöde Pille überhaupt nichts.** Vielleicht würde ich eine richtige Frau werden, wenn ich richtige Brüste hätte“ (GM, 80). Alle drei Narrationen sind sicher Beispiele dafür, dass und welche Diskussionen in der DDR ähnlich wie in der alten Bundesrepublik über die Nebenwirkungen der Pille aufkamen, die laut Hahn in der DDR aber weder Umfang noch Einfluss wie in der Bundesepublik erreichten[302].

Auch die Autorin Maxie Wander hatte zum Schluss Angst vor den hormonellen Nebenwirkungen der Antibabypille. Kurz nach der Brustamputation notiert die an Krebs erkrankte Autorin in ihr Tagebuch: „vor der Operation schluckte ich wie an jedem Morgen meine Pille. Schwester Hanna antwortete auf meine Zweifel: »Weiterschlucken, weiterschlucken, klar!«“ (LpA, 23). Das Fachpersonal bleibt den Tagebuchaufzeichnungen zufolge indifferent, ist sich selbst und lässt Maxie Wander im Unklaren: „Niemand äußert sich. Aber das sind doch Hormone! Sag ich. Darauf haben sie nur ein Achselzucken“ (LpA, 27). Auf tragische Weise zeigt ein Vergleich der Tagebuchaufzeichnungen mit dem Protokollband, dass sich Maxie Wander durch die Themenwahl auch persönlich in die Protokolle eingebracht hat.

[302] Vgl. Hahn 2000, S. 282.

4.4.4 Suizid, Tod und Abschied

> Sterben kann wie Schweben sein. Jedenfalls kann es angenehm sein, man fällt, wie eine Schneeflocke, nichts weiter. Ich weiß jetzt, woher die Dichter ihre Fachkenntnisse über den Tod beziehen, den sie doch nicht kennen. Sie werden wohl auch einmal vor dem großen Tor gestanden haben, wie ich […] (LpA, 199)

Angekommen beim letzten Thema, das näher betrachtet werden soll, möchte ich auf Schröder zurückkommen, der die Ansicht vertritt, es sei wichtig „wenigstens in Umrissen eine Vorstellung von der Biografie und vom Charakter Wanders" zu haben. Ähnlich wie Christa Wolf das Talent von Maxie Wander hervorhebt, sieht Schröder die Protokolle vor allem als Ergebnis ihrer besonderen „Interviewerpersönlichkeit"[303]. Eine große Empathie, Neugierde, Offenheit, Selbstzweifel, Empfindsamkeit sowie „die Extreme ihrer Selbsterfahrung", wie der Tod der zehnjährigen Tochter Kitty 1968 und die eigene Krebserkrankung schufen laut Schröder „eine einzigartige, unwiederholbare (und schon gar nicht lehrend zu vermittelnde, in Regeln zu fassende) Grundlage"[304] für Interviews von besonderer Qualität und Erfahrungstiefe.

Die Bedeutung der Autorpersönlichkeit wird hier – und nach meinem Dafürhalten ebenso von Wolf – zu stark akzentuiert, haben doch die vergangenen Auseinandersetzungen gezeigt, dass das Werk wirkungsästhetisch für sich selbst und damit für das schriftstellerische Können der Autorin Wander spricht. Angesichts der Themen Suizid, Tod und Abschied schließe ich mich hingegen Schröders Meinung an. Der Tod der Tochter und die eigene tödliche Krankheit haben nicht nur einen indirekten Einfluss auf den Text. Im Gegenteil, der Tod ist als widerkehrendes, diskursiv verhandeltes Thema im Text präsent. Und ausgerechnet bei diesen existentiellen und noch dazu in vielen Öffentlichkeiten der DDR tabuisierten Themen, sind in der Luchterhand-Ausgabe sehr viele Kürzungen vorgenommen worden.

Ein sich wiederholendes Motiv in den Protokollen ist der Suizid. Angesichts der angeblich stetig voranschreitenden Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR und der Befreiung der Arbeiter, Bauern und Frauen von Unterdrückung und Unfreiheit, hätte die Selbsttötung „zu einer Seltenheit" werden müssen. Grashoff/Goeschel zufolge lassen sich für Ostdeutschland jedoch von den 1980er Jahren „bis zurück in das Deutsche Kaiserreich vor 1900" konstant hohe Selbstmordraten nachweisen. Zur Geheimhaltung dessen hat die DDR (wie auch das NS-Regime) ihre Statistiken nicht verfälscht, sondern die Datenerhebung perfektioniert, um die Ergebnisse dann zu vertuschen und propagandistisch auf den Westen und seine „suizidogene Wirkung"[305] abzuwälzen. Wander begeht mit *Guten Morgen, du Schöne* diesbezüglich einen Tabubruch und befindet sich damit in den 1970er Jahren u. a. in Gesellschaft von Volker Braun und Günter Görlich. Außerdem hatte das Thema Selbstmord offensichtlich eine zeithistorische Relevanz, zeigten die Selbstmordraten den Historikern zufolge 1977 doch eine steigende Tendenz[306].

[303] Schröder 1996, S. 27, 28.
[304] Ebd., S. 30.
[305] Grashoff/Goeschel 2003, S. 477, 478, 484.
[306] Vgl. ebd., S. 488.

Zu einem nahezu alltäglichen Ereignis schrumpft der Suizid in Margots Erinnerung. Als die spätere Physikerin als Teenie ihren Märchenprinzen trifft und merkt, dass sie ihn nicht lieben kann, schluckt sie „Schlaftabletten […], wie man das eben macht mit sechzehn“ (GM, 226). „»Selbstmord finde ich gar nicht so schlimm. Ich habe mir vorgenommen, das mache ich später auch, wenn ich merke, daß es rückwärts mit mir geht […]«“, vertraut mit einem ähnlichen Tenor die 18-jährige Gudrun ihrem Tagebuch an.

Die 23-jährige Barbara berichtet hingegen von einem Nachbarn (vernachlässigt als Kind, niedriges Bildungsniveau, Traktorfahrer, inhaftiert wegen Randale), der sich aus Einsamkeit das Leben nimmt. „Der Junge hat doch nicht nur die Gefängnisfenster gemeint, für ihn war alles ein Gefängnis, sein ganzes Leben, aus dem er nicht herausgekommen ist“ (GM, 65), so die Grafikerin über ein Bild, das der Nachbar vor seinem Tod gezeichnet hat. Auch die 16-jährige Gabi stellt sich im Zusammenhang mit dem Suizid des von ihr geliebten Großvaters Fragen der Verantwortung und erzählt eine Begebenheit, die sie daran erinnert:

> **Da fällt mir was ein. Ich weiß nicht, man soll das vielleicht nicht vergleichen. Ich habe eine Katze gehabt, die war schon alt und ging nicht mehr raus, hat immer nur am Ofen gelegen. Und Mutti war wütend auf die Katze, die ging ihr auf die Nerven, weil sie so alt war und man keinen Spaß mehr mit ihr hatte. Sie wollte sie töten lassen. Immer wieder hat sie damit angefangen. Ich hab mich selber gewundert, ich bin ja sonst nicht so, ich seh immer alles ein, aber in dem Fall hab ich stur nein gesagt. Ich hab viel Ärger in Kauf genommen wegen der Katze. Dann ist sie doch gestorben. Am Morgen komme ich raus, da steht noch die Milch, und sie liegt ganz steif auf der Seite. Ich hab schrecklich geheult, ich hatte solche Angst, und Mutti hat mich getröstet. Jetzt wollen wir keine neue Katze mehr.** (GM ,117)

Die in der Luchterhand-Ausgabe weggelassene Passage ist eine Parabel auf die Geschichte des Großvaters, der von der Mutter „rausgeschmissen“ wird und sich daraufhin das Leben nimmt. „Ich solls vielleicht nicht sagen, aber mein Opa ist nicht eines normalen Todes gestorben“ (GM, 122), erklärt Gabi. Ebenso radikal gekürzt wie die Katzen-Parabel wurde eine Passage aus Katjas Protokoll, in der es ebenfalls um einen endgültigen Abschied von einem geliebten Menschen geht:

> **Meine Eltern haben noch einen Jungen aufgenommen, dessen Eltern verschwunden waren. Johannes konnte sich aber nicht mehr einfügen, er hatte oft Schlägereien mit meinen großen Brüdern, die sehr eifersüchtig waren. Meine Mutter hat sich immer für andere Kinder interessiert, nicht nur für die eigenen. Johannes ist oft zur Autobahn gegangen und hat gesagt: Eines Tages geh ich weg. 1946 hieß es, wir gehen nach A., Vater wird dort Bürgermeister. Johannes war begeistert, weil er hoffte, wir kriegten einen großen Hof, er war sehr für die Landwirtschaft. Und dann war kein Hof da, und er ist wirklich zur Autobahn gegangen. Er hat nie wieder von sich hören lassen. Ich glaube, ich habe ihn sehr gern gehabt.** (GM, 150 f.)

Themenbezogene, sinnverändernde Kürzung sind auch im Protokoll der späteren Kaderleiterin Karoline vorgenommen worden:

Ich funktionierte so lange, wie ich unbedingt mußte, dann wars aus. Drei Jahre war ich invalide geschrieben. **Mein Hausarzt hat mir aber immer gesagt, ich soll mich zusammenreißen, es wären nur die Nerven.** Damals hab ich mich mehr mit dem Tod beschäftigt als mit dem Leben. Gefürchtet hab ich ihn nur insofern, als meine Kinder noch nicht groß waren. **Aber ich hab ihn auch herbeigesehnt. Mit dem Thema bin ich heute fertig. Von Dauer ist nichts auf dieser Welt, warum soll ausgerechnet mein kleines Leben von Dauer sein?** **Als ich nun ausfiel** mußte Richard einspringen. (GM, 245)	Ich funktionierte so lange, wie ich unbedingt mußte, dann wars aus. Drei Jahre war ich invalide geschrieben. Damals hab ich mich mehr mit dem Tod beschäftigt als mit dem Leben. Gefürchtet hab ich ihn nur insofern, als meine Kinder noch nicht groß waren. **Nun** mußte Richard einspringen." (GM_L, 172)

In der Luchterhand-Ausgabe wird nicht mehr ersichtlich, dass sich Karoline mit Selbstmordgedanken getragen hat. Der Quantität der thematischen Kürzungen nach zu urteilen, liefen Selbstmord und Tod nicht nur den offiziellen Selbstdarstellungen der DDR zuwider, sondern erschienen wie folgt auch bei Rosi, auch dem westdeutschen Lektorat entbehrlich: „**Letztendlich muß man auch mal an den Tod denken. Ich denke manchmal daran, weil ich wissen möchte, wie mein Mann reagiert, wie der Stefan reagiert oder wie andere Menschen auf meinen Tod reagieren, einfach aus dem Motiv heraus: Was bist du ihnen wert? Was würde der Welt fehlen?**" (GM, 49). Ebenso wie Rosis Einlassung, wurde aus Susannes Protokoll gestrichen, was gewissermaßen als Antwort auf das Nachdenken über den Tod bzw. als ihr Widerpart gelesen werden kann:

> **An den Tod denken macht mich auch traurig. Petra hat mir immer erzählt, abends im Bett: Hach, ich hab solche Angst vorm Sterben, wenn ich daran denke, dann könnte ich verrückt werden. Als ich gesehen habe, wie sie sich fertigmacht, hab ich mir gedacht: Bloß weg von solchen Gedanken! Ich kann auch keine Krankengeschichten hören oder von Alten und so was, da wird mir eklig. Ich sag zwar zu mir, na ja, so wirst du auch mal, aber innerlich glaub ichs nicht.** (GM, 93)

Und auch Christl hält das Thema Tod auf Abstand: „**Wenn einer stirbt, den ich kenn, sag ich mir: Wer weiß, wie schnells dich selber erwischt. Aber daß ich direkt geknickt bin deswegen, kann ich ni sagen. Ich denk mich da gar net so richtig rein**" (GM, 136). Ruth, deren Vater eine irre Beziehung zu Büchern hat, die irre viel Tee trinkt und sich irre verhält, fürchtet sich ebenso „irre vorm Sterben. Ich möchte jemanden haben, zu dem ich beten kann: Lieber Ichweißnichtwas, laß mich noch ein wenig glücklich sein. Ich zahle dir jeden Preis" (GM, 77).

„Weißt du, wovor ich Angst habe?", fragt abschließend auch Lena. „Im Krankenhaus liegen, ohne Bücher, ohne Musik, ohne Bilder, nur weiße Kittel sehn und Medikamente fressen und schlechte Gerüche. Ich habe Walter gebeten, mich dann herauszu-

holen, mir eine Händel-Platte aufzulegen und was vorzulesen. Dann sterbe ich ganz gern" (GM, 215).

Die Themen Tod und Vergänglichkeit nehmen nicht nur in den Protokollen einen breiten Raum ein, sondern sind zum Zeitpunkt des Lektorats und wenigsten im Fall von Erikas Protokoll, auch zum Zeitpunkt der Durchführung des Interviews[307], zentrale Themen in Maxie Wanders Leben. Nach allem, was zu lesen ist, hat Maxie Wander bis zuletzt um das Leben und die Hoffnung auf Überleben gekämpft. Sie stirbt am 21. November 1977 im Alter von nur 44 Jahren und hinterlässt mit *Guten Morgen, du Schöne* ein beeindruckendes und eindrückliches Zeugnis ihrer Zeit und ihres *schriftstellerischen Könnens*.

[307] Schröder 1996, S. 30.

5 Resümee

Guten Morgen, du Schöne stützt „keine These, auch nicht die, wie emanzipiert wir doch sind“ (B, 54), schreibt Christa Wolf in ihrem Vorwort. Dem wäre nichts hinzuzufügen, wäre die Praxis nicht eine andere. Der Protokollband gilt nicht nur trotz, sondern gerade wegen des Vorwortes der Schriftstellerin bis heute als Zeugnis der selbstbewussten DDR-Frauen, die Dank ihrer ökonomischen Unabhängigkeit nach neuen Lebensformen jenseits patriarchaler Muster und Rollenerwartungen suchen.

Im Text lassen sich jedoch nur wenige Belege für diese Behauptung finden. Bis auf Barbara lebt keine der porträtierten Frauen in einer anderen Lebensform als der Klein- oder Elternteilfamilie. Obwohl ein Teil der Ich-Erzählerinnen Vorstellungen von alternativen Lebensformen wie der ‚Großfamilie‘ oder der Wohngemeinschaft formuliert, werden diese nur in der Fantasie ausgelebt. Zehn Jahre nach Gründung der ersten Wohngemeinschaften in Westdeutschland, verweist dieses Ergebnis aber eher auf die Blockierung der Differenzierung von Lebensstilen und nicht auf ihre Pluralisierung. Und auch in der Fantasie der Ich-Erzählerinnen bleiben die ‚utopischen‘ Lebensentwürfe moderat und bewegen sich größtenteils innerhalb der Grenzen staatssozialistischer Lebensart. Dazu zählt eine durchweg starke Arbeitsorientierung, die, anders als Christa Wolf es behauptet, nicht nur bei den Männern mit einem hohen Maß an Leistungs- und Verzichtsbereitschaft verbunden ist.

Die hohe Leistungsorientierung ist ein hervorstechendes Merkmal sowohl bei den ‚älteren‘, höher qualifizierten Frauen wie Katja, Erika, Lena und Margot als auch bei den Frauen mit eher protestantischer Arbeitsorientierung. Die höher qualifizierten Frauen wie Katja und Margot reflektieren und kritisieren jedoch die Internalisierung dieser Normen: „Wenn ich nicht arbeite, […] bin ich mir selber fremd“ (GM, 223); „Mein Leben ist eigentlich immer schwerer geworden“ (GM, 174). Für die jüngeren Frauen bot die Erwerbsarbeitssphäre dagegen weder die Möglichkeiten zur beruflichen Selbstbestätigung noch zum beruflichen Aufstieg. Bei ihnen herrscht, anders als bei den älteren Generationenzusammenhängen und den arbeiterlich orientierten Frauen, Resignation.

Insofern bleibt es eine weiterhin zu diskutierende Forschungsfrage, inwiefern sowohl Leistungs- und Verzichtsbereitschaft als auch die Politisierung der Erwerbsarbeitssphäre mit dem Paradigma der ‚Emanzipation durch Erwerbsarbeit‘ in Einklang zu bringen sind. Solange Erwerbsarbeit weitgehend entpolitisiert und entideologisiert betrachtet und undifferenziert als Quelle emanzipatorischer Prozesse betrachtet wird, zeigen sich weder belangvolle generationen- und schichtspezifische Unterschiede, noch die Kehrseiten einer systemspezifischen Arbeitspolitik, die das Gegenteil emanzipatorischer Prozesse evozierte: Mitläufertum, Vorteilsnahme und Opportunismus. Gerade mit Blick auf das vielbeschworene Selbstbewusstsein der DDR-Frauen gemahnt der Protokollband hier an eine differenzierte Auseinandersetzung. Wo Anpassungs- und Unterordnungsdruck oberste Handlungsmaxime sind und „entfremdete, destruktive Struktu-

ren“ (B, 56) dominieren, werden nicht Selbstbewusstsein und Veränderungswille gefördert, sondern bleibt unter Umständen nurmehr der Rückzug ins Private und auf sich selbst. Hier gedeihen nicht Selbstbewusstsein und Zuversicht, sondern Unsicherheit und Isolation, auch darauf weist Wolf am Ende ihres Vorwortes hin (vgl. B, 62).

Einen breiten Raum innerhalb der Texte nimmt analog dazu die Kritik am sozialistischen Konformismus ein, am bloßen Mitläufertum, am Opportunismus und der Ritualisierung von Haltungen und Verhaltensweisen. Lebensweltliche Grenzen werden aber auch hier nicht überschritten, sondern der Sozialismus bleibt letztendlich die ‚wahrhafte‘ Gesellschaftsordnung. Gefordert wird ganz pragmatisch und in Interessensidentität mit den, in etwa zeitgleich aufkommenden Oppositionsgruppen und späteren Bürgerbewegungen der DDR, ein Sozialismus mit menschlichem Antlitz. Dass die Frauen im Protokollband eine bessere, nicht-patriarchale Gesellschaft einfordern, ist dabei ein ebensolches gedankliches Konstrukt von Christa Wolf, wie ihre Hoffnung, dass Frauen eine diesbezügliche Avantgardefunktion übernehmen und die Gesellschaft menschlicher, ‚weiblicher‘ gestalten könnten.

Wolf bestätigt mit ihrem Vorwort einmal mehr, dass sie nicht nur Autorin, sondern auch *die* Theoretikerin des Literarischen Feminismus der DDR war. Es ist ihre Leistung, eine in den Lebenswelten der DDR verankerte feministische Theorie formuliert und vor allem den Zusammenhang zwischen System- und Patriarchatskritik benannt zu haben. Vehement weist die Autorin darauf hin, dass der Staatssozialismus ein patriarchaler ist. Problematisch bleibt jedoch die inhärente Differenzierung zwischen dem ‚guten‘ weiblichen und dem zerstörerischen ‚männlichen‘ Prinzip. Frauen sind nicht automatisch die besseren Menschen und vom Autoritätsdenken, von Leistungsdruck und der „Unfähigkeit zu lieben“ (GM, 17) befreit, weil sie zu einer marginalisierten Gruppe zählen und damit historisch andere Erfahrungen als Männer gemacht haben. Das zeigen insbesondere auch die Analysen des Protokollbandes *Die Frauen von ORWO*.

Disputabel bleibt ebenfalls die Frage, inwiefern das Vorwort Wolfs in den Protokollen seine Entsprechung findet. Von der unterstellten Schwesterlichkeit über die neuen Lebensformen bis zur Avantgardethese besteht, anders als im Vorwort behauptet, weitgehende Inkongruenz. Christa Wolf bedient sich vielmehr besonders sinnhafter oder poetisch formulierter Passagen, ohne dass der von ihr unterstellte Sinnzusammenhang im entsprechenden Protokollkontext verifiziert werden könnte. Besonders auffällig dabei ist die Diskrepanz in Fragen der Dominanz und Präsenz des männlichen Vorbildes. Die Schriftstellerin nimmt in ihrem Vorwort quasi vorweg, was unter Umständen perspektivisch zur kognitiven Identität des Feminismus der DDR hätte werden können – die Infragestellung des männlichen Vorbildes, welches jedoch scheinbar unangefochten die Lebenswelten der DDR und auch die Protokolle dominiert. Vermutlich schrieb die Autorin auch wegen dieser normativen Persistenz vehement und beharrlich gegen die Zurichtung der Menschen an. Das ‚Männliche‘ war und blieb im Gegensatz zur alten Bundesrepublik aber Zeit des Bestehens der DDR mehr oder weniger sakrosankt.

Es ist an dieser Stelle nicht richtig zu behaupten, Christa Wolf hätte nicht zwischen den Geschlechtern differenziert[1], weil sie eine Emanzipation mit den Männern forderte und nicht gegen sie. Wolf stellte anders als im westlichen Feminismus jedoch heraus,

[1] Vgl. u. a. Schelbitzki Pickle 1981, S. 227.

dass auch Männer von ihren Rollenzwängen befreit werden müssen. Dass die in *Guten Morgen, du Schöne* porträtierten Frauen dabei diejenigen sind, die den Männern eine neue Reflexionsfläche bieten und radikale Lebensansprüche jenseits patriarchaler Bilder- und Lebenswelten formulieren, ist eher mit der Utopie der Autorin und den kognitiven Überzeugungen des westlichen Feminismus vereinbar, als dass die Behauptungen anhand der einzelnen Protokolle verifiziert werden könnten. Christa Wolf hat in diesem Punkt ein selbstreferentielles Vorwort formuliert, in welchem der eigene Standpunkt der Autorin – untermauert mit geeigneten Textpassagen aus Maxie Wanders Protokollband – dominiert.

Aber nicht nur durch Christa Wolf, auch im Westen Deutschlands ist *Guten Morgen, du Schöne* selbstreferentiell vereinnahmt worden. Hier haben zum einen die radikalen Kürzungen des Luchterhand-Verlages und zum anderen die Paradigmen und Überzeugungen des westlichen Feminismus dazu beigetragen, dass in der Forschungsliteratur das Bild von den DDR-Frauen mithilfe des Protokollbandes nicht differenziert betrachtet, sondern Wolfs Vorwort überwiegend bestätigt wurde. Zwar differieren die inhaltlichen Schwerpunkte, auf die sich die Forscherinnen im Einzelnen beziehen. Es handelt sich aber immer um Übereinstimmungen mit der westlich-feministischen kognitiven Identität (vgl. Kap. 3.2.2), wenn Haux aus den Protokollen beispielsweise herausliest, „wie vielfältig die Möglichkeiten weiblicher Selbstverwirklichung“[2] waren, von Stephan negiert wird, dass die porträtierten Frauen traditionelle Schönheitsideale hatten oder Harbord den Band als eine Art ost-spezifische, literarische Selbsterfahrungsgruppe versteht. Die Wissenschaftlerinnen abstrahieren von der Tatsache, dass die Möglichkeiten ‚weiblicher‘ Selbstverwirklichung in der DDR systemspezifisch begrenzt waren.

Wander nimmt dagegen nicht nur „das Versprechen auf volle Entfaltung des Individuums in der sozialistischen Gesellschaft“[3] ernst, wie Haux des Weiteren ausführt. Die Autorin entwirft ebenso wie Paschiller und Martin ein Gegenbild zum offiziell dominierenden, mechanisierten und ökonomisierten Frauenbild. Von der bürgerlichen Julia und der Hausfrau Steffi, über die Kaderleiterin Karoline und die ‚Außenseiterinnen‘ Ruth und Petra bis zur ‚Aussteigerin‘ Barbara, gibt Wander ‚den‘ Frauen ein Gesicht und macht deutlich, dass Menschen auch im Sozialismus Individuen mit unterschiedlichen Gedanken, Bedürfnissen, Charakteren, Lebensentwürfen und Wünschen sind.

Das bedeutet jedoch nicht, dass auch die „Möglichkeiten weiblicher Selbstverwirklichung“ (s. o.) in der DDR vielfältig waren. Trotz Modernisierungs*tendenzen* in den Protokollen, bleiben die Ich-Erzählerinnen vielfach der Tradition und den lebensweltlichen Grenzen ihres Handlungsraumes verhaftet. Deshalb entwerfen die Ich-Erzählerinnen auch keine alternativen oder avantgardistischen Vorstellungen von einer ‚anderen‘, ‚uneingepassten‘, ‚weiblichen‘ ‚Wirklichkeit‘. Wander zeigt vielmehr, dass auch in der DDR viele ‚Lebenswirklichkeiten‘ existierten. Die Protokolle handeln nicht vom „Subjektwerden des Menschen“, den das Patriarchat „deformiert hat“ (B, 58), um Wolf noch einmal zu zitieren, sondern vom *Subjekt-Sein* und der Vielfalt des Lebens.

[2] Haux 2006, S. 3.
[3] Ebd.

Vielfältigkeit bedeutet aber nicht nur Verschiedenheit, sondern sie kann auch widersprüchlich sein, etwa wenn sich die bürgerliche Julia *nicht* über Erwerbsarbeit definiert und auch im Übrigen wenig Interesse am ‚neuen' Gesellschaftssystem oder an seinem revolutionierten Geschlechtermodell zeigt (vgl. Kap. 4.2.3), Petra die Emanzipation ihrer Mutter für einen ‚Tick' hält (vgl. Kap. 4.2.4) oder Ruth in ein emotionales Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem Vater gerät (vgl. Kap. 4.3.3). Dass die Protokolle von Julia und Petra in der westdeutschen Luchterhand-Ausgabe weggelassen und Ruths Protokoll radikal gekürzt wurde, hat nicht nur die Ästhetik des Werkes, die Komposition der Protokolle und das diskursive Prinzip des Bandes zerstört, sondern auch das Prinzip der Vielfalt nivelliert. Die Kürzungen lassen den Band zu dem werden, was er in der Originalversion nicht ist: Ein Nachweis dessen, wie emanzipiert die DDR-Frauen sind.

Die lektorierenden Eingriffe durch den Luchterhand-Verlag schaffen Konsistenz anstelle von Vielfältigkeit. Vermutlich stieß der Feminismus westlicher Provenienz unter Frauen in der DDR aber nicht nur deshalb auf breite Ablehnung, weil hier die Gleichberechtigungspropaganda aggressiv betrieben wurde und die Frauen (auch selbstintegrativ) an den Kommunikationsraum DDR gebunden waren, wie Harbord vermutet (vgl. Kap. 4, Anm. 57), sondern u. a. auch deshalb, weil der westliche Feminismus mit seiner *einheitlichen* ‚kognitiven Identität' (vgl. Kap. 3.2.3) keine Alternative zur *vereinheitlichenden* marxistisch-leninistischen Weltanschauung bot.

Möglicherweise wollten Frauen in der DDR nicht mit *einer* Stimme reden und ihre Lebensweise und Werthorizonte erneut einem ideellen Überbau unterordnen, sondern individuell und vielfältig sein. Die Auseinandersetzungen mit dem Literarischen Feminismus der DDR und die Ergebnisse der Analysen von *Guten Morgen, du Schöne* weisen darauf hin, dass allein die Existenz ‚kognitiver Strukturen' (Schulz 2008b) eine Auseinandersetzung mit den *Inhalten* des westlichen Feminismus in der DDR von vornherein blockiert hat – ein Aspekt, der erneut gegen die Existenz einer Frauen*bewegung* und für die Systemgebundenheit des Feminismus in der DDR spricht.

Wenn man den Begriff Feminismus dagegen weit fasst und ihn als Engagement von Frauen versteht, die sich für die Verbesserung der Lebenschancen von Frauen einsetzen (vgl. Kap. 3.2.4), dann hat es in der DDR sehr wohl einen Feminismus gegeben. Folgt man den Texten von Paschiller, Martin und Wander, dann beinhaltete er in erster Linie aber nicht Patriarchatskritik, sondern übt Kritik an einem reduktionistischen und ökonomisierten Frauen- und Menschenbild. Paschiller, Martin und Wander entwerfen *Gegendarstellungen*: Während Martin und Paschiller dabei die Mühen des Alltags thematisieren, besteht Wanders Entgegnung in der Beschreibung von Vielfältigkeit. Dass die Texte dabei *nicht* der Selbstverständigung über patriarchale Muster dienen, bedeutet wiederum nicht, dass sie nicht auf die Geschlechtsgebundenheit der Problemlagen ihrer Protagonistinnen verweisen würden. Die Hegemonie des Männlichen wird jedoch nicht bewusst in die Texte hereingenommen, kritisiert oder dekonstruiert, sondern ist hier indirekt, über nach wie vor existierende traditionelle Rollenauffassungen und geschlechtsspezifische Benachteiligungen erfahrbar.

Wenn den hier besprochenen Texten keine westlich-feministische Theorie zugrunde liegt, heißt das folglich nicht, dass die Autorinnen keine Emanzipationsvorstellungen hatten, wie Haux (2006) mit Blick auf die Autorin Wander festhält. Und auch Paschil-

lers und Martins Texte mögen zwar stilistisch ‚anspruchslos' sein, inhaltlich sind sie es nicht, auch wenn die Figuren sich letztlich in das staatlich vorgegebene Emanzipationsmodell reintegrieren. Es sind politische Texte, die sich für die Verbesserung der Lebensbedingungen von Frauen einsetzen und nicht nur Probleme öffentlich thematisieren, sondern *Menschlichkeit* einfordern – und zwar nicht im Wolfschen Sinne der Mitmenschlichkeit und Soziabilität, sondern in Form eines ganzheitlichen, nicht reduktionistischen und ökonomisierten Menschenbildes.

Paschiller und Martin entschleiern die ‚Selbstverständlichkeit', die in Ost wie West das Konstrukt von der Vereinbarkeit von Familie und Beruf konnotiert. Im Westen Deutschlands wird darunter üblicherweise verstanden, dass Frauen fraglos erwerbstätig und damit ökonomisch unabhängig waren. In den offiziellen Leitbildern der DDR wurde das Fraglose darüber hinaus zum Problemlosen stilisiert. Dem setzen Martin und Paschiller die Überforderung und das Aufgerieben-Werden im Mahlwerk eines, durch die Vereinbarkeit überlasteten Alltags entgegen. In beiden Texten werden dabei aber nicht nur Probleme der Dysfunktionalität der Alltagsstrukturen, wie der Mangel an Wohnraum oder infrastrukturelle Defizite thematisiert. Paschiller stellt darüber hinaus zaghaft das Konzept der ebenfalls als selbstverständlich (fraglos) vorausgesetzten Mutterschaft in Frage, wobei sie ihre Heldin letztlich doch in die DDR-typischen Lebensbereiche Erwerbstätigkeit, Mutter- und Partnerschaft reintegriert.

Martin betrachtet die ‚Selbstverständlichkeit' dagegen mit Blick auf die Kinder und macht deutlich, dass von den Problemen der Vereinbarkeit nicht nur die Mütter, sondern auch die Kinder ‚betroffen' sind. Sie stellt zum einen die Frage, wie viel Zeit einer vollerwerbstätigen, sich weiterqualifizierenden und alleinerziehenden Mutter für die Beziehung zu ihren Kindern bleibt und zeigt zum anderen, dass ‚ihr' Lebensmodell gesunde, funktionstüchtige und anpassungsfähige Kinder voraussetzt. Damit spricht die Autorin forschungsperspektivisch relevante Themen an. Kaum ein Thema in der Erzählung von den ostdeutschen Frauen weist sowohl zeithistorisch als auch inhaltlich eine derartige Beständigkeit auf, wie das der fehlenden Zeit für die Kinder. Während die Alltagsproblematik nach 1989 zusehends in Vergessenheit geriet, wird das Einpassen der Kinder in die Funktionserfordernisse des Alltags auch in der Nachwendezeit thematisiert.

Obwohl vereinzelte Ergebnisse vorliegen (vgl. Kap. 2.2.3), existiert in Fragen DDR-spezifischer Mutter-Bilder eine Leerstelle im wissenschaftlichen Diskurs, was wohl einerseits auf die kognitive Identität des westlichen Feminismus, das Auseinandertriften von sogenannter ‚Frauen-' und ‚Kinderfrage' und die Befürchtung zurückzuführen ist, dass Forschungen in dieser Richtung bürgerliche Leitbilder von der Fürsorgepflicht und der ‚natürlichen' Mutterschaft reaktivieren könnten. Zum anderen haben vor allem auch ostdeutsche Wissenschaftlerinnen wie Dölling und Nickel den Blick auf die Transformationsprozesse, den Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen und damit auf das Thema Erwerbsarbeit gelenkt. Die Ergebnisse dieser Arbeit lassen jedoch darauf schließen, dass in den von Martin und den anderen Ich-Erzählerinnen geschilderten Erfahrungen als Mütter ein weiteres wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen westlichem und (literarischem) Feminismus der DDR besteht: Kritik an der *Mutter-Kind-Unität* in der alten Bundesrepublik und an der *Mutter-Kind-Funktionalität* in der DDR. Es ist an der Zeit, die Frage der Eltern- und Mutterschaft in feministische Konzepte zu reintegrieren und nicht mehr allein auf vereinbarkeitsspezifische Ge-

sichtspunkte zu reduzieren oder als Ausdruck von Retraditionalisierungstendenzen zu verstehen, sondern als *Beziehungsfrage* zu diskutieren.

Während Nickel und Dölling die nach wie vor bestehenden ost-westdeutschen Differenzen im Erwerbsarbeitsverhalten als Beweis für das Festhalten ostdeutscher Frauen am Modell der Vollerwerbstätigkeit und Zeichen ihres Gleichstellungsvorsprungs interpretieren, können die Zahlen auch gegenteilig, als beständiges Anwachsen von Teilzeitarbeit in beiden Landesteilen in den letzten zwanzig Jahren (vgl. Kap. 2, Anm. 18) gelesen werden. Neben Anzeichen für Veränderungen innerhalb der Erwerbsarbeitssphäre und nach wie vor bestehenden, evidenten geschlechtsspezifischen Unterschieden und Benachteiligungen, finden sich hier auch Hinweise auf einen Einstellungswandel, weg von einer unbedingten Leistungs- und Erwerbsarbeitsorientierung hin zu einem integrativen Modell, das Raum, Zeit und Entfaltungsmöglichkeiten für beide Lebensbereiche, d. h. sowohl für die Eltern-Kind-Beziehung als auch für die Erwerbstätigkeit einfordert.

Insofern ist die, in dieser Arbeit herausgestellte Eltern-Kind-Beziehungsproblematik von aktuell-politischer Brisanz. Die Frage, wie viel Zeit angesichts von Vollerwerbstätigkeit für das Zusammenleben mit Kindern bleibt, stellt sich dabei nicht nur den Müttern, sondern perspektivisch auch den Vätern. Es ist nicht davon auszugehen, dass Männer von der ‚Kinderfalle' verschont bleiben, sollten sie in Zukunft nicht nur gleichberechtigt, sondern auch zu gleichen Teilen an der Fürsorge für die Kinder beteiligt sein. Hier stellt sich die Frage, inwiefern das Paradigma von der Vollerwerbstätigkeit nicht differenziert betrachtet und zugunsten eines Lebensphasenmodells überdacht werden muss.

Ebenfalls noch genauer zu untersuchen sind nach Abschluss dieser Arbeit die Zensurpraktiken der alten Bundesrepublik. Mit den Kürzungen in der Luchterhand-Ausgabe von *Guten Morgen, du Schöne* stellen sich drängende, weiterführende Forschungsfragen. Zuvorderst müssen Werke des Literarischen Feminismus einer Relektüre unterzogen und in Erfahrung gebracht werden, inwiefern es sich bei den Kürzungen in *Guten Morgen, du Schöne* um einen Einzelfall handelt oder inwiefern die Zensur nicht auch im Westen Deutschlands weiter verbreitet war.

Angesichts der dokumentierten und interpretierten Kürzungen in *Guten Morgen, du Schöne*, kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Manipulationen des Protokollbandes zur Anschlussfähigkeit an den westlichen Feminismus beigetragen haben. Schelbitzki Pickle macht als eine der ganz wenigen westlichen Forscherinnen, die eine ‚ungekürzte' DDR-Version als Materialgrundlage verwendet haben, aber auch deutlich, dass die kognitiven Überzeugungen des westlichen Feminismus unter Umständen auch ohne Zutun lektorierender Eingriffe selbstreferentiell vereinnahmt werden können. Schelbitzki Pickle ist zwar neben Gillett/Köhler die einzige, die die Ästhetik des Textes, seine thematische Vielfalt und netzartige, interprotokollarische Kommunikationsstruktur zu würdigen weiß. In ihrer Inhaltsanalyse vermag sie sich trotzdem nicht von der Wolfschen Lesart zu lösen, sondern sucht und findet Entsprechungen zwischen dem Vorwort und den Protokollen.

Dazu trägt aber nicht nur der spezifische Erfahrungsraum der Interpretierenden und deren ‚kognitive Identität' bei. Das Genre selbst scheint darüber hinaus mehr als jede andere Literaturform ‚anfällig' für fehlgeleitete Interpretationen und in mehrfacher Hinsicht vordeterminierte zu sein. Neben dem Paradigma der vermeintlichen ‚Authenti-

zität' der erzählerischen Aussagen und der Mittlerfunktion der Protokollliteratur, marginalisierten Gruppen eine Stimme zu verleihen, bietet die Literaturform eine dritte Interpretationslogik an – nämlich jene, die in Abhängigkeit vom jeweiligen Vorwort der Herausgeber/innen variiert. Die Analysen von *Die Frauen von ORWO* und *Guten Morgen, du Schöne* machen dabei aber auch deutlich, dass Bedeutung und Determinationskraft dieser Interpretationslogiken zeithistorisch differieren.

Im Gegensatz zu Wander, die mit ihren Protokollen eine Gegendarstellung inszeniert, wissen sich die Zeitzeuginnen in *Die Frauen von ORWO* auch selbst in Szene zu setzen. Das Medium dient hier eher der Selbstdarstellung als der Selbstvergewisserung. Anders als bei Wander, die systemspezifisch bedingt eine Mittlerfunktion einnimmt, kommen in *Die Frauen von ORWO* keine marginalisierten Gruppen zu Wort, sondern vorwiegend Leistungsträgerinnen des ehemaligen Systems. Auch ist das Verschweigen hier, anders als zu DDR-Zeiten, keine Produktionsbedingung des Textes, sondern erzählerische Strategie. Erst die Frage nach den Themen, die vermieden und umschrieben werden, führen in der Interpretation zur Politisierung der Erwerbsarbeitssphäre, die wiederum anders als Geißler es behauptet, die These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen letztlich konterkariert. Lediglich die Interdependenz zwischen Vorwort und erzählerischen Aussagen ist als richtungsweisende Interpretationslogik in beiden Fällen kongruent.

Die Frage der Intertextualität erweist sich dabei nicht nur zwischen den Textsorten Vorwort und Protokoll als forschungsperspektivisch bedeutsam, sondern auch in einem Ost-West-Vergleich – zum Beispiel zwischen Erika Runges *Frauen. Versuche zur Emanzipation* (1969) und Maxie Wanders *Guten Morgen, du Schöne* (1977). Runges Protokollband kann als westdeutsches Pendant zu- und Vorgänger von *Guten Morgen, du Schöne* angesehen werden. Runge wollte laut *Nachwort* – was für sich genommen paratextuell bereits bedeutsam ist – „Beispiele gelungener Emanzipation sammeln" und „Vorbilder zeigen". Im Westen Deutschlands Ende der 1960er Jahre hat die Dokumentarautorin laut Nachwort jedoch „keinen Fall solcher Emanzipation gefunden"[4], obwohl sie ein ähnliches Figurenensemble wie Wander vorzuweisen und beispielsweise eine Dozentin für Literaturwissenschaft, eine Unternehmerin, eine Sprachlehrerin, eine Studentin, eine Witwe und eine Hausfrau interviewt hat. Interessant ist hier aber nicht nur die Frage, warum Runge trotz Erwerbstätigkeit ihrer Zeitzeuginnen, in ihnen keine emanzipierten ‚Fälle' sieht, sondern auch die Frage, welche intertextuellen Bezüge gegebenenfalls zwischen Wanders und Runges Werk existieren.

Weiterführende Forschungsfragen ergeben sich darüber hinaus aus den literarischen Motiven, die die Erzählung von den ostdeutschen Frauen konnotieren. Von der *lernwilligen Ingenieurin* über die *bourgeoise Ehefrauen* und die *helfende Oma* – die in den Vereinbarkeitskonstrukten der Vollerwerbstätigkeit als Betreuungs- und Bezugsperson für die Kinder vielfach scheinbar unabdingbar war –, bis zur *Wahl des richtigen Ehemannes*, dem *väterlichen Ratgeber*, den *unsichtbaren Vätern*, wie auch den *vom Zeitmangel ‚betroffenen' Kindern*, bietet sich hier eine Möglichkeit, Ergebnisse, die in dieser Arbeit zum Teil nur gestreift werden konnten, im Rahmen einer zeithistorisch orientierten, *transmedialen Motivgeschichte* weiter zu vertiefen.

[4] Runge 1969, S. 266.

Damit komme ich zum Ende meiner Ausführungen. Geißlers These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen findet in den analysierten Texten keine Entsprechung. Die Heteronomie der Diktatur hat Emanzipation zwar nicht *ver*hindert, aber *be*hindert und von einem Vorsprung oder einer Entgrenzung im modernisierungstheoretischen Sinn kann auch und insbesondere mit Blick auf die Erwerbsarbeitssphäre der DDR nicht die Rede sein. Sie erweist sich in der Analyse vielmehr als der Lebensbereich, der mehr als jeder andere politisch übersteuert war und gerade auch mit Blick auf die Qualifikationsstrukturen Dysfunktionen produzierte.

Die in dieser Arbeit analysierten Werke widersprechen einer Lesart, die in den ostdeutschen Frauen noch immer eine Avantgarde sieht. Dass sie nicht die gleichberechtigteren ‚Schwestern' waren, bedeutet jedoch nicht, dass damit auch die Lebensleistung ostdeutscher Frauen abgewertet würde. Im Gegenteil, die Tradierung der These vom Gleichstellungsvorsprung ostdeutscher Frauen verstellt den Blick auf die Spezifik des Feminismus in der DDR und seine, sich gegen eine technisierte Weltsicht richtende Emanzipationsprogrammtik. Dabei scheint es wenig zweckdienlich, ost- und westdeutsche Feministinnen als ‚Konfrontationsgruppen' (Miethe 2004) zu begreifen und hinsichtlich ihres ‚Dominanzerváltnisses' zu befragen (vgl. Kap. 2.1.3). Schließlich hat diese Arbeit gezeigt, dass ost- und westdeutsche Frauen an der Legendenbildung von den gleichberechtigteren DDR-Frauen in gleichem Maße beteiligt waren und sind. Insofern müssen Ost und West auch gleichermaßen ihre Bilder und Konzepte überdenken und dabei kann ich „nicht finden" – um in Abwandlung eines Zitates von Christa Wolf die Autorin ein letztes Mal zu zitieren – dass die eine von der anderen Seite „gar nichts […] zu lernen hätte[..]" (B, 60).

6 Anhang – Vergleich der Original- mit der Lizenzausgabe von *Guten Morgen, du Schöne*

Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne*. *Protokolle nach Tonband*, München [4]1997.

im Vergleich mit:

Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne*. *Frauen in der DDR*. *Protokolle*. *Mit einem Vorwort von Christa Wolf*, Darmstadt, Neuwied 1978.

Legende:

Fett	in der Luchterhand-Ausgabe weggelassen
[**Fett**]	in der Luchterhand-Ausgabe ersetzt oder hinzugefügt
***)**	Fußnote in westdt. Ausgabe eingefügt
<u>unterstrichen</u>	Kürzungen in der Luchterhand-Ausgabe und;oder beim Buchverlag Der Morgen im Vergleich mit Christa Wolfs *Berührung. Maxie Wander: ‚Guten Morgen, du Schöne‘* (1978).
[…]	Auslassungen beim Zitieren
…	Auslassungen im Original
Kursiv	Hervorhebung im Original
{32 Jahre, 1 Kind}	Soziologische Informationen, um die das Inhaltsverzeichnis ab der 2. Edition (DDR) ergänzt wurde, nicht aber die Protokollüberschriften im Fließtext (vgl. Kap. 4, Anm. 156 u. 157).

Christa Wolf. Berührung. Ein Vorwort. (GM, S. 11-22) [**Berührung. Vorwort von Christa Wolf**] (GM_L, S. 9-20) Berührung. Maxie Wander: „Guten Morgen, du Schöne“ (B, 53-62)	
Ermutigt durch die Unerschrockenheit der andern, mögen viele Frauen wünschen, es wäre jemand bei ihnen, der zuhören wollte: wie Maxie Wander ihren Gesprächspartnerinnen. Ich liebe das Wort »Partner« nicht, neutral und farblos, wie es ist; in »Partnerwahl« und »Partnerbeziehung« liefert es wertfreie Termini für Verhaltensforscher und Psychologen, als »Partnerlook« bedient es die Konsumentensprache, und als »Gesprächspartner« tritt es unverblümt auf den Markt, wo Partner ihr Verhältnis auf Geben und Nehmen gründen, auf gegenseitigen Vorteil und gegenseitige Übervorteilung, auf die handelsübliche Gewinnspanne und den unpersönlichen Kontakt. Der Geist, der in diesem Buche herrscht – nein: am Werke ist –, hat mit Markt- und Herrschaftsverhältnissen nichts zu tun. Es ist der Geist der real existierenden Utopie, ohne den jede Wirklichkeit für Menschen unlebbar wird. (B, 53; GM, 11; GM_L, 9)	in beiden Buchversionen weggelassen
Nur scheinbar fehlt in diesen **neunzehn** [**siebzehn**] Protokollen das **zwanzigste** [**achtzehnte**], die Selbstauskunft der Autorin (GM 11; GM_L, 9)	ersetzt
Wenn wir das, was sie in jedem Gespräch von sich selbst preisgab, zu einem Band zusammenfügen könnten, hätten wir jenes vermißte **zwanzigste** [**achtzehnte**] Protokoll. (GM, 11; GM_L, 9) Maxie Wander hat lange, in großer Unruhe, nach ihrer Sprache, ihrem Ausdrucksmittel gesucht. Sie hat vieles ausprobiert, wieder fallenlassen, scheinbar ziellos, wie manche der Frauen in ihrem Band auch. Sie paßte an keine der Stellen, wo mit möglichst geringem Kraftaufwand eine möglichst große Wirkung erzielt werden muß. Wer aber dahin nicht paßt, wird leicht an sich irre. Nun ist klar – und ich wehre mich, nur weil sie tot ist, zu sagen: zu spät –, daß es ihr Talent war [Ihr Talent war es], rückhaltlos freundschaftliche Beziehungen zwischen Menschen herzustellen; ihre Begabung, andere erleben zu lassen, daß sie nicht dazu verurteilt sind, lebenslänglich stumm zu bleiben. (B, 54; GM, 12; GM_L, 9f.) **Wenn Menschlichkeit heißt, niemals, unter keinen Umständen einen anderen zum Mittel für eigene Zwecke zu machen, so war Maxie Wander menschlich. Die Frauen, zu denen sie ging – einige kannte sie, andere nicht – waren ihr nicht Vorwand für eigene Absichten:** Hier wurde niemand ausgefragt, kein wohlkalkuliertes	ersetzt in beiden Buchversionen weggelassen in Luchterhand- Ausgabe weggelassen

Unternehmen unter Dach und Fach gebracht; es sprechen Frauen miteinander, die einander brauchen, die sich selbst und die andere entdecken. (GM, 12; GM_L, 10)	
Einem solchen Interviewer hätten die Befragten anderes gesagt, und auf andere Weise. Hier gerät das Tonbandgerät in Vergessenheit. Das technische Instrument, mißbrauchbar wie jede Maschine – zum Verhör, zur Spionage, als Konserve, ungelebtes Leben auszufüllen, als Beweisstück gegen den Verdächtigten, Beschuldigten, Angeklagten –, wird in den Dienst genommen, den wohlverstandenen Zwecken seiner Benutzer untergeordnet. Ding bleibt Ding und entartet nicht zum Fetisch. Diese Texte entstanden nicht als Beleg für eine vorgefaßte Meinung; sie stützen keine These, auch nicht die, wie emanzipiert wir doch sind. (B, 54; GM, 12; GM_L, 10)	in beiden Buchversionen weggelassen
Ein schmaler Grat ist zwischen Selbstoffenbarung und Selbstentblößung, zwischen Intimität und Peinlichkeit, Vertrauen und Selbstaufgabe. (B, 55; GM, 13; GM_L, 10)	nur in DDR-Ausgabe weggelassen
Privates wird öffentlich gemacht: mit Exhibitionismus hat das nichts zu tun. Aber so selbstverständlich ist es auch wieder nicht, daß niemand Anstoß nähme. Da zeigen sich, erheiternde Umkehrung, Männer auf einmal prüder als Frauen; könnte es sein, daß sie die ‚Frechheit', die Dreistigkeit der Frauen tadeln und in Wirklichkeit ihre Überlegenheit fürchten? Daß sie die Töne, die manche der Frauen hier anschlagen, nur ertragen, wenn sie selbst sie gebrauchen – im Männergespräch über Frauen? Mit Unbehagen scheinen diese Männer wahrzunehmen [Männer werden mit Unbehagen wahrnehmen], wie Frauen ihre traditionell ‚weibliche' Prägung – sie alle haben ja Mütter, die das Ihre getan haben – loswerden, den Mann mustern, ihn entbehren können, erwägen, ihn zu verabschieden […] (B, 55; GM, 13; GM_L, 11)	in beiden Buchversionen weggelassen
Niemand soll meinen, hier werde ihm eine mechanische Abschrift vorgesetzt, Material, Rohstoff. Wie Sarah Kirsch, die als erste bei uns in ihrem Band »Die Pantherfrau« Tonbandprotokolle herausgab, hat Maxi Wander [hat] ausgewählt, gekürzt, zusammengefaßt, umgestellt, hinzugeschrieben, Akzente gesetzt, komponiert, geordnet – niemals aber verfälscht. (Ein Vergleich der beiden in ihrem Charakter so unterschiedlichen Bücher belegt: Der Autor solch scheinbar autorloser Bücher ist in ihnen die unentbehrlichste Person.) Der Glücksfall: Das Buch kam zur rechten Zeit; es traf auf eine noch unartikulierte Erwartung. Es kam früh genug, daß es uns überraschen konnte; nicht so früh, daß man es abwehrte. Erst als wir es gelesen hatten, wußten wir, daß wir es brauchten. Bücher sollen ja Bedürfnisse nicht ‚befriedigen',	in beiden Buchversionen weggelassen

sondern anstacheln. Maxie Wander hat den Beginn der intensiven Auseinandersetzung mit ihrer Arbeit, die Dankbarkeit vieler Leserinnen noch erlebt. Sie war, kurz ehe sie starb, lebendiger denn je. Jetzt hätte sie Hände, Kopf und alle Sinne frei gehabt für diese Aufgabe, die sie sich erfunden hatte. Unmöglich, unglaubhaft scheint es mir, von ihr in der Vergangenheitsform schreiben zu müssen. Unsere Verluste sind schrecklich. Dieses Buch kann man nicht ‚besprechen'. Es lebt vom Einzelfall, der für sich selber spricht, nicht bewertet oder kommentiert sein will: Man müßte ja Urteile über lebende Menschen fällen. Auch literaturkritische Maßstäbe versagen: Diese Texte [**Die Texte, die so entstanden**] – Vorformen von Literatur, deren Gesetzen nicht unterworfen, der Versuchung zur Selbstzensur nicht ausgesetzt –[,] sind besonders geeignet, neue Tatbestände zu dokumentieren. (B, 56; GM, 14; GM$_L$, 12)	
Das Buch von Maxie Wander belegt, ohne darauf aus zu sein, eine bedeutsame Erscheinung: Erst wenn Mann und Frau sich nicht mehr um den Wochenlohn streiten, um die zweihundert Mark [**das Geld**] für eine Schwangerschaftsunterbrechung, darum, ob die Frau »arbeiten gehn« darf […] (B, 58; GM, 16; GM$_L$, 14)	in beiden Buchversionen ersetzt
Ich kann nicht finden, daß wir [**in der DDR**] gar nichts davon zu lernen hätten. (B, 60; GM, 19; GM$_L$, 17)	in beiden Buchversionen hinzugefügt
Ich verringere den Abstand **systematisch** [**automatisch**], bis ich den Menschen ein Vertrauter bin. (GM, 21; GM$_L$, 18)	ersetzt
Hoffentlich erkennen wir [**Hoffentlich wird erkannt**], wie wichtig die Sensibilität von Frauen für solche Widersprüche uns allen sein muß. Unsere Verhältnisse [**Die Verhältnisse in unserem Land**] haben es Frauen ermöglicht, ein Selbstbewußtsein zu entwickeln, das nicht zugleich Wille zum Herrschen, zum Dominieren, zum Unterwerfen bedeutet, sondern Fähigkeit zur Kooperation. (B, 61; GM 21; GM$_L$, 18)	in beiden Buchversionen ersetzt

Rosi, {32 Jahre, Sekretärin, I Kind, verheiratet:} Das Haus, in dem ich wohne (1. Protokoll; GM, 23-37) Rosi [**S., 34, Sekretärin, verheiratet, ein Kind**] Das Haus, in dem ich wohne (5. Protokoll; GM_L, 65-77)	
Meine Eltern haben es mit mir genauso gemacht, **sie sind klug und unverdorben,** ihnen habe ich alles zu verdanken. (GM, 23; GM_L, 65)	weggelassen
Dabei war ich keine Leuchte. **Ich begriff alles, wenn ich zuhörte, doch ich merkte mir nichts.** Ich war nur scharf aufs Abenteuer. Ich bin das einzige Kind, aber meine Eltern **haben mir nie Puppen aufgezwungen und** haben mich nie von **den** anderen Kindern abgekapselt. (GM, 23; GM_L, 65)	weggelassen
Robert hat nur einen Fehler, er kümmert sich nicht um unsere Tochter, er liebt mich mehr als sie. Am liebsten ist er mit mir allein. Auch wenn wir in Gesellschaft sind, ist er mehr mit mir beschäftigt als mit anderen Menschen. **Ich denke nicht darüber nach, ob mir das angenehm ist oder nicht, es ist eben so.** Es kommt vor, daß er mir begeistert von irgendeinem Mann erzählt, was das für ein Kerl ist. (GM, 24; GM_L, 24)	weggelassen
Er hat in seinem Kopf irgendein Männlichkeitsideal, meistens sind das enorm athletische Körper, mit Gesichtern wie Wildwesthelden. Für mich total reizlos – diese zupackenden, undifferenzierten Mannsbilder. **Es ist aber auch noch was anderes. Robert hat eine kleine homosexuelle Ader. Daß er gerade auf mich verfallen ist, ist kein Zufall, er sieht an meiner Mutter, wie knabenhaft die Frauen in unserer Familie bleiben. Das kann auch ein Grund sein, warum er unserer Tochter gegenüber so zurückhaltend ist. Sabine ist eine Wilde, so wie ich als Kind war. Das bringt Robert durcheinander. Es kommt vor, daß er sie anschaut, wenn sie schläft und ihm nicht entwischen kann, als wolle er sie im Schlaf ergründen. Er spricht nie darüber, er ist enorm verschlossen, wie viele Männer. Er kann sich schlecht mitteilen, er überlegt sich tagelang, was er einem Menschen sagen will. Ich habe oft beobachtet, daß Frauen viel spontaner sind als Männer und viel direkter.** Ich gehöre nicht zu den Frauen, die sich einbilden, nur mit *einem* Mann glücklich sein zu können. Ich treffe ständig Männer, die mir gefallen und denen ich gefalle. Wenn tatsächlich nur zwei Menschen füreinander in Betracht kämen, unter den …zig Millionen auf der Welt, wie fänden diese beiden zueinander? **Nein, man hat einfach**	weggelassen weggelassen

seine Wahl zu treffen, und dann wird er eben der Einmalige sein, der einen glücklich macht. Aber glaube nicht, daß du von mir was enorm Spannendes für dein Buch erfährst. (GM, 25; GM_L, 66 f.)	
Es ist seltsam, da ein Mann so etwas ohne weiteres eingesteht, es würde sogar sein Prestige aufpolieren. **Poliert dieses Geständnis *mein* Prestige auf? Nein.** Ich [**aber**] verberge diesen Teil meines Lebens vor anderen Menschen, da ich weiß, wie sie über Frauen wie mich urteilen und wie schlecht mein Mann dabei wegkommt. (GM, 25 f.; GM_L, 67)	weggelassen hinzugefügt
Meistens gehen Frauen auf die Barrikaden, die **neidisch sind und** ihren Neid hinter moralischer Entrüstung verstecken. (GM, 26; GM_L, 67)	weggelassen
Und genau das ist es, was die meisten Menschen nicht sehen wollen, **es kommt ihnen unmenschlich vor. Was für ein Unsinn!** Ich habe nicht zufällig diesen Arbeiter genommen. (GM, 26; GM_L, 68)	weggelassen
Ging mit einem weißen Mantel herum, **mit schmalen weißen Samtpfoten,** und nach Feierabend hat er Tennis gespielt und ist mit diesen albernen Standfahrrädern in seiner Wohnung beschäftigt gewesen. (GM, 26; GM_L, 68)	weggelassen
Das arme Mannsbild hat jetzt Komplexe, **er windet sich, wenn er mich sieht.** Du glaubst, du hast mich jetzt ertappt, ja? Warum trägt sie ihre Sexualität aus dem Haus, wenn's mit ihrem Mann **so gut** klappt, ja? (GM, 27; GM_L, 68)	weggelassen
Das geht bestimmt vielen Frauen so, sie gestehen es sich nur nicht ein, **weil ein Drall zum Lesbischen gleichbedeutend mit seelischem Kranksein ist.** Ich sehe **also** gerne Frauen, die große Brüste haben, sie müssen nicht **einmal** schön sein. Man geht mit so vielen Menschen in die Kantine, ins Kino oder spazieren, **am Fluß entlang,** sitzt in Versammlungen zusammen, lacht, streitet … (GM, 27; GM_L, 68)	weggelassen
Das weiß ich genau, viel genauer als manche Frauen, die sich einreden, mit keinem andern Mann **pennen** [**schlafen**] zu können. (GM, 27; GM_L, 69)	ersetzt

Eine gesunde Sexualität muß dem Menschen [**heutzutage**] anerzogen werden. **Wer denkt darüber denn nach? Ich bin der Auffassung, daß man alles lernen kann, die Liebe wie den Sex.** Kleine Kinder haben schon ihren Sex, **und den müssen wir erziehen wie alles andere auch.** Als Sabine fünf war, lebte eine Weile ihr kleiner Freund bei uns, dem war die Mutter sehr krank geworden. (GM, 28; GM_L, 68)	hinzugefügt, weggelassen
Wenn das mit Takt geschieht, wüßte ich nichts dagegen einzuwenden. **Ein Beispiel: Mein Mann ist ein enorm sinnlicher Typ, wie die meisten gesunden Männer, aber Feingefühl für die Frau hat er nie gehabt. Das habe ich ihm anerziehen müssen.** **Ach, ist ja grausam, was ich da von mir gebe! Gewisse Dinge entwickeln sich eben …** Was heißt Überlegenheit? (GM, 29; GM_L, 70)	weggelassen
Ich habe früh begriffen, wie ich mit Robert zurechtkomme, was ich ändern kann und was nicht. **Es muß doch auch eine Arbeitsteilung geben. Dieses Badezimmer, das wir jetzt genießen, ist Roberts Werk. Warum soll ich das nicht würdigen! –** Ach, wir haben schon Streit. (GM, 29; GM_L, 70)	weggelassen
Aber der Zündstoff ist schnell verbrannt und richtet kein Unheil an. **Danach hat sich nicht wesentlich was geändert.** Die Stillen wie mein Robert, die setzen sich mit Schweigen durch, **so ist das**. Wenn ich ehrlich sein soll, muß ich gestehen, daß ich gelegentlich enorm mutlos bin. Es gibt vieles, **was ich verändern will,** was ich nicht so hinnehmen kann. Aber ich *kann* es nicht **ändern** [**verändern**], nicht mit Robert, der so konservativ ist. (GM, 29 f.; GM_L, 70)	weggelassen
Das ist eine normale Abnutzung, **über die man sich nicht wundern darf.** Was ich in unserem Betrieb tagtäglich erlebe, das läßt mich **vor Ehrfurcht** staunen, was Menschen zustande bringen, über wieviel Reserven sie verfügen. Aber es stimmt mich traurig, es macht mir angst, wenn ich sehe, **welch** [**was für ein**] Schindluder damit getrieben wird. (GM, 30; GM_L, 71)	weggelassen ersetzt
Man bleibt in den Gesprächen hübsch an der Oberfläche, **man dringt nicht zu ihrem Wesen vor.** Ich habe ein kleines, ganz kleines bißchen Philosophie gelernt, in meiner Abendschule, und unsere Direktoren haben enorme Parteischulen hinter sich. (GM, 31; GM_L, 71)	weggelassen
Leute hören sich gerne reden und haben nichts Neues zu sagen, nur Phrasen, **die ihnen aus dem Maul sprudeln, während das Hirn schlummert, ja?** Andererseits erleben wir täglich schlimme Dinge, die einem angst machen müßten, die aber so gut wie keiner beachtet.	weggelassen

Da kommt auf einmal etwas hoch, was man für bewältigt gehalten hat, diese Gedankenlosigkeit, diese Voreingenommenheit und Dummheit! (GM, 31; GM_L, 72)	
Einer ruft irgendwas wie: Du, die und die fährt nach Ravensbrück. – Oh, schreit eine Frau vergnügt, dort gehört sie auch hin! **Niemand hat sich dabei was Schlimmes gedacht.** Niemand hat was dazu gesagt, ich auch nicht. (GM, 31; GM_L 72)	weggelassen
Ihn hat es betroffen, und mich betrifft es auch noch ein wenig, **ja?** Dann wird auch unsere Generation aussterben. (GM, 31; GM_L, 72)	weggelassen
Für ihn ist unsere Gesellschaft ganz in Ordnung, weil alle zu essen haben, weil wir persönlich weiterkommen, uns mit Sachen eindecken, Auto, Badezimmer, Kühlschrank, Datsche, Waschautomaten, **die unsere Gewässer ruinieren und Wasser vergeuden. Roberts Vater ist im letzten Kriegsjahr gefallen, da war Robert drei. Seine Mutter hat sofort einen anderen geheiratet, um ihre vier Kinder zu versorgen, der war ein kleiner Mitläufer, der alles verdrängt hat. Sie haben sich also zu Hause nie mit solchen Problemen herumgeschlagen. Die hat Robert erst kennengelernt, als er zu meinen Eltern gekommen ist. Wir haben zwei Jahre bei ihnen gewohnt, und Robert liebt meine Eltern. Zu seiner eigenen Mutter geht er nur, wenn sie Geburtstag hat. Dann ziehen sie eine Familienshow ab, mit Kindern und Kindeskindern, und ich mache auch mit, aus Solidarität zu Robert, der enorm darunter zu leiden hat, wie beschränkt doch seine Familie ist.** Hier ist so ein Spruch von meinem Nachttisch. (GM, 32; GM_L, 72 f.)	weggelassen
Denn jeder Mensch hat seine *eigene* Wahrheit, sein eigenes Lebensgesetz, **dem er folgen muß**. Das kannst du bei allen möglichen klugen Leuten nachlesen, ich weiß, aber ich sage es dir mit meinen Worten, und darauf bin ich stolz. (GM, 32 f.; GM_L, 73)	weggelassen
Das ist richtig, das spüre ich **in meinen Eingeweiden**. Und so halten wir es auch in der Ehe. (GM, 33; GM_L, 73)	weggelassen
Meinem Mann muß es manchmal geschaudert haben, wenn ich zurückgekommen bin, von einer Dienstreise oder von einem Abend, **zu dem** [**wo**] ich mich allein auf die Socken gemacht habe. (GM, 33; GM_L, 73)	ersetzt
Und dabei bleibt es. **Unser familiäres Klima, das wiegt alles andere auf.** Ich könnte es ja auch so wie gewisse Frauenrechtlerinnen machen, die wie die Wilden	weggelassen

schießen, weil man es ihnen erlaubt hat, die über ihre Männer schimpfen, weil sie ihnen den Abwasch nicht abnehmen oder die Scheißwindeln von den Kindern. (GM, 33; GM$_L$, 74)	
Ich bin Sekretärin, schön und gut, aber ich bin auch ich, ich bin Rosa [**Rosa S.**], **Tochter von A. R.** Daß in mir noch eine Menge drin ist, das ich nicht ausschöpfen kann, das spüre ich, und das macht mir Mut zum Weitermachen. (GM, 34; GM$_L$, 74)	ersetzt, weggelassen
Und den Herren der Schöpfung wurde **folgendes** zugebilligt: Aggressivität, Gefühl für soziale Rangordnung, größere Risikobereitschaft. (GM, 35; GM$_L$, 76)	weggelassen
Doris, {30 Jahre, Unterstufenlehrerin, I Kind, verheiratet:} Ich bin wer (2. Protokoll; GM, 38-51) Doris [**L., 30, Unterstufenlehrerin, verheiratet, ein Kind**] Ich bin wer (10. Protokoll, GM$_L$, 124-134)	
Wenn sie an einen geraten, der nicht nein sagen kann, dann hat man auf einmal tausend Verpflichtungen auf dem Hals. Da muß man sich die Zeit stehlen, um seinen Interessen nachzugehen: Handarbeiten, Muster entwerfen für Wandteppiche, lesen oder mit Ihnen dieses Tonband besprechen. Das Band läuft schon? Ach je. Wenn ich mich nicht beobachte, habe ich eine sehr läppische Aussprache. Da kriege ich Zustände, wenn ich mich selber höre. Man muß sich kontrollieren. **Wollen wir uns** [**Man soll sich**] nichts vormachen**: Die Überbelastung des Lehrers ist groß** [**die Lehrer sind heute mächtig überbelastet**]. **Er muß** [**Sie sollen**] der kommenden Generation auf den Weg helfen, von **seiner** [**ihrer**] Einstellung zur Gesellschaft wird viel mehr verlangt als von anderen Berufstätigen. (GM, 38; GM$_L$, 124)	weggelassen (Anfang des Protokolls) ersetzt
Wenn es Schwierigkeiten gibt, wird jeder Lehrer erst mal nach den Ursachen fragen und den Fehler bei sich selbst suchen. **Das ist bestimmt noch nicht typisch, aber es ist typisch für unsere Schule. Darum fühle ich mich dort sehr wohl und geborgen.** Ich meine, solche schwachen Momente, wo man einfach Zettel an die Eltern schreibt oder Eintragungen ins Hausaufgabenheft macht, weil man nicht weiterkommt, die haben wir auch. (GM, 38; GM$_L$, 124)	weggelassen

Wenn wir aber merken, dass **so etwas ein Lehrer** [**ein Lehrer so etwas**] intensiv betreibt, dann sprechen wir mit ihm und suchen andere Wege. (GM, 38; GM_L, 124)	Satzbau verändert
Er hat sehr viele **menschliche** Vorzüge, viel Geist, macht alles auf die ruhige, menschliche Tour. (GM, 39; GM_L, 124)	weggelassen
Er übt seinen Beruf **ja** gerne aus, verdient auch ordentlich Geld damit, und so ist alles bestens. (GM, 40; GM_L, 126)	weggelassen
Die neue Art zu schreiben liebe ich nicht, ich habe **die Einstellung nicht** [**nicht die Einstellung**] dazu. (GM, 45; GM_L, 130)	Satzbau verändert
Den »Wundertäter«***)**, Teil I, liebe ich auch, den habe ich schon ein paarmal gelesen, da ist unheimlich viel Eigenes drin. ***) Roman von Erwin Strittmatter** (GM, 45; GM_L, 131)	Fußnote hinzugefügt
Mir hat ja immer der Vater gefehlt. **Ich leide darunter, nie einen besessen zu haben!** Ich habe mich immer danach gesehnt, dass mein Mann mir auch ein Vater wird. (GM, 45; GM_L, 131)	weggelassen
Meine **Mutti** [**Mutter**] wurde bald auf Rente gesetzt, weil sie immer krank war. (GM, 46; GM_L, 131)	ersetzt
Ich hatte eine sehr ernste, leidende Mutter. **Später habe ich Ersatz gefunden in meiner Schwester, die zwölf Jahre älter ist, und in meinem Bruder, der aber bald seiner Wege gegangen ist.** Manchmal holte mich ein Cousin meiner Mutter, der war sehr lustig und hatte vier Mädchen (GM, 46; GM_L, 131)	weggelassen
Seine Frau warf meiner **Mutti** [**Mutter**] vor: Wer weiß, von wem die Kleine stammt, du Hure! (GM, 46; GM_L, 131 f.)	ersetzt
Wenn ich mich im Krieg mit einem Ausländer einlasse und damit rechnen muß, von der Gestapo geschnappt zu werden, dann muß ich letztendlich auch so weit denken, **und meine Mutti ist ja keine Dumme,** daß mal Schluß sein wird. (GM, 46; GM_L, 132)	weggelassen
Ich meine, wenn das mit dem Tschechen was geworden wäre, dann hätte ich das auch durchgestanden, ohne meine Umgebung damit zu belästigen. **Das gibt's doch gar nicht.** Meine **Mutti** [**Mutter**] kann ihr Letztes hergeben, aber Wärme strahlt sie nicht aus. (GM, 46; GM_L, 132)	weggelassen ersetzt

Heul nicht, Doris, hat sie gesagt, unsere Mutter hat meinen Vater schon mit fünfzehn Jahren gehabt, du hast erst mit siebzehn angefangen, sie tut dir unrecht. **Meine Mutti war schon nett zu mir, sie hat mir sogar Haferflockensuppe gekocht, bevor ich in die Schule ging, und hat mich mit Kuß entlassen. Aber je mehr ich mündig wurde, um so mehr Gnatz gab es. Vielleicht aus Angst, mich auch noch zu verlieren. Am liebsten hat sie es gehabt, wenn ich in der Wohnung war und nicht wegging. Sie mußte belogen werden, damit ich überhaupt mal hinauskonnte.** **Meine Schwester ist früh aus dem Haus gegangen, die wurde unser Ernährer, und von meinem Bruder kam auch ab und zu Geld. Denn mit hundertfünfzig Mark Invalidenrente, für mich bekam sie ja weder Alimente noch sonst was, ist das Leben sehr schwer. Viele haben die Kraft, sich aus diesen Verhältnissen zu befreien. Aber meine Mutter blieb immer drin, sie hatte überhaupt keinen Lebenswillen. Als ich nach Erdgas ging, hab ich gut verdient, da hab ich mein ganzes Geld abgegeben, dreißig Mark bekam ich als Taschengeld. Meine Geschwister sagten: Mutti wird bestimmt für deine Aussteuer sparen, Doris. Aber war nicht so. Als wir heirateten, fingen wir mit nichts an. So daß bei allen guten Tochtergefühlen, die ich habe, auch Vorwurf und ein bißchen Verachtung da ist, weil sie aus ihrem Leben nichts gemacht hat. Und weil sie sich auch nie überwinden konnte, den Rat von andern objektiv anzuhören. Ich meine, das Geistige fehlt ihr. Auf diesem Gebiet waren meine Geschwister für mich Vorbilder, die haben beizeiten dafür gesorgt, daß ich mich mit der ernsten Kunst befaßte. Die Klassiker, die jetzt dort stehn, das waren meine Traumbücher in der neunten Klasse, die hab ich von meiner Mutti bekommen. Sie mußte sich die vom Munde absparen. Bloß, sie konnte das alles nicht mit mir gemeinsam verarbeiten. Sie blieb immer draußen. Und ich wollte weiter.** **Jetzt hat sie wieder geheiratet, und dieser Mann hätte mir ein Vater sein können. Sie hat uns geschrieben: Ich heirate, denkt nicht schlecht von mir, ich habe gewartet, bis ihr alle aus dem Haus seid. Bloß, sie wußte doch, wie sehr ich auf einen Vater gewartet habe! Warum hat sie nicht früher geheiratet? Letztens hat sie mir eine Eifersuchtsszene vorgespielt, weil ich ihm einen Kuß geben wollte aus Freude drüber, dass er mir was geschenkt hat. Als ob ich mit einem alten Mann was anfangen könnte, wo mich nicht einmal ein junger befriedigen kann. Und ihr Mann ist auch nicht der Typ, der sich lächerlich macht.** Ein Mann möchte ich aber nicht sein. (GM, 46 ff.; GM_L, 132)	weggelassen
Dann empfindet man die Männer in manchen Momenten als ein Nichts. **– Stefan, hast du frische Eier bekommen? –** Ich kenne die	weggelassen

Argumente der Männer und weiß, hier kannst du sie widerlegen durch dies und jenes. (GM, 48; GM_L, 133)	
Ich weiß, vom Äußeren her kann mir niemand was. **Ich glaube, daß ich mein Leben selbst gestalten kann. Letztendlich muß man auch mal an den Tod denken. Ich denke manchmal daran, weil ich wissen möchte, wie mein Mann reagiert, wie der Stefan reagiert oder wie andere Menschen auf meinen Tod reagieren, einfach aus dem Motiv heraus: Was bist du ihnen wert? Was würde der Welt fehlen?** Wenn ich irgendwelche Entscheidungen treffe oder zu Hause Gnatz habe, das ist eine merkwürdige Angewohnheit, da kann ich mittendrin anfangen zu lachen, weil ich mir einbilde, das Ganze wird gefilmt. (GM, 49; GM_L, 133)	weggelassen
Mensch, Doris, wie kommt das bei den Zuschauern an, wenn du dich so hysterisch aufführst und immer auf dein Recht pochst? **Angst vorm Altwerden habe ich nicht, obwohl ich schon dreißig bin. Die Frauen haben heute alle Mittel in der Hand, um jung zu bleiben. Wenn man in der Sybille sieht, wie Frauen mit fünfzig wirken können, dann weiß ich heute schon, dass ich immer mit der Mode gehen werde.** **Was mich eine Zeitlang beschäftigt hat, das ist die Sache mit dem Glauben. Meine Geschwister sind in der Kirche, und ich habe einen anderen Glauben. Wir haben aber im Grunde genommen die gleiche Auffassung, was zum Menschsein gehört. Meine Geschwister sind so geworden, wie Mutti es wollte. Und ich bin durch den Klassenleiter eben zum Marxismus gekommen. Ich würde niemandem einen Vorwurf machen, der an Gott glaubt. Aber wenn Menschen, die Genossen sind und eine Sache begriffen haben, keinen festen Standpunkt haben, *das* mache ich ihnen zum Vorwurf, abgesehen davon, ob alles richtig ist oder nicht. Man kann nicht beides vereinbaren: den kirchlichen Glauben und den marxistischen Glauben!** Die größte Rolle spielt letztendlich die Arbeit in meinem Leben. Und dann die Rolle als Mutter. Ich habe ein sehr enges Verhältnis zu meinem Sohn. Er weiß vieles von mir, daß es meinetwegen diesen Tschechen gab, was er meinem Mann nie erzählen würde. Es ist vielleicht nicht richtig, aber ich möchte das so haben, weil ich dieses Vertrauensverhältnis in meiner eigenen Erziehung sehr vermißt habe. Die Rolle als Hausfrau gefällt mir nicht. Abwaschen, staubsaugen, das machen Stefan und Werner viel besser als ich. In der Rolle als Ehefrau und Geliebte bin ich auch nicht glücklich, weil ich weiß, daß ich große Schwächen habe **und noch vieles verbessern könnte**. Damit ist eine Seite des Glücks zu kurz gekommen. Vielleicht stürzt man sich deshalb so in ein anderes Glück, das man besser bewältigt.	weggelassen Absätze vertauscht: Ostversion Westversion weggelassen

Wenn ich einen Wunsch offen hätte? Materialistisches wollen Sie nicht hören, nein? Ich meine, man wünscht sich ja immer Geld. Man denkt immer: Wenn ich viel Geld habe, kann ich mir viel kaufen. Man will ja in erster Linie glücklich sein, nicht? Ich würde mir auch sehr wünschen, daß ich einen Studienplatz kriege für Diplompädagoge, um später Direktor zu werden. Ich möchte nicht mein Leben lang Unterstufenlehrerin bleiben. Ich will testen, wo meine Grenzen sind. Manche Bekannte sagen: Wo die Grenze ist, weißt du nie. Warum nicht? Man wird doch mal an eine Grenze kommen, wo man sich sagen muß: Jetzt passe ich. Letztendlich, wenn ich mal achtzig bin, dann […] (GM, 49 f.; GM_L, 133 f.)	
Barbara, {23 Jahre, Grafikerin, unverheiratet:} Schaut her, hier ist auch eine! (3. Protokoll; GM, 52-65) Barbara [**23, ledig, Grafikerin**] **Schaut** [**seht**] her, hier ist auch eine! (3. Protokoll, GM_L, 48-57)	
Ich bin offen, aber ich erzähle nicht viel. **Einem sagt mans, weil man weiß, es kommt was anderes von ihm zurück. Beim anderen fragt man sich: Warum soll ichs ihm denn sagen? Bloß, daß ers weiß? Oder damit ichs loswerde? Wenn ich nach Hause komme, dann erzähl ich eigentlich immer, ohne daß sie lange fragen müssen. Dadurch, daß ich viel unterwegs bin, bin ich oft so erfüllt, und da reagieren die Eltern schön, sie freuen sich richtig, nicht?** Während des Studiums habe ich Karin kennen gelernt. Karin ist eigentlich der erste Mensch, na, wie denn, der erste richtige Freund. **Wenn einem das bewußt wird, das ist schön.** Wie ist denn das mit uns? (GM, 52; GM_L, 48)	weggelassen
Da war ein Nicki, von der Armee**, mit seiner Tusnelda. Und zuletzt war sie nicht mehr da. Nun will er** [**Der wollte**] den ganzen Tag mit mir zusammen sein, so wie vorher mit seiner Tusnelda. Das geht aber [**gar**] nicht. **Erstens will ich nicht so in der Stadt herumziehn wie die beiden, und dann kann ich nicht den ganzen Tag mit so einem Nicki zusammen sein, nicht?** Jetzt ist ein Georg da, das ist ein ganz Guter. (GM, 53; GM_L, 48 f.)	ersetzt, hinzugefügt
Das macht mich traurig. Aber **ich akzeptiere es, ich kann ja nichts erzwingen.** Irgendwie spornt es auch mächtig an, wenn einer, den man mag, so viel macht und so neugierig auf alles ist. (GM, 53; GM_L, 49)	weggelassen

Der andere muß hin und her laufen und rauchen. **Das ist ein Krampf gewesen.** Irgendwie läßt man etwas ganz Wichtiges beiseite, etwas Heiliges. (GM, 54; GM_L, 50)	weggelassen
Weil das so absurd ist, wie die Leute so **hintereinanderstehn** [**nebeneinanderstehn**], und keiner sagt was. **Man kann ruhig ein bißchen laut sprechen, weil es schön ist, wenn sie sich freuen.** **Für mich habe ich schon ein bißchen illustriert, die »Zwei Schwestern« von Busch. Die Adelheid, die immer roten Wein trank, und das Käthchen, dem schenkt sie Wasser ein. Dann kriegt das Käthchen einen Prinzen, weils so gut ist und einen Frosch küßt, weil der Frosch geküßt werden will, und da wird er ein Prinz. Und die Adelheid, die muß unter Wasser sitzen. Ich sing richtig beim Sprechen, nicht? Manchmal denken die Leute, ein bißchen Mecklenburg, manchmal, ein bißchen Sachsen. Wenn ich irgendwo bin, wos richtig schön ist, dann gehört die Sprache mit dazu. Wenn ich wie die Leute rede, dann empfinde ich auch ein bißchen wie die Leute.** Jetzt war ich sechs Wochen bei einem Bildhauer in Dresden, dort fühlte ich mich zu Hause. (GM, 54 f.; GM_L, 50)	ersetzt weggelassen
Hauptsache, ich habe tagsüber meine Arbeit gemacht. **Ich habe mir vorgestellt, was so in meinem Leben passieren müßte. Entweder ich lebe auf dem Land, oder ich bin draußen in der Welt. Ich hab mal einen Finnen kennengelernt, da wollte ich nach Finnland, das ist so schön weit und voller Wälder und Seen. Ich hab mich nur mit Finnland beschäftigt, hab mir ein Wörterbuch gekauft, um zu sehen, wie die Sprache ausschaut. Wenn ich einen Menschen interessant finde, will ich alles wissen.** Zu Hause bin ich jetzt auch in meinem Berliner Zimmer. (GM, 55; GM_L, 50)	weggelassen
An richtigen ernsthaften Möbelstücken nur einen Schreibtisch, den hab ich in einem Hof gefunden. **Dann hab ich einen runden Tisch, den hab ich nur ein bißchen kürzer gemacht. Man muß die alten Sachen achten, zu denen man eine Beziehung hat.** Zwei Matratzen habe ich zusammengelegt, das ist mein Bett. (GM, 55 f.; GM_L, 50)	weggelassen
Die Wände habe ich weiß gestrichen. **In der Küche, die ist groß und hell, habe ich zwei Türen von einem alten Kleiderschrank mit Stricken an die Decke gehängt. Jeder schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und sagt, das darf ja überhaupt nicht halten. Da hab ich aber ganz viel Papier und Pappe drauf. Die Jungs haben mir geholfen, die Tapete herunterzureißen. Da waren noch Zeitungen aus den zwanziger Jahren darunter, und da haben wir Zeitung gelesen. War mächtig interessant.** Zuerst waren furchtbar	weggelassen

viele Möbel drin, wie ich eingezogen bin, die waren aber nicht gut. (GM, 56; GM_L, 51)	
Ach ja, und ein herrliches schwarzes Ofenrohr ist auch da, das geht so und so und so [**und**] in die Wand hinein. **Zuerst habe ich lange den weißen Raum angeschaut, nur die zwei Matratzen und ich im Zimmer. Dann hab ich ein Bild hingehängt, mit Stecknadeln, ein Bild von einem alten Mann, richtig schön. Rahmen und Glasscheibe sind mir zu abgeschlossen.** Schrank habe ich keinen, ich habe ja keine Kleider. (GM, 56; GM_L, 51)	hinzugefügt, weggelassen
Sachen anziehn, die nicht schnüren, sich gerne ausziehn, nackt herumlaufen. **Letztes Wochenende war ich hinter Wittenberge. Mit Pferden hatte ich es schon immer. Das ist aber so teuer, nicht? Na ja, da sind wir Sonnabend zweieinhalb Stunden geritten und Sonntag wieder. Ich habe zum erstenmal auf einem Pferd gesessen. Und am Sonntag bin ich über die Felder galoppiert, es war herrlich. Es ist auch das Gefühl, daß man was ganz schnell aufnehmen kann, wenn man mit dem ganzen Körper engagiert ist, nicht? Was fangen Großstadtmenschen denn mit ihrem Körper an? Ich hab mich richtig schön geschunden, hinterher war alles wund. Ich wollte nicht, daß die Jungs auf mich Rücksicht nehmen. Na ja, nun kann ichs.** Mit achtzehn bin ich aus dem Haus hinaus**, eigentlich schon mit sechzehn, da habe ich meine Lehre als Offset-Retoucheur gemacht. Um vier mußte ich aufstehn, und abends um fünf erst zu Hause. Da war ich nur mehr zum Schlafen zu Hause. Und dann das Studium. Einer hat mir sein Zimmer angeboten in Berlin, da hab ich Wirtschaft geführt für mich, hab heizen gelernt und ein bißchen kochen, das war schön.** Wir sind sehr früh selbständig geworden, meine Schwester und ich. (GM, 56 f.; GM_L, 51)	weggelassen
Aber es hat ihr ein bißchen weh getan, weil bei mir auf einmal so viel passierte, und bei ihr wars eben vorbei. **Ich glaube, ich war vernünftiger als die andern, ich habe mehr Verständnis für die Lehrer gehabt. Valentin, der hatte Mathe bei uns. Wenn ich meinen Rechenschieber immer wieder vergessen habe, tat mir Valentin richtig leid. Aber ich hab ihn auch herausgefordert. Der war ein richtiger Mann. In der zehnten Klasse, kurz vor den Prüfungen, also, wer traut sich, den schönen Valentin zu küssen? Na ja, ich traue mich, ich küsse gern. Fünfzig Mark waren auch zu kriegen, das war doch was, nicht? Einmal nimmt er mich an die Tafel, und die ganze Klasse lauert. Wenn man so blöd in Mathe ist wie ich, dann ist das sowieso schon aufregend,**	weggelassen

nun soll man auch noch ans Küssen denken, nicht? Bin einfach losgerannt, auf ihn zu – und der hat sich das nicht gefallen lassen, ging in Deckung, ach je! Und ich habe meine fünfzig Mark nicht gekriegt. Ich stromere jetzt viel herum und lerne mächtig viele Menschen kennen. (GM, 57 f.; GM_L, 51)	
Das verbindet mich sehr mit meinem **Vati** [**Vater**], der ist auch immer unterwegs. Was mich noch mit **Vati** [**ihm**] verbindet, ist das Zeichnen. **Als Kinder haben wir oft an seinem Tisch gesessen, Mutti auch, das hat uns mächtig Spaß gemacht. Und** wenn Vati gearbeitet hat und wir malten, sind wir oft hinübergegangen zu ihm. Da legte er seine Arbeit zur Seite und guckte sich das an, das dauerte uns viel zu lange, so sehr machte er da mit. Na ja, dieses Gefühl, **daß das alles zusammengeht,** daß es gut ist, was man macht, und ganz wichtig! (GM, 58; GM_L, 51 f.)	ersetzt weggelassen
Mutti konnte in Ruhe Luft ablassen, und wir sind uns eigentlich nie richtig in die Wolle geraten. **Unser Vati hat ein einziges Mal in seinem Leben toll zugeschlagen. Da hat Hanka die Türe geknallt, und Vati hat gesagt: Hanka, das geht nicht, das ist laut, der Putz fällt runter und so. Na ja, die Hanka knallt wieder mit der Tür. Da hats Vati noch einmal gesagt, nicht? Und Hanka knallt auch die nächste Tür, und Vati sagt: Hanka, guck mal, wir können nicht schon wieder ausmalen, wenn du es noch einmal machst, muß ich dich schlagen. Und die Hanka hat die Türen wieder geknallt. Da hat Vati sie toll gedroschen. Ich mußte die Luft anhalten, es war ganz schön beeindruckend. Hanka hat nicht wieder mit den Türen geknallt. Aber sonst, ich weiß nicht, sonst war nichts richtig schlimm in meiner Kindheit.** Wenn ich Kinder hätte, würde ich es nicht viel anders machen. (GM, 58 f.; GM_L, 52)	weggelassen
Wir haben immer das Gefühl gehabt, mächtig ernst genommen zu werden. **Das war für uns Kinder gut, nicht? Prinzipien und so, das ist doch nichts.** Während des Studiums, das war richtig schön, da hab ich meine Mutti in die Schule geholt, damit sie uns was aus ihrem Leben erzählt. **Als Kind hat sie mir manchmal was erzählt, aber nur ein bißchen, sie macht sich ja nie groß, und es hat mich nicht interessiert. Und** auf einmal hat das gerieselt und gebebt in mir, ich weiß nicht, ich war am meisten berührt von allen. Dieser Mensch da vorne, der ist so jung und lebendig, da guckst du, du kannst es nicht fassen, daß das deine Mutter ist. **Die ist richtig schön und groß in dem Moment.** Und du bist so froh, daß du dazu gehörst, nicht? **Mein Vati und ich sind uns auch sehr interessant, obwohl wirs nicht lange miteinander aushalten. Wenn wir im Bus fahren, erklärt er mir immer, was draußen vorgeht. Und das sehe ich ja auch, nicht?**	weggelassen

Dann werde ich kribbelig, aber das ist eben so. Das Problem Emanzipation hat es für mich eigentlich nie gegeben, dazu kann ich nichts sagen. (GM, 59 f.; GM_L, 52 f.)	
Wenn ich in der Schule so eine trockene Aufgabe hatte, und ich hätte alle umarmen können und lachen vor Freude, wer soll da ein Fachbuch gestalten, wenn er so verliebt ist! **Mit Stefan ist es eigentlich nie richtig zu Ende gegangen. Und** jetzt denke ich, es geht eigentlich nicht mehr, es ist vorbei. (GM, 60; GM_L, 53)	weggelassen
Bei Menschen, die ich sehr achte, kann ich mich ganz toll freuen, wenn sie sich an jemand anderem freuen, ich kann als Dritter miterleben, wie was Schönes **zwischen ihnen** entsteht. (GM, 61; GM_L, 53)	weggelassen
Die bleiben immer so **in** [**unter**] sich, die sind zu wenig offen nach außen. (GM, 61; GM_L, 54)	ersetzt
Mensch, die Jungs haben zu tun in den Tanzpausen, um sich jemand zu suchen, **die haben ja für nichts anderes Zeit,** das ist ganz schön blöde, nicht? (GM, 61; GM_L, 54)	weggelassen
Ich empfinde das überhaupt nicht als überheblich. **Früher hätte man mir das bestimmt so ausgelegt.** Ach, bei mir sprudelts heute richtig. Ich rede sonst nie soviel. (GM, 62; GM_L, 54)	weggelassen
Ich spiele ein bißchen Flöte, da spiel ich vor mich hin, wo ich gerade bin. **Wir denken uns auch sonst vieles aus. Einmal haben wir ein Puppenspiel bei Karin veranstaltet. Wir haben viele Leute eingeladen. Der Harry ist ein richtiger Puppenspieler, und die Puppenbühne ist rot, ganz rot und geht fast bis zur Decke, und im Puppenfenster sind viele Kerzen und Spitzen und Federn und so. Nun wird gebimmelt, lange, bis es ganz leise ist. Und in den Pausen wird geflötet. Eine richtig edle Stimmung, den ganzen Abend kein falscher Ton. Wir haben auch andere Puppentheater erlebt. Beim Schweinebraten in Berlin war mal ein Puppenspieler, und das war schlimm. Die Leute quatschten, die konnten nicht zuhören! Wenn Leute so stumpf sind, wie werd ich denn da, da werd ich kribblig, da geh ich weg.** **Ich hab in Berlin zum erstenmal gesehen, was es an Leid gibt, ach, da hatte ich tüchtig zu kauen. Drauf war man ja nicht vorbereitet. Bloß, es nützt nichts, wenn einen das kaputtmacht, das muß andersherum gehen. Man muß die Kraft haben, dem zu begegnen, den Menschen zu zeigen, daß es auch was anderes gibt, nicht?**	weggelassen

Mit Politik, vielleicht ist das eine Schande, fange ich überhaupt nichts an. (GM, 62; GM_L, 55)	
Na ja, diese Leute, die so viel reden können über alles**, mit denen fange ich nichts an**. Die leben nur außen, und innen sind sie leer. (GM, 63; GM_L, 55)	weggelassen
Und über die Obstbäume am Puhl, die Zweige streicheln gerade so meinen Bauch, und dann hinunter ins hohe weiche Gras, ganz, ganz langsam, wie unter Wasser. **Am Erlenweg hat ein Rotschopf gewohnt, so ein frecher Junge und sommersprossig, vor dem hab ich als Kind Angst gehabt.** Ich hab mir immer gewünscht, hopsen zu können wie ein Känguruh (sic). (GM, 63; GM_L, 55)	weggelassen
Ich finde es aber gut, wenn einer sagt: Mensch Barbara, da hast du noch viel Schönes vor dir, was andere schon hinter sich haben, freu dich doch. **– Und das tu ich dann.** Einer hat mich mal narzißtisch genannt. Aber das berührt mich nicht. Wie soll ich denn leben? **Selbstverleugnung ist vielleicht den Alten zugestanden.** Was ich noch im Leben machen möchte: herauskriegen, was mit den Leuten in den Gefängnissen und Irrenhäusern geschieht […] (GM, 64; GM_L, 56)	weggelassen
Der spielte wieder Karten und trank Bier, **der wußte doch nicht, was er anfangen sollte. Auf einmal** [**Aber nun**] hat er gemerkt, es gibt noch was anderes, **der kam mit seinen Leuten nicht mehr klar. Einmal war ich mit ihm im Kino, in einem richtig guten Film, wo der sonst nie hinging. Da hat er mich gefragt, ob er mich küssen darf.** Einmal ist er nachts gekommen und hat gefragt, ob er bei mir schlafen darf, er wird sich neben mein Bett legen und wird gleich einschlafen. (GM, 65; GM_L, 57)	weggelassen ersetzt
Deshalb soll man auch nicht **so** lange trauern, sondern soll was Schönes machen, was dem Toten auch Freude gemacht hätte. (GM, 65; GM_L, 57)	weggelassen
Ruth, {22 Jahre, Serviererin, I Kind, ledig:} Warten auf das Wunder (4. Protokoll; GM, 66-78) Ruth [**B., 22, Serviererin, ledig, ein Kind**] Warten auf das [**ein**] Wunder (6. Protokoll, GM_L, 78-87)	
Immer, wenn es mir schlecht gegangen ist, bin ich aggressiv gewor-	

den, **ein Teufel, no ja**. Ich geh jetzt in so eine Gruppentherapie … (GM, 66; GM_L, 78)	weggelassen
Die sagen, ich schwindle mir so viel vor, weil ich das Leben, wie es ist, nicht ertrage, ich gebe mich immer viel mutiger, als ich bin. **Aber ich schone mich nicht, ich muß es immer irre schwer haben, sonst reizt es mich nicht.** Ich jammere sonst nicht, das musst du mir glauben. (GM, 66; GM_L, 78)	weggelassen
Aber niemand merkt was, niemand. No ja. **Hinterher bin ich darüber froh.** Wenn ich so bin, so schwach und hilflos, da verachte ich mich. (GM, 66 f.; GM_L, 78)	weggelassen
Es gibt doch Menschen, die sind nie unten. **Willst du noch Tee? Schönen, starken Tee, ja? Wenn einer so irre viel Tee trinkt wie ich, dann verstehe ich mich mit ihm automatisch…** So ein Mensch, **so ein Mensch**, der nie unten ist, **no ja,** das ist mein Vater. (GM, 67; GM_L, 78 f.)	weggelassen
Ich hab meinen Vater nie wütend gesehn, immer still … nie Stimmungen. **Vielleicht weil er seinen eigenen Weg gegangen ist.** Nun lebt er in seiner Dichtung … (GM, 67; GM_L, 79)	weggelassen
Das, was er in den Büchern findet, das findet er im Leben nicht, [**sagt er**]. **Manchmal, manchmal schleiche ich um ihn herum, weil ich es sehen möchte. Aber das ist alles unsichtbar.** Du mußt mich daran erinnern, daß ich nachher den Kleinen suche. (GM, 67; GM_L, 79)	hinzugefügt, weggelassen
Ich nenn sie sonst nie Mutter, nur dir zuliebe. **Mein Vater ist zu gut, der kann … der kann nicht einmal ihr was antun.** Er lebt **in diesem Haus,** in seinem Zimmer, das ist eigentlich ein Gartenzimmer und ziemlich kalt, aber er lebt da, mit seinen Büchern, und manchmal, da hat er so ein Leuchten im Gesicht … (GM, 67; GM_L, 79)	weggelassen
Die äußeren Verhältnisse, in denen einer lebt, die sind vollkommen gleichgültig. **Ja, die waren zuerst schlimm für meinen Vater, jetzt sind sie ihm gleichgültig.** Ein Mensch kann so weit kommen, wenn er will! (GM, 67; GM_L, 79)	weggelassen
Aber denkst du, ich hätte schon einmal Guten Tag! Zu ihm gesagt? **Nicht einmal unsere Blicke treffen sich, das tut man in solchen Häusern nicht.** Im Café bin ich ja auch nicht auf den Mund gefallen. (GM, 68; GM_L, 79)	weggelassen

Was die für kleine Blumen hat, durchsichtige, wie Malven, kennst du Malven? **Ich würde mich lieber haben, wenn ich richtige Brüste hätte.** Bei mir verändert diese blöde Pille überhaupt nichts. (GM, 68; GM_L, 80)	weggelassen
Mein Vater … der ruht eben in sich. Wenn man in seine Stube kommt, nun ist er sechsundsechzig und geht zu keiner Arbeit mehr hinaus, da kann man nicht einfach von sich erzählen**, wenn man so ein Gefühl für ihn hat**. Das würde ihn stören, weil es uninteressant ist, was man erzählen will. (GM, 68; GM_L, 80)	weggelassen
Der riecht so gut, der Sessel. **Manchmal liegt seine Strickjacke da, in die wickle ich mich, weil die auch so gut riecht.** Ich habe nur einmal einen Mann getroffen, der hat so einen Geruch gehabt wie mein Vater, und bei dem habe ich mich ganz irre verhalten. (GM, 68 f.; GM_L, 80)	weggelassen
Man muß Männern **wirklich** immer was vorspielen, sonst verschreckt man sie. (GM, 69; GM_L, 80)	weggelassen
Natürlich kennt mich mein Vater. Wie kommst du denn darauf? Ich kann doch zu ihm kommen, wann es mir paßt. **Ich schaue mir seine neuen Bücher an, und er holt Tee für uns.** Er hat ein unwahrscheinliches Vertrauen zu mir. (GM, 69; GM_L, 80)	weggelassen
Wenn ich ein Buch in die Hand nehme, nur so in die Hand nehme, dann macht es mir ein bißchen angst**, als ob es beißen will**. Ich habe natürlich Bücher gelesen, mußte ich doch, in der Schule. Jetzt lese ich unwahrscheinlich gerne Hesse und Henry Miller. **Mein Vater hat so eine irre Beziehung zu Büchern, die kann ich natürlich nie erreichen.** Manchmal verschlinge ich so ein Buch, dann spüre ich direkt, wie anfällig ich für so was bin. Ist das nicht komisch? **No ja.** Mein Vater bedauert es nicht, daß ich so wenig lese und so ungebildet bin. (GM, 69; GM_L, 80)	weggelassen
Es hat mit Buchhaltung zu tun gehabt, aber sein eigentliches Leben, das war immer woanders. **Mein Vater ist zu gut für diese Welt. Er hat sich nie mit jemandem gestritten, so wie ich das manchmal gern mache. Der hat seine Arbeit getan, die weit unter seinem Niveau war, aber sie hat ihn nicht kaputtgemacht. Als ob er eine Haut um sich herum hat, die nichts Schlechtes durchläßt. So eine Schutzhaut, die unsereins nicht hat … Ich müßte nach dem Kleinen sehn, der strolcht nur rum. Aber finden werde ich ihn sowieso nicht, das Neubauviertel ist zu groß. Der Bengel! Es hat doch keinen Sinn, mit dir über einen Menschen zu sprechen, den du**	weggelassen

nicht kennst. Wenn du mir nicht glaubst …, wie soll ich dir das erklären? Ich habe mir meinen Vater ja nicht erfunden, ich kann nur sagen, was ist. Maßstäbe, no ja, die sind durch ihn natürlich gegeben. Meine Mutter? Laß nur, das lohnt nicht. (GM, 69 f.; GM_L, 80)	
Das Haus verfällt, nichts ist mehr heil. **Daraus mache ich ihr keinen Vorwurf, ich habe doch auch nichts übrig für Leute, die um fünf aus den Federn springen und in jeder freien Minute staubwischen oder Kuchen backen.** Ich mache mich doch auch nicht zum Sklaven meiner Wohnung, das siehst du ja. (GM, 70; GM_L, 81)	weggelassen
Für dieses Geld kaufe ich mir schöne Sachen. – **Wenn mein Vater vergißt, ihr zum Frauentag oder zum Geburtstag zu gratulieren, erwischt sie ihn gleich bei seinem schlechten Gewissen, und dann muß er ihr was schenken, da bleibt ihm gar nichts anderes übrig.** **Es kommt im Leben aber auf ganz andere Dinge an als auf Geschenke, die man kaufen kann. Ich verstehe vollkommen, daß mein Vater darübersteht.** Diese Geldgeschichten, die haben mich immer so angewidert, daß ich niemals von einem Mann was annehmen könnte. (GM, 70 f.; GM_L, 81 f.)	weggelassen
Ich werde wild, wenn ich sehe, daß mir einer Geld zuschieben will. **Das ist das Letzte, was einer mir antun kann.** Ich bezahle alles von meinem Geld, auch wenn es hinten und vorn nicht zusammengeht. (GM, 71; GM_L, 82)	weggelassen
Wenn mich was anwidert, dann diese amerikanische Art, über alles zu quatschen, das ist pervers. **Man muß einige Dinge in Ruhe lassen.** Ich hatte einmal einen Amerikaner, der wollte schon nach drei Tagen in meinen letzten Seelenwinkel kriechen. (GM, 71; GM_L, 82)	weggelassen
Wenn die Erwachsenen wüßten, wie furchtbar alleine die Kinder sind, die andauernd Unfug machen **und keine Gefühle zeigen.** Je störrischer ich war, desto unglücklicher fühlte ich mich. (GM, 72; GM_L, 82 f.)	weggelassen
Heute noch halte ich Frauen für dumm, die keine Geheimnisse haben. **Sie sind wie abgezupfte Blätter, niemand interessiert sich für sie. Man muß schon einiges auf die Beine stellen, um für die Leute interessant zu bleiben.** **Aber ich falle ohnehin immer aus der Rolle, darum hab ich ja diese ganzen Schwierigkeiten.** Ich mache alles wie eine Verrückte […]. (GM, 72; GM_L, 83)	weggelassen

Diese Leute, die es so mit der Wirklichkeit haben: **Ich weiß gar nicht, was das ist, diese Wirklichkeit.** Die Leute tun so, als ob das ein sicheres Ufer wäre, von dem man sich nicht entfernen darf, sonst ersäuft man. (GM, 72; GM_L, 83)	weggelassen
Ich habe irre Angst. Wenn die Leute wüßten, wie es manchmal in mir ausschaut**[!], das würde die verängstigen.** Hast du schon mal beobachtet, wie die Leute reagieren, wenn sie einen seelischen Knacks wittern? (GM, 73; GM_L, 83)	weggelassen, Satzzeichen hinzugefügt
Dabei ist mir gerade das andere so unheimlich, wie die Leute so flau dahinleben können, wo das Leben doch so verwirrend ist**, no ja, unwahrscheinliche Einflüsse aus allen Richtungen**. Merken die das nicht? (GM, 73; GM_L, 83)	weggelassen
Hemmungen habe ich überhaupt keine mehr. **In diesem Sommer habe ich fünf Männer gehabt. Mit keinem länger als drei Tage.** Seelisch bin ich eigentlich reif für den Strich. (GM, 73; GM_L, 84)	weggelassen
Hingabe – das Wort ist mir zuwider. Hat was mit Schwäche zu tun. **Ich hab gehört, daß die Steigerung der Lust, wenn man die Pille nimmt, mit einer Steigerung der Verletzbarkeit verbunden ist, mit einer Abhängigkeit vom Partner, dem man sich nackt zeigt, seelisch nackt, das erzeugt Angst. No ja, das wirds wohl sein, nicht? Mach Schabbes draus.** **Den Ausspruch hab ich von einer Bekannten. Das muß ich dir schnell erzählen, weil das auch so eine Tragödie ist. Sie ist ein bißchen jüdisch, weißt du, und sie hat so herrliche Witze und irgendwie Weisheit, obwohl sie noch jung ist. Die hat Dinge gemacht in ihrer Verrücktheit, der Verstand war eben verrückt, nicht an der richtigen Stelle, wo ihn die andern begreifen können. Sie hat alles ausgesprochen, was andere für sich behalten oder nicht einmal mehr denken. Und sie lebte so gerne. Sie war für alle Leute unheimlich gut und eigenartig. Wenn man mit ihr zu tun hatte, war man selber weniger langweilig und niedergeschlagen. Irgendwie war alles aus dem Zusammenhang gerissen, und man sah es mit Augen wie zum erstenmal. Weißt du, was mit ihr geschehen ist? Man hat sie mit kaputten Frauen zusammengesperrt und sie mit Tabletten vollgeschwemmt. Ich war einmal dort, es war das Niederschmetterndste, was ich erlebt habe. Mitten unter diesen erloschenen Gestalten unsere Sonja! No ja … Jetzt arbeitet sie wieder, was sie lange nicht konnte oder nicht wollte! Wenn ich ins Café geh, schau ich manchmal bei ihr hinein. Da sitzt sie überm Schreibtisch, immer dicker, immer farbloser, kann nicht mehr lächeln, sagt kein interessantes Wort mehr, versteht die**	weggelassen

Menschen nicht mehr, gibt sich mit allem zufrieden. Ich bringe ihr manchmal Pralinen oder Torte vom Café. Die putzt sie weg wie nichts. Manchmal säuft sie Schnaps, dann wird sie unangenehm. Nun ist sie wirklich eine Verrückte, mit der man nichts zu tun haben möchte. Einmal gings mir mies, da hab ich ihr gesagt, daß ich noch überschnappen werde. Sie war doch die einzige, die das hätte verstehen müssen. Weißt du, was sie mir geraten hat? Ruth, das mußt du behandeln lassen, dafür gibts Medikamente. Da war ich so was von irre, ich hab mich beherrschen müssen, damit ich ihr nicht ins Gesicht schreie: So wie du! Lieber verreck ich! Ach der Kleine! Der ist mein ganzes Problem. **Laß nur.** Nun ist er schon fünf, und ich bin noch immer keine richtige Mutter. (GM, 74 f.; GM_L, 84)	
Ihr Chef beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß Sie **sofort** entlassen sind! Der Kleine neben mir platzt fast vor Lachen, und ich flüstere ihm zu: Sei still, erst wenn wir sie alle los sind, sind wir in Sicherheit! **Und manchmal kommt eine Bekannte und bringt eine Zuckertüte für den Kleinen, dann sage ich: Legs zum Leichentuch. Ich hab mir die Sätze genau gemerkt. Sowas träumst du bestimmt nie.** Ich weiß, was ich alles falsch mache. Ich tauge ja nicht einmal zum Bemuttern. (GM, 75 f.; GM_L, 85)	weggelassen
Jetzt ist dieser Chilene da, schon eine Woche. Mit dem Kopf habe ich überhaupt nichts gegen ihn. **Im Gegenteil. Er ist einfach gut.** Aber ich bin schon wieder so kribbelig, weil der so zutraulich ist. (GM, 77; GM_L, 86)	weggelassen
Petra {(Susannes Schwester), 18 Jahre, knapp nach dem Abitur, 4 Geschwister, Vater Arbeiter, Mutter Kindergärtnerin:} Angst vor der Liebe (5. Protokoll; GM, 79 -86) [**in der Luchterhand-Ausgabe in Gänze weggelassen**]	

Susanne {(Petras Schwester), 16 Jahre, Schülerin der 10. Klasse, Jüngste von fünf Geschwistern:} Kernkraftwerk und Delphine (6. Protokoll; GM, 87-93) Susanne [**T., 16, Schülerin**] [**Nur pünktlich zur Arbeit, das ist zu wenig**] (4. Protokoll; GM_L, 58-64)	
Bestimmte Prinzipien, die müssen **einfach** sein. (GM, 87; GM_L, 58)	weggelassen
Jetzt überlege ich mir, was ich sage und wie es auf andere wirken könnte. **Und das Rauchen gewöhne ich mir auch ab. Das befriedigt unheimlich, daß ich so was zustande kriege.** Selbstsicher bin ich noch immer. (GM, 88; GM_L, 58 f.)	weggelassen
Ich setze mich manchmal allein in die Kneipe und denke mir, die sollen ruhig glotzen, mich stört das nicht. **Aber Petra hat die Freiheit nicht in sich, das hängt mit ihrem Charakter zusammen.** Kinder möchte ich keine haben. Ich will viel reisen und viel erleben. (GM, 88; GM_L, 59)	weggelassen
Ich will erst mal frei sein, damit man sich gegenseitig nichts vormachen **muß** [**kann**]. (GM, 88; GM_L, 59)	ersetzt
Ich hab viel getrunken und geraucht und **nachts Feten beigewohnt** [**war nachts auf Feten**]. (GM, 89; GM_L, 60)	ersetzt
Wenn man immer kontrolliert wird, dann macht man schon aus Protest Unsinn, **jedenfalls** wenn man nicht ganz doof ist. (GM, 89; GM_L, 60)	weggelassen
Im Traum hab ich unserem Direktor dann alles klargemacht, ich hab mit ihm verhandelt, wie ich das immer mache, und dann hat er uns leben lassen. **Ich war mächtig aufgeregt, aber es hilft doch, wenn man sich für was einsetzt.** In unserer Klasse sind eigentlich alle für den Sozialismus. Jeder versucht, den anderen zu überzeugen, wie sehr er selbst überzeugt ist. Unser Staat macht Fehler, na gut, aber das Prinzip ist einwandfrei. Richtig fanatisch sind wir manchmal. **Manche sagen: Sollen doch alle rübergehen, die wollen.** Ein großes Vorbild ist unsere Geschichtslehrerin. Schon ihr Äußeres: Sie ist immer modisch gekleidet, gar nicht wie eine Lehrerin, sie **schaut** [**sieht**] immer frisch und ausgeruht aus, als ob sie mit uns überhaupt keinen Ärger hätte. (GM, 91; GM_L, 62)	weggelassen ersetzt

Nie wieder mit einem Jungen schlafen, wenn ich ihn nicht richtig liebe! **Petra hat mir das Sexuelle so grauenhaft gemacht, ich hab richtig Angst davor gekriegt. Petra hats schwer mit den Jungs. Die benehmen sich hier im Ort ja wie die Könige.** Es gibt Mädchen, die geben den Jungs Geld, damit sie **mal** mit ihnen schlafen. (GM, 92; GM_L, 63)	weggelassen
Glücklich **machts** [**macht**] mich auch, wenn ich in die Klasse komme und alle froh sind, daß ich wieder da bin. (GM, 92; GM_L, 63)	ersetzt
Ich hab mir nicht vorstellen können, daß das Leben weitergeht. **An den Tod denken macht mich auch traurig. Petra hat mir immer erzählt, abends im Bett: Hach, ich hab solche Angst vorm Sterben, wenn ich daran denke, dann könnte ich verrückt werden. Als ich gesehen habe, wie sie sich fertigmacht, hab ich mir gedacht: Bloß weg von solchen Gedanken! Ich kann auch keine Krankengeschichten hören oder von Alten und so was, da wird mir eklig. Ich sag zwar zu mir, na ja, so wirst du auch mal, aber innerlich glaub ichs nicht.** Schönheit ist für mich nicht so wichtig. (GM, 93; GM_L, 63)	weggelassen
Die hat mir Papa einmal mitgebracht, als ich **sieben war und** nicht zur Schule wollte. (GM, 93; GM_L, 63)	weggelassen
Ute, {24 Jahre, Facharbeiterin, I Kind, ledig:} Großfamilie (7. Protokoll; GM, 94-106) Ute [**G., 24, Facharbeiterin, ledig, ein Kind**] Großfamilie (2. Protokoll, GM_L, 36-47)	
Meene [**Meine**] Eltern, fortschrittliche Menschen, wa, aber die Erziehung von uns Kindern – furchtbar! (GM, 94; GM_L, 36)	ersetzt
Durch den [**Nach dem**] Tod meines großen Bruders haben meine Eltern den einzigen Jungen, den sie nu [**noch**] hatten, noch mehr verwöhnt. (GM, 94; GM_L, 36)	ersetzt, hinzugefügt
Und ick weeß jenau, in vielem würde ick janz anders handeln, wenn **ick** [**ich**] mit siebzehn rausgegangen wär. (GM, 94; GM_L, 36)	ersetzt

Dem hab ick immer allet anvertraut, der hat ein unheimlichet Verständnis jehabt. **Wenn ick mit ihm spazierenjegangen bin, dachten alle, er wär mein Freund.** Ick hab nu Geld verdient, wa, und er war Lehrling. (GM, 94 f.; GM_L, 36)	weggelassen
Er kam zu mir in die Küche, er möchte wat trinken, **wa?** Die Lungenentzündung, die hat er überstanden jehabt […] (GM, 95; GM_L, 37)	weggelassen
Beim Grab war ick nur zweemal, det kann ick nich ertragen, **det is, als ob det Schrecklichste passiert wär, wat et überhaupt jibt.** Seitdem mein Bruder nicht mehr da ist, bin ick selbständiger geworden. Beim Grab war ick nur zweemal, det kann ick nich ertragen. **Aber** ick bin selbständiger geworden, seit mein Bruder nicht mehr da ist. (GM, 95; GM_L, 37)	weggelassen Satzbau verändert: Ost, West; hinzugefügt
Der spielt mit **meen Vater** [**ihm**] Schach und gewinnt, da wird der Absolutismus von meen Vater janz schön anjekratzt. **Er** [**Meen Vater**] is unheimlich lustig, er trinkt gern een, und dann kriegt jeder allet von ihm. (GM, 95; GM_L, 37)	ersetzt
Sie is sogar Genossin geworden, und det war ***ihre*** [***erste***] Entscheidung. (GM, 96; GM_L, 38)	ersetzt (sic)
Schulbildung hat sie keene gehabt, und insofern schätze ick sie sehr, **weil** [**wie**] sie sich herausgemacht hat, aus so eener kleen Hausfrau, janz im Schatten meines großen Vaters, wa? (GM, 96; GM_L, 38)	ersetzt
Die hat uff eenmal keen Maß mehr, [**nee**] ick möchte nich leben wie meene Mutter. Dabei war ick früher ooch janz schön spießig, **wa?** (GM, 96; GM_L, 38)	hinzugefügt weggelassen
Inzwischen will ick die Großfamilie wirklich **ausprobieren.** Wir arbeiten alle Schicht. (GM, 97; GM_L, 39)	weggelassen
Die is janz anders geartet. [**Typisch**] Hausfrau und Eheweib. (GM, 97; GM_L, 39)	hinzugefügt
Er wollt ’n Partner, wa, und er hat ’n jekriegt. **’s** [**Det**] war fast wie bei uns. (GM, 97 f.; GM_L, 39)	ersetzt
Und allet andere, det müssen wir eben ausprobieren. **Tom hat sich scheiden lassen wollen von Erni, erst durch unser Projekt haben sie wieder zusammenjefunden. Aber Erni will det nich einsehen,**	weggelassen

sie hat Angst, et könnte sich wat ändern. Wär doch gut, wenn sich was ändert, wa? Wenn wir uns ’n bißchen **injerichtet** [**eingerichtet**] haben, wolln wir anbauen und so wat wie ’n Jugendclub einrichten […] (GM, 98; GM_L, 40)	ersetzt
Nee, ick fühl ma wohl, so wie ick lebe. **’s** [**Det**] war wirklich dufte mit dem Holländer, der war janz vernarrt in mir. (GM, 99; GM_L, 40)	ersetzt
Det erstemal, wo ick mit **em** [**ihm**] jeschlafen hab, gleich isset passiert. (GM, 99; GM_L, 41)	ersetzt
Nie zugeben, **dat** [**das**] wat schlecht ist. (GM, 101; GM_L, 43)	ersetzt
Hauptsache, det Ding hängt erst mal. **So wat kann ick durchaus nich haben.** Alles provisorisch bei ihm. (GM, 102; GM_L, 44)	weggelassen
Ick war damals in ’ner Band, det wollte er mir verbieten, weil alle Männer **jeguckt haben uff mir** [**nach mir jeguckt haben**]. Wenn ick een jegrüßt hab im Café: Wat, mit dem haste ooch wat jehabt? (GM, 102 f.; GM_L, 44)	ersetzt
Mit allen, die ick kenne, kannste det, sagt er, aber die ick nich kenne, mit denen darfste nich. **Manchmal hat er ’n janzen Abend ’ne Gusche gezogen, wenn ick ihn mitjenommen hab. Det wurde schon ’ne richtige Beleidijung.** Ick fang immer gleich zu heulen an, wenn er mir’ ne Szene macht. Hinterher sieht er[**’s**] ein, **wat er falsch jemacht hat,** aber Fakt war, det er wegen so ’n bißchen … (GM, 103; GM_L, 44)	weggelassen, hinzugefügt
Ick versuche immer, dagegen anzukämpfen, **und Ralph hat mir det oft jenug ausjeredet. Der Araber [Er]** hat mir aus der Hand gelesen. (GM, 103; GM_L, 45)	weggelassen, ersetzt
Mensch, Ute, wir können noch so viele Kinder haben. **Mir tuts heute noch leid. Wenn det ’n Mädchen geworden wär! Und** det hat mir der Araber alles so gesagt und det ick mit fünfzig sterben werde! (GM, 104; GM_L, 44)	weggelassen
Und der Stempel uff so ’n Pamphlet is ja wirklich **nicht** [**nich**] det wichtigste im Leben. (GM, 104; GM_L, 46)	ersetzt
Deshalb will ick in die Großfamilie, weil ick hoffe, det sich mehr Leute finden, auf die wir die Arbeit **uffteilen** [**aufteilen**] können.	ersetzt

Offenen Wunsch wie im Märchen hab ick keen. Romantisch veranlagt bin ick durchaus nich. Ick wünsch mir vielleicht, daß ick nicht mit fünfzig sterben muß. Und denn wünsch ick mir, daß ick viele Leute kennenlerne und daß alle mich mögen. Ick wünsche mir alle Freunde uff een Haufen und richtig lang Urlaub machen. Schön warm müßtets sein, und denn flirten, trinken lustig sein. Ick möchts nur so lange machen, bis ick mal jenug hab. Meistens muß man uffhören, wenns am schönsten is. Schwierigkeiten mit Menschen hab ick nich. (GM, 105; GM_L, 46)	weggelassen
Die sind so groß in ihrem Schreiben, die Probleme von andern Menschen stellen **sie** [**die**] dar, und mit ihren eigenen werden sie nicht fertig. Klar, **irgendwelche Schwierigkeiten sind immer da.** [**W**]enn der Mensch immer zufrieden wär, det wär **ja** traurig, wa? (GM, 105; GM_L, 47)	ersetzt weggelassen
Nee, **ick** [**ich**] würd mir keen Leben in Saus und Braus wünschen. Ick kenn [**die**] Leute, die wünschen sich det, aber die stehn dann vor so ’m [**kleen**] Problem, und die Welt bricht zusamm’. **Eene Zeitlang is bei mir so viel uff eenmal los, da weeß ick nich, Mensch, wie kommste da rüber?** In der Schule […]. (GM, 105 f.; GM_L, 47)	ersetzt, hinzugefügt, weggelassen
Angela, {21 Jahre, Bibliothekarin, keine Geschwister, Mutter Hausfrau, Vater Apotheker:} Laß, mein Kind, das machen wir schon! (8. Protokoll; GM, 107-114) Angela [**N., 21, Bibliothekarin, ledig**] Laß, mein Kind, das machen wir schon! (15. Protokoll, GM_L, 177-183)	
Ich schätze mich als einen sehr guten Menschen ein. Wenn das andere nicht merken, ist es mir egal. Vielleicht kenne ich mich schlecht, aber wer soll mich denn besser kennen. Ich *will* böse sein, manchmal, aber ich *bin* gut. Jawohl! Anfangen kann ich im Moment nichts damit, weil ich nicht so leben kann, wie ich möchte. Meine Eltern hindern mich daran. Sie sehen überall Gefahren und Fallen für mich. Meine Mutter kriegt gleich Anfälle, ich darf sie nicht aufregen. Deshalb rühr ich mich am besten nicht. Bei uns gibt es nur *einen* Standpunkt, und das ist der meines Vaters. (GM, 107; GM_L, 177)	weggelassen (einführender Absatz)
Ich würde gerne so sein, wie sie es erwarten. Aber ich kann es nicht mehr. **Nicht einmal der Glaube verbindet uns noch. Günter Kunert hat in dem Interview-Bändchen gesagt: Der Mensch sucht**	weggelassen

Ersatz für Gott, den er verloren hat. Der eine sagt Gott, der andere Maßstab oder Hoffnung. Ich will selber entdecken, was für mich gut ist. (GM, 109; GM_L, 179)	
Ich weiß nur, daß ich von allen Seiten bedrängt werde. **So gut finde ich mich gar nicht, wie ich vorhin gesagt habe. Ist doch nicht wahr. Ich *will* gut sein. Ich will andern beweisen, daß ich gar nicht so eine Niete bin.** Mein Hauptproblem ist, daß ich mich von meiner Familie nicht lösen kann, **daß** [**weil**] es so schwer ist, eine eigene Wohnung zu bekommen. (GM, 110; GM_L, 179 f.)	weggelassen ersetzt
Erst heiraten und dann alles andere! **Aber das soll nicht so klingen, als ob ich meine Eltern verurteile. Im Gegenteil. Ich habe viel Liebe bekommen, manchmal zuviel. Da ist ja auch noch meine Oma. So wie sie ihre Kinder erzogen hat, erzog sie mich. Meine Mutter hat noch heute nichts zu melden bei ihr. Die blieb ihr Kleines. Am Morgen teilt Oma alles ein: Heute putzt du die Fenster, ich ziehe die Betten ab, zum Essen gibt es das und das. Und meine Mutter macht es. Meine Oma und mein Vater kommen sich natürlich andauernd ins Gehege, aber nie bösartig. Ich bewundere meinen Vater, wie der das aushält. Er hat die Oma und den Opa ja gleich mitgeheiratet. Mein Vater hat viel Geduld für alle, er liebt die Großmutter richtig und macht ihr Geschenke, und meine Mutter liebt er auch, mehr als sie ihn. Er wirbt noch heute um sie.** Freunde? Ich glaube schon, daß ich Freunde habe. (GM, 110 f.; GM_L, 180)	weggelassen
Und da wird er von meinem Vater glatt hinausgeschmissen … **Aber ich glaube, ich schöpfe alles aus mir selber. Mein Vater kann das ja auch.** *Einen* Menschen kenne ich, der mir Kraft gibt und Hoffnung, das ist viel wichtiger als der ganze Sex. (GM, 112; GM_L, 181)	 weggelassen
Ich tigere oft in meinem Zimmer herum, laufe hin und **laufe** her, und manchmal erscheint mir alles ganz geordnet. (GM, 113; GM_L, 182)	weggelassen
Mit den anderen Kindern darfst du nicht spielen, da lernst du böse Sachen. **Christliche Nächstenliebe war das nicht.** Als ich zur Schule kam […]. (GM, 113; GM_L, 182)	 weggelassen

Gabi, {16 Jahre, Schülerin der 10. Klasse:} Die Welt mit Opas Augen (9. Protokoll; GM, 115-124) Gabi [**A., 16, Schülerin**] Die Welt mit Opas Augen (12. Protokoll, GM_L, 144-151)	
Nur im Urlaub hab ich was gelesen, ein dickes und ein dünnes Buch. Ist ja keiner da, der einen richtig anstößt und sagt: Das ist schau, das könnste machen. **Den »Werner Holt« haben wir jetzt in der Schule gekriegt. Hat mir gefallen, das Buch. Vieles ist so lustig hingestellt, wo das doch so ernst war in Wirklichkeit. Ich sollte saubermachen an dem Tag, auf einmal hab ich das Buch viel interessanter gefunden, hab es aufgeschlagen und nur gelesen. Vorbilder? Hab ich noch nie gefunden. Ach, Bücher liest man ja nur zur Spannung oder Bildung. Wenn sie im Fernsehen ein Musical bringen, da geh ich ran. Richtige Theaterstücke … bin ich nicht so für. Erst mal kostet das Geld, dann ist es noch Pflicht. Vielleicht würde ich mit meiner Mutti und Onkel Hans ins Theater gehen, aber die sind auch nicht so für.** Wie Großvater noch da war, der hat mir viele Geschichten erzählt. (GM, 115; GM_L, 144)	weggelassen
„Na, was ist denn, Gabi, wollen wir die Gespenster verscheuchen? **War eigentlich schön, wie als Kind.** War nicht richtig, daß die Mutti ihn **hinausgeschmissen** [**rausgeschmissen**] hat.“ (GM, 116; GM_L, 144 f.)	weggelassen, ersetzt
Weinen hab ich ihn gesehen, ich hab ja nicht gewußt, daß Männer das auch können. **Meine Mutti hat ihn dann wieder nach Hause genommen, wie er sehr krank war, aber das war ein Theater. Vati und Onkel Hans und Opa, das konnte meine Mutti nicht aushalten, Platz war ja auch keiner da. Jetzt haben wir schon zwei Jahre nichts von meinem Vati gehört. Er ist** [**Jetzt ist er**] in eine andere Stadt gezogen, damit er uns nicht mehr belästigt, hat er gesagt. Ich finde es nicht richtig, daß wir überhaupt nichts mehr von ihm wissen wollen. **Er ist trotzdem ein Mensch, möchte ich sagen, er hat ja Gefühle.** Und wo das mit Opa passiert ist, da muß man doch aufpassen. (GM, 116 f.; GM_L, 145)	weggelassen ersetzt
Onkel Hans ist im selben Betrieb wie Mutti, hat eine wichtige Aufgabe, muß alles planen. Nachts bringt er sich noch Arbeit nach Hause. **Zu mir ist er ganz in Ordnung.** Früher hat er natürlich versucht, mich zu gewinnen, wo er nur konnte. (GM, 117; GM_L, 145)	weggelassen

Opa hat doch immer zur Familie gehört, er hat Mutti alles ermöglicht, daß sie was lernen kann, und die Wohnung hat er ihr gegeben. **Da fällt mir was ein. Ich weiß nicht, man soll das vielleicht nicht vergleichen. Ich habe eine Katze gehabt, die war schon alt und ging nicht mehr raus, hat immer nur am Ofen gelegen. Und Mutti war wütend auf die Katze, die ging ihr auf die Nerven, weil sie so alt war und man keinen Spaß mehr mit ihr hatte. Sie wollte sie töten lassen. Immer wieder hat sie damit angefangen. Ich hab mich selber gewundert, ich bin ja sonst nicht so, ich seh immer alles ein, aber in dem Fall hab ich stur nein gesagt. Ich hab viel Ärger in Kauf genommen wegen der Katze. Dann ist sie doch gestorben. Am Morgen komme ich raus, da steht noch die Milch, und sie liegt ganz steif auf der Seite. Ich hab schrecklich geheult, ich hatte solche Angst, und Mutti hat mich getröstet. Jetzt wollen wir keine neue Katze mehr.** Seit Onkel Hans bei uns wohnt, haben wir viel mehr Geld als früher. (GM, 117; GM_L, 145 f.)	weggelassen
In seinem Zimmer haben die Sachen herumgelegen, er hat nicht wollen, daß meine Mutti mit dem Staubsauger drübergeht. **Erst hat sie es anmelden müssen, dann hat er seine Sachen weggeräumt, und sie durfte hinein.** Ich möchte sagen, ich sehe jetzt manches mit Opas Augen. (GM, 118; GM_L, 146)	weggelassen
Wenn Besuch kommt, wird Mutti ganz nervös, da muß alles picobello sauber sein. **Wehe, wenn irgendwo noch eine Tasche steht, dann dreht sie durch.** Jedes Stück hat seinen Platz […]. (GM, 118; GM_L, 146)	weggelassen
Ich weiß auch nicht, man ist schon fast drüber hinweg, aber manchmal fehlt er einem. **Man will es jemandem erzählen …** Möchte sagen, direkt eine Freundin hab ich nicht. (GM, 119; GM_L, 146 f.)	weggelassen
Ich finde, es hängt ja von den Lehrern ab, ob sie mit uns zurechtkommen oder nicht. **Mit meinem Opa konnten manche Leute prima auskommen und andere überhaupt nicht.** Wenn uns was nicht gefällt und wir versuchen zu diskutieren […]. (GM, 119; GM_L, 147)	weggelassen

Ich meine, ich seh immer alles **ein**, aber Ungerechtigkeiten kann ich nicht haben. **Es gibt auch Lehrer, die Spaß mitmachen. Dann überschlagen sich manche Schüler gleich so, und die Lehrer fühlen sich natürlich auf den Schlips getreten.** Ich mach **ja auch** jeden Quatsch mit, aber ich weiß, wann Halt ist. (GM, 119 f.; GM$_L$, 147)	weggelassen
Das sind so Sachen, die ich nicht verstehe. **Jetzt besuchen wir nur mehr die Verwandtschaft von Onkel Hans. Das ist immer so komisch für mich, die sind ja nett, aber die wissen gar nicht, daß es meinen Opa gegeben hat. Irgendwie, ich weiß auch nicht, stört mich das.** Ich solls vielleicht nicht sagen, aber mein Opa ist nicht eines normalen Todes gestorben. (GM, 122; GM$_L$, 148 f.)	weggelassen
Sie haben ihm dann ein Zimmer besorgt und seine **wichtigsten** Sachen einfach hintransportiert. (GM, 122; GM$_L$, 149)	weggelassen
Dann hab ich's **doch** geglaubt und hab gar nicht mehr so viel an ihn gedacht. **Die Wirtin, bei der er wohnte, war immer böse zu mir, als ob ich schuld wäre an seinem Zustand. Dann bin ich nicht mehr hingegangen.** Als wir Opas Zimmer entrümpelt haben […]. (GM, 122; GM$_L$, 150)	weggelassen
Christl, {28 Jahre, Verkäuferin, verheiratet, drei Kinder:} Geht's ni, gibt's ni (10. Protokoll; GM, 125-136) Christl [**Sch., 25**], Verkäuferin, verheiratet, drei Kinder [**Gehts**] ni, [**gibts**] ni (13. Protokoll; GM$_L$, 152-161)	
Sie **möchte** [**möchte**] keine hundert werden, meint sie, sonst geht das wieder von vorn los. (GM, 125; GM$_L$, 152)	ersetzt
Ich komm ausm Vogtland, weißt [**du**]. (GM, 125; GM$_L$, 152)	hinzugefügt
Und meine **Mutti** [**Mutter**], die waren sieben Geschwister, die hat Spulerin gelernt, das war ihr immer das liebste. Dann haben sie geheiratet, bald **nachm** [**nach dem**] Krieg. **Vati** [**Vater**] hat bei der VP angefangen, da ist er heut noch. Im Krieg war **Vati** [**Vater**] Soldat, und Mutti haben sie auch **gezogen** [**eingezogen**] gehabt, die war zwei Jahr, wie nennt man das, im Pflichtjahr. (GM, 125; GM$_L$, 152)	ersetzt

Sechsundfünfzig sind wir nach E. **gemacht**. Dort oben **ists** [**ist es**] ganz romantisch, du, Wald rundrum, und so frei alles! (GM, 125; GM_L, 152)	weggelassen, ersetzt
Und was wir alles organisiert haben als Kinder! **Wenn wir gesagt haben, um drei treffen wir uns, dann waren auch alle da. Außer einer, die haben wir richtig vertrimmt, und dann musst sie wieder, no? Einmal bin ich fast kaputtgegangen. Waren überall so Gullys, aber richtig tief, und von einem war die Hälfte von der Zudeckplatte weg. Bissl duster wars schon, und ich mit die Skier drüber. Und sack ab. Bin mit ein Ski hängengeblieben, mitm Kopf nach unten. Wenn ich da runtergesegelt wär!** Meine Mutter hat Heimarbeit gemacht, Schürzen gesteppt, no? (GM, 125; GM_L, 152)	weggelassen
Die andern im Schacht haben manchmal 2000 Mark verdient, was denkst denn du, und mein **Vati** [**Vater**] hat am Anfang bloß 380 kriegt. (GM, 126; GM_L, 152)	ersetzt
Mein **Vati** [**Vater**] ist sehr gutmütig, weißt [**du**]? Wenn er zornig **worden** [**geworden**] is, kam ja vor, haben wir **mitm** [**mit dem**] Taschentuch ein paar kriegt, meine Schwester und ich. Meine Schwester ist sieben Jahre jünger als ich. **Ich hab gar ni die Lust gehabt, die noch zu versorgen. Also, mein Vater hat sich abreagiert, weh tun hat er uns ja net wollen. Mitm Taschentuch, jaja. Aber wir haben geschrien, schon vorher.** Und Mutti, die is so wie ich, schnell erregt, hat geschimpft, du! (GM, 126; GM_L, 152 f.)	ersetzt weggelassen
Mit meiner Kathrin ist das auch so, die fühlt sich auch mehr zu den Großen hingezogen. **In ihrer Altersgruppe ist das immer ihr Niveau. Die ist ja praktisch die ersten Jahr mit meiner Schwester groß geworden.** Nachher, Schule war keine im Dorf, hat sich nicht gelohnt, da sind wir **mitm** [**mit dem**] Schulbus in die Stadt gefahren. (GM, 126; GM_L, 153)	weggelassen ersetzt
Dann ist der Schacht aufgelöst worden, und **Vati** [**mein Vater**] ist nach W. **kommen** [**gekommen**]. Ist lang durch den Wald gefahren, **mitm** [**mit dem**] Motorrad. (GM, 126; GM_L, 153)	ersetzt
Dann sind wir ihm nachgezogen, haben AWG***)** gebaut in W. *) **Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft** (GM, 126; GM_L, 153)	Fußnote hinzugefügt

Und **die** Mutti hat sich Sorgen gemacht, wie sollen wir das alles bezahlen? Und **Vati** [**Vater**] hat gesagt, ist ganz einfach, wir zahlen in Raten. (GM, 126; GM_L, 153)	weggelassen, ersetzt
Bis sie dann krank **worden** [**geworden**] is. (GM, 126; GM_L, 153)	ersetzt
Ich mein, ’s hat ja auch andere **geben** [**gegeben**], man merkt ja, ob ein Lehrer Ahnung hat oder nicht. (GM, 127; GM_L, 153)	ersetzt
Und dann hab ich weben gelernt. Ich **bin** nach der achten raus, weißt, das war bei uns so, durch die Textilindustrie. (GM, 127; GM_L, 154)	weggelassen
No ja, **und dann** [**da**] hab ich Berufsschule gelernt, zwei Jahr, der Betrieb war halbstaatlich, alles so ältere Leutchen, du, die freuen sich, wenn Jugend mittenrein kommt. Das hat wirklich Laune gemacht, die Abwechslung, arbeiten und lernen, **einwandfrei**. (GM, 127; GM_L, 154)	ersetzt weggelassen
Der Manfredl war aus der zweiten Ehe, der war ihr Goldsohn, der brauchte nichts machen und hat zu gar nichts eine eigene Meinung gehabt. **Und anstatt daß sie einmal gesagt hat, Sonntag komm ich hoch, war ja nur ein Bergl rauf und ein Bergl runter, ach wo, die Christl durfte immer hin mit der Enkeltochter, damit sie die sehen konnte.** Ich zieh nicht mit runter zu dir, sag ich […]. (GM, 128; GM_L, 154 f.)	weggelassen
Er hat kein langen Atem gehabt, **weißt,** er ist immer lahmer **worden** [**geworden**], **’s hat mir nimmer gefallen.** Einmal waren wir tanzen gewesen, und ich hab zu ihm gesagt, komm mit hoch, kannst bei mir schlafen, und überhaupt find ichs komisch, daß mans immer erst sagen muß. (GM, 128; GM_L, 155)	weggelassen, ersetzt
Und er stellt sich **vorn** [**vorm**] Spiegel in Flur, kämmt sich an den Haaren rum und meint: Ich weiß nicht, wie ich ’s sagen soll. (GM, 128; GM_L, 155)	ersetzt
Der hat sich ereifert, der Opa. **Ich mein, man hat sich doch schon seine Gedanken gemacht.** Nie hat sich der Manfred um was kümmert, war ihm alles selbstverständlich. (GM, 129; GM_L, 155)	weggelassen
Ich hab aber damals die Lehre unterbrechen müssen wegen dem Kind, **du,** und **Vati** [**Vater**] war auf Schule, hat nicht viel Geld verdient, **Mutti** [**Mutter**] im Krankenhaus mit Krebs, war auf Rente gegangen. (GM, 129; GM_L, 155)	weggelassen, ersetzt

Drei Tage später haben wir ihn von der Bahn abgeholt. **Mein Vati, der hat immer alles gemacht für mich, weißt, er wollt nur bissl gebettelt werden. Und aufgeregt war er, sag ich dir, eine Zigarette nach der andern. Am Bahnhof zwei Ausgänge. Paß auf, sagt mein Vati, du gehst rechts die Treppen hoch, ich geh links die Treppen hoch, und wenn ers is, nickst bloß. Und** Kathrin zu Haus konnt net einschlafen. (GM, 130; GM_L, 157)	weggelassen
Na ja, meint er, schlecht is es **net** [**nicht**], fahren wir zusammen auf Arbeit, fahren wir zusammen nach Haus. Weißt, wenn einer, der das Milieu **net** [**nicht**] kennt, den Dreck sieht, den beeindruckt so was. Ich mein, auch wenn wir saubere Arbeit gemacht haben, schmutzig wird man **unwillkürlich** [**trotzdem**]. Was denkst denn du, wie ich ausgesehen hab. **Aber wir belächeln das bloß, uns erschüttert das net, was die für Dreck ablassen.** Ach, und dann hat der Dieter Magenbluten kriegt, du, ich hab gedacht, ich krieg den nimmer gesund. (GM, 131; GM_L, 157)	ersetzt weggelassen
Er hat ja immer so diplomatisch seine Meinung gesagt zu Haus, immer wenn ich **net** [**nicht**] da war, damit ich den Krach **net** [**nicht**] miterleb, weißt [**du**]? Also, zuerst Zwischenbelegung anmelden. (GM, 131; GM_L, 157)	ersetzt, hinzugefügt
Die hat bei einem Freund gewohnt mit ihrem Kind und hat auf irgendwas anders spekuliert. **Also, ich glei rüber.** War ein großes Zimmer, ein kleines Zimmer, Küche, Bad. **Ich begeistert, bloß am Ball bleiben, damit die nicht überlegen kann! Und nach der Schicht ins Bett, Kuchen gefuttert und ein' Plan entworfen. Das große Zimmer haben wir als Schlafzimmer eingerichtet für uns drei, ins Kinderzimmer haben wir die Couch gestellt, drei Sessel, 'n Tisch, 'n Regal, hat erst mal gereicht.** Und ich inzwischen wieder schwanger, **du.** Hab die Kathrin geholt, meinen Eltern ist der Abschied von ihr schwergefallen, hab bloß **mehr** [**noch**] Schreibarbeit gemacht […]. Einer hat mal gemeint: Wenn eine von euch da ist, **halt** [**hält**] mans grad so aus, aber alle drei … (GM, 131 f.; GM_L, 158)	weggelassen ersetzt
Und zu Hause sag ich: Dietschi, ich krieg ein Kind, und ich hab wieder gelacht. **Da hat der Dietschi gedacht, ich veräppel ihn bloß. Es war ein Drama mit dem Sven, der kam nicht und kam nicht. Ich wart und wart, und nichts geht los. Schau ausm Fenster, guckt die Nachbarin drüben raus. Noch immer nichts? Nö, sag ich. Was denken Sie, hat sie gesagt, wir hatten eine im Zimmer, bei der gings auch ni los, der haben sie Rizinus geben. Die Idee! Montag bin ich ins »Zentrum«, da gab's die ausländischen Schnäpse zum Kosten, da hab ich ein' gehoben und dann den Rizinus hinterher-**	weggelassen

gespült. Und dann haben wir Karten gespielt. Ein Gewitter draußen, sag ich dir. Um sieben gings los … Danach war mir die Belastung zu groß […] (GM, 132; GM_L, 158)	
Hab aber doch eine Stelle als Verkäuferin **kriegt** [**gekriegt**]. (GM, 132 f.; GM_L, 158)	ersetzt
Weißt [**du**], da führt man in Verkaufsstellen Inventuren durch […]. (GM, 133; GM_L, 158)	hinzugefügt
Leichtgefallen ists mir erst ni, und unser Chef war bissl muffig. **Der hat nur Unfrieden gemacht.** Wir waren aber eine Linie, gegen uns ist er ni ankommen. (GM, 133; GM_L, 159)	weggelassen
Furchtbar pinselig war der und unpersönlich, immer kurz angebunden, **weißt?** Den haben wir auf die menschliche Tour aufgeschlossen, leise, weißt [**du**]? (GM, 133; GM_L, 159)	weggelassen, hinzugefügt
Unser Chef grad **net** [**nicht**] da, kommt ein Vertreter für Modelleisenbahn'. (GM, 133; GM_L, 159)	ersetzt
Waggons mit Bierfässern oben, kleine Mähdrescher, ich hab von jedem ni viel genommen, **weißt,** aber es waren ja viele verschiedene Artikel. (GM, 133; GM_L, 159)	weggelassen
Regen Sie sich **net** [**nicht**] auf, sag ich, packen Sie erst aus. (GM, 133; GM_L, 159)	ersetzt
Ich steh als erste auf, vor fünfe, dann wasch ich mich, dreh mir die Haar ein, bissl feucht machen, **weißt**, Lockenwickler **rum** [**rein**]. (GM, 134; GM_L, 159)	weggelassen, ersetzt
Meine Arbeitszeit geht normalerweise bis halb vier, ich arbeit ja **'ne Dreiviertelstunde** kürzer als die andern, wegen drei Kinder. (GM, 134; GM_L, 159 f.)	weggelassen
Ich nehm die zwei Großen jetzt mehr ran, **weißt,** der Dieter ist ja viel unterwegs. Im nächsten Jahr kriegen wir den Trabant, **no, und die Laube im Garten kostet auch Geld.** Da arbeitet er halt nebenbei. (GM, 134; GM_L, 160)	weggelassen
Nähen tu ich **ja** auch noch nebenbei. Ich ausm »Zentrum« raus, hier ein Paket, dort ein Paket, mit einmal kommt der Rolf an, 'n alter Freund aus W. Ist mit raufkommen, hat die Kinder gebadet **und** Betten bezogen. **Früh hab ich schon abzogen, weißt, daß ich am**	weggelassen

Abend gezwungen bin, zu beziehn. Und der Dieter kommt ni. An der Bluse hat mir noch ’n Knopf gefehlt. Ich sag, Rolf, kannst du Knopf annähen? Klar, sagt er. Hat er mir ’n Knopf angenäht. Dann kam **Dietschi** [**Dieter**] fünf vor acht, und ich schon so verrückt. Hat immer nur um mich herumtänzelt, weißt [**du**], die Arme aufm Rücken: Blumen gabs keine, Christl, aber Schokolade. (GM, 134 f.; GM_L, 160)	ersetzt, hinzugefügt
Ich denk manchmal, der **Dietschi** [**Dieter**] geht ni genug aus sich raus. (GM, 135; GM_L, 160)	ersetzt
Männer ergreifen ni so schnell die Initiative, die müssen immer erst gebettelt werden. Aber **sonst alles reine Erziehungsfrage.** Gehen tuts mit die Männer immer, man muß nur den schwachen Punkt finden. **Ich mein, man kanns ja auch auf die dumme Tour probieren, wenns anders net nützt. Unser Opa hat immer gesagt: Merkt euch eins, ’ne Frau, wie man sich vorstellt, die gibt’s ni. Und genauso umgedreht. Dietschi hat den großen Vorteil, er hat erst mal ’ne eigene Meinung, man hat Achtung vor ihm. Und die Kinder hängen an ihm.** Was machen wir in der Freizeit? […] Lesen tu ich, wenn ich abgespannt bin, mehr so Gegenwartsromane, „Zeit der Störche“, „Zum Beispiel Josef“***)**, weißt, die Bücher, dies so für 1,75 gibt. ***) Romane von Herbert Otto** (GM, 135; GM_L, 160 f.)	weggelassen Fußnote hinzugefügt
Ja, sag ich, ihr rennt auch einer am andern vorbei. **Es kommt aufs Temperament an, weißt. Wenn manche ni zum Ausdruck bringen können, was in ihnen drinsteckt, dann haben sie Probleme. Unheimlich großen Bekanntenkreis haben wir. Bei uns gibt einer dem andern die Klinke in die Hand.** Was will der Mensch sonst noch? […] Gesundheit ist das wichtigste. **Wenn einer stirbt, den ich kenn, sag ich mir: Wer weiß, wie schnells dich selber erwischt. Aber daß ich direkt geknickt bin deswegen, kann ich ni sagen. Ich denk mich da gar net so richtig rein. Oder** daß ich mir Illusionen mach […]. Die großen Sachen, die stehn ja doch net in meiner Kraft, **du, ich mach mir da keine Sorgen.** Man hört sich das im Fernsehen an, aber daß es ausgesprochen ’n Problem wird, das mich lange beschäftigt, das **net** [**nicht**]. Ist mehr was für die Wissenschaft. (GM, 135 f.; GM_L, 161)	weggelassen ersetzt

Gudrun, {18 Jahre, Oberschülerin, zwei Brüder:} Die noch kämpfen konnten (11. Protokoll; GM, 137-148) Gudrun [**R., 18, Oberschülerin**] Die noch kämpfen konnten (7. Protokoll; GM_L, 88-96)	
Ich **hab** [**habe**] zugehört, dann ging ich in mein Zimmer und hab geheult. (GM, 138; GM_L, 89)	ersetzt
»Selbstmord finde ich gar nicht so schlimm. Ich habe mir vorgenommen, das mache ich später auch, wenn ich merke, daß es rückwärts mit mir geht und ich nicht mehr alles so stark fühle. Vor dem Sterben habe ich keine Angst. Angst habe ich nur vor dem Altwerden. Wenn ich Großvater sehe! Er hört die Klingel nicht mehr, er vergißt alles, er merkt nicht, was er ißt. Ich nehme mir vor, *das* nicht zu erleben. Schluß machen, wenn es am schönsten ist.« **(Tagebuch)** (GM, 138; GM_L, 89)	weggelassen
Man weiß ja manchmal nicht, wie man selber ist. **Mit meinem Äußeren bin ich zufrieden, obwohl ich manchmal vor dem Spiegel stehe und die Nase verschiebe, die Augen verschiebe, alles so Experimente. Manchmal wünsche ich mir, daß ich zarter wäre, wie Anke. Aber ich bin eben ziemlich robust. Es ärgert mich, wenn mir etwas nicht nahegeht, was mir nahegehen müßte. Aber unecht möchte ich auf keinen Fall sein. Wie ich wirklich bin, muß ich erst entdecken.** In der Schule habe ich immer als die Liebe, Gute, Kluge gegolten. (GM, 139; GM_L, 89 f.)	weggelassen
Ich wäre viel lieber behandelt worden wie die andern Kinder **auch**. Dann hätte ich mehr Freunde gehabt, **denk ich.** **»Ich bin nie so ausgelassen wie die anderen, ich bin viel zu ernst und verschlossen. Keiner merkt es, wenn ich allein in den Wald renne und mich ausheule. Es befriedigt ungemein, sich selber zu bemitleiden. Ich liege und werde ganz ruhig, schlafe und kriege einen furchtbaren Schreck, weil auf einmal der Förster neben mir steht.« (Tagebuch)** Freundschaften in der Klasse hatte ich nie, das hat mir sehr gefehlt. […] Meine erste Freundin, Anke, die war von der siebenten **bis zur achten** Klasse mit mir zusammen. **Dann kam sie auf eine andere EOS, da entwickelte sich eine richtige Abendfreundschaft.** Anke ist viel reifer als ich. […] Ich kann das nicht. Wenn mir was nicht liegt, fliegt es in eine Ecke. **Das konnte niemand verstehn, warum sie Kuhdoktor werden will. Vielleicht weil sie merkt, daß ihr in**	weggelassen

der Richtung was fehlt. Sie will sich stark machen, weil sie so zart ist. Jetzt habe ich keine ausgesprochene Freundin. Ich verstehe mich mit allen aus unserer Klasse ganz prima. Wenn ich was Schlimmes habe, dann weiß ich, daß ich zu vielen gehen könnte. Aber es liegt mir nichts daran. Anke gibt es nur einmal. **»Anke schaut sich unsere Platten an. Sie legt Tschaikowskis I. Klavierkonzert auf. Wir liegen auf dem Teppich, träumen, schweigen, es ist wunderbar, nicht zu beschreiben. Jetzt bin ich richtig süchtig auf Tschaikowski.« (Tagebuch)** Ich interessiere mich für alles und für nichts. (GM, 139 f.; GM_L, 90)	
Mit Wanderjahren **fänge** [**fängt**] er gar nichts an, der baut und bastelt und liest seine Bücher. **»Das Rauschen des Windes empfängt mich. Und das Brausen des Meeres will mich überfluten. Vor mir das weite Wasser und über mir nichts als die Klarheit der Luft und die Unendlichkeit der Sterne. Und ich kleiner Erdenwurm darf hier stehen. Ich betrachte einen glitzernden Stein am Boden und bin froh, nicht wie er zum ewigen Liegen verdammt zu sein. Ich werfe mich gegen den Wind und laufe.« (Tagebuch)** Bücher hole ich mir stapelweise aus Vatis Regal […]. (GM, 141; GM_L, 91)	ersetzt weggelassen
So arm wie die sind und was die für einen menschlichen Reichtum haben! **Mutti hat es natürlich auch gelesen, auf mein Drängen: Na ja, ist halt ein bißchen kitschig. Da war ich toll enttäuscht. Ich war doch immer beeinflußt von Muttis Geschmack.** Den „Siebenten Brunnen“***)** fand ich ganz wunderbar, weil er so menschlich ist. ***) Roman von Fred Wander** (GM, 141; GM_L, 91)	weggelassen Fußnote hinzugefügt
»Sie als künftige Kader – das hören wir in der Schule jeden Tag. Wir sind schon ganz benebelt von lauter Lob. Aber wenn ein Lehrer sagt: Gibt es Fragen?, gibt es natürlich keine. In Staatsbürgerkunde habe ich mich für einen Vortrag gemeldet […] Die Schüler hörten artig zu. Ich hatte das Gefühl, überhaupt nichts erreicht zu haben, und war tief enttäuscht. Beim Vortrag eines anderen aber erwischte ich mich, genauso uninteressiert zuzuhören. Wie kommt das?**« (Tagebuch)** (GM, 142; GM_L, 92)	weggelassen
Ich komme mir blöd vor, wenn ich Fragen stelle. Und die Fragen werden **oft** so beantwortet, daß man keine Lust hat, die nächste zu stellen. (GM, 143; GM_L, 92)	weggelassen

Die Richtung war schon was für ihn, aber vielleicht war er zu egoistisch, **ihm war seins immer besonders wichtig.** Und schludrig war er, kam oft zu spät zur Schule und hatte immer Ausreden parat. (GM, 143; GM_L, 93)	weggelassen
Die haben mit uns keine Schwierigkeiten. **Aber ich finde, ein bißchen Schwierigkeiten sollten sie mit uns haben!** Die interessiert nur ihr Stoffgebiet, darüber sehen sie nicht hinaus. (GM, 143 f.; GM_L, 93)	weggelassen
»Die Schule geht zu Ende und das macht mir Sorgen. Das Studium kann ich mir noch vorstellen, aber der Gedanke an den Beruf ist eine schreckliche Belastung. […] Einerseits beneide ich die Sechzehnjährigen, die nach der zehnten Klasse abgehen können, sie werden früher selbständig. Andererseits haben sie keine Vorstellung von ihrem Leben. Nur Ausbildung, Beruf, Ehe, Kinder – aus. **Mit dem Abitur hofft man doch, mehr zu erreichen. Man hat Ideale, die die Sechzehnjährigen nicht haben.« (Tagebuch)** (GM, 144; GM_L, 94)	weggelassen
„Es gibt doch viele Männer mit einem interessanten Charakter. **»Ronny, mein Freund und Kamerad! Wie freue ich mich auf unsere Wochenenden! Aber wenn es soweit ist, bin ich enttäuscht. Du bist so nüchtern. Wie habe ich mich über den Pfirsichbaum gefreut, und du läßt die kleine Blüte achtlos fallen, die ich dir an die Jacke gesteckt habe. In »Marc Aurel« von Heiduczek steht: Manchmal ist man nur unglücklich, weil man zu große Wünsche hat oder falsche. Die Emotion überspült den Verstand. Man hält sich oft für besser und stärker, als man wirklich ist. Ich glaube, das ist ungeheuer wahr.« (Tagebuch)** Ich habe mich gewundert, wie mir Ronny auf einmal gefallen hat.“ (GM, 145; GM_L, 94)	weggelassen
Lange haben wir das überhaupt nicht vermißt, jetzt schauen wir uns manchmal an und kriegen einen Schreck. **»Es gibt Augenblicke von Glück, die will man festhalten! Gestern war ich im Kornfeld mit Ronny und seinem Freund. Das Korn stand ganz hoch. Auf einmal haben wir uns hingeworfen, lagen beisammen und haben uns alles erzählt, was man sonst nicht erzählt. Dann hab ich Kornblumen gepflückt und war sehr glücklich. Glück ist nie was Äußerliches.« (Tagebuch)** **Die Natur ist für mich etwas Großes. Vorigen Sommer habe ich zum erstenmal Geld verdient, als Grabungshelfer in einem Dorf. Jeden Tag acht Stunden Sand schaben. Geschlafen haben wir im uralten verwanzten Gemeindehaus. Das war herrlich primitiv. Da habe ich einen Hochstand entdeckt, auf dem bin ich oft gesessen, und keiner wußte davon. Unter mir viel Schonung und eine Wiese**	weggelassen

mit Blumen, der Bach unter den Gräsern versteckt, dahinter hohe Kiefern. Und dann der Sonnenuntergang und der Wolkenhimmel in allen Farben. Und ein kleiner Hase, der sich nicht fürchtet. Das sind einmalige Augenblicke: still sitzen, nichts reden, an nichts denken müssen, nur träumen … Gott und Weltanschauung und so, das interessiert mich ganz toll, ich finde es blöd, daß man darüber nicht redet. **Anke zum Beispiel glaubte an übernatürliche Kräfte, und ich konnte das überhaupt nicht verstehen. Es spricht so vieles gegen diese höheren Kräfte, aber in den Gehirnen der Menschen gibt es diesen Glauben, damit muß man sich doch auseinandersetzen.** Unser Pfarrer hat den persönlichen Kontakt zu den Menschen, den die Lehrer nicht haben. (GM, 146 f.; GM_L, 95)	
Als ich die „Olga Benario“***)** gelesen habe, ging mir auf einmal Chile nahe. ***) Biographie von Ruth Werner** (GM, 147; GM_L, 96)	Fußnote hinzugefügt
»Es ist schrecklich, daß mir Hunger und Not in der Welt nicht nahegehen. […] Widerspreche ich mir jetzt selbst?« **(Tagebuch)** (GM, 148; GM_L, 96)	weggelassen
Katja, {34 Jahre, Ärztin, I Kind, geschieden:} Die Zuverlässigen und die Genies (12. Protokoll; GM, 149-175) Katja [**P., 34, Ärztin, geschieden, ein Kind**] [**Spießrutenlauf**] (16. Protokoll; GM_L, 184-201)	
Mein Vater war Klempner in einer großen Fabrik, die schon damals mit amerikanischer Beteiligung arbeitete. **Er war nicht im Krieg.** Er hatte eine Verletzung […]. (GM, 149; GM_L, 184)	weggelassen
Mein Vater **brachte uns hin, aber er** mußte in der Fabrik im Rheinland bleiben. Ich weiß noch, daß [**es**] ein Bombenangriff auf den Zug war und wir unterwegs aussteigen mußten. **Wir sind am Geburtstag meines älteren Bruders gefahren, der hat im Zug seine Geschenke gekriegt.** Ich habe früher nie darüber nachgedacht […]. (GM, 149 f.; GM_L, 184)	weggelassen, hinzugefügt
Wir hatten nur die Dinge des persönlichen Bedarfs mit nach K. genommen, **eine Zinkbadewanne, die wir heute noch haben, in der wir alle gebadet wurden, und ein Akkordeon**. Das andere ist […] verlorengegangen. (GM, 150; GM_L, 185)	weggelassen

Die ersten Betten und Strohsäcke haben wir aus dem Wald geholt, **was** [**wo sie**] andere weggeworfen hatten. (GM, 150; GM_L, 185)	ersetzt
Sie besuchten uns noch nach Jahren, weil sie sich bei uns zu Hause fühlten. **Meine Eltern haben noch einen Jungen aufgenommen, dessen Eltern verschwunden waren. Johannes konnte sich aber nicht mehr einfügen, er hatte oft Schlägereien mit meinen großen Brüdern, die sehr eifersüchtig waren. Meine Mutter hat sich immer für andere Kinder interessiert, nicht nur für die eigenen. Johannes ist oft zur Autobahn gegangen und hat gesagt: Eines Tages geh ich weg. 1946 hieß es, wir gehen nach A., Vater wird dort Bürgermeister. Johannes war begeistert, weil er hoffte, wir kriegten einen großen Hof, er war sehr für die Landwirtschaft. Und dann war kein Hof da, und er ist wirklich zur Autobahn gegangen. Er hat nie wieder von sich hören lassen. Ich glaube, ich habe ihn sehr gern gehabt.** Von 1946 bis 1950 war mein Vater Bürgermeister in A. Wir wohnten sehr schön in einem Verwalterhaus, **hatten zwei große Zimmer, eine große Küche, Nebenkammern und einen** [**mit einem**] riesigen Dachboden.“ (GM, 150 f.; GM_L, 185)	weggelassen hinzugefügt
Es gab später nie das Problem, daß ich mich emanzipieren mußte. **Meine Schwestern habe ich in diesen Jahren nicht entdeckt. Nur die drittälteste, die Liesl, mit der hab ich mich auseinandersetzen müssen. Weil sie sehr zuverlässig war, hat meine Mutter ihr viel Verantwortung übertragen. Sie spielte sich als Mutter auf, und ich empfand sie als sehr hart und anmaßend. Wenn ich heute Leuten begegne, die so ähnlich sind wie Liesl, dann habe ich immer großen Widerstand gegen sie und setze mich, früher oder später, hart mit ihnen auseinander. Ich war in diesem Alter sehr empfindlich, und es war das schlimmste, wenn ich für irgendwas ungerecht bestraft wurde. Ich konnte mich nicht wehren, ich konnte nicht einmal frech werden, ich konnte nur heulen. Dann haben die anderen sich darüber amüsiert, und das war natürlich noch schlimmer. Ich glaube, es war wichtig für mich, daß ich gelernt habe, mich abzukapseln.** Ich habe mir immer gewünscht, irgendwo allein zu sein. (GM, 151 f.; GM_L, 186)	weggelassen
Ich hatte eben keinen Platz, um das zu lernen: die Mappe richtig zu packen, meine Bücher zu ordnen. **Ich durfte eigentlich nichts machen, nie an den Schrank ran, nur die Liesl durfte das.** Meine Mutter war für mich eigentlich nur da, damit ich was zu essen kriegte und damit meine Sachen sauber waren. Es hätte manches persönlicher sein können, **wenn sie die Arbeiten richtig verteilt hätte. Ich habe es sehr entbehrt, daß sie nie Zeit für uns hatte. In manchen Situa-**	weggelassen

tionen habe ich meine Mutter gehaßt. Einmal hat sie meinen Bruder auf die Erde geschmissen und getreten. Als ich weinte und Mitgefühl zeigte, wurde ich auch geschlagen. Und das war das schlimmste, das konnte ich nicht begreifen. Meine Mutter hatte mich später sehr gern, weil sie mir vieles anvertrauen konnte, aber diese Dinge stehen noch heute zwischen uns. **Als ich mich zum erstenmal wehrte gegen Ungerechtigkeiten, sozusagen als Abschluß meiner Kindheit, da war das so: Ich hab Treppen gewischt, der Eimer ist umgekippt, und Liesl hat mich geschlagen. Da hab ich noch einmal geweint und war richtig wütend auf mich. Dann hab ich die Stiefel von meinem Vater geputzt, und Liesl meckerte wieder an mir herum. Da hab ich gesagt: Du dummes Weib, du blöde Ziege, laß mich in Ruh. Ich brachte sie so in Wut, daß sie einen Stiefel schmiß. Ich duckte mich, und der Stiefel zerschlug die Fensterscheibe. Meine Mutter kam und haute Liesl eine runter. Das war für mich eine Befreiung. Von da an hab ich nie mehr Angst gehabt vor ihr. Ich schätze sie heute sehr, weil sie so zuverlässig ist und sich für andere einsetzt, aber ich hab mit ihr nicht viel gemeinsam. Es ist schade, sie wollte Juristin werden, das lag ihr. Aber sie hatte schon gearbeitet und damit die Familie durchgebracht. Das Studium hätte bedeutet, daß sie praktisch als Verdiener für die Familie ausfiel, deshalb hat sie freiwillig verzichtet. Sie hat sich viele Wünsche im Leben nicht erfüllt. Da ist noch eine andere Schwester, die Gertrud, die war ganz anders, die war lustig, die habe ich bewundert. Obwohl ich sie am liebsten hatte, habe ich immer Minderwertigkeitsgefühle ihr gegenüber gehabt. Gertrud kritisierte mich auch, meinen Gang, meine Haltung, meine Aussprache, und das setzte mir sehr zu. Mit ihr habe ich später beraten, ob ich zur Oberschule gehe oder nicht.** Meine Mutter hat uns sehr konservativ erzogen, anfangs sogar christlich. Sie hat jeden Tag gebetet, das fand ich ganz lustig. (GM, 152 f.; GM_L, 186)	
Ich nehme an, daß er die Frau geliebt hat, er hat sich mit ihr auch politisch gut verstanden. **Ich glaube, daß nur Gertrud und ich in der Lage sind zu verstehen, daß diese Frau vielleicht eine Partnerin für meinen Vater gewesen wäre.** Von da an hat er angefangen zu resignieren. (GM, 154; GM_L, 187)	weggelassen
Mit vierzehn bin ich täglich nach B. in die Oberschule gefahren. **Mein Vater arbeitete dann auch in B., drei Jahre fuhren wir morgens zusammen im Zug und haben uns viel unterhalten.** Das letzte Jahr hab ich mir ein Zimmer in B. genommen, um mehr Zeit fürs Abitur zu haben. (GM, 154; GM_L, 187)	weggelassen

Meine Brüder sind zu den Nutten ins Dorf gegangen, mit mir haben sie nie über das Sexuelle gesprochen. **Mit zehn hab ich den »Stillen Don« gelesen. Die Felder, die ganze Atmosphäre in diesem Dorf, die kannte ich ja, und Axinja und Grigorij, wie er sie gebissen hat, das hat mich ungeheuer beschäftigt. Ich bin gegen Bäume gerannt, weil ich mit dem Buch in der Hand zur Schule zog. Dann hat mein Lehrer das Buch entdeckt, hat mirs weggenommen und gesagt: Das ist nichts für dich, ich muß das deinen Eltern melden. Meine Eltern haben sich nie dafür interessiert, was wir lasen, die wußten auch nicht, was im „Stillen Don" stand, aber sie haben akzeptiert, daß der Lehrer es verboten hat. Eines Tages hab ich das Buch in unserm Schrank gefunden, hab mich in der Kammer eingeschlossen und fünf Stunden lang gelesen, bis ichs aus hatte. Dann bin ich zu meiner Mutter gegangen und hab gesagt: So, jetzt hab ichs doch gelesen! Das ist später immer so gewesen bei mir. Ich hab eine Sache zwar verdrängt oder verschoben, aber ich hab sie nie aufgegeben. So wie das dann mit dem Studium war.** Nach dem Abitur ging ich nach Berlin. (GM, 155; GM_L, 187)	weggelassen
In meinem **Seminar** [**Semester**] waren viele Kinder von Ärzten, die von Anfang an gegen unseren Staat waren. (GM, 156; GM_L, 188)	ersetzt
Ich war eine Rarität an der Universität. **Dann hab ich ein Jahr in Pankow bei einem Wirt gewohnt, der war Witwer und empfand so etwas wie väterliche Verantwortung für mich, interessierte sich auch für Medizin und störte mich sehr, weil ich so was nicht gewohnt war. Damals hatte ich einen aus dem Studentenheim, den Peter, der malte unsere Plakate und tanzte so auffällig, Schappern nannten wir das. Er war einer der lebendigen Studenten, die eigene Interessen hatten und sich nicht nach dem Westen orientierten. Er schaute sich drüben vieles an, wie alle, stand aber eindeutig hier. Das war für mich sehr wichtig, weil ich so schwankend war. Wir lagen oft zusammen im Bett, nächtelang, aber ich habe ihn immer abgehalten, und mit der Zeit wurde er sauer. Eines Tages ging ich wieder hin, da sagte seine Wirtin ganz grimmig: Er ist nicht da. Offensichtlich hatte er ein Mädchen drin. Da dachte ich zum erstenmal, es ist vielleicht nicht richtig, wie ich mich verhalte, und ich war sehr traurig.** Die Prüfungen hatte ich mit wenig Mühe bestanden, […]. Was mich gestört hat, war die Atmosphäre in der Medizin. **Ich hatte nie Beziehungen zu Ärzten, und** ich erlebte so viele, die nur Medizin machten, weil das standesgemäß war. (GM, 157 f.; GM_L, 189 f.)	weggelassen

Langsam wurde ich reif für das Sexuelle, durch die Sonne und die ganze Atmosphäre. **Aber es war nicht wirklich schön.** [**Aber**] Wenn man so lange darauf gewartet hat, ist man enttäuscht. **Stefan war ein richtiger Junge, der sich nicht binden wollte. Und ich kam nicht darüber hinweg, daß ich nun doch mit einem geschlafen hatte**. Stefan hat das natürlich nicht mitgekriegt. Ich wirkte ja auch nicht problematisch, ich wirkte eher aufreizend auf die Männer, als hätte ich schon eine Menge vernascht. Es war eigentlich so, daß ich jedesmal unbefriedigt blieb und leise heulte, während er einschlief. Da hab ich mir gedacht: Den kann ich ja gar nicht heiraten, wenn ich immer so leiden muß. Inzwischen **war ich ausgezogen bei meinem Wirt und** [**ich**] hatte eine eigene Wohnung in Lichtenberg. (GM, 158; GM_L, 190)	weggelassen, hinzugefügt Sätze vertauscht; Ost, West weggelassen, hinzugefügt
Als ich zurückkam, [**habe ich Mark kennengelernt.**] **erzählte mir** ein Freund, Ingo, [**erzählte mir**] er hätte eine Reihe von Freunden, darunter so einen Langen, der wäre interessant. (GM, 159; GM_L, 190)	hinzugefügt, Satzbau verändert
In der Nacht, als alle weg waren, überfiel mich ein Katzenjammer, weil ich so allein war. Nur Marc war dageblieben, der hatte sich besoffen gestellt. Ich fing zu heulen an, und Marc wurde wach und redete mit mir. In der Nacht, als alle weg waren, nur Marc war dageblieben, der hatte sich besoffen gestellt, überfiel mich ein Katzenjammer, weil ich so allein war. Ich fing zu heulen an, und Marc wurde wach und redete mit mir. (GM, 158; GM_L, 191)	Satzbau verändert: Ost West
Und im Zimmer saß Marc, seelenruhig wie immer, die Beine hoch, und hatte eine Platte von Schostakowitsch an. **Dieses große dunkle Zimmer, die Sterbeatmosphäre, die Schwestern gefielen mir auch nicht. Und plötzlich geht das Licht an, und Simon, der Vater, ist da. Seine Stimme dröhnte von Herzlichkeit, schlagartig hatte das Zimmer eine andere Farbe und waren auch die Menschen anders. Simon war das Idol der Familie, aber mit dem Familienleben hatte er wenig zu tun. Die Mutter war immer da und war immer die Negative. Bei ihr war alles unterdrückt. Aber ich lernte sie schätzen, weil sie so zuverlässig war. Am nächsten Tag waren sie alle bei der Beerdigung. Und** [**Dort schliefen**] Marc und ich **schliefen** zum erstenmal miteinander. Wir waren so voneinander erfüllt, daß es eigentlich von Anfang an gut ging, ganz anders als mit Stefan. (GM, 160; GM_L, 192)	weggelassen hinzugefügt, Satzbau verändert
Der guckte mich an, aber ich hab nur an Marc gedacht, ich konnte einfach nicht an was anderes denken. **Dann kam die Pathologieprü-**	weggelassen

fung, da wurde ich krank. Ich habe Marc immer erzählt, daß ich eigentlich gar nicht Medizin studieren will, und er hat gesagt, man darf nur das machen, was man wirklich will. Er verstand alles, **der** [**er**] hat nie gesagt: Du spinnst […]. **Es kam eine schöne Zeit. Ich war frei von Prüfungen und hab das als Befreiung empfunden.** Dann haben wir geheiratet und wollten ein Kind. (GM, 161; GM_L, 192)	
Was ich mir nie vorstellen konnte, war plötzlich eingetreten, ich war von jemandem abhängig geworden. **Während der Schwangerschaft hatte ich sehr harte Auseinandersetzungen mit Marc, weil er sein altes Leben wieder aufgenommen hatte. Und Christian trug natürlich dazu bei. Er hatte nie eine familiäre Situation erlebt, sondern immer nur Verhältnisse, in denen er sich frei fühlte. Und nun wollte er, daß Marc in gleicher Weise frei war und daß sie zusammen machen konnten, was sie wollten. Dann war ich im achten Monat schwanger und wollte noch einmal zu meinen Eltern fahren. Ich brauchte das eben von Zeit zu Zeit, sie waren die Basis für mich, die Sicherheit. Und Marc wollte nicht mitfahren. Das war im Spätherbst, in dem Jahr, wo es sehr kalt war, wir hatten zwanzig Grad minus. Ich war so unruhig, ich mußte immer irgendwohin. Ich habe geweint bei meinen Eltern, wie ich jahrelang nicht geweint habe. Bin wieder zurück und wurde sehr krank.** Das erste Jahr mit dem Kind war hart. **Anne war geschädigt durch meine Krankheit, und ich konnte das nicht verkraften.** Das Haus war kalt und ungemütlich. (GM, 161 f.; GM_L, 193)	weggelassen
Marc war vorerst ein eifriger, guter Vater. Aber als der erste Reiz weg war, fingen wieder die Feiern an, und ich mußte ständig Kompromisse machen. **Diese Feten machte ich nur, damit Marc zu Hause blieb und weil Leute dabei waren, die für mich wichtig waren, zum Beispiel Christian. Anne konnte nicht an der Brust trinken, weil wir ständig unterwegs waren zur Behandlung, ich mußte abpumpen, und zu Hause saßen die Freunde und erwarteten, daß ich war wie immer. Sie waren eben alle sehr jung.** Nach einem halben Jahr habe ich Antrag auf die Prüfungen gestellt, ich wollte nun doch einen Abschluß haben. (GM, 162; GM_L, 193)	weggelassen
Nun legte ich meinen ganzen Ehrgeiz in Marc, nun sollte *er* was werden. **Ich hab mir gedacht: Es lohnt sich alles für diesen Mann!** Er fing gerade am Institut zu arbeiten an. (GM, 163; GM_L, 193)	weggelassen
Mir hat er immer das Bild eines Genies gemalt, und vielleicht wollte ich das auch so. **Ich war drauf und dran, so zu werden wie seine**	weggelassen

Mutter. Marcs Bedürfnis, ständig mit anderen Leuten zusammen zu sein, habe ich dramatisiert. (GM, 163; GM_L, 194)	
Er warf mir **dann** vor, daß ich ihm seine Freunde wegnehme. Seine Freunde kamen **nun mehr** [**nur noch**] zu mir, und er ging alleine irgendwohin, wo ich ihn nicht störte. Dann kam hinzu, daß er sexuell das Bedürfnis hatte, andere Frauen kennenzulernen, was natürlich ist, weil in unserem Kreis sehr attraktive Frauen waren, **die sich für ihn interessierten.** Wir **waren** [**galten**] damals [**als**] eine der stabilsten Familien, da wird der Mann von den Frauen, die nicht wissen, wo sie hingehören, interessiert betrachtet. Wir waren eine Insel in der allgemeinen Unsicherheit. Ich hab sein Interesse an anderen Frauen gespürt und habe noch mehr Angst gekriegt, weil ich auf ihn angewiesen war. Ich **habe mich sehr** [**war ständig**] mit Psychologie **beschäftigt, indem ich anderen ihre Schwierigkeiten zu klären versucht habe. Ich habe meine Eltern analysiert, Marc und Christian und natürlich Doris und Simon. Ich war ständig mit** [**und**] mit fremden Angelegenheiten beschäftigt. **Dann hab ich mich auch für Simon als Mann interessiert.** Da trat etwas Ungutes ein mit diesem ständigen Vergleichen und Psychologisieren. **Mein Interesse für den Vater habe ich Marc erzählt, um ihn eifersüchtig zu machen.** Ich habe viele Dinge gemacht, wo ich selber nicht verstand, warum ich die mache. (GM, 163 f.; GM_L, 194)	weggelassen, ersetzt
So kam er immer mehr unter Druck. [**Und**] Ich war auf einmal die Hausfrau geworden […]. (GM, 164; GM_L, 194)	hinzugefügt
Aber ich sah seine Unzufriedenheit. **Seine Schwestern kamen dauernd zu ihm mit irgendwelchen Problemen, und er wollte auf einmal in Ruhe gelassen werden, er wollte kein Idol mehr sein. Da habe ich seine Stelle eingenommen, ohne es zu merken. Ich habe mit seinen Schwestern alles diskutiert, alles hin und her gedreht und habe mich immer mehr in fremde Angelegenheiten eingemischt.** Und dann sagte Christian, er fährt nach Bulgarien, Marc soll mitkommen. (GM, 164 f.; GM_L, 195)	weggelassen
So bin ich mit Anne zu den Schwiegereltern gefahren, weil Marc auf einmal behauptete, er könne **alleine** [**so**] besser arbeiten. […] Da durfte ich nach Berlin zurückkommen **Aber ich fürchtete mich so vor der Wahrheit, daß ich nichts fragte. Ich bin erst mal an die Ostsee gefahren, um mir klarzuwerden, was eigentlich geschehen war. Dort habe ich einen Kapitän kennengelernt. Ich hatte keine Unterkunft, und er nahm mich mit aufs Schiff, da hab ich mit ihm in einem Bett geschlafen. Das war kurios. Er sah aus wie mein**	ersetzt, weggelassen

Vater, war aber ein Mann, der mitten im Leben stand, ein Kapitän eben. Ich war wahnsinnig unsicher, dadurch provozierte ich die Männer auf dem Schiff derart, daß ich in ganz komische Situationen kam. Nur der Kapitän wußte, was mit mir los war. Nach einer Woche stürzte ich nach Hause. Marc hatte sich auf mich gefreut und wollte sich aussprechen. (GM, 165 f.; GM_L, 195)	
Ich konnte nicht begreifen, wie er mir so lange was vorschwindeln konnte unter dem Vorwand, arbeiten zu müssen. **Christian sagte: Laß ihn doch mit der Henni schlafen, das ist gut für ihn, er wird zurückkommen. Er hat von sich auf Marc geschlossen, und da hat er sich geirrt.** Wir stritten uns nun ständig. Ich hab nicht mehr auf Marc gehört, und Marc hat nicht mehr auf mich gehört. **Ingo hat bei uns renoviert,** ich habe mir die Haare abschneiden lassen, hab Kleider angezogen anstatt Hosen, lauter Äußerlichkeiten, zum Teil waren sie sogar von Erfolg gekrönt, aber innerlich fand ich das überflüssig und beschämend. Ich konnte nicht durch eine neue Haut eine andere werden. Für mich brach eine ganze Welt zusammen. **Ich fand ja auch die anderen so gemein, weil sie es alle gewußt hatten, nur ich nicht. Eines Tages klingelt es, und Henni steht freudig erregt da. Ich hab sie sofort angefallen. Sie hat aber gar kein schlechtes Gewissen gehabt. Wieso, hat sie gesagt, was willst du, ich liebe ihn, und er liebt mich. Da gab ich ihr zwei Scheiben Brot, die sie sich erbettelt hat, und ich hab sie hinausgeschmissen. Ich zitterte am ganzen Körper. Marc war bei einem Freund, ich lief hin und erzählte ihm alles. Und Marc rief sofort: Ich muß zu ihr, ich bin in zwei Stunden zurück, aber ich muß zu ihr! Nun wars schon Nacht. Ich hab gesagt: Wenn du zu ihr gehst, ists aus mit uns. Ich hab erst mal seine Arbeit genommen und durchs Zimmer gefeuert. Dann hab ich den Fernsehapparat zertrümmert, der war schon alt, aber Marc hing an ihm. Das Tonbandgerät war mir zu kostbar. Und dann kam Marc und hatte mächtige Manschetten. Ja, hab ich gesagt, wenn du hiergewesen wärst, hätte ich dich totgeschlagen. Das Schlimme war, daß ich am nächsten Morgen eine Besprechung in der Universität hatte.** Ich **hatte** [**hab dann**] einen Antrag eingereicht, daß ich das Studium wieder aufnehmen möchte. **Ich hab mir noch nachts einen Rock enger gemacht, weil ich so dünn geworden war. Um acht bin ich bei diesem Professor gewesen und hab einen sehr komischen Eindruck hinterlassen, weil ich überhaupt nicht wußte, was ich wollte.** Es **hat sich herausgestellt** [**stellte sich heraus**], daß ich alle Prüfungen noch einmal machen mußte, vom ersten Studienjahr an. (GM, 166 f.; GM_L, 196)	weggelassen ersetzt

Ich habe Marc [**nach einem Krach**] den Schlüssel weggenommen und hab ihn hinausgeschmissen. (GM, 167; GM_L, 196)	hinzugefügt
Und die andern sagten: Das hast du richtig gemacht. **Wenn wir uns sahen, wärmten wir die alten Geschichten auf. Jeder war verbittert und gekränkt bis aufs Blut. Ich warf ihm vor, daß ich beinahe so geworden wäre wie seine Mutter. Er warf mir vor, daß ich jeden Raum so ausfülle, daß für ihn kein Platz mehr ist. Darauf hab ich ihm gesagt, daß er nicht das Genie ist, für das ihn alle halten. Nun hatte er aber Henni, die ihn wunderbar fand. Sie drängte darauf, daß sie zusammenziehen. Da war der Punkt, wo ich Angst bekam. Der Bruch war ja leicht gewesen, irgendwie grandios, aber die Trennung durchzuhalten war schwer. Da hab ich seinen Chef angerufen und um ein Gespräch gebeten. Dieser Mann war neben seinem Vater das zweite Idol, das Marc hatte. Ich hab ihm von Marcs Schwierigkeiten erzählt und daß er ihm helfen müsse, indem er ihn vielleicht zwingt, öfter im Institut zu erscheinen. Ein paar Tage später bekam Marc einen Einschreibebrief, da stand das drin, was ich wollte. Bis dahin hatte er nur eine Aspirantur, jetzt hatte man ihn angestellt. Marc war ganz glücklich, weil er das für sein Verdienst hielt. Eines Tages aber hat er mich so beleidigt, daß ich es ihm heimzahlen mußte. Weißt du, hab ich gesagt, daß ich bei deinem Chef war? Damit hab ich alles zerstört. Ich sehe seinen Blick noch. Nachher habe ich das alles verstanden, auch warum ich zu diesem Mann gegangen bin, es war ja nicht reine Nächstenliebe, die mich da hingetrieben hat. Heute ist mir klar, daß es wenige, aber entscheidende Situationen waren, wo alles kaputtgegangen ist.** **Ich bin wieder nach W. geflüchtet. Dort lernte ich eine wunderbare Frau kennen, die war Psychiaterin. Sie hat mir gesagt, ich soll meine Rettermission aufgeben und mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern, und ich soll mich von dem Gedanken befreien, daß ich zu Marc zurückkehren könnte. Sie hielt es für einen entscheidenden Fehler, daß ich mich so intensiv mit den Problemen seiner Familie beschäftigt hatte, von der Marc loskommen wollte. Mir wurde klar, daß alles stimmte. Nach diesem Gespräch lag ich da und wollte sterben. Doris setzte sich an mein Bett, und anstatt mich zu trösten, fing sie wieder mit ihren Problemen an, die ich klären sollte. In meiner Verzweiflung hab ich gedacht, ich geh zugrunde, wenn mich da keiner herausholt. Da wirkte noch so ein alter Mechanismus, daß ich Marc durch Kranksein erweichen wollte. Jedenfalls ließ ich ihm sagen, ich wäre sehr krank. Er kam. Die Situation war urkomisch, denn ich bin sofort aufgestanden und nach Berlin gefahren, ohne Marc anzuschauen. Ich hab zwei Tage lang nur geschlafen, dann fühlte**	weggelassen

ich mich gesund. Am dritten Abend kam Christian vorbei. Durch unsere Trennung hatte seine Beziehung zu Marc auch gelitten. Als ich ihm erzählte, wie Marc sich über ihn und seine alten Freunde geäußert hat, hörte er sich das ruhig an, dann schmiß er eine Tasse an die Wand, und wir haben gelacht. Das war für mich befreiend. **Nun** [**Dann**] hab ich angefangen, bei Ingo in der Wohnung zu mikroskopieren. (GM, 167 ff.; GM_L, 196)	ersetzt
Und halbtags hab ich Bürohilfsarbeiten gemacht, das war reine Idiotenarbeit, aber in meinem Zustand genau das Richtige. Ich **hab** [**habe**] mich sehr erholt dabei. (GM, 169; GM_L, 196)	ersetzt
Einmal haben wir sogar miteinander geschlafen, aber hinterher hab ich ihn fürchterlich beleidigt. **Als ich stabiler wurde durch die bestandenen Prüfungen und Henni von weitem sah, tat sie mir leid. Aber es war gemischt mit Schadenfreude, weil ich sah, daß sie bald in der gleichen Verfassung war wie ich. Heute denke ich, daß sie gar nicht so schlecht für Marc war. Vielleicht konnten sie es auf die Dauer nicht durchhalten, weil beide nicht fertig waren mit ihren Partnern. Sie waren zu sensibel und ehrlich. Ich kannte Marc genau, ich wußte, was er empfand. Als Henni starb, wußte ich nicht mehr viel von ihm. Ich glaube, daß Dino sie sehr geliebt hat und daß er sie nicht los wird in seinem Leben. Ich weiß noch, wie er damals wutentbrannt hinausfuhr, um sie zurückzuholen, und einfach ohnmächtig war, weil sie nicht mitkommen wollte. Ich hab das sehr bedauert, daß Dino nicht stark genug war, um Henni zu beschützen. Er hätte das viel besser gekonnt als Marc. Dino weiß genau, daß es mit mir und Marc ähnlich ist, ich werde so eine Liebe auch nicht wieder finden. Als Dino wegfuhr, war Felix schon bei mir, und Dino schätzte ihn sehr, weil er so zuverlässig war. Aber er hat genau gespürt, daß das etwas ganz anderes war als mit Marc. Wir standen da, Dino und ich. Haben uns angeschaut und umarmt, beide waren wir ja gescheitert mit unserer Liebe, die Jugend hinter uns. Das war ein richtiger Abschied.** Als ich schon eine Weile alleine lebte, kam **also** Felix eines Abends **mit Blumen** und wollte den kranken Marc besuchen. Als ich schon eine Weile alleine lebte, kam eines Abends Felix [**vom Institut]** und wollte den kranken Mark besuchen (GM, 169; GM_L, 196)	weggelassen Satzbau verändert: Ost, West; weggelassen, hinzugefügt
Ich hab mir seine Wohnung angesehen, eine Einzimmerkomfortwohnung. **Diese Bequemlichkeit** [**Die**] brauchte er für die Arbeit. (GM, 170; GM_L, 197)	ersetzt

Seine Arbeitspläne waren zu hoch gesteckt und nicht real, meiner Meinung nach. **Eines Abends, Felix war gerade bei mir, kam Marc, wegen der Scheidung. Henni hatte inzwischen die Scheidung von Dino eingereicht, und jetzt war ich dran. Marc, der sonst der Hausherr war, wurde dann von Felix verabschiedet. Die beiden hatten sich unerhört souverän über fachliche Dinge unterhalten, es war sehr komisch. Felix war ja ein echter Konkurrent für Marc, ihn hat er geachtet. Auf einmal interessierte sich Marc wieder für mich, wie für ein weggeworfenes Spielzeug, das nun einem anderen gehört.** Ich glaube, daß ich Felix damals nur benutzt habe, um Marc zu provozieren. (GM, 170; GM_L, 197)	weggelassen
Das empfinde ich im Gegensatz zu unserem Dorf als sehr angenehm. **Felix war aber der Meinung, daß wir zusammenziehen sollten. Er brauchte offenbar diese Sicherheit.** Durch Zufall bekam ich diese Stelle, das entschied alles. (GM, 172; GM_L, 198)	weggelassen
Jetzt bin ich durch meinen Beruf ständig **damit** [**mit dem Tod**] konfrontiert. **Ich hatte einen Patienten, den ich vor zwei Jahren zum erstenmal gesehen habe, als es auf Tod und Leben bei ihm stand und wir gerade angefangen haben, die Dialyse aufzubauen. Schwester, hat er zu mir gesagt, ich kann sie nicht sehen. Nach den ersten Dialysen konnte er wieder sehen. Obwohl er ein schwieriger Patient war, war er mir einer der liebsten. Jetzt hatte er einen akuten Blinddarm. Solche Patienten sind in ihrer Abwehr ohnehin sehr geschwächt. Er wurde operiert, man hat ihn durchgekriegt, hat ihn wieder dialysiert. Während der Dialyse Herzversagen, es war nichts mehr zu machen. Man sieht zu oft junge Leute sterben, als daß man jedesmal darunter leiden könnte. Aber dieser Patient, er war in einem so schrecklichen Zustand und immer kooperativ und entgegenkommend. Was ich am meisten bewundert habe, er ist oft nach Hause gefahren, sehr weit, auch wenn wir ihm abraten mußten. Er hatte eine Frau und einen Sohn, und die Triebkraft nach Hause war so stark, daß er alles auf sich nahm. Und jedesmal hab ich mich gefreut und gewundert, wenn er am Montag wiedergekommen ist. Als er starb, dieser großartige Mensch, war das ein Schlag.** **Als Gesunder kann man sich kaum in diese chronisch Kranken hineinversetzen.** Ich leide darunter, daß manche Ärzte so grausam sind. Ich gehe nach Hause und weiß nicht, warum ich so deprimiert bin. **Mein Prinzip ist es, besonders bei den Dialyse-Patienten, die ohnehin keine Chance haben, daß ich sie nie fertigmache, wenn sie sich an diese oder jene Vorschrift nicht gehalten haben.** Etwas beschäftigt mich, daß ich nur für einen relativ kleinen Kreis zuständig	ersetzt, weggelassen

bin und im übrigen alles hinnehmen muß, was geschieht. Trotzdem kann ich nicht die Augen verschließen. **Man muß schon als Mensch leben und sich für vieles interessieren, was in der Welt vor sich geht. Als ich noch in Lichtenberg war, all die Jahre hab ich mich nicht so damit beschäftigt.** Ich möchte einfach mehr machen als meine Pflicht, und das ist nicht durchzuhalten. (GM, 172 f.; GM$_L$, 199)	
Viele [**Viel**] Ärzte empfinden das so. (GM, 173; GM$_L$, 199)	ersetzt
Steffi, {37 Jahre, Hausfrau, I Sohn aus erster Ehe, verheiratet:} Brot und Kaviar (13. Protokoll; GM, 176-185) Steffi [**M., 37, Hausfrau, verheiratet, ein Kind**] [**Die Ehe abschaffen**] (11. Protokoll; GM$_L$, 135-143)	
Was du da machst, Leute befragen und so, ist wunderbar. Etwas Ähnliches hab ich mir vorgenommen, wenn Peter aus dem Haus ist. Jetzt geht jedes bißchen Energie für ihn drauf. Ich will mich nicht zerstückeln, ich will alles ganz machen. Wenn einer ein schönes Zuhause gehabt hat, ist er zeitlebens reich. (GM, 176; GM$_L$, 135)	weggelassen
Ich will eine Frau sein, so wie *ich* mir das vorstelle und wie ich mich wohlfühle. **Solange man Berufstätigkeit als Ideal für *jede* Frau propagiert, kann man ihr nicht viele Kinder aufschwatzen, da bleibt die Frau mit Kindern benachteiligt.** Guck mal, wenn eine Frau fünf Kinder hat und bleibt zu Hause, das respektiert man […]. (GM, 177; GM$_L$, 135 f.)	weggelassen
Diese **erste** [**erst**] Ehe, das war nichts. (GM, 178; GM$_L$, 136)	ersetzt (sic)
So bin ich an alles rangegangen. **Der erste Mann, die erste Lüge – aus. Der zweite Mann, die erste Lüge – aus.** Aber irgendwas muß man haben, worauf man sich verlassen kann […]. (GM, 178; GM$_L$, 137)	weggelassen
Wenn Kinder im **Hort** [**Horst**] sein müssen, ist die Zeit zum Erzählen so kurz, dann haben sie die Eindrücke von der Schule längst verarbeitet oder sie einem **andern** [**anders**] erzählt. Guck mal, ich war Hausfrau […]. (GM, 178; GM$_L$, 137)	ersetzt (sic)
Lauwarm ist der Tod. **Das Sexuelle? Guck mal, wo das Sexuelle nicht gut ist, komm ich mit dem Mann nicht klar, da regt sich gar**	weggelassen

nichts bei mir. Ich denke mir, wenn eine Ehe wirklich gut geht, ergibt sich die Treue von selbst. (GM, 179; GM_L, 138)	
Es war dunkel, wir gingen die Straße lang, und fünf Männer vor uns, die gingen langsamer, **da haben wir sie eingeholt.** Und plötzlich ergab sich ein Dialog zwischen einer fremden Stimme und meiner Stimme. Nicht gesehen hab ich den Mann, **aber es ging immer zwischen uns hin und her. Die andern flachsten nur herum.** Nächsten Tag bei der Arbeit, da kam er herein, wir erkannten uns gleich an der Stimme. (GM, 180; GM_L, 138)	weggelassen
Stell dir vor, hätte ich diese Jahre nicht gehabt, ich wäre ja mächtig arm. **Wenn das ein solch leichtfertiger Typ wäre, der gleich an Scheidung denkt, den würde ich gar nicht beachten.** Eine Zeitlang war ich nur für schöne Männer. (GM, 180; GM_L, 139)	weggelassen
Und wenn sie nicht mehr mögen, nehmen sie ihre Matten wieder weg und legen sie woanders hin. **Vielleicht würde es mich kränken, wenn Frank mit einer andern schläft, aber es wäre ehrlicher.** Ich wüßte genau, in dem Moment, wo er *mich* besucht, ist er gerne bei mir. In einer Gesellschaft, wo die Ehe Gesetz ist, **ist das nicht zu machen.** [**und**] In solchen Positionen wie Frank, da kann **er** [**man**] sich so viel Ehrlichkeit nicht leisten. (GM, 180; GM_L, 139 f.)	weggelassen hinzugefügt, ersetzt
Ich setze ihn nicht mehr so viel unter Druck, aber **er hat ein schlechtes Gewissen, und** es belastet ihn, daß er nicht alles unter einen Hut kriegen kann. (GM, 181; GM_L, 140)	weggelassen
Mit dem Frank bin ich **letztens mal** Kahn gefahren, gegen die Strömung, war schwer zu rudern. Frank ist viel kräftiger als ich, aber er hat nicht den Ritter in sich. Jedenfalls lag ich da und ließ mir die Sonne ins Gesicht scheinen, da ist er richtig wütend geworden. Nein, ein Mann muß was auf sich nehmen, der muß von vornherein akzeptieren, daß er der Stärkere ist. Und er muß auch eine Idee besser sein, eine Idee intelligenter sein. **Und ich bin der Efeu, der sich um ihn herumrankt.** Ich bin so richtig altmodisch, nicht? Das gefällt mir. Vielleicht ist es auch so, daß ich das extra herausfordere, weil Frank die Lasten gleich verteilen will. Wenn er den halben Garten umgräbt, soll ich **selbstverständlich** die andere Hälfte umgraben, das provoziert meinen Widerspruch. Freundin? Nee, **Freundin hatte ich nie,** eine richtige Freundin bis zum Letzten, mit Blutaustauschen, fand ich nie. (GM, 181 f.; GM_L, 140)	weggelassen Sätze vertauscht: Ost, West

Wenn man ehrlich gegen sich ist, **merkt** [**merkte**] man, das wird nicht gut gehen, das kann nicht gut gehen. (GM, 182; GM_L, 141)	ersetzt
Ich hab mal gelesen, wer kein Hobby hat, der läßt **plötzlich** seine Familie im Stich und geht auf Nimmerwiedersehen davon. (GM, 183; GM_L, 141)	weggelassen
Fängt was an, erschrickt plötzlich, um Gottes willen, wo bin ich hingeraten, das wollte ich doch gar nicht. **Nee,** ich steig jetzt aus. (GM, 183; GM_L, 141)	weggelassen
Erika, {41 Jahre, Dramaturgieassistentin, 2 Kinder, geschieden:} Marx und Scheherezade (14. Protokoll; GM, 186-204) Erika [**D., 41, Dramaturgie-Assistentin, geschieden, zwei Kinder**] [**Mein Mann war immer Chef im Ring**] (8. Protokoll; GM_L, 97-114)	
Ich war ja manchmal so selig, daß ich die Luft anhalten mußte und dachte: So kanns nicht weitergehen**, es ist zu schön**. Glück kann ja immer nur die Spitze von einem Eisberg sein. Ich weiß noch, ich kannte meinen Mann vielleicht zwei Jahre, nun gibt's ja immer sexuelle Huddeleien, wenn man so jung ist, **ne,** ich dachte immer nur, was findet der denn dabei? (GM, 186; GM_L, 97)	weggelassen
So als hätte ich keine Bettwäsche mehr und renne um neue, weil man ja welche braucht, **ne** [**ja**]? (GM, 186; GM_L, 97)	ersetzt
Wenn man frei von Bindungen wird, fällt die Angst **natürlich** weg, aber es gehen auch die Höhen verloren, und das ist erschreckend. (GM, 187; GM_L, 98)	weggelassen
Am nächsten Tag am Steilstrand küßte er mich, das kannte ich schon**, das fand ich ja ganz gut**. Aber dann begann etwas, was ich noch nicht kannte, und da hab ich gesagt: Nein. (GM, 190; GM_L, 101)	weggelassen
Da hab ich gedacht, bevor du überhaupt nicht mehr ins Kino gehst und nichts mehr, beißt du in den sauren Apfel**, ne?** [**.**] (GM, 191; GM_L, 102)	ersetzt
Jetzt ist etwas Schlimmes passiert, jetzt bist du ganz verworfen. **Du darfst doch so etwas nicht als schön empfinden.** [**Es darf doch nicht sein, daß du so etwas als schön empfindest.**] Und er war selig und tanzte um mich herum. (GM, 191 f.; GM_L, 102)	ersetzt

Meine Schwiegermutter **hatte einen winzigen Laden, sie** war allein geblieben und hat ihren Lebenssinn darin gesehen, **ihren einzigen Sohn sauber und anständig aufwachsen zu lassen** [**sich um das körperliche Wohl ihres einzigen Sohnes zu kümmern**]. Noch mit dreißig zog er nur das Hemd an, das sie ihm hinlegte. [**Aber**] Er hatte einen väterlichen Freund, den Bruder seines Vaters […]. (GM, 193; GM$_{L}$, 104 f.)	weggelassen, ersetzt hinzugefügt
Er brachte immer eine Flasche Sekt mit**, deshalb ist es das freundlichste Getränk für mich geblieben,** und dann haben sich die beiden unterhalten. (GM, 193; GM$_{L}$, 104)	weggelassen
Eigentlich war das meine erste Bekanntschaft mit **anderen Dingen** [**etwas anderem**] als mit Geldverdienen. Der Onkel sagte immer: Die mit dem vielen Geld sind nie große Männer gewesen! **Die Mutter hat nie den Versuch unternommen, sich einzumischen, sie sorgte für das körperliche Wohl ihres Sohnes, und das hielt sie für viel wichtiger. Dieser Onkel, der die Zeitungen und Bücher um sein Bett gestapelt hatte und so unordentlich herumlief, wie kann der Sekt kaufen, der soll sich lieber eine Hose kaufen, ne?** Meine Mutter war außer sich, als sie erfuhr, daß mein Mann kommunistischen Ideen anhing. (GM, 193; GM$_{L}$, 104)	ersetzt weggelassen
Laß dieses Kind genauso werden wie sein Vater, bitte, lieber Gott, das erstemal **machste** [**mach**] das. Und dieser Sohn ist wirklich ein unglaublicher Abklatsch seines Vaters geworden. (GM, 194; GM$_{L}$, 104)	ersetzt
Dann haben wir sofort das zweite Kind in Auftrag gegeben. Das war ein Siebenmonatskind und starb**, als es ein paar Tage alt war**. Jonas hat gerade die ersten Schritte gemacht und Mama sagen können. Wenn das nicht gewesen wäre[**!**] **…** Später kam die Kleine. […] Nun hab ich wie verrückt **nur** Mutter gespielt. Da passiert ja erst einmal nichts **mehr** [**anderes**], ne? Geld war keines da. (GM, 194; GM$_{L}$, 104 f.)	weggelassen, Satzzeichen hinzugefügt, ersetzt
Das Manuskript **habe** [**hab**] ich einer Frau vom Verlag gezeigt, **wo** ich dachte, das wird die umschmeißen, **ne?** Die fing aber an, mir die Geschichte ihrer Ehe zu erzählen […]. (GM, 194; GM$_{L}$, 105)	ersetzt, weggelassen
Plötzlich fand ich das ganz normal. **Ich sage dir ja,** bei mir wars immer wahnsinnig undramatisch […]. (GM, 195; GM$_{L}$, 105)	weggelassen
Nun mußt du dir aber vorstellen, mein Mann hat mir seine Arbeiten immer vorgelesen, er hat auf mein unfachmännisches Urteil großen Wert gelegt. **Das haben wir bis zu dem Tag, als er auszog, durch-**	weggelassen

gehalten. Und wir haben jedes Buch zusammen gelesen. (GM, 195; GM_L, 106)	
So wurde ich Vertrauensmann, weil ich ein sozial denkender Mensch bin, **ne** [**ja**]? Wenn einer krank wurde, bin ich hingesaust […]. (GM, 196; GM_L, 106)	ersetzt
Ich gebe ihnen alle vierzehn Tage eine Stunde in den Deutschfächern und **viele** [**viel**] Hausaufgaben. (GM, 196; GM_L, 107)	ersetzt
Aber mein Mann hat immerfort nur Geschichten erzählt, wie ein Studium jede Ehe zum Platzen bringt. **Ich habe das nie ernst genommen, weil ich dachte, ein Mann, der so eifersüchtig ist, wird schon selber nichts treiben. Und ich hab gelernt und gelernt und gelernt.** Diese Frau war Deutschlehrerin an der Volkshochschule […]. (GM, 196; GM_L, 107)	weggelassen
In **einer** [**der**] Stunde hat sie mir Dinge vermittelt, die man sonst in Jahren nicht zusammenkriegt. (GM, 197; GM_L, 107)	ersetzt
Und das schönste war, wenn sie einmal sagte: Frau **S.** [**D.**], hier ist ein Absatz, ein eigener Gedanke, der ist gut. (GM, 197; GM_L, 107)	ersetzt
Kurz und gut, ich habe nach einem Jahr das Deutsch-Abitur mit Eins gemacht. Der Direktor war sehr hart, weil er nicht glaubte, daß das geht, nur mit Konsultationen. **Und weil *sie* dabeisaß, wirklich, ich glaube, wenn sie nicht dagewesen wäre …** Ich hab sie angeguckt, er hat mich gefragt, kreuz und quer, und **dann** wußte **ich** alles. Geschichte haben wir 'ne Zwei gemacht. (GM, 197; GM_L, 108)	weggelassen, Satzbau verändert: Ost, West
Liebe Frau **S.** [**D.**] Ihr Aufnahmegespräch und Ihre schriftlichen Arbeiten haben leider nicht den Erfolg gebracht […]! (GM, 198; GM_L, 108)	ersetzt
Ich bin nach Hause gerast, ich war selig, das Studium nicht machen zu müssen, weil ich nun Zeit für ihn hatte. **Wir haben unglaublich viele Dinge gemacht in diesem Jahr, und wir haben uns vieles leisten können, weil ich dazuverdiente.** Es war eine Zeit, wo eigentlich alles stimmte: der Mann, die Kinder, die Arbeit, die ganze Welt. (GM, 198; GM_L, 108)	weggelassen
Da hab ich mich so maßlos gebärdet, ich glaube, ich hab geschrien, getobt**, ich weiß nicht**. Hör auf, rief er, hör auf, es stimmt nicht, ich wollte nur sehen, wie du reagierst. Na, ich hatte reagiert, aber ich war auch vorsichtig geworden. Auf einmal **wurde er ständig eingeladen**	weggelassen

[**war er ein ungeheuer geselliger Mensch und ständig eingeladen**]. Obwohl wir überhaupt keine Freunde hatten. Ich sagte: Das kann doch nicht sein, daß ein Mensch nur noch zu Geburtstagen geht. **Doch es ist so. Ich sage,** da steckt doch eine Frau dahinter? Nein, da ist keine Frau! **Ich hab gedacht, mach kein Theater, sonst verjagst du ihn!** Diese Spannungen, weißt du, die sind für eine Frau gar nicht schlecht. (GM, 198 f.; GM_L, 109)	hinzugefügt
Nein, er nannte mir die Namen seiner Kollegen, weil er wußte, ich würde das nie nachprüfen. **Taschenkontrollen oder derartiges kam für mich nicht in Frage.** Es kam der Tag der Abreise, es war ein Freitag. (GM, 199; GM_L, 109)	weggelassen
Montag früh habe ich in seiner Arbeitsstelle angerufen. Herr **S.** [**D.**] war auf Urlaub. (GM, 199; GM_L, 110)	ersetzt
War ganz unscheinbar, in einem blöden Kleid mit furchtbar viel Schmuck, und er kann Schmuck **auf den Tod nicht ausstehen** [**nicht leiden**]. Und ganz kurz ging sie, wie ich nie gehen durfte. **Kniefrei ist leicht untertrieben.** Hab ich mir gedacht: Das ist alles eine riesengroße Sauerei! Nun saß er uns beiden gegenüber wie ein Kind, das seinen alten Teddy hat, voller Flecken und abgeschabt, von dem **es** [**er**] sich nicht trennen kann, und nun kommt ein neuer Teddy, und man verlangt von ihm, daß **es** [**er**] nur mit *einem* Teddy spielen soll. (GM, 200; GM_L, 110)	ersetzt, weggelassen
Ich dachte, das gibts in keinem Film**, das glaubt dir keiner**. Ich kam mir vor, als würde ich neben mir stehn […]! (GM, 201; GM_L, 111)	weggelassen
Und er klagte: Ich weiß nicht, ich weiß nicht**, was soll ich tun?** Und ich hab wie ein Engel über ihm gesessen und hab ihm geraten. […] Ich hab ihm sogar geraten, zu ihr zu gehen, weil ich ganz sicher war, daß er bleiben würde. **War doch alles Spinne, ne?** Dann haben wir Jonas' Geburtstag gefeiert**, ganz zauberhaft, und die Kinder waren noch immer ahnungslos**. Und er hat mir noch einmal ewige Liebe geschworen. Da wußte ich, es ist zu Ende! **Morgens sind wir aufgestanden, und** an der Tür sagte er, ohne Koffer und sonstwas: Tschüs, das wars. (GM, 201 f.; GM_L, 111 f.)	weggelassen
Meine Schwiegermutter hat ihren Sohn [**auch**] nie wiedergesehen. (GM, 203; GM_L, 113)	hinzugefügt
Er hat verlauten lassen, daß er mit seinem ersten Leben abgeschlossen hätte, **und dazu gehören seine Mutter, seine Frau und alle Ver-**	weggelassen

wandtschaft drumherum, alles, was ihn gehemmt hat, ich weiß nicht, wobei. Da wurde der Genosse so fragwürdig für mich. Wie macht der das eigentlich mit der Verantwortung? (GM, 203; GM_L, 113)	
Was sagt **mein Chef** [**er**], in Ihrem Alter? Sie sollten sich noch ein bißchen amüsieren. **Ich hab aber in meinem Leben nie gerne getanzt, warum soll ich auf einmal gern tanzen, ne?** Und der war nun auch ein Marxist! (GM, 203; GM_L, 113)	ersetzt, weggelassen
Mein Mann hat immer gesagt: Ich bin der Rationale, und du bist **der** [**die**] Emotionale von uns beiden. (GM, 204; GM_L, 114)	ersetzt
Lena, {43 Jahre, Dozentin, drei Kinder, verheiratet:} Das Schiff fahren lassen und in die Sonne schauen (15. Protokoll; GM, 205-221) Lena. [**K. 43, Dozentin an der Hochschule für bildende Künste, verheiratet, drei Kinder**]. [**Das Rädchen Partnerschaft**] (1. Protokoll; GM_L, 21-35)	
Von diesem Mann habe ich schon als Kind geträumt, und dieses Verlangen nach dem Absoluten habe ich bis heute. **Ich habe großes Glück erfahren in den ersten Stunden der Annäherung, aber nie, wenn ich mit einem Mann geschlafen habe.** Ich hatte unbeschreibliche Sehnsucht, wenn mich einer mit dem Finger berührte, aber wenn er dann Besitz von mir ergriff, war ich tot und ausgelöscht. (GM, 205; GM_L, 21)	weggelassen
Die haben nach Klischee geliebt**, und das hat bei mir nie geklappt**. Ich habe mitgemacht, auch nach Klischee … (GM, 205; GM_L, 21)	weggelassen
Weil ich so eine Walkürenfigur bin, glaubt jeder, mich wirft nichts um. Jeder weint sich an meinem Busen aus. **Die Männer bringen mir ihre Wehwehchen, und dann lasse ich für sie meine langen Haare herunter.** Mir fällt ein Traum ein. (GM, 206; GM_L, 22)	weggelassen

Warum glauben sie einem so leicht, daß man keine Angst hat, **wenn man doch so voll davon ist**? Warum muß ich immer die anderen beschützen, sogar meinen Mann**, sogar meinen Vater**? Warum beschützt *mich* keiner? **Es ist einfach niemand da, dem ich mich ausliefern kann, dem ich dienen kann. Denn** man muß beides können: Dienen *und* Herrschen. **Das Dienenkönnen traut mir keiner zu, trotzdem habe ich das Bedürfnis danach.** Ich glaube, daß starke Persönlichkeiten eher zum Dienen fähig sind. (GM, 206 f.; GM_L, 22)	weggelassen
„Ich erinnere mich an diese immer wiederkehrenden Berichte, die mir die Sonne verdunkelten**, wie er versuchte, etwas in sein Leben einzuordnen, was für einen einzelnen Menschen gar nicht zu bewältigen ist.** Ich war grausam überfordert, und so ist es vielleicht verständlich, daß ich mich dem Heiland unterwarf, als einzige Rettung. (GM, 208; GM_L, 23)	weggelassen
Er war als Sechzehnjähriger in den Krieg geschickt worden und sprach **danach** nie über seine Erlebnisse. (GM, 208; GM_L, 24)	weggelassen
Jede Arbeit, die sich ihm bot, erledigte er **mit Freuden** [**gern**], nie beklagte er sich über etwas. (GM, 208; GM_L, 24)	ersetzt
Walter, mein zweiter Mann, **ist sehr entfernt von mir, weil er ein Baby war,** [**war noch ein Baby,**] als mein Vater ins KZ kam. Vielleicht sind wir gerade durch seine Unschuld so **weit** entfernt voneinander. **Er hat doch mit dieser ganzen Geschichte nichts zu tun.** Ich leide geradezu unter meiner Verantwortung ihm gegenüber. Ich will ihn um gefährliche Klippen herumführen**, er aber läßt sich nicht an der Hand nehmen**. Er [**aber**] ist ein Phänomen und kein Charakter, er zerfließt mir unter der Hand. (GM, 208; GM_L, 24)	ersetzt weggelassen hinzugefügt
[…] Lena, dich interessieren ästhetische Dinge gar nicht, dir ist es egal, ob ein Bild gerade oder schief hängt oder ob eine Tasse angeschlagen ist **oder nicht**, aus der du trinkst. (GM, 209; GM_L, 25)	weggelassen
Ich will ihm Spielraum gewähren, **aber er braucht den Spielraum nicht.** [**Aber**] Er möchte, daß jedes Ding, jeder Mensch seinen festen Platz und seinen Namen hat, ein für allemal. (GM, 209; GM_L, 25)	weggelassen, hinzugefügt
Ich habe weder Clemens' Tod noch den meines Vaters bewältigt, deswegen kann ich **heute** [**dir**] nichts dazu sagen, so schrecklich das auch ist. (GM, 210; GM_L, 26)	ersetzt
Ich halte mich ernsthaft für verstümmelt, weil ich keine Spezialstrecke habe wie Walter. **Ich bin überzeugt, daß ich genauso viel aus mit**	weggelassen

herausholen könnte wie manche anderen, die in der Malerei von sich reden machen. Aber ich habe mich verzettelt. (GM, 211; GM_L, 27)	
Ich muß mich jeden Tag von neuem behaupten, weil ich ständig an mir zweifle. **Ich bin nicht sicher, ich riskiere sogar zu zeigen, wie unsicher ich bin.** Aber die Menschen verlangen Fassade. Nur starke Menschen könne ihre Unsicherheit **zeigen und** gelassen tragen wie einen alten Hut. (GM, 212; GM_L, 27)	weggelassen
Diesen ganzen Autoritätszauber halte ich **doch** für eine Farce. (GM, 212; GM_L, 27)	weggelassen
Das materielle Leben allein kann die Menschen nicht befriedigen. Menschen, die nur an Konsum denken, **wie ihre westlichen Brüder,** ersticken eines Tages an ihm. (GM, 213; GM_L, 28)	weggelassen
Für mich bedeutet Funktionär sein, eine Sache verfechten, oft gegen den **äußersten** [**äußeren**] Widerstand von anderen Menschen. (GM, 213; GM_L, 29)	ersetzt
Ich klammere mich immer noch an Worte, an Parolen. **Aber die Magie des Wortes, an die ich immer glaubte, die ist dahin.** Mein alter Kinderglaube: […]. (GM, 214; GM_L, 30)	weggelassen
An Selbstmord habe ich nie gedacht**, nicht in den finstersten Stunden**. Vielleicht nehme ich mich zu wichtig […]. Ich kann mir nicht vorstellen, was passieren müßte, damit ich **das** alles aufgebe. (GM, 215; GM_L, 30)	weggelassen
Sie haben sich in ihrem **großen** Dachboden ein eigenes Reich geschaffen, in das ich nur hineingehe, wenn sie mich bitten. (GM, 216; GM_L, 31)	weggelassen
Ich war aber immer da, wenn sie Fragen an mich hatten. **Und auch Walter war ihnen jahrelang ein guter Lehrer. Ich halte diesen Spielraum, den sie sich geschaffen haben, für wesentlicher, als daß ich ständig reglementiere.** Ich habe meine eigene Persönlichkeit entwickelt, anstatt sie einem fragwürdigen Erziehungsziel zu opfern. (GM, 216; GM_L, 31)	weggelassen
Ich habe ihnen auch nie gesagt: Malt, baut, spielt Klavier! Der eine hat **die Musik sausenlassen, dafür hat er** die Malerei entdeckt, der andere spielt **noch** Klavier, aber nicht regelmäßig **und** nur zum Vergnügen. (GM, 217; GM_L, 32)	weggelassen

Ich sehe die Selbstverwirklichung des einzelnen **eigentlich** [**aber**] nur in einem sinnvollen Verhältnis zur gesellschaftlichen Selbstverwirklichung. **Wenn man den Platz nicht akzeptiert, auf den man gestellt wird, muß man ihn zu verändern suchen, ohne die ganze Kette in Gefahr zu bringen.** Ich meine, wenn ich morgen meine Dozentenstelle niederlege, dann gibt es vorerst keinen, der diesen Platz ausfüllen kann [...]. (GM, 217; GM_L, 32)	ersetzt weggelassen
Natürlich, Menschen in der Produktion sind austauschbar, Selbstverwirklichung ist für sie noch nicht möglich**, auch unter unseren sozialistischen Bedingungen nicht**. Trotzdem glaube ich, daß jeder auf seinem Platz etwas verändern kann. (GM, 218; GM_L, 32 f.)	weggelassen
Alles, was ich jetzt mache, und das ist nicht wenig, mache ich nicht als Reaktion auf die Unverträglichkeit meines Lebens, sondern weil ich es machen *muß***, als Lena K.** (GM, 218; GM_L, 33)	weggelassen
Ich mag die Unbequemen, die mir zum Beispiel sagen: Lena, du dramatisierst. **Es gibt nur zwei Frauen in meinem Leben, die mir Partner waren.** Daß eine Freundschaft mit einer Frau überhaupt möglich ist, habe ich erst durch Anja erfahren. (GM, 218;f. GM_L, 33)	weggelassen
Vielleicht stößt du dich an dem Wort. **Schau**, ich habe drei Hauptangriffsflächen, wo ich einfach funktionieren *muß*. (GM, 219; GM_L, 34)	weggelassen
Natürlich, es sieht nach einem Widerspruch aus, wir sind ja voller Widersprüche**, die muß man nicht verkleistern. Einverstanden**. Ich revoltiere dauernd gegen mein Schicksal **und versuche es zu entspannen,** und gleichzeitig sage ich mir, daß man das alles in sein Leben einbauen muß, sonst ist man nicht der Rede wert. **Es gibt keine Schwachen und keine Starken. Es gibt nur Menschen, und die sind einmal schwach und einmal stark, und es geht eigentlich darum, durch die schwachen Zeiten zu kommen, ohne großen Schaden zu erleiden.** Wenn man begriffen hat, daß Leben nicht nur Spaß bedeutet […]. (GM, 219 f.; GM_L, 34)	weggelassen
In den letzten Monaten, **wo** [als] mir die Eskapaden meines Mannes massiv zusetzten […]. (GM, 220; GM_L, 35)	ersetzt

Margot, {46 Jahre, Wissenschaftlerin, 2 Kinder, verheiratet:} Alraune – oder Das ungelebte Leben (16. Protokoll; GM, 222-230) Margot [**W., Physikerin, verheiratet, zwei Kinder**] Alraune [**–**] oder Das ungelebte Leben (9. Protokoll; GM_L, 115-123)	
Und jetzt **ists** [**ist es**] plötzlich aus, jetzt machts plötzlich keinen Spaß mehr. Ich denke darüber nach, daß man verstehen muß, traurig zu sein. Das habe ich noch nie verstanden **in meinem Leben**, das habe ich immer weggedrängt. (GM, 222; GM_L, 115)	ersetzt weggelassen
Aber man muß sein Ziel ständig überprüfen, und der Mensch darf dabei nicht kaputtgehen. Auf einmal spürt man, man ist nicht mehr unterwegs, man ist irgendwo angekommen, man hat seine eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft. Es gibt nichts mehr zu kämpfen. Aus! Es war wichtig für mich, daß ich zuerst Physik gemacht habe. Ich bin ein schlampiger Mensch, ich mußte mir bestätigen, daß ich das überwinden kann. Wenn ich es nicht gemacht hätte, würde ich denken, ich hätte versagt. Wenn man sich **aber** lange auf Leistung trimmt, zerstört man etwas Wichtiges in seiner Persönlichkeit. (GM, 223; GM_L, 116)	Absatz verändert: Ost, West weggelassen
Wenn ich nicht arbeite, **habe ich nie das Gefühl, mich selbst zu gestalten, dann** bin ich mir selber fremd. (GM, 223; GM_L, 116)	weggelassen
Ich wollte **plötzlich** eine Persönlichkeit sein, die über diese Alterskomplexe erhaben ist, **die bewußt ihr Leben gestaltet und nicht nur beruflich weitergekommen ist. Ich habe diese Liebe** [**Diese Liebe habe ich**] nicht als schön empfunden, weil mir zu vieles Ungelebte bewußt geworden ist. (GM, 224; GM_L, 117)	weggelassen Satzbau verändert
Männer sagen mir heute, ich sei hypersexuell **veranlagt**. Ich kann das nicht so beurteilen, weil ich nicht weiß, wie andere Frauen sind. (GM, 225; GM_L, 118)	weggelassen
Er war der erste Mensch, der nicht irgendwas gesucht und verworfen hat in mir, **sondern der mich liebte und leben ließ.** Er hatte Geduld und hat nur geguckt, wenn ich ihm weh getan habe. (GM, 226; GM_L, 119)	weggelassen
Er hat mir mit allem Zeit gelassen, **das war das Schöne**. Es wuchs eben alles ganz normal und natürlich. (GM, 227; GM_L, 120)	weggelassen

Bevor man sich Kinder anschafft, muß man aber wissen, ob man ein gutes kameradschaftliches Verhältnis **auf Dauer** [**lange**] durchstehen kann. (GM, 227; GM_L, 120)	ersetzt
In meinem Innern hat sich was angestaut, das ich mitteilen muß. Ich möchte etwas tun gegen die Kälte und Resignation. **Ich möchte sagen: Der Mensch neben dir ist genauso verletzt wie du. Viele Menschen haben nicht die Kraft, anderen etwas zu geben, sie bauen Kälte um sich und leiden schrecklich unter ihrer Isolation.** Mit dem Malen sehe ich die Möglichkeit, mich wieder auf den Weg zu machen. Gemalt habe ich von Anfang an, obwohl man mir auch da Komplexe angedichtet hat: **Du kannst nicht lieben, du kannst nicht malen, du kannst überhaupt nichts.** In der Schulzeit habe ich gewaltige Gemälde gemacht […]. (GM, 228; GM_L, 120 f.)	weggelassen
Es ist mir aber nie gelungen, eine Freundin zu haben Ich weiß nicht, woran das liegt, ich schiebe es einfach auf meinen Männerberuf. **Dieses Vorurteil, daß es Freundschaften nur unter Männern geben kann, daran glaube ich nicht.** Sicherlich habe ich hohe Ansprüche. (GM, 229; GM_L, 121)	weggelassen
Mit einem Mann befreundet zu sein, das ist schwierig, da kommt **doch irgendwie** Erotik hinein, so daß einer anfängt, es zu wichtig zu nehmen. (GM, 229; GM_L, 122)	weggelassen
Frauen unserer Generation verhalten sich auch in der Sexualität anders als die Männer. **Ob ich es schön fände, wenn es anders wäre?** Wenn ich mir vorstelle, was mir im Laufe einer Woche zustößt und wie grotesk das wäre, wenn ich es umkehre, wenn ich mich in die Männerrolle denke. (GM, 229; GM_L, 122)	weggelassen
Karoline, {47 Jahre, Jugendfürsorgerin;Kaderleiterin, 5 Kinder, verheiratet:} Das Kupferdach (17. Protokoll; GM, 231- 249) Karoline [**O., 47, Jugendfürsorgerin, verheiratet, fünf Kinder**] [**Für uns war's ein großartiger Aufstieg**] (14. Protokoll; GM_L, 162-176)	
Jedenfalls, die sind gelaufen, in einem langen Treck. **Damals war noch Urwald in Polen und in Rußland. Und** alles, was schwach wurde unterwegs […]. Die kamen an mit nichts**, wurden einfach in den Urwald gesetzt**. So, nun macht was draus. (GM, 231; GM_L, 162)	weggelassen

Aber die armen Vorfahren, die saßen nach der Heumahd noch oben auf dem Heureiter, so hoch sie eben steigen konnten, und guckten in Richtung Deutschland und weinten. **Ist kalt heute, nicht? Soll ich uns einheizen?** Jedenfalls, die haben sich nie mit den Russen vermischt, bis Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. (GM, 231; GM_L, 162)	weggelassen
Und wenn ich mir als Kind die Kleider angeguckt habe, **die waren** aus teuerster japanischer Seide, so was konnten sie in Deutschland nicht tragen. **Dann sprach die Großmutter** [**und die Großmutter sprach**] so ein schönes, gepflegtes Deutsch, daß sie verspottet wurde unter den Landarbeiten. (GM, 233; GM_L, 164)	weggelassen ersetzt
Die Mädchen sind so erzogen worden, daß es keine Widerrede gab, Vater und Mutter nur **in der dritten Person, Vater, Ihr… und Mutter, Ihr…** [**mit Ihr angeredet**] Was haben aber die Mädchen gemacht? Sind aufs Gut gegangen als Landarbeiterinnen, meine Mutter auch. **Ich muß das Fenster aufmachen. Merkst du, wie der Acker riecht? Es riecht schon nach Frühling. Jedenfalls, Großvater konnte sich nicht überwinden, aber unglücklich war er in seiner Haut. Ein Riese von einem Kerl, und so ein Kreuz. Gott, ich fürchtete meinen Großvater, mir kam er wie ein Löwe vor, und so ernst. Ich bin immer weggerannt vor ihm. Die Großmutter glich sein grobes Wesen aus, indem sie sehr fromm war, eine richtige Matruschka, dick und herzlich. Der Großvater hat geguckt, wie wir Enkel gesagt haben: Großvater, du … Hat uns angeguckt wie arme verlotterte Kinder.** Der Rittergutsbesitzer hat dann zum Großvater gesagt […]. (GM, 233 f.; GM_L, 164)	ersetzt, weggelassen
Mein Vater war das jüngste [**Kind**] von acht Kindern und sehr verwöhnt, die waren schlesische Leineweber. (GM, 234; GM_L, 164 f.)	hinzugefügt
Ich konnte ja nicht einmal rausgehn, weil ich **nicht was** [**nichts**] anzuziehen hatte. (GM, 235; GM_L, 165)	ersetzt
Wenn ich mir heute vorstelle, daß wir schon mit zehn, elf Jahren auf der Dreschmaschine gestanden und Korn eingelegt haben. **Da hätten wir ja auch reinfallen können. Ich glaub, ich heiz uns doch ein, es ist ungemütlich. Und der Dicke wird auch bald nach Hause kommen. Also,** das Kartoffellesen war ein Kreuz für uns Kinder. (GM, 235; GM_L, 166)	weggelassen
So eine primitive Information haben die an die Werktätigen gegeben, die ja **schon** ungebildet waren. (GM, 235; GM_L, 166)	weggelassen

Sie hatte so ihre Prinzipien, und wehe, du hast [**nicht**] danach **nicht** gelebt! (GM, 237; GM_L, 167)	Satzbau verändert
Beherrschung ist alles im Leben, hat sie gesagt, wenn man die nicht klein lernt, lernt man sie nie. **Vom Lehrer wurden wir geschlagen, weil wir keine Hefte für die Hausaufgaben kaufen konnten. Aber wir hätten nie gewagt, vom Essengeld einen Groschen zu nehmen, wenn sieben Menschen am Tisch sitzen und nie richtig satt werden. Wir hatten nie Spielzeug. Und ich wollte mich doch bewegen, ich wollte wenigstens ’n Hopsestrick. Jetzt hatten wir eine Wäscheleine, die hatte Großvater selber gedreht. Und ich werde die in der Sonne schaukeln sehn und werde die Kinder rufen: Wißt ihr was, ihr kriegt alle von mir ’n Hopsestrick. Ich wollte doch auch mal was verschenken. Gott, da hat die Mutter mich mit dem restlichen Strick dermaßen verdroschen! Und ich werde ihr entwischen und zu meinem Vater ins Bette, und mein Vater wird die Hände über mich breiten: Das Kind rührst du mir nicht an! Und die Mutter schreit: Ja was denn, soll ein Strolch aus ihr werden? Meinen Vater liebte ich über alles, was er tat, war richtig. Als ich einmal von ihm einen Klaps bekam, da hab ich mich umgedreht und hab ihm die Hände geküßt. – Ach der Dicke ist gekommen. Der wird Augen machen, paß auf!** **Wo war ich? Nazizeit … Meine Eltern vergruben sich** [**In der Nazizeit vergruben sich meine Eltern**] auf dem Land. Was hatten wir denn an Papieren? (GM, 237 f.; GM_L, 167)	weggelassen ersetzt
Wir konnten nichts nachweisen. **– Dicker, mach uns ein paar Schnitten, bedien uns ein bißchen, ja? –** Meine Mutter hat den Gefangenen, den polnischen und serbischen, heimlich Essen gegeben und für sie genäht. Da kamen die SA-Leute mit Gummiknüppeln und trieben uns in die Küche, und meinen alten Vater behielten sie im Wohnzimmer. **Ich habe nie recht was darüber erfahren.** Ich hab das mehr mit dem Gefühl erfaßt als mit dem Verstand, es war scheußlich. In der Situation hat sich mein Lehrer gedacht: Du schickst sie einmal mit ins Schulungslager. Der war politisch aufs Dorf verbannt worden, **wenn du so willst,** aus einer höheren Schule. (GM, 238; GM_L, 167 f.)	weggelassen
Nun hat er uns mit der Wirklichkeit konfrontiert, wenn du so willst, auf Gedeih und Verderb. **Wir waren einhundertfünfzig Mädchen. Ich lag in der Baracke Keitel, und die Führerin von unserer Baracke war ein sehr nettes Bauernmädel. Wir hatten geschlachtet zu Hause, und ich hatte einen Schweineschwanz mit ins Lager genommen. Ich war sehr ernst und betrachtete alles mit Abstand. Ich mußte schon sehr viele gute Erfahrungen mit einem Menschen gemacht haben, um ihn**	weggelassen

aufzunehmen in meinem Innern. Ich wehrte mich unheimlich gegen diese fremde Welt, und gleichzeitig zog sie mich an. Jedenfalls hab ich unserer Führerin den Schweineschwanz hinten an die Uniformjacke gehängt, vor dem großen Appell. Da steht nun die Gauleiterin, und von jeder Baracke geht eine Führerin nach vorne melden. Und unsere steht da mit dem Schweineschwanz! Was denkst du, was da los war! Ich weiß noch wie heute, jede Baracke wurde ausgequetscht, Kind um Kind. Ich hatte in meinem Unterbewußtsein nur eins: Du darfst es nie zugeben! Nein, hab ich gesagt, nein, nein, und ich hab geheult, und ich hab gelogen, was ich in meinem Leben nicht gemacht habe, dafür hätte mich meine Mutter erschlagen. **Fliegeralarm gab es erst im letzten Kriegsjahr, aber ich schlief immer. Ich bin bloß aufgestanden in der Nacht, als D. lichterloh brannte. Vom Luftdruck hat mein Nachthemd geflattert, so ein Bombenhagel war das. Eine Nacht vergesse ich nie. Ich schlief und kriegte einen Schuh an meinen Kopf, meine Mutter schrie, und das Haus wackelte, Tür und Fenster flogen auf. Da fielen Zehnzentnerbomben auf unser Dorf, und die haben sich nicht entladen, sonst wäre kein Stein auf dem andern geblieben. Die lagen in ihren Trichtern stille da, und wir Kinder standen andächtig herum und warteten, was passierte.** Einmal wurden wir in die Stadt zum SS-Kommando geladen […]. (GM, 238 f.; GM_L, 168)	
Vierzehn Tage nach den Amerikanern brachten sie meinen Vater nach Hause, Herzkollaps, früh um fünf. **Der war damals Nachtwächter auf dem Gut. Meine Mutter ist gegangen, einen Arzt zu suchen, und der kam natürlich nicht. Es gab keine Fahrzeuge, keine Medikamente, nichts. Während der Zeit war ich mit meinem Vater allein. Ich hab ihm den Schweiß weggewischt, dann hat er mich angelacht, und sein Gesicht verzog sich. Ach, und er hatte so einen schönen Bart, den kämmte ich. Ich hab immer gesagt: Wenn ich heirate, bloß einen Mann mit Bart. Unter den Händen ist er mir gestorben. Wir kriegten nicht einmal ’n Arzt für ’n Totenschein.** Er wurde beerdigt, weißte, einfach aus Dielenbrettern ’ne Kiste. Irgend jemand, der ihn anziehen half, sagte: Gott, ich würd ihm nicht den einzigen guten Anzug anziehn. Den hat er verdient, sagte meine Mutter. **Bei der Leichenfeier hab ich ihm gelbe Tulpen in die Hände gelegt. Die hab ich für ihn gestohlen.** Was nun? Haben gedacht, die **schwere** [**schwerste**] Zeit ist zu Ende, wo uns das KZ droht, wo nichts zu fressen da ist. (GM, 240 f.; GM_L, 169)	weggelassen weggelassen, ersetzt
Bin ich aufs Rittergut arbeiten gegangen, **das** [**der**] war jetzt Treuhandbetrieb. (GM, 241; GM_L, 169)	ersetzt

Den Rittergutsbesitzer haben sie abgeholt, und der Inspektor drohte uns: Wenn ihr nicht spurt, **schicke** [**schick**] ich euch die Russen auf den Hals. (GM, 241; GM_L, 170)	ersetzt
Edwin wurde unser Ernährer, und ich hab Friseuse gelernt. **Was sollte ich sonst tun? Betriebe waren alle kaputt.** Dann kamen die Verwandten von meinem Vater aus Polen zurück, die kannten wir gar nicht. (GM, 241 f.; GM_L, 170)	weggelassen
Wir saßen jeden Abend zusammen, ein Haus voll Jugend, wir fingen wieder an zu leben. **Ich hab dann einen kennengelernt, einen Wiener Juden, halb rumänisch, der ist durch die Kriegswirren zu uns verschlagen worden. Sein Vater hat Geschäfte in Wien und Czernowicz gehabt. Ich war achtzehn, er war schon dreißig. Der hat mich entjungfert, wenn du so willst, dieser Sascha. Ich kann dir nicht sagen, ob es schön war oder nicht. Ich weiß noch, daß ich hinterher vorm Spiegel stand und dachte: Biste eigentlich noch dieselbe? Er war mir weit überlegen ein sehr intelligenter Mann, ein sehr gut angezogener Mann, so was imponierte mir schon immer, aber wahnsinnig eifersüchtig. Er war der erste Mensch, der mir ein Kino zeigte. Wenn ich diese Helden auf der Leinwand sah und sagte: Ach, ist der schön, dann war das Veranlassung für ihn zu sagen: Wir gehen. Ich hatte nur schön zu finden, was er schön fand, und zu denken, was er dachte. Wir sind zwei Monate miteinander gegangen oder drei, dann konnte er zurück nach Rumänien.** Ich lernte Friseuse, schlief bei meiner Schwester in der Stadt, und eines Tages traf ich Richard, meinen späteren Mann. (GM, 242; GM_L, 170)	weggelassen
Bei seinen Erzählungen legte er mir die Hand aufs Knie, **wie er so ist,** ich hab die Hand weggeschoben […]. (GM, 242 f.; GM_L, 170 f.)	weggelassen
Ich wollte ihn auch gar nicht mehr loswerden. **Richard war nicht so prinzipienfest wie Sascha, der gesagt hat: Das tut man nicht, das denkt man nicht. Richard war jung und unternehmungslustig. Er schmiß mir Gedichtbändchen durchs Fenster auf mein Bett, wenn ich nicht im Zimmer war. Es war wunderschön und romantisch. Auf einmal kommt meine Freundin und bringt mir einen leidenschaftlichen Brief von Sascha. Schreib ihm, sage ich, ich bin verheiratet und krieg ein Kind. Da hatte ich den Richard schon viel zu gern.** Richards Eltern, die waren Gastwirte […] hast du das nötig? Guck dich an, du findest hundert andere. **Hab ich ihm einen Abschieds-**	weggelassen

brief geschrieben, ich hätts nicht nötig, an Männern wäre kein Mangel. Aber Richard kam immer wieder. So sind wir zusammengeblieben und haben beide nichts gehabt, nicht das Schwarze unterm Nagel. **Und seine lieben Eltern haben gehofft, es wird auf diese Weise schiefgehn, und sie kriegen ihr Söhnchen wieder. Der** [**Richard**] ist aber Lastwagenfahrer geworden, hat Milch und Brause gefahren. Und ich hab sämtlichen Bauernweibern die Köpfe frisiert. (GM, 243; GM_L, 171)	ersetzt
So war das, wir waren Tiere. Nicht Menschen, die über sich bestimmten konnten! **Wenn ich wirklich am Ende war, haben sie mir eins abgenommen in der Stadt.** 1966 kam noch Andreas, dann gabs die Antibabypille, die war meine Rettung. (GM, 244; GM_L, 171)	weggelassen
Es gab viele arme Familien, die man die Kinderreichen [**k**inderreichen] nennt, ein Hohn ist das! (GM, 244; GM_L, 172)	ersetzt
Ich bin selber losgegangen[**,**] **und** hab gesammelt und in Kisten verpackt und [**denen**] vor die Türen gestellt, daß sie für den Ramsch nicht noch danke sagen müssen. (GM, 244; GM_L, 172)	ersetzt, hinzugefügt
Wieso bin ausgerechnet *ich* so ein Versager? **Nachher bin ich draufgekommen, daß die Wirklichkeit ganz anders ist, und die positiven Heldinnen sind nur aus Papier.** Ich hab viel geweint […]. (GM, 245; GM_L, 172)	weggelassen
Drei Jahre war ich invalide geschrieben. **Mein Hausarzt hat mir aber immer gesagt, ich soll mich zusammenreißen, es wären nur die Nerven.** Damals hab ich mich mehr mit dem Tod beschäftigt als mit dem Leben. […] **Aber ich hab ihn auch herbeigesehnt. Mit dem Thema bin ich heute fertig. Von Dauer ist nichts auf dieser Welt, warum soll ausgerechnet mein kleines Leben von Dauer sein?** **Als ich nun ausfiel** [**Nun**] mußte Richard einspringen. Das mußt du dir vorstellen. Der Dicke hatte doch keine Ahnung, wie er an die Kinder herankam. **Er fuhr inzwischen keine Laster mehr, war Einsatzleiter im Möbellager geworden. Das war eine schlimme Strecke.** Der liebe Papa war nicht mehr der liebe Papa. (GM, 245; GM_L, 172)	weggelassen ersetzt
Dann konnte ich schon spazierengehen, ich vergesse das nie, von einer Bank zur anderen. **Die Schwestern sagten: Sie müssen sich bewegen. Wenn Sies nicht schaffen, schicken Sie nach einem Rollstuhl. Und** da kommt mir Richard entgegen, verliebt, jung, strahlend. (GM, 245; GM_L, 173)	weggelassen

Im Grunde wollte ich wissen: Reicht ihre Liebe oder reicht sie nicht**, dann taugt sie nicht für Richard. Meine Mutter hat die Kinder übernommen von der verstorbenen Frau. Ich hab ihr gegenübergestanden und hab sie angeguckt und hab mir gedacht: Ich bin zwar weiß Gott nicht schön, ich bin eine kranke Frau, aber wie kann er sich so eine übriggebliebene Jungfer nehmen? Jedenfalls,** sie sagte, nein, die Kinder nicht, nur den Mann. Was hat sie denn gedacht, wen die da anheuert? Der Dicke konnte doch uns kaum ernähren. **Wir sind dann regelrecht geflüchtet. Ich hätte der Frau mit dem Kind nicht begegnen können. Hier wurde ich dann nach und nach gesund. Aber ich habe einen Fehler, ich bin nachtragend.** Mich kann im Innern was jahrelang beschäftigen […]. (GM, 246; GM$_L$, 173)	weggelassen
Und was hat er gemacht? [**Hinten**] Zum Absender hat er dazugeschrieben: Und ICH, Richard, der Gemahl! (GM, 246; GM$_L$, 173)	hinzugefügt
Ich hab ihn ja auch irgendwie unterdrückt, solang ich selbst unterdrückt war. **Jetzt muß er mir nicht mehr ständig was vorgaukeln.** Jetzt hat er die Möglichkeit, ehrlich zu leben […]. (GM, 248; GM$_L$, 175)	weggelassen
Berta, {74 Jahre, I Sohn, verheiratet:} Die Großmutter (18. Protokoll; GM, 250-262) Berta [**H., 74, verheiratet, ein Sohn**] Die Großmutter (17. Protokoll; GM$_L$, 202-214)	
Nu mit die fünf Kinder **alleine** [**allein**], das war für die Großmutter sehr, sehr schwer. (GM, 250; GM$_L$, 202)	ersetzt
Vier Familien haben im Dorf die schwarzen Pocken gehabt. Und **nach dem** [**nachdem**] wurden alle geimpft, denn kam die große Impferei, wissen Se. **– Anne, laß die Hunde raus, die machen ein Theater heute.** Meine Mutter hat mein Vater aufm Gut kennengelernt. (GM, 251; GM$_L$, 203)	ersetzt weggelassen
Zwei Zimmer hatten wir, ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer, da schliefen wir alle fünf, das war früher so **Mode** [**üblich**]. Manche haben viel mehr Kinder gehabt, uns gings gut. Meine Mutter ist nachts um dreie aufgestanden, denn hat sie Essen zurechtgemacht, schön	ersetzt

eingewickelt und ins Bette gestellt, damits warm bleibt, **ja, ja.** (GM, 252; GM_L, 204)	weggelassen
Haben so ’ne Steinpullen gehabt, damit die Milch warm bleibt. Alles hin! **Herrgott im Himmel, wat denn nu?** Wenn wir Ferien hatten, wissen Se, was wir machen mußten? (GM, 252; GM_L, 204)	weggelassen
Und wir Dusseln, wir haben immer schön vollgemacht die Kiepen mit Kartoffeln. **Kalt ists heute, wa? Ich friere immer. Lieber zwei Sommer als ein Winter …** Nach Hause gekommen: Ach Vater, guck mal, ich hab heute wieder offene Hände. (GM, 252 f.; GM_L, 204)	weggelassen
Denn ging ich an die Stanzmaschinen, und das war ganz interessant. **– Hermann, füttere die Kaninchen, wird nachher zu spät. –** Ich war für alles zu gebrauchen. (GM, 253; GM_L, 205)	weggelassen
Hab nur gedacht: Sieht doch schlimm **für uns aus** [**aus für uns**]. Und wie sie sie denn ertränkt haben, im Kanal, ach Gott! (GM, 254; GM_L, 206)	Satzglieder vertauscht
Wenn ich nicht mehr kann, Großmutter, weißte wat, denn setz ich mich aufn Handwagen, denn fährste mir nach [**Haus**] **Hause.** (GM, 255; GM_L, 207)	ersetzt
Nachts ist es erst **angekommen** [**gekommen**]. Und die Großmutter war froh. (GM, 256; GM_L, 207)	ersetzt
Großmutter hat ’ne Pension gehabt **nach** [**von**] ihrem Mann. (GM, 256; GM_L, 208)	ersetzt
Wenn Sie sie noch draußen haben wollen, hat der Professor gesagt, es kann sich nur **mehr** [**noch**] um Tage handeln. (GM, 256 f.; GM_L, 208)	ersetzt
Nee, **sie ist** [**ist sie**] raus – und ausgerutscht. (GM, 257; GM_L, 209)	Satzglieder vertauscht
Der Pastor hat gesagt: Das kann Ihnen keiner nicht danken, wieviel Liebe Sie geopfert haben, **Frau Schäfer. Haben sie doch alles von mir genommen, und war ich immer tapfer**. Wenn Großmutter morgens meine Hände gekriegt hat, […]. Da hat sie meine Hände **so** gestreichelt… Ach, die Großmutter! (GM, 258; GM_L, 209)	weggelassen
Du lieber Gott, denke ich, was machst du denn, Großmutter, du hast ja ’s ganze **Bette** [**Bett**] kaputtgerissen! (GM, 258; GM_L, 210)	ersetzt

Er hat sich ein Pferd geliehen und die Großmutter nachm Friedhof gefahren. **Warum bellen die Hunde so, Anne? Da ist doch was los. –** Und denn kam meine Mutter nachher. (GM, 259; GM_L, 210)	weggelassen
Und denn kamen die eigenen Enkel dazu, jedes Jahr ein Enkel von **der** Anna. (GM, 261; GM_L, 212)	weggelassen
Und Jugend ist auch immer da. **– Wo ist denn die Roswitha? Die muß doch schon da sein. Bei dem Nebel macht man sich Sorgen.** (GM, 262; GM_L, 214)	weggelassen (abschließende Sätze des Protokolls)
Julia, {92 Jahre, zwei Kinder, einige Enkel:} Bei Goethe zu Gast (19. Protokoll; GM, 263-282) [**in der Luchterhand-Ausgabe in Gänze weggelassen**]	

7 Siglen- und Literaturverzeichnis

7.1 Siglenverzeichnis

B — Christa Wolf: *Berührung. Maxie Wander: ‚Guten Morgen, du Schöne‘*, in: *Neue Deutsche Literatur* 2 (1978), S. 53-62.

DrB — Brigitte Martin: *Der rote Ballon. Geschichten um Brigge Bem*, Berlin 1977.

dW — Doris Paschiller: *Die Würde*, Berlin 1980.

GM — Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, Wien ^{4}1997.

GM_{L} — Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR. Protokolle. Mit einem Vorwort von Christa Wolf*, Darmstadt, Neuwied 1978.

IZZ — Katrin Rohnstock, Astrid Landero: *In Zwischenzeiten. Zwei Ost-Frauen, die Politik, die Männer und das Leben überhaupt*, München 1995.

K — Monika Helmecke: *Klopfzeichen*, in: Monika Helmecke: *Klopfzeichen. Erzählungen und Kurzgeschichten*, Berlin ^{4}1986.

LpA — Maxie Wander: *Leben wär‘ eine prima Alternative. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe*, Frankfurt a. M. 1982.

NFa — Brigitte Martin: *Nach Freude anstehen*, Berlin 1981.

OkS — Erica Fischer, Petra Lux: *Ohne uns ist kein Staat zu machen. DDR-Frauen nach der Wende*, Köln 1990.

ORWO — Angelika Behnk, Ruth Westerwelle: *Die Frauen von ORWO. 13 Lebensbilder*. Leipzig 1995.

SV — Christa Wolf: *Selbstversuch. Traktat zu einem Protokoll*, in: Christa Wolf: *Erzählungen 1960-1980. Hg., kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Sonja Hilzinger*, München 1999, S. 468-501.

VeE — Christa Wolf: *Voraussetzungen einer Erzählung. Vier Vorlesungen*, in: Christa Wolf: *Kassandra. Vier Vorlesungen. Eine Erzählung*, Berlin ^{5}1985, S. 7-198.

VME — Ulrike Helwerth, Gislinde Schwarz: *Von Muttis und Emanzen. Feministinnen in Ost- und Westdeutschland*, Frankfurt a. M. 1995.

7.2 *Guten Morgen, du Schöne* sortiert nach Verlagen

7.2.1 Buchverlag Der Morgen

Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, Berlin 1977.
Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, Berlin ^{2}1978.
Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, Berlin ^{4}1981.
Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, Berlin ^{5}1982.

Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, Berlin [6]1984.
Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, Berlin [7]1986.
Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, Berlin [8]1989.

7.2.2 Aufbau Verlag

Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, Berlin, Weimar 1980.

7.2.3 Luchterhand Literaturverlag

Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR. Protokolle. Mit einem Vorwort von Christa Wolf*, Darmstadt, Neuwied 1978.
Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR. Protokolle. Mit einem Vorwort von Christa Wolf*, Darmstadt, Neuwied [3]1978.
Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR. Protokolle. Mit einem Vorwort von Christa Wolf*, Darmstadt, Neuwied [8]1981.
Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR. Protokolle. Mit einem Vorwort von Christa Wolf*, Darmstadt, Neuwied [23]1988.

7.2.4 Deutscher Taschenbuch Verlag und Suhrkamp

Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, München 1993.
Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband*, München [4]1997.
Maxie Wander: *Guten Morgen, du Schöne. Protokolle nach Tonband. Mit einem Vorwort von Christa Wolf*, Frankfurt a. M. 2007.

7.3 Dokumentar- und Interviewliteratur

Agnès Arp, Annette Leo (Hg.): *Mein Land verschwand so schnell … 16 Lebensgeschichten und die Wende 1989/90*, Bonn 2009.
Ulrike Baureithel: *Feindliche Schwestern. Vom schwierigen Umgang der deutsch-deutschen Frauenbewegung miteinander*, in: *Stiefschwestern. Was Ost-Frauen und West-Frauen voneinander denken*, hg. von Katrin Rohnstock, Frankfurt a. M. 1994, S. 148-158.
Janine Berg-Peer, Dorotea Lieber: *West-Ost-Briefwechsel*, in: *Stiefschwestern. Was Ost-Frauen und West-Frauen voneinander denken*, hg. von Katrin Rohnstock, Frankfurt a. M. 1994, S. 159-174.
Birgit Bütow: *Mein ganz eigen-artiges Feminismus-Verständnis*, in: *Stiefschwestern. Was Ost-Frauen und West-Frauen voneinander denken*, hg. von Katrin Rohnstock, Frankfurt a. M. 1994, S. 107-114.

Gabriele Eckart: *So sehe ick die Sache. Protokolle aus der DDR. Leben im Havelländischen Obstanbaugebiet*, Köln 1984.

Erica Fischer: Verkürzte Mutti. Frauen West auf den Spuren von Frauen Ost. Eine Reportage über einen Bildungsurlaub in Leipzig, in: erica-fischer.de, April 2009, Web, letzter Zugriff 15.02.2010.

Erica Fischer, Petra Lux: *Ohne uns ist kein Staat zu machen. DDR-Frauen nach der Wende*, Köln 1990.

Anna Funder: *Stasiland*, Hamburg 2004.

Gabriele Goettle: *Deutsche Sitten. Erkundungen in Ost und West*, Frankfurt a. M. 1993.

Roman Grafe (Hg.): *Anpassen oder Widerstehen in der DDR*, Bonn 2010.

Ulrike Hänsch: *‚Jetzt ist eine andere Zeit'. Ostdeutsche Frauen erzählen*, Königstein 2005.

Ulrike Helwerth, Gislinde Schwarz: *Von Muttis und Emanzen. Feministinnen in Ost- und Westdeutschland*, Frankfurt a. M. 1995.

Sarah Kirsch: *Die Pantherfrau. Fünf Frauen in der DDR*, Reinbek bei Hamburg bei Hamburg 1978.

Bernd Lasdin: *Westzeit-Story. Portraits aus Westdeutschland 1989-1999*, Bremen 1999.

Bernd Lasdin: *Zeitenwende. Portraits aus Ostdeutschland 1986-1998*, Bremen [4]1999.

Andreas Lehmann: *Go West! Ostdeutsche in Amerika. Porträts*, Berlin 1998.

Karen Margolis: *Der springende Spiegel. Begegnungen mit Frauen zwischen Oder und Elbe*, Frankfurt a. M. 1991.

Brigitte Martin: *Die Anzeige*, in: *Im Kreislauf der Windeln*, hg. von Horst Heidtmann, Weinheim 1982, S. 19-22.

Uta Meier: *Die Allzuständigkeit der Frau für die Familienarbeit in Ost und West*, in: *Stiefschwestern. Was Ost-Frauen und West-Frauen voneinander denken*, hg. von Katrin Rohnstock, Frankfurt a. M. 1994, S. 96-105.

Anna Mudry: *Gute Nacht, du Schöne. Autorinnen blicken zurück*, Frankfurt a. M. 1991.

Christine Müller: *Männerprotokolle*, Berlin [5]1985.

Wolfgang Noa: *Leben in Preußen. Sieben Porträts*, Berlin, Weimar 1983.

Susanne Raubold, Till Bartels: *Go east! DDR - der nahe Osten*, Berlin 1990.

Katrin Rohnstock: *Vorwort*, in: *Stiefschwestern. Was Ost-Frauen und West-Frauen voneinander denken*, hg. von Katrin Rohnstock, Frankfurt a. M. 1994a, S. 9-11.

Katrin Rohnstock: *Die verschwiegene Ost-Frau*, in: *Stiefschwestern. Was Ost-Frauen und West-Frauen voneinander denken*, hg. von Katrin Rohnstock, Frankfurt a. M. 1994b, S. 115-126.

Katrin Rohnstock: *Erotik macht die Hässlichen schön. Sexueller Alltag im Osten*, Berlin 1995.

Katrin Rohnstock: *Stiefbrüder. Was Ostmänner und Westmänner voneinander denken*, Berlin 1995.

Katrin Rohnstock, Astrid Landero: *In Zwischenzeiten. Zwei Ost-Frauen, die Politik, die Männer und das Leben überhaupt*, München 1995.

Erika Runge: *Bottroper Protokolle*, Frankfurt a. M. 1968.

Erika Runge: *Frauen. Versuche zur Emanzipation*, Frankfurt a. M. 1969.

Erika Runge: *Reise nach Rostock, DDR*, Frankfurt a. M. 1971.

Holde-Barbara Ulrich: *Schmerzgrenze. 11 Porträts im Gespräch, Bärbel Bohley, Sabina Hager, Heidrun Hegewald*, Berlin 1991.

Maxie Wander: *Ein Leben ist nicht genug. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe*, Frankfurt a. M. 1990.
Elisabeth Wesuls: *Wo wir doch jetzt die Freiheit haben*, in: *Stiefschwestern. Was Ost-Frauen und West-Frauen voneinander denken*, hg. von Katrin Rohnstock, Frankfurt a. M. 1994, S. 24-31.

7.4 Belletristische Literatur

Johannes R. Becher: *Auf andere Art so große Hoffnung. Tagebuch 1950*, in: *Gesammelte Werke*, hg. vom Johannes-R.-Becher-Archiv der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin, Berlin, Weimar 1969, S. 223-227.
Elfriede Brüning: *Kleine Leute*, Berlin 1970.
Elfriede Brüning: *Altweiberspiele und andere Geschichten*, Halle 1986.
Edeltraud Eckert: *Jahr ohne Frühling. Gedichte und Briefe*, hg. von Ines Geipel und Joachim Walther. Frankfurt a. M. 2005.
Monika Helmecke: *Klopfzeichen*, in: *Klopfzeichen. Erzählungen und Kurzgeschichten*, hg. von Monika Helmecke, Berlin [4]1986, S. 115-135.
Helga Königsdorf: *Der unangemessene Aufstand des Zahlographen Karl-Egon Kuller*, in: *Neue Deutsche Literatur* 4 (1979), S. 13-21.
Monika Maron: *Flugasche*, Frankfurt a. M. 1987.
Monika Maron: *Nach Maßgabe meiner Begreifungskraft. Artikel und Essays*, Frankfurt a. M. [2]2003.
Brigitte Reimann: *Ankunft im Alltag*, München 1986.
Christa Wolf: *Nachdenken über Christa T.*, Neuwied, Berlin [7]1976.
Christa Wolf: *Voraussetzungen einer Erzählung. Vier Vorlesungen*, in: *Kassandra. Vier Vorlesungen. Eine Erzählung*, hg. von Christa Wolf, Berlin [5]1985, S. 7-198.
Christa Wolf: *Der geteilte Himmel. Erzählung*, München [28]1994.
Christa Wolf: *Was bleibt. Erzählung*, München [2]1994.
Christa Wolf: *Sommerstück*, München 1995.
Christa Wolf: *Erzählungen 1960-1980*, München 1999.
Christine Wolter: *Stückweise leben*, Zürich 1980.
Charlotte Worgitzky: *Meine ungeborenen Kinder*, Berlin 1982.

7.5 Forschungsliteratur

Thomas Ahbe, Rainer Gries: *Die Generationen der DDR und Ostdeutschlands. Ein Überblick*, in: *Berliner Debatte Initial* 4 (2006a) , S. 90-109.
Thomas Ahbe, Rainer Gries: *Gesellschaftsgeschichte als Generationengeschichte. Theoretische und Methodologische Überlegungen am Beispiel DDR*, in: *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*, hg. von Annegret Schüle, Thomas Ahbe und Rainer Gries, Leipzig 2006b, S. 475-571.
Thomas Ahbe, Michael Hofmann: *,Eigentlich unsere beste Zeit'. Erinnerungen an den DDR-Alltag in verschiedenen Milieus*, in: *APuZ* 17 (2002), S. 13-22.

Rita Aldenhoff-Hübinger: *„Achtung, Chemischreinigung!“ Handwerk und Dienstleistung in der DDR*, in: *Fortschritt, Norm und Eigensinn. Erkundungen im Alltag der DDR*, hg. von Andreas Ludwig, Berlin 1999, S. 105-112.

Alexander Cammann: *Im Osten ging die Sonne auf. Lichtjahre voraus: Warum die Literatur, die aus der DDR kam, die Werke des Westens noch immer überragt*, in: *ZEIT Literatur* 49 (2009), S. 4-16.

Götz Aly: *Unser Kampf. 1968 – ein irritierter Blick zurück*, Bonn 2008.

Reinhard Andress: *Protokollliteratur in der DDR. Der dokumentierte Alltag*, New York 2000.

Aleida Assmann: *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*, Bonn 2007.

Franziska Augstein: *In Deutschland regiert Dr. Pangloss. Der Mauerfall war ein großes Datum. Aber seine Folgen werden schöngeredet. Zwei Bücher melden leise Kritik an*, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 02./03.10.2009, S. 17.

Brigitte Aulenbacher: *Die ‚zweite Moderne‘, ein herrenloses Konstrukt – Reichweite und Grenzen modernisierungstheoretischer Zeitdiagnosen*, in: *Soziale Verortung der Geschlechter*, hg. von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, Münster ^{2}2002, S. 188–224.

Meike Sophia Baader: Erziehung und 68, in: bpb.de, Mai 2008, Web, letzter Zugriff 06.06.2012.

Kurt Richard Bach: *Sexualpädagogik und Sexualerziehung in der DDR*, in: *Kindheit und Sexualität*, hg. von Kurt Richard Bach, Harald Stumpe und Konrad Weller, Braunschweig 1993, S. 82-89.

Ki-Chung Bae: *‚Ostalgie‘ im Spiegel der Medien*, in: *Dogilmunhak. Koreanische Zeitschrift für Germanistik* 2 (2005), S. 133-147.

Bernd-Rainer Barth, Christoph Links, Helmut Müller-Enbergs, Jan Wielgohs (Hg.): *Wer war wer in der DDR. Ein biographisches Handbuch*, Frankfurt a. M. 1995.

David Bathrick: *Kultur und Öffentlichkeit in der DDR*, in: *Literatur der DDR in den siebziger Jahren*, hg. von Peter Uwe Hohendahl und Patricia Herminghouse, Frankfurt a. M. 1983, S. 53-81.

Reinhard Baumgart: *Die Literatur der Nicht-Autoren*, in: *Merkur* 7 (1970), S. 736-747.

Nina Baur, Siegfried Lamnek: *Einzelfallanalyse*, in: *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*, hg. v. Lothar Mikos, Konstanz 2005, S. 241-252.

Michael Bayer, Gabriele Mordt: *Einführung in das Werk Max Webers*, Wiesbaden 2008.

Regina Becker-Schmidt: *Verdrängung Rationalisierung Ideologie. Geschlechterdifferenz und Unbewusstes, Geschlechterverhältnis und Gesellschaft*, in: *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, hg. von Gudrun-Axeli Knapp, Angelika Wetterer Freiburg 1992, S. 65-113.

Jan C. Behrends: *Politische Führung in der Diktatur*, in: *APuZ* 2-3 (2010), S. 40–46.

Anja Beinroth, Doris Feldmann, Sabine Schülting: *Feministische Literaturtheorie*, in: *Grundbegriffe der Literaturtheorie*, hg. von Ansgar Nünning, Stuttgart 2004a, S. 57-62.

Anja Beinroth, Doris Feldmann, Sabine Schülting: *Feministische Literaturtheorie*, in: *Metzler-Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze - Personen – Grundbegriffe*, hg. von Ansgar Nünning, Stuttgart ^{3}2004b, S. 172-175.

Seyla Benhabib: *Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis*, in: *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, hg. von Seyla Benhabib, Butler Judith, Drucilla Cornell und Nancy Fraser, Frankfurt a. M. 1994, S. 9-30.

Hans Benzien et al.: *Fragen an die DDR. Alles, was man über den deutschen Arbeiter- und-Bauern-Staat wissen muss*, Berlin 2003.

Peter L. Berger, Thomas Luckmann: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M. [21]2007.

Russel Berman: *Moderne, Modernismus und Öffentlichkeit 1880-1960*, in: *Öffentlichkeit. Geschichte eines kritischen Begriffs*, hg. von Peter Uwe Hohendahl, Stuttgart 2000, S. 75-91.

Barbara Bertram: *Berufswahl und berufliche Lebensentwürfe von Frauen in der DDR*, in: *Soziale Lage und Arbeit von Frauen in der DDR. Arbeitspapier des Arbeitskreises Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung*, hg. von Sabine Gensior, Friederike Maier und Gabriele Winter, Paderborn 1990, S. 16-26.

Hans Bertram: *Die Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern als forschungspolitisches Modell*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 4 (1997a), S. 425-444.

Hans Bertram: *Editorial*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 4 (1997b), S. 419-421.

Frank Beyer: *Spur der Steine*. DEFA-Spielfilm, DDR, 1966.

Klaus von Beyme, Dieter Nohlen: *Systemwechsel*, in: *Wörterbuch Staat und Politik*, hg. v. Dieter Nohlen, München, Zürich 1991, S. 690-699.

Wolfgang Bialas: *Historische Diskursformen ostdeutscher Intellektueller – die Weimarer Republik und die ‚Sieger der Geschichte'*, in: *Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsproblem*, hg. von Georg G. Iggers, Konrad H. Jarausch, Matthias Middell und Martin Sabrow, München 1998, S. 309-322.

Margrid Bircken: *Editorial*, in: *Brief-Netz-Werk. Schreibende Frauen in der DDR und ihre Informations- und Kommunikationssysteme. Beiträge zu einer wissenschaftlichen Konferenz, Neubrandenburg 1999*, hg. von Margrid Bircken und Heide Hampel, Neubrandenburg 2000a, S. 6-9.

Margrid Bircken: *Begegnungen und Briefe von Anna Seghers und Christa Wolf*, in: *Brief-Netz-Werk. Schreibende Frauen in der DDR und ihre Informations- und Kommunikationssysteme. Beiträge zu einer wissenschaftlichen Konferenz, Neubrandenburg 1999*, hg. von Margrid Bircken und Heide Hampel, Neubrandenburg 2000b, S. 54-71.

Wilhelm Bleek: *Ein leidenschaftlicher Wissenschaftler. Nachruf auf Lothar Mertens (1959-2006)*, in: *Deutschland Archiv* 2 (2007), S. 211-212.

Wilhelm Bleek, Lothar Mertens: *DDR-Dissertationen. Promotionspraxis und Geheimhaltung von Doktorarbeiten im SED-Staat*, Opladen 1994a.

Wilhelm Bleek, Lothar Mertens: *Bibliographie der geheimen DDR-Dissertationen*, München 1994b.

Andreas Blödorn: *Dokumentarliteratur*, in: *Metzler-Lexikon Literatur. Begriffe und Definitionen*, hg. von Dieter Burdorf et al., Stuttgart [3]2007, S. 163-164.

Hans Blumenberg: *Arbeit am Mythos*, Frankfurt a. M. 1979, S. 40-126.

Petra Boden, Dorothea Böck: *Modernisierung ohne Moderne. Das Zentralinstitut für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR (1969 - 1991). Literaturforschung im Experiment*, Heidelberg 2004.

Klaus Böger: *Vorwort*, in: *Politische Verfolgung in der DDR. Die zentrale Untersuchungshaftanstalt Berlin-Hohenschönhausen – das Gefängnis der Staatssicherheit. Material für den Unterricht*, hg. von Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen und Berliner Landesinstitut für Schule und Medien, Berlin 2003, S. 7.

Hartmut Böhme, Peter Matussek, Lothar Müller: *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*, Reinbek bei Hamburg 2002.

Ralf Bohnsack: *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*, Opladen [8]2010, S. 7-103, 129-155.

Angela Borgwardt: *Im Umgang mit der Macht. Herrschaft und Selbstbehauptung in einem autoritären politischen System*, Wiesbaden 2002.

Peter Borowsky: *Die DDR in den siebziger Jahren*, in: *Informationen zur politischen Bildung* 258 (1998a), S. 40-44.

Peter Borowsky: *Sozialliberale Koalition und innere Reformen*, in: *Informationen zur politischen Bildung* 258 (1998b), S. 31-40.

Silke Bothfeld: *Ein Schritt vor, zwei zurück? Die Situation der Frauen im gesamtdeutschen Arbeitsmarkt*, in: *Problemfall Deutsche Einheit. Interdisziplinäre Betrachtungen zu gesamtdeutschen Fragestellungen*, hg. von Rainer Hufnagel und Titus Simon, Wiesbaden 2004, S. 125-146.

Thomas Brasch: *Die Wiese hinter der Mauer. Thomas Brasch über Maxie Wander: ‚Guten Morgen, du Schöne‘*, in: *Der Spiegel* 31 (1978), S. 137-139.

Ekkehard von Braunmühl: *Antipädagogik. Studien zur Abschaffung der Erziehung*, Weinheim, Basel [8]1993.

Gerard Braunthal: *Politische Loyalität und Öffentlicher Dienst. Der ‚Radikalenerlass‘ von 1972 und die Folgen*, Marburg 1992.

Martin Brinkmann: *Musik und Melancholie im Werk Heimito von Doderers*, Wien 2012, S. 185-194.

Stephen Brockmann: *A critical history of German film*, Rochester, New York 2010, S. 235-245.

Ramona Katrin Buchholz: *Die dialektische Einheit der Gegensätze. Eine empirische Studie zur Entscheidung darüber, was in einem ostdeutschen Frauenleben wichtig oder nicht ist*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Bremen 1999.

Ramona Katrin Buchholz: *„Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“. Ostdeutsche Bewältigungsdiskurse als Verdrängungsleistung*, in: *Schuld und Scham*, hg. von Alexandra Pontzen und Heinz-Peter Preußer, Heidelberg 2008, S. 215-228.

Ramona Katrin Buchholz: *Wie aus der „Legende von Paul und Paula“ ein Kultfilm wurde*, in: *KWD* 26. (2010), *Mauerblicke. Die DDR im Spielfilm*, hg. von Gerhard Jens Lüdeker und Dominik Orth, S. 33-66.

Peter Büchner, Heinz-Hermann Krüger (Hg.): *Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit und Jugend vor und nach der Vereinigung*, Opladen 1991.

Gunilla-Friederike Budde: *Frauen der Intelligenz. Akademikerinnen in der DDR 1945 bis 1975*, Göttingen 2003, S. 11-158.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales: Tarifliche Wochenarbeitszeit der Angestellten, in: bmas.de, Januar 2006, Web, letzter Zugriff 14.10.2012.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales: Tarifliche Wochenarbeitszeit der Arbeiter, in: bmas.de, Januar 2006, Web, letzter Zugriff 05.10.2012.

Bundesministerium für Familie, Senioren Frauen und Jugend (Hg.): *Schwangerschaftsberatung § 218. Informationen über das Schwangerschaftskonfliktgesetz und gesetzliche Regelungen im Kontext des § 218 Strafgesetzbuch*, Berlin [8]2012.

Wilhelm Bürklin: *Die Potsdamer Elitestudie von 1995: Problemstellungen und wissenschaftliches Programm*, in: *Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration*, hg. von Wilhelm Bürklin, Opladen 1997, S. 11-34.

Birgit Bütow: *Gewalt gegen Frauen im ‚anderen Deutschland'. Dokumentation des 2. Fachforums Frauenhaus in Bewegung vom 20. – 22. November 1996 in Berlin*, hg. von Frauenhauskoordinierung e.V., Berlin 1996, S. 27-36.

Heiner Carow: *Die Legende von Paul und Paula*. DEFA-Spielfilm, DDR, 1973.

Birgit Dahlke: Die Autorität der Autorin. Im Maxie-Sound. Die erste Biographie von Maxie Wander ist zum Kitschroman geraten, in: der Freitag.de, Juli 2001, Web, letzter Zugriff 16.05.2012.

György Dalos: *Der Vorhang geht auf. Das Ende der Diktaturen in Osteuropa*, Bonn 2009.

Nina Degele, Christian Dries: *Modernisierungstheorie. Eine Einführung*, München 2005.

Christel Degen: *Politikvorstellung und Biografie. Die Bürgerbewegung Neues Forum auf der Suche nach der kommunikativen Demokratie*, Opladen 2000.

Felix Denk: *Lost in Music*, in: *fluter* 30 (2009), S. 11-15.

Mark Derbacher: *Fiktion, Konsens und Wirklichkeit. Dokumentarliteratur der Arbeitswelt in der BRD und der DDR*, Frankfurt a. M. 1995.

Hans-Ulrich Derlien: *Elitezirkulation in Ostdeutschland 1989-1995*, in: *APuZ* 5 (1998), S. 3-17.

Jan W. van Deth: *Wertewandel im internationalen Vergleich. Ein deutscher Sonderweg?*, in: *APuZ* 29 (2001), S. 23-30.

Susanne Diemer: *„Ich bin Sekretärin, schön und gut, aber ich bin auch Rosa S.". Weibliche Erwerbstätigkeit in der DDR – eine Betrachtung der Dokumentarliteratur*, in: *Qualifikationsprozesse und Arbeitssituation von Frauen in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR*, hg. von Dieter Voigt, Berlin 1989, S. 129-158.

Susanne Diemer: *Patriarchalismus in der DDR. Strukturelle, kulturelle und subjektive Dimensionen der Geschlechterpolarisierung*, Opladen 1994.

Ina Dietzsch: *Die Erfindung der Ostdeutschen*, in: *Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse in Deutschland seit der Wende*, hg. von Eva Schäfer et al., Münster 2005, S. 92-106.

Ina Dietzsch, Irene Dölling: *Selbstverständlichkeiten im biografischen Konzept ostdeutscher Frauen. Ein Vergleich 1990-1994*, in: *Berliner Debatte Initial* 2 (1996), S. 11-20.

Eckhard Dittrich: *Perspektiven neuer Transformationsforschung*, in: *Transformation als Typ sozialen Wandels. Postsozialistische Lektionen, historische und interkulturelle Vergleiche*, hg. von Raj Kollmorgen, Münster 2005, S. 85-92.

Waltraut Dobbert: *Das Bild der Familie in der Prosa für Kinder und Jugendliche in der DDR-Literatur der siebziger Jahre*. Dissertation, Wilhelm-Pieck-Universität Rostock 1982.

Reinhard Döhl: *Dokumentarliteratur*, in: *Metzler-Literatur-Lexikon. Begriffe und Definitionen*, hg. von Günther Schweikle und Irmgard Schweikle, Stuttgart [2]1990, S. 105-106.

Irene Dölling: *Zur kulturtheoretischen Analyse von Geschlechterbeziehungen*, in: *Weimarer* Beiträge 1 (1980), S. 5-88.

Irene Dölling: *Individuum und Kultur. Ein Beitrag zur Diskussion*, Berlin 1986.

Irene Dölling: *Frauen- und Männerbilder als Gegenstand kulturtheoretischer Forschung*, in: *Weimarer Beiträge* 4 (1988), S. 556-579.

Irene Dölling: *Gespaltenes Bewußtsein – Frauen- und Männerbilder in der DDR*, in: *Frauen in Deutschland. 1945-1992*, hg. von Gisela Helwig und Hildegard Maria Nickel, Berlin 1993a, S. 23-52.

Irene Dölling: *Aufschwung nach der Wende – Frauenforschung in der DDR und in den neuen Bundesländern*, in: *Frauen in Deutschland. 1945-1992*, hg. von Gisela Helwig und Hildegard Maria Nickel, Berlin 1993b, S. 297-407.

Irene Dölling: *‚Geschlecht' – eine analytische Kategorie mit Perspektive in den Sozialwissenschaften?*, in: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* 1 (1999), S. 17-26.

Irene Dölling: *„Wir alle lieben Paula, aber uns liegt an Paul" (H. Carow). Wie über die ‚Weiblichkeit' einer Arbeiterin der ‚sozialistische Mensch' konstruiert wird*, in: *‚Frauen-Bilder' in den Medien. Zur Rezeption von Geschlechterdifferenzen*, hg. von Heidrun Baumann, Münster 2000, S. 103-120.

Irene Dölling: *Zwei Wege gesellschaftlicher Modernisierung. Geschlechtervertrag und Geschlechterarrangements in Ostdeutschland in gesellschafts-/modernisierungstheoretischer Perspektive*, in: *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, hg. von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, Münster 2003, S. 73-100.

Irene Dölling: *Ostdeutsche Geschlechterarrangements unter Druck*, in: *Forum Wissenschaft* 2 (2004), S. 4-7.

Irene Dölling: *Ostdeutsche Geschlechterarrangements in Zeiten des neoliberalen Gesellschaftsumbaus*, in: *Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse in Deutschland seit der Wende*, hg. von Eva Schäfer et al., Münster 2005, S. 16-34.

Irene Dölling, Beate Krais: *Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis: ein Werkzeugkasten für die Frauen- und Geschlechterforschung*, in: *Prekäre Transformationen. Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung*, hg. von Ulla Bock, Irene Dölling und Beate Krais, Göttingen 2007, S. 12-37.

Irene Dölling, Gabriela Seibt: *Soziokulturelle Veränderungen von Frauen – Tagebücher als individuelle Dokumentation eines gesellschaftlichen Umbruchs: Frauen der Aufbau- bzw. AufsteigerInnengeneration*, Halle 1995.

Jürgen Dorbritz: *Bevölkerung*, in: *Sozialreport DDR 1990. Daten und Fakten zur sozialen Lage in der DDR*, hg. von Gunnar Winkler, Stuttgart 1990, S. 10-46.

Axel Doßmann: *Begrenzte Mobilität. Eine Kulturgeschichte der Autobahnen in der DDR*, Essen 2003.

Petra Drauschke: *Allein erziehende Frauen in Ostdeutschland*, in: *Weibliche Lebenslagen und soziale Benachteiligung. Theoretische Ansätze und empirische Beispiele*, hg. von Veronika Hammer und Ronald Lutz, Frankfurt a. M. 2002, S. 123-149.

Duden. Das Große Fremdwörterbuch. Herkunft und Bedeutung der Fremdwörter, hg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion, Mannheim 1994.

Wolfgang Dümcke, Fritz Vilmar: *Was heißt hier Kolonialisierung? Eine theoretische Vorklärung*, in: *Kolonialisierung der DDR. Kritische Analysen und Alternativen des Einigungsprozesses*, hg. von Wolfgang Dümcke und Fritz Vilmar, Münster [3]1996, S. 12-21.

Petra Dunskus, Renate Johne, Herta Kuhrig et al.: *Zur Verwirklichung des Rechts auf Arbeit für die Frauen*, in: *Wie emanzipiert sind die Frauen in der DDR? Beruf, Bildung, Familie*, hg. von Herta Kuhrig und Wulfram Speigner, Köln 1979, S. 86-144.

Gisela Dybowski, Wilke Thomssen: *Praxis und Weiterbildung. Untersuchungen über Voraussetzungen und Bedingungen der Weiterbildung von betrieblichen Interessenvertretern*, Universität Bremen 1982, S. 51-58.

Andrea Ebbecke-Nohlen, Dieter Nohlen: *Feminismus/Feministische Ansätze*, in: *Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien, Methoden, Begriffe*, hg. von Dieter Nohlen und Rainer-Olaf Schultze, München [2]2004, S. 231-235.

Christine Eifler: *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in den neuen Bundesländern*, in: *Arbeitspapiere der Berghof-Stiftung für Konfliktforschung* 51 (1992).

Elisabeth Elten-Krause: *Über die Edition des Auswahlbandes „Brigitte Reimann in ihren Briefen und Tagebüchern", Verlag Neues Leben, Berlin 1983*, in: *Brief-Netz-Werk. Schreibende Frauen in der DDR und ihre Informations- und Kommunikationssysteme. Beiträge zu einer wissenschaftlichen Konferenz, Neubrandenburg 1999*, hg. von Margrid Bircken und Heide Hampel, Neubrandenburg 2000, S. 72-75.

Wolfgang Emmerich: *Der verlorene Faden. Probleme des Erzählens in den siebziger Jahren*, in: *Literatur der DDR in den siebziger Jahren*, hg. von Peter Uwe Hohendahl und Patricia Herminghouse, Frankfurt a. M. 1983, S. 153-192.

Wolfgang Emmerich: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*, Darmstadt [3]1985.

Wolfgang Emmerich: *Für eine andere Wahrnehmung der DDR-Literatur. Neue Kontexte, neue Paradigmen, ein neuer Kanon*, in: *DDR-Literatur und Literaturwissenschaft in der DDR. Zwei kritische Bilanzen*. in: *Materialien und Ergebnisse aus Forschungsprojekten des Instituts für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien der Universität Bremen* 2 (1992), hg. von Wolfgang Emmerich und Klaus Städtke, S. 4-20.

Wolfgang Emmerich: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Leipzig 1996.

Helga Engel: *Frauen in höheren Leitungsfunktionen in der Industrie – eine soziologische Untersuchung im Schwermaschinen- und Anlagenbau*, in: *Soziale Lage und Arbeit von Frauen in der DDR. Arbeitspapier des Arbeitskreises Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung*, hg. von Sabine Gensior, Friederike Maier und Gabriele Winter, Paderborn 1990, S. 49-55.

Astrid Erll: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. Stuttgart 2005, S. 1-122.

Richard J. Evans: *Zwei Deutsche Diktaturen im 20. Jahrhundert? Essay*, in: *APuZ* 1-2 (2005), S. 3-9.

Helen Fehervary: *Die erzählerische Kolonisierung des weiblichen Schweigens. Frau und Arbeit in der DDR-Literatur*, in: *Arbeit als Thema in der deutschen Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hg. von Reinhold Grimm und Jost Hermand, Königstein 1979, S. 171-195.

Joel Feinberg: *Freiheit*, in: *Die kleine Routledge-Enzyklopädie der Philosophie*, hg. von Edward Craig, Berlin 2007, S. 510-517.

Kristin Felsner: *Perspektiven literarischer Geschichtsschreibung. Christa Wolf und Uwe Johnson*, Göttingen 2010, S. 118-132.

Uwe Flick: *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg [2]1996.

Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt a. M. 1971, S. 359-366.

Ulrike Franke: *Geschichte der politisch alternativen Gruppen in der DDR*, in: *Die Entzauberung des Politischen. Was ist aus den politisch alternativen Gruppen der DDR geworden? Interviews mit ehemals führenden Vertretern*, hg. von Hagen Findeis, Detlef Pollack und Manuel Schilling, Leipzig 1994, S. 14-34.

Karl Wilhelm Fricke: *Memoiren aus dem Stasi-Milieu. Eingeständnisse, Legenden, Selbstverklärung*, in: *APuZ* 30-31 (2001), S. 6-13.

Dieter Fuchs, Edeltraud Roller, Bernhard Weßels: *Die Akzeptanz der Demokratie des vereinigten Deutschland. Oder: Wann ist ein Unterschied ein Unterschied?*, in: *APuZ* 51 (1997), S. 3-12.

Gabriele Gast: *Die politische Rolle der Frau in der DDR*, Düsseldorf 1973.

Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen/Berliner Landesinstitut für Schule und Medien: *Politische Verfolgung in der DDR. Die zentrale Untersuchungshaftanstalt Berlin-Hohenschönhausen – das Gefängnis der Staatssicherheit. Material für den Unterricht*, Berlin 2003.

Ines Geipel: *Die Welt ist eine Schachtel. Literatur ohne Daten von Autorinnen in der frühen DDR*, in: *Autorinnen in der Literaturgeschichte. Konsequenzen der Frauenforschung für die Literaturgeschichtsschreibung und Literaturdokumentation*, hg. von Christiane Caemmerer, Walter Delabar und Marion Schulz, Osnabrück 1999, S. 75-103.

Ines Geipel: *Dann fiel auf einmal der Himmel um. Inge Müller, die Biografie*. Berlin 2002.

Ines Geipel: *Zensiert, verschwiegen, vergessen. Autorinnen in Ostdeutschland, 1945-1989*, Düsseldorf 2009.

Achim Geisenhanslüke: *Literatur und Diskursanalyse*, in: *Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken*, hg. von Marcus S. Kleiner, Frankfurt a. M. 2001, S. 60-71.

Achim Geisenhanslüke: *Michel Foucault (1926-1984)*, in: *Klassiker der modernen Literaturtheorie. Von Sigmund Freud bis Judith Butler*, hg. von Matias Martinez, München 2010, S. 259-279.

Geißler, Rainer: *Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Vereinigung*, Wiesbaden [4]2006.

Rainer Geißler: *Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Vereinigung*, Wiesbaden [6]2011.

Thomas Gensicke: *Die neuen Bundesbürger. Eine Transformation ohne Integration*, Opladen 1998.

Sabine Gensior, Friederike Maier, Gabriele Winter (Hg.): *Soziale Lage und Arbeit von Frauen in der DDR. Arbeitspapier des Arbeitskreises Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung (SAMF)*, Paderborn 1990.

Margy Gerber: *‚Wie hoch ist eigentlich der Preis der Emanzipation?' Social Issues in Recent GDR Women's Writing*, in: *GDR Monitor* 16 (1986/87), S. 55-83.

Ute Gerhard: *Feminismus*, in: *Frauenlexikon. Traditionen, Fakten, Perspektiven*, hg. von Anneliese Lissner, Rita Süssmuth und Karin Walter, Freiburg [2]1989, S. 301-307.

Ute Gerhard: *Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung*, Reinbek bei Hamburg 1992.

Ute Gerhard, Ingrid Miethe: *Debatten und Missverständnisse unter Feministinnen aus Ost- und Westdeutschland in der Nachwendezeit – ein nachholender Dialog*, in: *Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biografische Perspektiven*, hg. von Ingrid Miethe, Claudia Kajatin und Jana Pohl, Münster 2004, S. 325-344.

Dieter Geulen: *Typische Sozialisationsverläufe in der DDR. Einige qualitative Befunde über vier Generationen*, in: *APuZ* 26-27 (1993), S. 37-44.

Dieter Geulen: *Politische Sozialisation in der DDR. Autobiographische Gruppengespräche mit Angehörigen der Intelligenz*. Opladen 1998.

Dieter Geulen: *Politische Sozialisation der staatsnahen Intelligenz in der DDR*, in: *APuZ* 12 (1999), S. 3-14.

Monika Gibas: *‚Die DDR – das sozialistische Vaterland der Werktätigen!' Anmerkungen zur Identitätspolitik der SED und ihrem sozialisatorischen Erbe*, in: *APuZ* 39-40 (1999), S. 21-30.

Jens Gieseke: *Die DDR-Staatssicherheit. Schild und Schwert der Partei*. Bonn 2001.

Ingrid Gilcher-Holtey: *Die 68er Bewegung. Deutschland, Westeuropa, USA*, München 2001.

Robert Gillett, Astrid Köhler: *Manipulating the Medium: Maxie Wander's „Guten Morgen, du Schöne" and the concept of ‚Protokolliteratur' in East and West*, in: *Literature, markets and media in Germany and Austria today*, ed. by Arthur Williams, Stuart Parkes and Preece Julian, Oxford et al. 2000, S. 139-158.

Gisela Elsner: *Autorinnen im literarischen Ghetto*, in: *Kürbiskern* 2 (1983),S. 136-144.

Udo Grashoff, Christian Goeschel: *Der Umgang mit Selbstmorden in den beiden Diktaturen in Deutschland*, in: *Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte. Strukturen, Institutionen und Verhaltensweisen*, hg. von Günther Heydemann und Heinrich Oberreuter, Bonn 2003, S. 476-503.

Wilfried Grauert: *Ästhetische Modernisierung bei Volker Braun. Studien zu Texten aus den achtziger Jahren*, Würzburg 1995, S. 9-33.

Rainer Gries: *Mythen des Anfangs*, in: *APuZ* 18-19 (2005), S. 12-18.

Rainer Gries: Gemeinsame deutsche Nachkriegsgeschichte? Veranstaltungsdokumentation (November 2006), in: bpb.de, Web, letzter Zugriff 23.02.2012.

Manfred Groser: *Solidarität*, in: *Kleines Lexikon der Politik*, hg. von Dieter Nohlen, Bonn 2011, S. 549-551.

Frank Thomas Grub: *‚Wende' und ‚Einheit' im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Ein Handbuch*, Berlin 2003, S. 248-268.

Antonia Grunenberg: *Aufbruch der inneren Mauer. Politik und Kultur in der DDR 1971-1990*, Bremen 1990.

Doris Guth: *True Love - Liebe in Lifestyle-Zeitschriften*, in: *Love me or leave me. Liebeskonstrukte in der Populärkultur*, hg. von Doris Guth, Frankfurt a. M. 2009, S. 61-88.

Gernot Gutmann: *In der Wirtschaftsordnung der DDR angelegte Blockaden und Effizienzhindernisse für die Prozesse der Modernisierung, des Strukturwandels und des Wirtschaftswachstums*, in: *Die Endzeit der DDR-Wirtschaft. Analysen zur Wirtschafts-, Sozial- und Umweltpolitik*, hg. von Eberhard Kuhrt, Hannsjörg F. Buck und Gunter Holzweissig, Opladen 1999, S. 1-57.

Jutta Gysi, Dagmar Meyer: *Leitbild: berufstätige Mutter – DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe*, in: *Frauen in Deutschland. 1945-1992*, hg. von Gisela Helwig und Hildegard Maria Nickel, Berlin 1993, S. 139-165.

Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*. Neuwied, Berlin 1971.

Carol Hagemann-White: *Simone de Beauvoir und der existentialistische Feminismus*, in: *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, hg. von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, Freiburg 1992, S. 21-64.

Carol Hagemann-White: *Grenzüberschreitendes Denken und Handeln: Europa als (feministisches?) Projekt – Vernetzung und formative Evaluation*, in: *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs*, hg. von Birgit Riegraf und Brigitte Aulenbacher, Wiesbaden 2009, S. 65-80.

Daphne Hahn: *Modernisierung und Biopolitik. Sterilisation und Schwangerschaftsabbruch in Deutschland nach 1945*, Frankfurt, New York 2000, S. 278-285.

Erich Hahn, Alfred Kosing, Frank Rupprecht: *Staatsbürgerkunde. Einführung in die marxistisch-leninistische Philosophie*, Berlin 1983.

Walfried Hartinger, Sebastian Pfau, Sascha Trültzsch, Reinhold Viehoff: *Familie in der DDR und ihr Leitbild: Methodische Vorstrukturierungen*, in: *Die Liebenswürdigkeit des Alltags. Die Familienserie Rentner haben niemals Zeit*, hg. von Reinhold Viehoff, Leipzig 2003, S. 13-38.

Michael Hametner: *Selbstfindung, öffentlich. Maxie Wanders „Guten Morgen, du Schöne" auf der Bühne*, in: *Neue Deutsche Literatur* 7 (1988), S. 138-148.

Anne Hampele: *„Arbeite mit, plane mit, regiere mit" – Zur politischen Partizipation von Frauen in der DDR*, in: *Frauen in Deutschland. 1945-1992*, hg. von Gisela Helwig und Hildegard Maria Nickel, Berlin 1993, S. 281-320.

Irma Hanke: *Lebensweise im Sozialismus, Literatur und Realität, Probleme einer sozialwissenschaftlichen Analyse der DDR-Literatur*, in: *GDR Monitor* 16 (1986/87), S. 141-167.

Irma Hanke: *Politik und Erfahrung. Probleme politischer Sozialisation*. in: *Die DDR-Gesellschaft im Spiegel ihrer Literatur*, hg. von Gisela Helwig, Köln1986a, S. 21-50.

Irma Hanke: *Von Rabenmüttern, Fabrikdirektorinnen und Hexen. Frauen schreiben über Frauen*, in: *Die DDR-Gesellschaft im Spiegel ihrer Literatur*, hg. von Gisela Helwig, Köln 1986b, S. 133-161.

Hans-Böckler-Stiftung: WSI GenderDatenPortal. Vollzeit: Anteil der Beschäftigten, in: boeckler.de, 2011a, Web, letzter Zugriff 18.10.2012.

Hans-Böckler-Stiftung: WSI GenderDatenPortal. Gesamtschau: Die durchschnittliche Arbeitszeit sinkt, in: boeckler.de, 2011b, Web, letzter Zugriff 18.10.2012.

Patricia Harbord: *Beyond Paper Heroines: Maxie Wander's Guten Morgen, du Schöne and its reception in the GDR*, in: *Determined Women. Studies in the Construction of*

the Female Subject, 1900-90, ed. by Jennifer Birkett and Elizabeth Harvey, Basingstoke, Hampshire, London 1991, S. 146-172.

Annette Harth: *Frauen Wende(n) Wohnen. Zur Wohnweise ostdeutscher Frauen im Transformationsprozess*, in: *Wohnen und Gender. Theoretische, politische, soziale und räumliche Aspekte*, hg. von Darja Reuschke, Wiesbaden 2010, S. 131-149.

Frigga Haug, Kornelia Hauser: *Geschlechterverhältnisse. Zur internationalen Diskussion um Marxismus-Feminismus*, in: *Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik. Projekt Sozialistischer Feminismus*, hg. von Sünne Andresen, Berlin 1984, S. 9-102.

Frigga Haug, Kornelia Hauser: *Marxistische Theorien und feministischer Standpunkt*, in: *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, hg. von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, Freiburg 1992, S. 115-149.

Kornelia Hauser: *Patriarchat als Sozialismus. Soziologische Studien zur Literatur aus der DDR*, Hamburg 1994.

Iris Häuser: *Gegenidentitäten. Zur Vorbereitung des politischen Umbruchs in der DDR. Lebensstile und politische Soziokultur in der DDR-Gesellschaft der achtziger Jahre*, Münster 1996.

Hartmut Häußermann, Walter Siebel: *Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens*, Weinheim 1996, S. 167-178.

Cordula Haux: Maxie Wander, in: KLG online, März 2006, Web, letzter Zugriff 27.03.2012.

Horst Heidtmann: *Frauenprosa in der DDR. Ein Nachwort*, in: *Im Kreislauf der Windeln*, hg. von Horst Heidtmann, Weinheim 1982, S. 267-272.

Hans-Jürgen Heinrichs: *Dokumentarische Literatur – die Sache selbst?*, in: *Dokumentarliteratur*, hg. von Heinz Ludwig Arnold und Stephan Reinhardt, München 1973, S. 13-34.

Kai-Uwe Hellmann: *Protest in einer Organisationsgesellschaft. Politisch alternative Gruppen in der DDR*, in: *Zwischen Verweigerung und Opposition. Politischer Protest in der DDR 1970-1989*, hg. von Detlef Pollack und Dieter Rink, Frankfurt a. M., New York 1997, S. 252-278.

Ulrike Helwerth, Simone Schmollack: *Wir wollten sozial nicht hinten runterfallen. 6. Dezember 89. Mit Jubel gründete sich vor 20 Jahren der Unabhängige Frauenverband (UFV)*, in: *taz* vom 04.12.2009, S. 13.

Gisela Helwig: *Zwischen Familie und Beruf. Die Stellung der Frau in beiden deutschen Staaten*, Köln 1974.

Gisela Helwig: *Einleitung*, in: *Die DDR-Gesellschaft im Spiegel ihrer Literatur*, hg. von Gisela Helwig, Köln 1986, S. 7-20.

Gisela Helwig: *Frau und Familie, Bundesrepublik Deutschland – DDR*, Köln ^{2}1987.

Gisela Helwig: *Einleitung*, in: *Frauen in Deutschland. 1945-1992*, hg. von Gisela Helwig und Hildegard Maria Nickel, Berlin 1993, S. 9-21.

Gisela Helwig: *Frau und Gesellschaft*, in: *Informationen zur politischen Bildung* 254 (1997), S. 27-38.

Gisela Helwig, Hildegard Maria Nickel (Hg.): *Frauen in Deutschland. 1945-1992*, Berlin 1993.

Klaus-Dietmar Henke, Siegried Suckut, Clemens Vollnhals, Walter Süß, Roger Engelmann (Hg.): *Anatomie der Staatssicherheit. Geschichte, Struktur und Methoden.*

MfS-Handbuch. Die Organisationsstruktur des Ministeriums für Staatssicherheit, Berlin [2]1996.

Karlfriedrich Herb: *Bürgerliche Freiheit. Politische Philosophie von Hobbes bis Constant*, Freiburg 1999.

Dieter Herberg, Doris Steffens, Elke Tellenbach: *Schlüsselwörter der Wendezeit. Wörter-Buch zum öffentlichen Sprachgebrauch 1989/90*, Berlin, New York 1997, S. 308-321.

Patricia Herminghouse: *Wunschbild, Vorbild oder Porträt? Zur Darstellung der Frau im Roman der DDR*. in: *Literatur und Literaturtheorie in der DDR*, hg. von Peter Uwe Hohendahl und Patricia Herminghouse, Frankfurt a. M. 1976, S. 281-334.

Hans-Hermann Hertle: *Die DDR an die Sowjetunion verkaufen? Stasi-Analysen zum ökonomischen Niedergang der DDR*“, in: *Deutschland Archiv* 3 (2009), S. 476-487.

Richard Herzinger, Heinz-Peter Preußer: *Vom Äußersten zum Ersten. DDR-Literatur in der Tradition deutscher Zivilisationskritik*, in: *Literatur in der DDR. Rückblicke*, hg. von Heinz Ludwig Arnold, München 1991, S. 195-209.

Günther Heydemann, Detlef Schmiechen-Ackermann: *Zur Theorie und Methodologie vergleichender Diktaturforschung*, in: *Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte. Strukturen, Institutionen und Verhaltensweisen*, hg. von Günther Heydemann und Heinrich Oberreuter, Bonn 2003, S. 9-54.

Christel Hildebrandt: *Zwölf schreibende Frauen in der DDR. Zu den Schreibbedingungen von Schriftstellerinnen in der DDR in den 70er Jahren*, Berlin 1984, S. 147-157.

Irma Hildebrandt: *Warum schreiben Frauen? Befreiungsnotstand – Rollenhader – Emanzipation im Spiegel der modernen Literatur*, Freiburg 1980.

Burkhard Hill: *Eine ostdeutsche Milieustudie*, in: *Zeitenwende. Portraits aus Ostdeutschland 1986-1998*, hg. von Bernd Lasdin, Bremen [4]1999, S. 6-9.

Burkhard Hill: *Eine westdeutsche Milieustudie*, in: *Westzeit-Story. Portraits aus Westdeutschland 1989-1999*, hg. von Bernd Lasdin, Bremen 1999, S. 6-10.

Sonja Hilzinger: *„Als ganzer Mensch zu leben …“. Emanzipatorische Tendenzen in der neueren Frauen-Literatur der DDR*, Frankfurt a. M. 1985. S. 192-215.

Sonja Hilzinger: *Weibliches Schreiben als eine Ästhetik des Widerstands. Über Christa Wolfs ‚Kassandra‘-Projekt*, in: *Christa Wolf – ein Arbeitsbuch. Studien, Dokumente, Bibliographie*, hg. von Angela Drescher, Berlin 1989, S. 216-232.

Stefan Hirschauer: *Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel*, Frankfurt a. M. 1993, S. 38-48.

Hans Günter Hockerts: *Zugänge zur Zeitgeschichte: Primärerfahrung, Erinnerungskultur, Geschichtswissenschaft*, in: *APuZ* 28 (2001), S. 15-30.

Helga Hörz: *Die Frau als Persönlichkeit. Philosophische Probleme einer Geschlechterpsychologie*, Berlin 1971.

Sabine Hödt: *Rezension zu Angelika Behnk, Ruth Westerwelle (Hg.): Die Frauen von ORWO*, in: *Berliner Debatte Initial* 2 (1996), S. 126-128.

Stefan Hradil: *Die Transformation der Transformationsforschung*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 3 (1996), S. 299-303.

Stefan Hradil: *Überholen ohne Einzuholen? Chancen subjektiver Modernisierung in Ostdeutschland*, in: *DDR-Geschichte vermitteln. Ansätze und Erfahrungen in Unterricht, Hochschullehre und politischer Bildung*, hg. von Jens Hüttmann, Berlin 2004, S. 55-79.

Peter Hübner: *Einleitung: Antitotalitäre Eliten?*, in: *Eliten im Sozialismus. Beiträge zur Sozialgeschichte der DDR*, hg. von Peter Hübner, Köln 1999, S. 9-35.

Bettina Hurrelmann, Maria Kublitz, Brigitte Röttger: *Einleitung*, in: *Man müsste ein Mann sein…? Interpretationen u. Kontroversen zu Geschlechtertausch-Geschichten in der Frauenliteratur*, hg. von Bettina Hurrelmann, Düsseldorf 1987, S. 7-12.

Gregor Husi, Marcel Meier Kressig: *Der Geist des Demokratismus. Modernisierung als Verwirklichung von Freiheit, Gleichheit und Sicherheit*, Münster 1998.

Jens Hüttmann: *DDR-Geschichte und ihre Forscher. Akteure und Konjunkturen der bundesdeutschen DDR-Forschung*, Berlin 2008.

Institut für Demoskopie Allensbach: Der Wert der Freiheit. Ergebnisse einer Grundlagenstudie zum Freiheitsverständnis der Deutschen, in: ifd-allensbach.de, 2003, Web, letzter Zugriff 05.03.2010.

Markus Imboden: *Hunger auf Leben*. Spielfilm, Deutschland 2004.

Agathe Israel: Frühe Kindheit in der DDR, in: Online-Zeitung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung DPV, 2008, Web, letzter Zugriff 03.09.2010.

Manfred Jäger: Nachschrift zu Nachreden und Nachrufen. Zum Tode Christa Wolfs (1929-2011), in: Deutschland Archiv Online Nr. 4., Januar 2012, Web, letzter Zugriff 17.04.2012.

Jan W. van Deth: *Wertewandel im internationalen Vergleich. Ein deutscher Sonderweg?*, in: *APuZ* 29 (2001), S. 23-30.

Karen H. Jankowsky: *New Sense or Nonsense? Christa Wolf's ‚Kassandra' and ‚weibliches Schreiben' in the GDR*, in: *Frauen-Fragen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*, hg. von Mona Knapp und Gerd Labroisse, Amsterdam 1989, S. 397-414.

Konrad H. Jarausch: *Historische Texte der DDR aus der Perspektive des linguistic turn*, in: *Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsproblem*, hg. von Georg G. Iggers, Konrad H. Jarausch, Matthias Middell und Martin Sabrow, München 1998, S. 261-280.

Konrad H. Jarausch: ‚Die Teile des Ganzen erkennen'. Zur Integration der beiden deutschen Nachkriegsgeschichten, in: zeithistorische-forschungen.de, Januar 2004, Web, letzter Zugriff 23.02.2012.

Karl-Ernst Jeismann: *Geschichtsbilder: Zeitdeutung und Zukunftsperspektive*, In: *APuZ* 51-52 (2002), S. 13-22.

Eckhard Jesse: *War die DDR totalitär?*, in: *APuZ* 40 (1994), S. 12-23.

Eckhard Jesse: *Systemwechsel in Deutschland. 1918/19 – 1933 – 1945/49 – 1989/90*, Bonn 2011, S. 7-32, 107-228.

Ralph Jessen: *Partei, Staat und ‚Bündnispartner': Die Herrschaftsmechanismen der DDR-Diktatur*, in: *DDR-Geschichte in Dokumenten*, hg. von Matthias Judt, Bonn 1998, S. 44-86.

Ulrike Jureit: *Opferidentifikation und Erlösungshoffnung: Beobachtungen im erinnerungspolitischen Rampenlicht*, in: *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, hg. von Ulrike Jureit und Christian Schneider Bonn, 2010 S. 19-103.

Ulrike Jureit, Christian Schneider: *Unbehagen mit der Erinnerung*, in: *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, hg. von Ulrike Jureit und Christian Schneider, Bonn 2010, S. 7-16.

Otmar Kabat vel Job: *Eltern-Kind/Jugendliche-Beziehungen*, in: *Zur Situation von Kindern und Jugendlichen in der DDR (Materialsammlung)*, hg. von Akademie der

Wissenschaften der DDR, Institut für Soziologie und Sozialpolitik, Berlin 1990, S. 17-19.

Hartmut Kaelble: *Der Wandel der Erwerbsstruktur in Europa im 19. und 20. Jahrhundert*, in: *Struktur und Dimension. Festschrift für Karl Heinrich Kaufhold*, hg. von Hans-Jürgen Gerhard, Stuttgart 1997, S. 73-93.

Hartmut Kaelble: Die Debatte über Vergleich und Transfer und was jetzt?, in: geschichte-transnational.clio-online.net, Februar 2005, Web, letzter Zugriff 14.09.2005.

Cordula Kahlau: *Vorwort*, in: *Aufbruch! Frauenbewegung in der DDR. Dokumentation*, hg. von Cordula Kahlau, München 1990, S. 7.

Tomis Kapitan: *Free will problem*, in: *The Cambridge dictionary of philosophy. Reprinted*, ed. by Robert Audi, Cambridge 1997, S. 280-282.

Rainer Karlsch, Paul Werner Wagner: *Die AGFA-ORWO-Story. Geschichte der Filmfabrik Wolfen und ihrer Nachfolger*, Berlin 2010.

Wolfgang Kaschuba, Ina Merkel, Leonore Scholze-Irrlitz, Thomas Scholze: *Forschungsbericht ‚Freizeitverhalten in der DDR und in den neuen Ländern: Geselligkeit, Fest- und Konsumkultur‘*, in: *Alltagsleben in der DDR und in den neuen Ländern. Materialien der Enquete-Kommission ‚Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der Deutschen Einheit‘*, hg. vom Deutschen Bundestag, Baden-Baden 1999, S. 655-744.

Ute Kätzel: *Frauenrolle und Frauenbewußtsein in der 68er-Bewegung. Bundesrepublik und DDR im Vergleich*, in: *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*, hg. von Annegret Schüle, Thomas Ahbe und Rainer Gries, Leipzig 2006, S. 323-353.

Eva Kaufmann: *Zwiegespräche von Frauen: mündlich und schriftlich*, in: *Brief-Netz-Werk. Schreibende Frauen in der DDR und ihre Informations- und Kommunikationssysteme. Beiträge zu einer wissenschaftlichen Konferenz, Neubrandenburg 1999*, hg. von Margrid Bircken und Heide Hampel. Neubrandenburg 2000, S. 10-22.

Sabine Kebir: *... weil ich zuhören wollte. Maxie Wander: „Guten Morgen, du Schöne“*, in: *Verrat an der Kunst? Rückblicke auf die DDR-Literatur*, hg. von Karl Deiritz und Hannes Krauss, Berlin 1993, S. 141-145.

Samirah Kenawi: *Frauengruppen in der DDR der 80er Jahre. Eine Dokumentation*, Berlin 1995.

Sarah Kirsch: *Erklärung einiger Dinge. Dokumente und Bilder*, Ebenhausen 1978.

Sarah Kirsch: *Erklärung einiger Dinge. Dokumente und Bilder*. Reinbek bei Hamburg 1981.

Gudrun Klatt: *Literatur als Organ sozialer Kommunikation – Behinderte in der neuesten DDR-Literatur*, in: *DDR-Literatur ’84 im Gespräch*, hg. von Siegfried Rönisch, Berlin, Weimar 1985, S. 46-62.

Hubert Kleinert: *Mythos 1968*, in: *APuZ* 14-15 (2008), S. 8-15.

Kleines Politisches Wörterbuch, hg. von Waltraud Böhme et al., Berlin 1973.

Sebastian Kleinschmidt: *Ideenherrschaft als geistige Konstellation. Zwang und Selbstzwang literarischer Loyalität in sozialistischen Diktaturen*, in: *Literatur in der Diktatur. Schreiben im Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus*, hg. von Günther Rüther, Paderborn 1997, S. 39-52.

Christina Klenner: *Wer ernährt die Familie? Erwerbs- und Einkommenskonstellationen in Ostdeutschland*, in: *WSI-Mitteilungen* 11 (2009), S. 619-626.

Christoph Kleßmann: *Der schwierige gesamtdeutsche Umgang mit der DDR-Geschichte*, in: *APuZ* 30-31 (2001), S. 3-5.

Christoph Kleßmann: *Zeitgeschichte als wissenschaftliche Aufklärung*, in: *APuZ* 51-52 (2002), S. 3-12.

Christoph Kleßmann: *Konturen einer integrierten Nachkriegsgeschichte*, in: *APuZ* 18-19 (2005), S. 3-11.

Martin Klimke: *1968 als transnationales Ereignis*, in: *APuZ* 14-15 (2008), S. 22-27.

Gudrun-Axeli Knapp *Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht*, in: *Soziale Verortung der Geschlechter*, hg. von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, Münster ^{2}2002, S. 15-62.

Michi Knecht: *Zwischen Religion, Biologie und Politik. Eine kulturanthropologische Analyse der Lebensschutzbewegung*, Münster 2006, 156-162.

Danuta Kneipp: *Berufsverbote in der DDR? Zur Praxis politisch motivierter Ausgrenzung in Ost-Berlin in den 70er und 80er Jahren*, in: *Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien* 36-37 (2006), S. 32-36.

Danuta Kneipp: *Im Abseits. Berufliche Diskriminierung und politische Dissidenz in der Honecker-DDR*, Köln 2009.

Ina Knölke: *Portraits aus Ostdeutschland*, in: *Zeitenwende. Portraits aus Ostdeutschland 1986-1998*, hg von Bernd Lasdin, Bremen ^{4}1999, S. 10-14.

Cordula Koepcke: *Frauenbewegung*, in: *Frauenlexikon. Traditionen, Fakten, Perspektiven*, hg. von Anneliese Lissner, Rita Süssmuth und Karin Walter, Freiburg ^{2}1989, S. 322-330.

Helmut Kohl: Fernsehansprache anlässlich des Inkrafttretens der Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion am 1. Juli 1990, in: Bulletin des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung Nr. 86, Juli 1990, Web, letzter Zugriff 04.09.2012.

Martin Kohli: *Die DDR als Arbeitsgesellschaft? Arbeit, Lebenslauf und soziale Differenzierung*, in: *Sozialgeschichte der DDR*, hg. von Hartmut Kaelble und Jürgen Kocka, Stuttgart 1994, S. 31-61.

Raj Kollmorgen: *Soziologen im Übergang*, in: *Soziologie und Soziologen im Übergang. Beiträge zur Transformation der außeruniversitären soziologischen Forschung in Ostdeutschland*, hg. von Hans Bertram, Opladen 1997, S. 27-43.

Raj Kollmorgen: *Postsozialistische Gesellschaftstransformationen in Osteuropa. Prozesse, Probleme und Perspektiven ihrer Erforschung*, in: *Postsozialistische Transformationen: Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde*, hg. von Raj Kollmorgen und Heiko Schrader, Würzburg 2003, S. 19-60.

Raj Kollmorgen: *Einleitung: Gesellschaftstransformation zwischen Postsozialismus und konzeptueller Öffnung*, in: *Transformation als Typ sozialen Wandels. Postsozialistische Lektionen, historische und interkulturelle Vergleiche*, hg. von Raj Kollmorgen, Münster 2005a, S. 7-17.

Raj Kollmorgen: *Gesellschaftstransformation als sozialer Wandlungstyp. Eine komparative Analyse*, in: *Transformation als Typ sozialen Wandels. Postsozialistische Lektionen, historische und interkulturelle Vergleiche*, hg. von Raj Kollmorgen, Münster 2005b, S. 21-46.

Raj Kollmorgen: *Diskurse der deutschen Einheit*, in: *APuZ* 30-31 (2010), S. 6-13.

Raj Kollmorgen: *Zwischen ‚nachholender Modernisierung‘ und ostdeutschem ‚Avantgardismus‘. Ostdeutschland und deutsche Einheit im Diskurs der Sozialwissenschaften*, in: *Diskurse der deutschen Einheit. Kritik und Alternativen*, hg. von Raj Kollmorgen, Frank Thomas Koch und Hans-Liudger Dienel, Wiesbaden 2011a, S. 27-65.

Raj Kollmorgen: *Subalternisierung. Formen und Mechanismen der Missachtung Ostdeutscher nach der Vereinigung*, in: *Diskurse der deutschen Einheit. Kritik und Alternativen*, hg. von Raj Kollmorgen, Frank Thomas Koch und Hans-Liudger Dienel, Wiesbaden 2011b, S. 301-359.

Raj Kollmorgen, Frank Thomas Koch, Hans-Liudger Dienel: *Diskurse der deutschen Einheit: Forschungsinteressen und Forschungsperspektiven des Bandes*, in: *Diskurse der deutschen Einheit. Kritik und Alternativen*, hg. von Raj Kollmorgen, Frank Thomas Koch und Hans-Liudger Dienel, Wiesbaden 2011, S. 7-23.

Raj Kollmorgen, Heiko Schrader: *Einleitung: Postsozialistische Transformationen und Transformationsforschung*, in: *Postsozialistische Transformationen: Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde*, hg. von Raj Kollmorgen und Heiko Schrader, Würzburg 2003, S. 7-18.

Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1989, S. 9-66, 130-157, 203-207.

Alfred Kosing: *Das Gesetz und die bewußte Ausnutzung gesellschaftlicher Gesetze*, in: *Marxistische Philosophie. Lehrbuch*, hg. von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Alfred Kosing, Berlin [2]1967, S. 296-352.

Beate Krais: *Die Spitzen der Gesellschaft. Theoretische Überlegungen*, in: *An der Spitze. Von Eliten und herrschenden Klassen*, hg. von Beate Krais, Konstanz 2001, S. 7-62.

Detlef Krause: *Luhmann-Lexikon. Eine Einführung in das Gesamtwerk von Niklas Luhmann*, Stuttgart 1996.

Simone Kreher: *Zur Arbeitssituation von Frauen in Versicherungen und produktionsnahen Dienstleistungsbereichen*, in: *Soziale Lage und Arbeit von Frauen in der DDR. Arbeitspapier des Arbeitskreises Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung*, hg. von Sabine Gensior, Friederike Maier und Gabriele Winter, Paderborn 1990, S. 33-43.

Friedrich W. Kron: *Grundwissen Pädagogik*, München 1988.

Friedrich W. Kron: *Grundwissen Pädagogik*, München [6]2001.

Regina Kröplin: *„… ick war freier als jeder im Westen …“. Weibliches Unabhängigkeitsstreben und DDR-Nostalgie*, in: *Ostdeutsche Biographien. Lebenswelt im Umbruch*, hg. von Rainer Zoll, Frankfurt 1999a, S. 173-188.

Regina Kröplin: *Das Selbstbild ostdeutscher Frauen*, in: *Ostdeutsche Biographien. Lebenswelt im Umbruch*, hg. von Rainer Zoll, Frankfurt 1999b, S. 189-198.

Marianne Krüger-Potratz: *Anderssein gab es nicht. Ausländer und Minderheiten in der DDR*, Münster 1991.

Maria Kublitz: *Die ‚Geschlechtertausch‘-Geschichten – feministisch gelesen*, in: *Man müsste ein Mann sein …? Interpretationen und Kontroversen zu Geschlechtertausch-Geschichten in der Frauenliteratur*, hg. von Bettina Hurrelmann, Düsseldorf 1987, S. 13-33.

Herta Kuhrig, Wulfram Speigner: *Gleichberechtigung der Frau – Aufgaben und ihre Realisierung in der DDR*, in: *Wie emanzipiert sind die Frauen in der DDR? Beruf, Bildung, Familie*, hg. von Herta Kuhrig und Wulfram Speigner, Köln 1979, S. 11-81.

Christine Künzel: *Satire und Groteske als Mittel der Dekonstruktion (klein-)bürgerlicher Rituale Mythen. Gisela Elsner*, in: *Brüche und Umbrüche. Frauen, Literatur und soziale Bewegungen*, hg. von Margrid Bircken, Marianne Lüdecke und Helmut Peitsch, Potsdam 2010, S. 403-425.

Siegfried Kupper: *Ziele und Folgen des zentralgelenkten sektoralen und regionalen Strukturwandels in der DDR-Planwirtschaft*, in: *Die Endzeit der DDR-Wirtschaft. Analysen zur Wirtschafts-, Sozial- und Umweltpolitik*, hg. von Eberhard Kuhrt, Hannsjörg F. Buck und Gunter Holzweissig, Opladen 1999, S. 99-149.

Hanns Jürgen Küsters, Daniel Hofmann: *Deutsche Einheit. Sonderedition aus den Akten des Bundeskanzleramtes 1989/90*, München 1998.

Jeannette van Laak, Annette Leo: *Erinnerungen der Macht, Erinnerungen an die Macht. SED-Funktionäre im autobiographischen Rückblick*, in: *Deutschland Archiv* 6 (2008), S. 1060-1067.

Susanne Lackner: *Zwischen Muttermord und Muttersehnsucht. Die literarische Präsentation der Mutter-Tochter-Problematik im Lichte der écriture féminine*, Würzburg 2003.

Hans-Joachim Laewen: Auf dem Weg zu einer neuen Kleinkindpädagogik. Anmerkungen zur Tagesbetreuung von Kleinkindern in Kindertagesstätten, in: brandenburg.de, Dezember 1991, Web, letzter Zugriff 03.09.2010.

Hans-Joachim Laewen, Beate Andres: Zur Situation der Kinderkrippen in den neuen Bundesländern. Expertise für den 9. Jugendbericht der Bundesregierung im Auftrag des Deutschen Jugendinstituts München, in: infans.net, Mai 1993, Web, letzter Zugriff 03.09.2010.

Christiane Lahusen: *Zur Autobiographischen Interpretation von Diskontinuitäten: Methodische Anmerkungen*, in: *Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien* 42 (2008), S. 22-26.

Rainer Land: *Paradigmenwechsel in der Ostdeutschlandforschung. Dokumentation des Einleitungsbeitrags auf dem Workshop am 8. April 2005 in Berlin*, in: *Berliner Debatte Initial* 2 (2005), S. 69-75.

Rainer Land, Ulrich Busch: *Eine neue Ostdeutschlandforschung. Ein Podiumsgespräch*, in: *Berliner Debatte Initial* 3 (2005), S. 81-93.

Rainer Land, Ralf Possekel: *Fremde Welten. Die gegensätzliche Deutung der DDR durch SED-Reformer und Bürgerbewegung in den 80er Jahren*, Berlin 1998.

Die Landesjustizverwaltungen der Länder Berlin, Brandenburg Mecklenburg-Vorpommern Sachsen Sachsen-Anhalt und Thüringen (Hg.): *Politische Strafjustiz in der früheren DDR. Dargestellt an ausgewählten Einzelschicksalen*, Erfurt 1996.

Thomas Langkau: *Filmstar Jesus Christus. Die neuesten Jesus-Filme als Herausforderung für Theologie und Religionspädagogik*, Berlin 2007, S. 155-157.

Rüdiger Lautmann: *Lebenswelt*, in: *Lexikon zur Soziologie*, hg. von Werner Fuchs-Heinritz, Rüdiger Lautmann, Otthein Rammstedt und Hans Wienold, Opladen ^{3}1995, S. 394-395.

Hans Georg Lehmann: *Deutschland-Chronik 1945-2000*, Bonn 2002.

Christiane Lemke: *Persönlichkeit und Gesellschaft. Zur Theorie der Persönlichkeit in der DDR*, Opladen 1980.

Christiane Lemke: *Social change and women's issues in the GDR: Problems of Women in Leadership Positions*, in: *Studies in GDR culture and society. Proceedings of the Sixth International Symposium on the German Democratic Republic*, ed. by Margy Gerber, Washington 1981 S. 251-259.

Christiane Lemke: *Die Ursachen des Umbruchs 1989. Politische Sozialisation in der ehemaligen DDR*. Opladen 1991.

Kurt Lenk: *‚Elite' Begriff oder Phänomen?*, in: *APuZ* 42 (1982), S. 27-37.

Sara Lennox: *„Nun ja! Das nächste Leben geht aber heute an". Prosa von Frauen und Frauenbefreiung in der DDR*, in: *Literatur der DDR in den siebziger Jahren*, hg. von Peter Uwe Hohendahl und Patricia Herminghouse Frankfurt a. M. 1983, S. 224-258.

Ilse Lenz: *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung*, Wiesbaden 2008.

Annette Leo: *Keine gemeinsame Erinnerung. Geschichtsbewusstsein in Ost und West*, in: *APuZ* 40-41 (2003), S. 27-32.

Mario Rainer Lepsius: *Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalysen. Ausgewählte Aufsätze*, Göttingen 1993, S. 11-24.

Anne Lequy: *‚Unbehaust'? Die Thematik des Topos in Werken wenig(er) bekannter DDR-Autorinnen der siebziger und achtziger Jahre. Eine feministische Untersuchung*, Frankfurt a. M. 2000.

Ludwig Liegle: *Vorschulerziehung und Familienpolitik vor und nach der Vereinigung*, in: *Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit und Jugend vor und nach der Vereinigung*, hg. von Peter Büchner und Heinz-Hermann Krüger, Opladen 1991, S. 137-145.

Thomas Lindenberger: *Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur*, in: *APuZ* 40 (2000), S. 5-12.

Bernd Lindner: *Lesen im Jugendalter*, in: *Buch, Lektüre, Leser. Erkundungen zum Lesen*, hg. von Helmut Göhler, Berlin 1989, S. 77-115.

Gabriele Lindner: *Weibliches Schreiben. Annäherung an ein Problem*, in: *DDR-Literatur '87 im Gespräch*, hg. von Siegfried Rönisch, Berlin 1988, S. 58-75.

Lötsch, Manfred: *Intelligenzproblematik in der DDR*, in: *Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte*, hg. von Wolfram Fischer-Rosenthal, Peter Alheit und Erika M. Hoerning, Opladen 1995, S. 177-188.

Christian Lüders: *Deutungsmusteranalyse. Annäherung an ein risikoreiches Konzept*, in: *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen*, hg. von Detlef Garz und Klaus Kraimer, Opladen 1991, S. 377-408.

Niklas Luhmann: *Soziologische Aufklärung*, in: *Soziale Welt* 2-3 (1967), S. 97-123.

Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M. ^{2}1985.

Niklas Luhmann: *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?*, Opladen ^{3}1990.

Jochem Lunebach: Stadtgestaltung und Verkehrsplanung in Halle an der Saale – ein schwieriger Spagat zwischen Wünschenswertem und Machbarem. Referat auf einer

öffentlichen Konferenz zur Verkehrsplanung am 7. Mai 2009 in Halle an der Saale, in: hochstrasse-halle.de, Mai 2009, Web, letzter Zugriff 02.11.2011.

Burkart Lutz: *Einleitung*, in: *Entwicklungsperspektiven von Arbeit im Transformationsprozeß*, hg. von Burkart Lutz und Schröder Harry, München, Mering 1995, S. 5-19.

Burkart Lutz: *Arbeit und Betriebe*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 4 (1997), S. 435-443.

Ronald Lutz, Petra Drauschke: *Individualisierung von Risiken. Ostdeutsche allein erziehende Frauen im Transformationsprozess*, in: *Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse in Deutschland seit der Wende*, hg. von Eva Schäfer et al., Münster 2005, S. 179-194.

Hans-Joachim Maaz: *Psychosoziale Aspekte im deutschen Einigungsprozeß*, in: *APuZ* 19 (1991), S. 3-10.

Jörg Machatzke: *Die Potsdamer Elitestudie – Positionsauswahl und Ausschöpfung*, in: *Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration*, hg. von Wilhelm Bürklin, Opladen 1997, S. 35-68.

Stefania Maffeis: *Zwischen Wissenschaft und Politik. Transformationen der DDR-Philosophie 1945-1993*, Frankfurt a. M. 2007.

Jana Magdanz: *Spuren des Geistigen. Die Macht des Mythos in Medien und Werbung*, Wiesbaden 2012, S. 25-45.

Christa Mahrad: *Schwangerschaftsabbruch in der DDR. Gesellschaftliche, ethische und demographische Aspekte*, Frankfurt a. M. 1987, S. 122-174.

Simone Mantei: *Nein und Ja zur Abtreibung. Die evangelische Kirche in der Reformdebatte um § 218 StGB (1970-1976)*, Göttingen 2004, S. 168-171.

Marxistische Philosophie. Lehrbuch, hg. von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Alfred Kosing, Berlin [2]1967.

Mechthild M. Matheja-Theaker: *Alternative Emanzipationsvorstellungen in der DDR-Frauenliteratur (1971-1989). Ein Diskussionsbeitrag zur Situation der Frau*, Stuttgart 1996.

Josef Mautner: *Nichts Endgültiges. Literatur und Religion in der späten Moderne*, Würzburg 2008, S. 135-153.

Karl Ulrich Mayer, Martin Diewald: *‚Kollektiv und Eigensinn‘: Die Geschichte der DDR und die Lebensverläufe ihrer Bürger*, in: *APuZ* 46 (1996), S. 8-17.

Laurence McFalls: *Die kulturelle Vereinigung Deutschlands. Ostdeutsche politische Alltagskultur vom real existierenden Sozialismus zur postmodernen kapitalistischen Konsumkultur*, in: *APuZ* 11 (2001), S. 23-29.

Karin McPherson: *Blick von außen: Erfahrungen mit Tagebüchern und Briefen von DDR-Frauen*, in: *Brief-Netz-Werk. Schreibende Frauen in der DDR und ihre Informations- und Kommunikationssysteme. Beiträge zu einer wissenschaftlichen Konferenz, Neubrandenburg 1999*, hg. von Margrid Bircken und Heide Hampel, Neubrandenburg 2000, S. 23-32.

George Herbert Mead: *Geist, Identität und Gesellschaft. Aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*, Frankfurt a. M. [9]1993.

Angelika Mechtel: *Die Summe täglicher Erfahrungen nicht nur in der DDR*, in: *literatur konkret* 2 (1978), S. 49.

Jutta Menschik, Evelyn Leopold: *Gretchens rote Schwestern*, Frankfurt a. M. 1974.

Hilde Elisabeth Menzel: *Kein Kuß (mehr) für Mutter? Vom Wandel eines Rollenbildes im Kinderbuch*, in: *Zwischen Bullerbü und Schewenborn. Auf Spurensuche in 40 Jahren deutschsprachiger Kinder- und Jugendliteratur*, hg. von Renate Raecke und Ute D. Baumann, München 1995, S. 127-133.

Ina Merkel: *Frauenpolitische Strategien in der DDR*, in: *Soziale Lage und Arbeit von Frauen in der DDR. Arbeitspapier des Arbeitskreises Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung*, hg. von Sabine Gensior, Friederike Maier und Gabriele Winter, Paderborn 1990a, S. 56-70.

Ina Merkel: *Ohne Frauen ist kein Staat zu machen. Einige Frauen-Fragen an ein alternatives Gesellschaftskonzept oder: Manifest für eine autonome Frauenbewegung*, in: *Aufbruch! Frauenbewegung in der DDR. Dokumentation*, hg. von Cordula Kahlau, München 1990b, S. 28-43.

Wolfgang Merkel: *Systemtransformation. Eine Einführung in die Theorie und Empirie der Transformationsforschung*, Opladen 1999.

Wolfgang Merkel: *Transformationstheorien*, in: *Politik-Lexikon*, hg. von Everhard Holtmann, München [3]2000, S. 691-694.

Wolfgang Merkel: *Transformation politischer Systeme*, in: *Politikwissenschaft. Ein Grundkurs*, hg. von Herfried Münkler, Reinbek bei Hamburg 2003, S. 207-245.

Klaus Merten: *Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Grundlagen der Kommunikationswissenschaft*, Berlin 1999, S. 13-255.

Heiner Meulemann: *Der Wert Leistung in Deutschland 1956 bis 1996*, in: *Deutschland im Wandel. Sozialstrukturelle Analysen*, hg. von Wolfgang Glatzer, Ilona Ostner, Jutta Allmendinger und Bernhard Schäfers, Opladen 1999, S. 115-130.

Heiner Meulemann: *Werte und Wertwandel im vereinten Deutschland*, in: *APuZ* 37-38 (2002).

Heiner Meulemann: *Der Wandel der Wertorientierungen*, in: *Gesellschaftliche Entwicklungen im Spiegel der empirischen Sozialforschung*, hg. von Frank Faulbaum und Christof Wolf, Wiesbaden 2010, S. 59-91.

Dagmar Meyer: *Stellung des Kindes in der Familie*, in: *Zur Situation von Kindern und Jugendlichen in der DDR (Materialsammlung)*, hg. von Akademie der Wissenschaften der DDR Institut für Soziologie und Sozialpolitik, Berlin 1990a, S. 10-14.

Dagmar Meyer: *Geschwisterbeziehungen*, in: *Zur Situation von Kindern und Jugendlichen in der DDR (Materialsammlung)*, hg. von Akademie der Wissenschaften der DDR Institut für Soziologie und Sozialpolitik, Berlin 1990b, S. 18-20.

Horst Miethe: *Arbeit*, in: *Sozialreport DDR 1990. Daten und Fakten zur sozialen Lage in der DDR*, hg. von Gunnar Winkler, Stuttgart 1990, S. 78-110.

Ingrid Miethe: *Frauen in der DDR-Opposition. Lebens- und kollektivgeschichtliche Verläufe in einer Frauenfriedensgruppe*, Opladen 1999.

Ingrid Miethe: *Zwischen biographischer Selbstvergewisserung und Wissenschaftsdiskurs: Die Entwicklung der Ost-West-Diskussion von Frauen(bewegungen) seit 1980*, in: *Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biografische Perspektiven*, hg. von Ingrid Miethe, Claudia Kajatin und Jana Pohl, Münster 2004, S. 45-74.

Ingrid Miethe: *Dominanz und Differenz. Verständigungsprozesse zwischen feministischen Akteurinnen aus Ost- und Westdeutschland*, in: *Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse in Deutschland seit der Wende*, hg. von Eva Schäfer et al., Münster 2005, S. 218-234.

Ingrid Miethe: *Die 89er als 68er des Ostens. Fallrekonstruktive Untersuchungen in einer Frauenfriedensgruppe der DDR*, in: *Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur*, hg. von Annegret Schüle, Thomas Ahbe und Rainer Gries, Leipzig 2006, S. 355-376.

Nikolaus Miller: *Prolegomena zu einer Poetik der Dokumentarliteratur*, München 1982. S. 3-98, 285-349.

Helga A. Milz: *Zur deutsch-deutschen Soziologie des Frauenbewußtseins: Paradigmenwechsel der Frauenforschung in Ost und West*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 3 (1996), S. 339-362.

Ministerium für Staatssicherheit – HA XVIII (Sicherung der Volkswirtschaft): Grundfragen des Standes der Entwicklung der Volkswirtschaft der DDR im Zusammenhang mit der Gewährleistung der inneren Stabilität und Sicherheit der DDR. BStU, MfS, HA XVIII Nr. 4693, Bl. 63-90. Auszüge, in: *Deutschland Archiv* 3 (1982), S. 487-495.

Horst Möller: *Erinnerung(en), Geschichte, Identität*, in: *APuZ* 28 (2001), S. 8-14.

Ulrich Mählert, Frank Möller (Hg.): *Abgrenzung und Verflechtung. Deutsch-deutsche Geschichte seit 1945*, Berlin 2008.

Manfred Mols: *Zur Definition, Entwicklung und Standortbestimmung einer Disziplin*, in: *Politikwissenschaft. Eine Einführung*, hg. von Hans-Joachim Lauth und Christian Wagner, Paderborn [6]2009, S. 23-62.

Irmtraud Morgner: *Rede auf dem VIII. Schriftstellerkongreß der Deutschen Demokratischen Republik. Referat und Diskussionen*, hg. vom Schriftstellerverband der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin, Weimar 1979, S. 64-71.

Torsten Moritz: *Die Entwicklung von DDR-Oppositionsgruppen nach 1989 – Das Beispiel Umweltbibliothek Berlin. Die Tücken der Gruppendynamik*, in: *Zwischen Verweigerung und Opposition. Politischer Protest in der DDR 1970-1989*, hg. von Detlef Pollack und Dieter Rink, Frankfurt a. M., New York 1997, S. 208-234.

Torsten Moritz: *Gruppen der DDR-Opposition in Ost-Berlin – gestern und heute. Eine Analyse der Entwicklung ausgewählter Ost-Berliner Oppositionsgruppen vor und nach 1989*, Berlin 2000.

Chantal Mouffe, Niels Neumeier: *Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion*, Bonn 2010.

Ralitsa Muharska: *Silence and Parodies in the East – West Feminist Dialogue*, in: *Übergänge. Ost-West-Feminismen*, hg. von Ute Gerhard und Krassimira Daskalová, Wien 2005, S. 36-47.

Dietrich Mühlberg: *Vom langsamen Wandel der Erinnerung an die DDR*, in: *Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt*, hg. von Konrad H. Jarausch und Martin Sabrow, Frankfurt a. M. 2002, S. 217-251.

Gabriele Müller-Rückert: *Frauenleben und Geschlechterverhältnis in der ehemaligen DDR. Weibliche Lebenswelten im Spiegel literarischer ‚Frauengeschichten' und sozialwissenschaftlicher Auswertung*, Bielefeld 1993.

Ilse Nagelschmidt: *Über Erfahrungen im Aufspüren von Differenzen – Schreibende Frauen in der DDR*, in: *Frauenleben – Frauenliteratur – Frauenkultur in der DDR der 70er und 80er Jahre*, hg. von Ilse Nagelschmidt, Leipzig 1997, S. 39-55.

Oskar Negt, Alexander Kluge: *Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit*, Frankfurt a. M. [6]1978.

Hildegard Maria Nickel: *Zu theoretischen Grundfragen marxistisch-leninistischer Familiensoziologie*. A-Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin 1977.

Hildegard Maria Nickel: *Geschlechtersozialisation in der Familie und als Funktion gesellschaftlicher Arbeitsteilung – Ein erziehungssoziologischer Erklärungsansatz für die Herausbildung weiblicher und männlicher sozialer Identität*. B-Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin 1985.

Hildegard Maria Nickel: *Geschlechtersozialisation und Arbeitsteilung. Zur Kultur von Geschlechterunterschieden*, in: *Weimarer Beiträge* 4 (1988), S. 580-591.

Hildegard Maria Nickel: *Zur sozialen Lage von Frauen in der DDR*, in: *Soziale Lage und Arbeit von Frauen in der DDR. Arbeitspapier des Arbeitskreises Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung*, hg. von Sabine Gensior, Friederike Maier und Gabriele Winter, Paderborn 1990, S. 3-15.

Hildegard Maria Nickel: *‚Mitgestalterinnen des Sozialismus' – Frauenarbeit in der DDR*, in: *Frauen in Deutschland. 1945-1992*, hg. von Gisela Helwig und Hildegard Maria Nickel, Berlin 1993, S. 233-256.

Hildegard Maria Nickel: *Geschlechterverhältnis in der Wende. Individualisierung versus Solidarisierung? Antrittsvorlesung*, hg. von Marlis Dürkop, Berlin 1994.

Hildegard Maria Nickel: *Frauen im Umbruch der Gesellschaft. Die zweifache Transformation in Deutschland und ihre ambivalenten Folgen*, in: *APuZ* 36-37 (1995), S. 23-33.

Hildegard Maria Nickel: *Feministische Gesellschaftskritik oder selbstreferentielle Debatte? Ein (ostdeutscher) Zwischenruf zur Frauen- und Geschlechterforschung*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 3 (1996), S. 325-338.

Hildegard Maria Nickel: *Der Transformationsprozeß in Ost- und Westdeutschland und seine Folgen für das Geschlechterverhältnis*, in: *APuZ* 51 (1997), S. 20-29.

Hildegard Maria Nickel: *Sozialwissenschaften*, in: *Gender-Studien. Eine Einführung*, hg. von Christina von Braun und Inge Stephan, Stuttgart 2000, S. 130-141.

Hildegard Maria Nickel: *Frauenfrage zum Marxismus: Marx, Engels und die feministische Debatte um Arbeit*, in: *Marxismus. Versuch einer Bilanz*, hg. von Volker Gerhardt, Magdeburg 2001a, S. 541-564.

Hildegard Maria Nickel: *Pluralisierung oder Polarisierung von Frauen in Ost- und Westdeutschland?*, in: *WSI-Mitteilungen* 5 (2001b), S. 310-316.

Hildegard Maria Nickel, Sabine Schenk: *Prozesse geschlechtsspezifischer Differenzierung im Erwerbssystem*, in: *Erwerbsarbeit und Beschäftigung im Umbruch*, hg. von Hildegard Maria Nickel, Opladen [2]1996, S. 259-282.

Lutz Niethammer: *Glasnost privat 1987*, in: *Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen*, hg. von Lutz Niethammer, Alexander von Plato und Dorothee Wierling, Berlin 1991a, S. 9-73.

Lutz Niethammer: *Unsägliche Ästhetik. Nikolaus Frankl, Priester, 60 Jahre*, in: *Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen*, hg. von Lutz Niethammer, Alexander von Plato und Dorothee Wierling, Berlin 1991b, S. 595-608.

Elisabeth Noelle-Neumann, Thomas Petersen: *Zeitenwende. Der Wertewandel 30 Jahre später*, in: *APuZ* 29 (2001), S. 15-22.

Dieter Nohlen: *Transitionsforschung*, in: *Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien, Methoden, Begriffe*, hg. von Dieter Nohlen und Rainer-Olaf Schultze, München [2]2004, S. 1000-1001.

Dieter Nohlen: *Systemwechsel*. in: *Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien, Methoden, Begriffe*, hg. von Dieter Nohlen und Rainer-Olaf Schultze, München [3]2005, S. 1006-1009.

Dieter Nohlen: *Systemwechsel*, in: *Kleines Lexikon der Politik*, hg. von Dieter Nohlen, Bonn 2011, S. 619-622.

Ulrich Oevermann: *Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse*, Frankfurt a. M. 1981.

Ulrich Oevermann: Klinische Soziologie auf der Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik – Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung, in: ihsk.de, März 2002, Web, letzter Zugriff 25.10.2012.

Carola Opitz-Wiemers: *„Brief im Kopf“. Der Briefwechsel zwischen Christa Wolf und Franz Fühmann: „Monsieur - wir finden uns wieder. Briefe 1968-1984“*, in: *Brief-Netz-Werk. Schreibende Frauen in der DDR und ihre Informations- und Kommunikationssysteme. Beiträge zu einer wissenschaftlichen Konferenz, Neubrandenburg 1999*, hg. von Margrid Bircken und Heide Hampel, Neubrandenburg 2000, S. 33-44.

Carola Opitz-Wiemers: *Frauenliteratur*, in: *Metzler Lexikon DDR-Literatur. Autoren, Institutionen, Debatten*, hg. von Michael Hofmann, Michael Opitz und Julian Kanning, Stuttgart 2009, S. 98-100.

Talcott Parsons: *Das Problem des Strukturwandels: eine theoretische Skizze*, in: *Theorien des sozialen Wandels*, hg. von Wolfgang Zapf, Köln [3]1971a, S. 35-54.

Talcott Parsons: *Evolutionäre Universalien der Gesellschaft*, in: *Theorien des sozialen Wandels*, hg. von Wolfgang Zapf, Köln [3]1971b, S. 55-74.

Iris Peinl: *Ostdeutsche Geschlechterarrangements als Plädoyer für eine gerechtere Arbeits- und Sozialstaatspolitik – Ein Kommentar zu Irene Dölling*, in: *Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse in Deutschland seit der Wende*, hg. von Eva Schäfer et al., Münster 2005, S. 35-42.

Helmut Peitsch: *Abschied von der Dokumentarliteratur? F. C. Delius‘ Auseinandersetzung mit dem Terrorismus*, in: *Das Argument* 199 (1993), S. 412-424.

Lothar Peter: *Legitimationsbeschaffung oder ‚machtkritische Subkultur‘? Marxistisch-leninistische Soziologie und Systemverfall in der DDR*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 4 (1990), S. 611-641.

Detlev J. K. Peukert: *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt a. M. 1987.

Detlef Pollack: *Das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung. Der Wandel der Akzeptanz von Demokratie und Marktwirtschaft in Ostdeutschland*, in: *APuZ* 13 (1997), S. 3-14.

Detlef Pollack: *Wirtschaftlicher, sozialer und mentaler Wandel in Ostdeutschland*, in: *APuZ* 40 (2000), S. 13–21.

Detlef Pollack: *Wie ist es um die innere Einheit Deutschlands bestellt?*, in: *APuZ* 30-31 (2006), S. 3-7.

Detlef Pollack, Gert Pickel: *Die ostdeutsche Identität – Erbe des DDR-Sozialismus oder Produkt der Wiedervereinigung? Die Einstellung der ostdeutschen zu sozialer Ungleichheit und Demokratie*, in: *APuZ* 41-42 (1998), S. 9-23.

Detlef Pollack, Dieter Rink: *Einleitung*, in: *Zwischen Verweigerung und Opposition. Politischer Protest in der DDR 1970 – 1989*, hg. von Detlef Pollack und Dieter Rink, Frankfurt a. M., New York 1997, S. 7-29.

Achim Pollert, Bernd Kirchner, Javier Morato Polzin: *Das Lexikon der Wirtschaft. Grundlegendes Wissen von A bis Z*. Bonn 2009, S. 282.

Ulrike Poppe: *Frauen als Oppositionelle und Staatsfeinde. Persönliche Erfahrungen*, Vortrag auf dem Seminar *Frauen in der DDR* der Konrad-Adenauer-Stiftung. Bildungszentrum Schloss Wendgräben 21.04. – 23.04.2008.

Peter Porsch: *Wo und warum winseln Frauen, man solle sie zu ihrem Mann lassen. Die Frau im DDR-Wörterbuch*, in: *Vorwärts und nichts vergessen. Sprache in der DDR, was war, was ist, was bleibt*, hg. von Ruth Reiher und Antje Baumann, Berlin 2004, S. 270-281.

Andrew I. Port: *Die rätselhafte Stabilität der DDR. Arbeit und Alltag im sozialistischen Deutschland*, Bonn 2010.

Rüdiger Posth: *Vom Urvertrauen zum Selbstvertrauen. Das Bindungskonzept in der emotionalen und psychosozialen Entwicklung des Kindes*, Münster 2007.

Lothar Probst: *Bürgerbewegungen, politische Kultur und Zivilgesellschaft*, in: *APuZ* 19 (1991), S. 30-35.

Lothar Probst: *Ostdeutsche Bürgerbewegungen und Perspektiven der Demokratie. Entstehung, Bedeutung und Zukunft*, Köln 1993.

Lothar Probst: *Ostdeutschland – ein zivilgesellschaftliches Niemandsland?*, in: *Bürgerschaftliches Engagement in Ostdeutschland. Potenziale und Perspektiven*, hg. von Holger Backhaus-Maul, Opladen 2003, S. 43-57.

Ursula Püschel: *Dreizehn arbeitende Menschen oder Betrachtungen, die neuere dokumentarische Literatur betreffend*, in: *Neue Deutsche Literatur* 1 (1987), S. 72-91.

Joachim Ragnitz: *Die Planwirtschaft als Irrweg*, in: *Die sozialistische Planwirtschaft der DDR. Vom Scheitern einer wirtschaftspolitischen Ideologie*, hg. von der Konrad-Adenauer-Stiftung, Sankt Augustin, Berlin 2010, S. 57-69.

Otthein Rammstedt: *Bewegung, soziale*, in: *Lexikon zur Soziologie*, hg. von Werner Fuchs-Heinritz, Rüdiger Lautmann, Otthein Rammstedt und Hans Wienold, Opladen [3]1995, S. 96-98.

Thomas Reichel: *Jugoslawische Verhältnisse? – Die ‚Brigaden der sozialistischen Arbeit‘ und die ‚Syndikalismus‘-Affäre (1959-1962)*, in: *Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR*, hg. von Thomas Lindenberger, Köln 1999, S. 45-74.

Ruth Reiher, Antje Baumann: *Die DDR ist noch kein abgegoltenes Thema*, in: *Vorwärts und nichts vergessen. Sprache in der DDR, was war, was ist, was bleibt*, hg. von Ruth Reiher und Antje Baumann, Berlin 2004, S. 9-14.

Rolf Reißig: *Transformation – Theoretisch-konzeptionelle Ansätze und Erklärungsversuche*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 1 (1994), S. 323-343.

Rolf Reißig: *Die deutsche Transformationsforschung der ersten und zweiten Generation*, in: biss-online.de, März 2002, Web, letzter Zugriff am 13.08.2012.

Rolf Reißig: *Bilanz und Ausblick. Das Transformations- und Vereinigungsmodell und seine Ergebnisse*, in: *Am Ziel vorbei. Die deutsche Einheit – eine Zwischenbilanz*, hg. von Hannes Bahrmann und Christoph Links, Berlin 2005, S. 293-316.

Rolf Reißig: *Transformation Ostdeutschlands und deutsche Vereinigung – einige Überlegungen und Anmerkungen*, in: *Bilanz und Perspektiven des deutschen Vereinigungsprozesses*, hg. von Lothar Mertens, Berlin 2006, S. 143-154.

Rolf Reißig: *Von der privilegierten und blockierten zur zukunftsorientierten Transformation*, in: *APuZ* 30-31 (2010), S. 20-25.

Rolf Reißig: *Deutsche Einheit: Ein neuer Diskurs*, in: *Diskurse der deutschen Einheit. Kritik und Alternativen*, hg. von Raj Kollmorgen, Frank Thomas Koch und Hans-Liudger Dienel, Wiesbaden 2011, S. 433-450.

Doris Ritschel, Uwe Markus: *Wandel in den Lebenslagen, den Meinungen und den Befindlichkeiten von DDR-Frauen. Zeitraum Februar 1990 bis Juni 1991*, Berlin 1994.

Dirk Rochtus: *Zwischen Realität und Utopie. Das Konzept des ‚dritten Weges' in der DDR 1989/90*, Leipzig 1999.

Jan-Uwe Rogge, Klaus Jensen: *Zwischen gesellschaftlicher Inanspruchnahme und der mühsamen Suche nach Eigenständigkeit – Skizzen zum Medienalltag und den Lebenswelten von Kindern in der DDR*, in: *Lernen – Helfen – Fleißigsein. Kindermedien und Kinderkultur in der DDR*, hg. von Jan-Uwe Rogge und Klaus Jensen, Köln 1987, S. 249-275.

Birgit Rommelspacher: *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*, Berlin 1995.

Dorothy Rosenberg: *Redefining the Public and the private: Women Writers in the GDR*, in: *Frauen-Fragen in der deutschsprachigen Literatur seit 1945*, hg. von Mona Knapp und Gerd Labroisse, Amsterdam 1989, S. 131-158.

Beate Rosenzweig: *Deutschland Ost – Deutschland West. Opfer, Verliererinnen, ungleiche Schwestern?*, in: *Der Bürger im Staat* 4 (2000), S. 225-230.

Andrea Rudolph: *Genderarchäologie, Friedensbewegung und Mythendeutung. Christa Wolfs „Frankfurter Vorlesungen" (1980)*, in: *Brüche und Umbrüche. Frauen, Literatur und soziale Bewegungen*, hg. von Margrid Bircken, Marianne Lüdecke und Helmut Peitsch, Potsdam 2010, S. 427-456.

Gerhard Rupp: *Weibliches Schreiben als Mythoskritik. Christa Wolfs Roman „Medea. Stimmen"*, in: *Klassiker der deutschen Literatur. Epochen-Signaturen von der Aufklärung bis zur Gegenwart*, hg. von Gerhard Rupp, Würzburg 1999, S. 301-322.

Günther Rüther: *„Greif zur Feder, Kumpel". Schriftsteller, Literatur und Politik in der DDR 1949-1990*, Düsseldorf [2]1992.

Günther Rüther: *Nur ‚ein Tanz in Ketten'? DDR-Literatur zwischen Vereinnahmung und Selbstbehauptung*, in: *Literatur in der Diktatur. Schreiben im Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus*, hg. von Günther Rüther, Paderborn 1997, S. 249-282.

Günther Rüther: *Überzeugungen und Verführungen. Schriftsteller in der Diktatur*, in: *Konjunktur der Köpfe? Eliten in der modernen Wissensgesellschaft*, hg. von Oscar W Gabriel, Düsseldorf 2004, S. 602-611.

Martin Sabrow: *Heroismus und Viktimismus. Überlegungen zum deutschen Opferdiskurs in historischer Perspektive*, in: *Potsdamer Bulletin für Zeithistorische Studien* 43-44 (2008), S. 7-20.

Adelheid von Saldern: *Öffentlichkeit in Diktaturen. Zu den Herrschaftspraktiken im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, in: *Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte. Strukturen, Institutionen und Verhaltensweisen*, hg. von Günther Heydemann und Heinrich Oberreuter, Bonn 2003, S. 442-475.

Katrin Schäfgen: *Die Verdopplung der Ungleichheit. Sozialstruktur und Geschlechterverhältnisse in der Bundesrepublik und in der DDR*, Opladen 2000.

Udo Scheer: *Die sozialistische Planwirtschaft der DDR*, in: *Die sozialistische Planwirtschaft der DDR. Vom Scheitern einer wirtschaftspolitischen Ideologie*, hg. von der Konrad-Adenauer-Stiftung, Sankt Augustin, Berlin 2010, S. 7-56.

Linda Schelbitzki Pickle: *'Unreserved Subjectivity' as a Force for Social Change: Christa Wolf and Maxie Wander's Guten Morgen, du Schöne*, in: *Proceedings of the Sixth International Symposium on the German Democratic Republic*, ed. by Margy Gerber, Washington 1981, S. 217-230.

Werner Scheler: *Von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Akademie der Wissenschaften der DDR. Abriss zur Genese und Transformation der Akademie*, Berlin 2000.

Gitta Scheller: *Partner- und Eltern-Kind-Beziehung in der DDR und nach der Wende*, in: *APuZ* 19 (2004), S. 33-38.

Sabine Schenk: *Frauenerwerbstätigkeit im Handel*, in: *Soziale Lage und Arbeit von Frauen in der DDR. Arbeitspapier des Arbeitskreises Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung*, hg. von Sabine Gensior, Friederike Maier und Gabriele Winter, Paderborn 1990, S. 44-48.

Anita Schilcher: *Geschlechtsrollen, Familie, Freundschaft und Liebe in der Kinderliteratur der 90er Jahre. Studien zum Verhältnis von Normativität und Normalität im Kinderbuch und zur Methodik der Werteerziehung*, Frankfurt a. M. u. a. 2001, S. 19-237.

Horst Dieter Schlosser: *Einleitung: Notwendige Rückblicke auf eine historisch gewordene Kommunikationsgemeinschaft*, in: *Kommunikationsbedingungen und Alltagssprache in der ehemaligen DDR. Ergebnisse einer interdisziplinären Tagung, Frankfurt a. M. 30.9. – 1.10.1988*, hg. von Horst Dieter Schlosser, Hamburg 1991a, S. 7-17.

Horst Dieter Schlosser: *Ideologie und Alltagssprache*, in: *Kommunikationsbedingungen und Alltagssprache in der ehemaligen DDR. Ergebnisse einer interdisziplinären Tagung, Frankfurt a. M. 30.9. – 1.10.1988*, hg. von Horst Dieter Schlosser, Hamburg 1991b, S. 47-54.

Wolfgang Schluchter: *Der Elitenbegriff als soziologische Kategorie*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 2 (1963), S. 233-256.

Manfred G. Schmidt: *Grundzüge der Sozialpolitik der DDR*, in: *Die Endzeit der DDR-Wirtschaft. Analysen zur Wirtschafts-, Sozial- und Umweltpolitik*, hg. von Eberhard Kuhrt, Hannsjörg F. Buck und Gunter Holzweissig, Opladen 1999, S. 273-319.

Ricarda Schmidt: *Westdeutsche Frauenliteratur in den 70er Jahren*, Frankfurt a. M. 1982.

Rudi Schmidt: *1968 West und 1989 Ost. Von den Mythen jüngster deutscher Umbrüche. Was bleibt den Nachgeborenen?*, in: *Berliner Debatte Initial* 5 (2008), S. 3-13.

Sigrid Schmidt-Bortenschlager: *Die unbewußte Schrift der Frauen. Fremd- und Selbstbestimmung in der kontrollierten Kultur*, in: *Frauensprache – Frauenliteratur? Für*

und Wider einer Psychoanalyse literarischer Werke, hg, von Inge Stephan und Pietzcker Carl, Tübingen 1986, S. 127-130.

Dorothee Schmitz: *Weibliche Selbstentwürfe und männliche Bilder. Zur Darstellung der Frau in DDR-Romanen der siebziger Jahre*, Frankfurt a. M. 1983, S. 235-242.

Dorothee Schmitz-Köster: *Trobadora und Kassandra und … Weibliches Schreiben in der DDR*, Köln 1989, S. 82-85.

Eberhard Schneider: *Die politische Funktionselite der DDR. Eine empirische Studie zur SED-Nomenklatura*, Opladen 1994.

Matthias Schöning: *Kassiber der Zustimmung. Christa Wolfs „Der geteilte Himmel" und die narrative Codierung von Individualität im Literatursystem der DDR*, in: *Weimarer Beiträge* 1 (2011), S. 57-100.

Michael Schrang: *Zur Technik der Dokumentation*, in: *Dokumentarliteratur*, hg. von Heinz Ludwig Arnold und Stephan Reinhardt, München 1973, S. 35-48

Hans Joachim Schröder: *Zwei Klassikerinnen der Interviewliteratur: Sarah Kirsch und Maxie Wander*, in: *Materialien und Ergebnisse aus Forschungsprojekten des Institutes für kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien der Universität Bremen* 9 (1996).

Richard Schröder: *Zehn Jahre deutsche Einigung*, in: *APuZ* 40 (2000), S. 3-4.

Klaus Schroeder: *Deutschland nach der Wiedervereinigung*, in: *APuZ* 30-31 (2010), S. 13-19.

Sabina Schroeter: *Die Sprache der DDR im Spiegel ihrer Literatur. Studien zum DDR-typischen Wortschatz*, Berlin, New York 1994, S. 127-136.

Ursula Schröter, Renate Ullrich: *Patriarchat im Sozialismus? Nachträgliche Entdeckungen in Forschungsergebnissen aus der DDR*, Berlin 2004.

Klaus Schubert, Martina Klein: *Das Politiklexikon. Begriffe, Fakten, Zusammenhänge*, Bonn 2011.

Annette Schuhmann: *Kulturarbeit im sozialistischen Betrieb. Gewerkschaftliche Erziehungspraxis in der SBZ/DDR 1946 bis 1970*, Köln 2006, S. 96-108.

Wolfgang Schuller: DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland vor der Wiedervereinigung. Erinnern! Forschung, Bildung und die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit politischer Verfolgung in der SBZ/DDR. Gedenkstätte Moritzplatz, Magdeburg 10. Juni 2006, in: bildung-lsa.de, Web, letzter Zugriff 12.10.2009.

Rainer-Olaf Schultze: *Diktatur*, in: *Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien, Methoden, Begriffe*, hg. von Dieter Nohlen und Rainer-Olaf Schultze, München ^{4}2010, 169-171.

Kristina Schulz: Ohne Frauen keine Revolution. 68er und Neue Frauenbewegung, in: bpb.de, Juni 2008, Web, letzter Zugriff 07.09.2011.

Kristina Schulz: *Frauen in Bewegung. Mit der neuen Linken über die Linke(n) hinaus*, in: *1968. Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung*, hg. von Martin Klimke und Joachim Scharloth, Bonn 2008b, S. 247-258.

Marlies Schulz: *Wohnen und Fertilitätsverhalten in der DDR*, in: *Wohnen und Gender. Theoretische, politische, soziale und räumliche Aspekte*, hg. von Darja Reuschke, Wiesbaden 2010, S. 117-128.

Gerhard Schürer: *‚Der Schürer-Bericht'. Vorlage für das Politbüro des Zentralkomitees der SED vom 30.10.1989. Analyse der ökonomischen Lage der DDR mit Schlussfolgerungen*, in: *Die sozialistische Planwirtschaft der DDR. Vom Scheitern einer wirt-*

schaftspolitischen Ideologie, hg. von der Konrad-Adenauer-Stiftung, Sankt Augustin, Berlin 2010, S. 71-90.

Juliane Schütterle: Gesundheit im Dienste der Produktion? Das betriebliche Gesundheitswesen und der Arbeitsschutz im Uranbergbau der DDR, in: Deutschland Archiv Online Nr. 8, August 2011, Web, letzter Zugriff 30.09.2011.

Alfred Schütz, Thomas Luckmann: *Strukturen der Lebenswelt*, Frankfurt a. M. 1979.

Alfred Schütz, Thomas Luckmann: *Strukturen der Lebenswelt*, Frankfurt a. M. [3]1994.

Alice Schwarzer: Gesamtdeutsches Recht – oder Unrecht?, in: www.aliceschwarzer.de, April 1993, Web, letzter Zugriff 31.10.2012.

Klaus-Peter Schwitzer: *Großeltern und Enkel*, in: *Zur Situation von Kindern und Jugendlichen in der DDR (Materialsammlung)*, hg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Institut für Soziologie und Sozialpolitik, Berlin 1990, S. 22-23.

Astrid Segert, Irene Zierke: *Gesellschaft der DDR: Klassen – Schichten – Kollektive*, in: *DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse*, hg. von Matthias Judt, Bonn 1998, S. 165-224.

Timothy Snyder: *Im dunkelsten Belarus*, in: *APuZ* 24-26 (2011), S. 3-8.

Heike Solga: *Klassenlagen und soziale Ungleichheit in der DDR*, in: *APuZ* 46 (1996), S. 18-27.

Der Spiegel: *Alles so anders*, in: ders. 31 (1968), S. 174-176.

Staatliche Zentralverwaltung für Statistik der DDR: *Die Frau in der DDR. Fakten und Zahlen*. Berlin 1975.

Statistisches Bundesamt: Mikrozensus. Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Stand und Entwicklung der Erwerbstätigkeit in Deutschland 2010, in: destatis.de, September 2011, Web, letzter Zugriff 18.10.2012.

Peter Steinbach: *Geschichte und Politik – nicht nur ein wissenschaftliches Verhältnis*, in: *APuZ* 28 (2001), S. 3-7.

Peter Steinbach: *Zur Wahrnehmung von Diktaturen im 20. Jahrhundert*, in: *APuZ* 51-52 (2002), S. 36-43.

Inge Stephan: *Miss-Töne im deutsch-deutschen Einigungsprozess. „Die Schönste aus Bitterfeld" (2003) & „Sag mir, wo die Schönen sind …" (2007) als Rückblicke auf die Aufbrüche von Frauen in der DDR*, in: *NachBilder der Wende*, hg. von Inge Stephan und Alexandra Tacke, Köln 2008, S. 237-263.

Inge Stephan, Regula Venske, Sigrid Weigel: *Die Literatur von Frauen vor der Frauenliteratur. Vorbemerkung*, in: *Frauenliteratur ohne Tradition? Neun Autorinnenporträts*, hg. von Inge Stephan, Regula Venske und Sigrid Weigel, Frankfurt a. M. 1987, S. 7-9.

Anton Sterbling: *Der gesellschaftliche Wandel in Ost-, Ostmittel und Südosteuropa in einer vergleichenden Perspektive*, in: *Transformation als Typ sozialen Wandels. Postsozialistische Lektionen, historische und interkulturelle Vergleiche*, hg. von Raj Kollmorgen, Münster 2005, S. 47-62.

Patrick Stevenson: *Sprache, Schule, Staat: Die sprachliche Erziehung einer sozialistischen Schülerpersönlichkeit*, in: *Vorwärts und nichts vergessen. Sprache in der DDR, was war, was ist, was bleibt*, hg. von Ruth Reiher und Antje Baumann, Berlin 2004, S. 110-134.

Judd Stitziel: *Von ‚Grundbedürfnissen' zu ‚höheren Bedürfnissen'? Konsumpolitik als Sozialpolitik in der DDR*, in: *Sozialstaatlichkeit in der DDR. Sozialpolitische Ent-*

wicklungen im Spannungsfeld von Diktatur und Gesellschaft 1945/49-1989, hg. von Dierk Hoffmann und Michael Schwartz, München 2005, S. 135-150.

Christo Stojanov: *Zur Situation der Transformationsforschung*, in: *Postsozialistische Transformationen: Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde*, hg. von Raj Kollmorgen und Heiko Schrader, Würzburg 2003, S. 61-79.

Galen Strawson: *Freier Wille*, in: *Die kleine Routledge-Enzyklopädie der Philosophie*, hg. von Edward Craig, Berlin 2007, S. 494-510.

Heidi Strobel: *Über die Liebe eines Staates zu seinen Kindern. Kindheitsbilder in der Kinderliteratur der DDR*, in: *Kinder lesen – Kinder leben. Kindheiten in der Kinderliteratur*, hg. von Gudrun Stenzel, Weinheim 2005, S. 86-102.

Heidi Strobel: *Realistische Erzählungen und Romane mit Gegenwartsstoffen und zeitgeschichtlichen Themen. Überblick 1965 bis 1990*, in: *Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur*, hg. von Rüdiger Steinlein, Heidi Strobel, Thomas Kramer und Theodor Brüggemann, Stuttgart 2006, S. 189-258.

Arthur Sturm: *Öffentlichkeit von der Moderne zur Postmoderne: 1960-1999*, in: *Öffentlichkeit. Geschichte eines kritischen Begriffs*, hg. von Peter Uwe Hohendahl, Stuttgart 2000, S. 92-123.

Reinhard Sturm: *Weimarer Republik*, in: *Informationen zur politischen Bildung* 261 (2003), S. 3-64.

Dieter Sturzbecher: *Situation und Perspektiven der vorschulischen Erziehung in* Ostdeutschland, in: *Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit und Jugend vor und nach der Vereinigung*, hg. von Peter Büchner und Heinz-Hermann Krüger, Opladen 1991, S. 127-136.

Dieter Sturzbecher: *Kinder nach Elterntrennung*, in: *Zur Situation von Kindern und Jugendlichen in der DDR (Materialsammlung)*, hg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Institut für Soziologie und Sozialpolitik, Berlin 1990, S. 20-22.

Erdmute Sylvester-Habenicht: *Kanon und Geschlecht. Eine Re-Inspektion aktueller Literaturgeschichtsschreibung aus feministisch-genderorientierter Sicht*. Sulzbach im Taunus 2009.

Gisela Thiele*: Berufskarrieren von Frauen in der DDR oder Karrierestop infolge Arbeitslosigkeit? – Probleme, Tendenzen, Perspektiven*, in: *Soziale Lage und Arbeit von Frauen in der DDR. Arbeitspapier des Arbeitskreises Sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung*, hg. von Sabine Gensior, Friederike Maier und Gabriele Winter, Paderborn 1990, S. 27-32.

Michael Thomas: *Ostdeutscher Stillstand versus ungleichzeitige Lernprozesse – Transformationsmodus und Innovationsblockaden*, in: *Transformation als Typ sozialen Wandels. Postsozialistische Lektionen, historische und interkulturelle Vergleiche*, hg. von Raj Kollmorgen, Münster 2005, S. 95-110.

Wilke Thomssen: *Einige Aspekte der Analyse von Deutungsmustern*. Thesenpapier für die Sitzung der industriesoziologischen Sektion am 3./4.06.1977 in Kassel.

Sigrid Töpelmann: *Das nicht realisierte Projekt: Leserbriefe zu Christa Wolfs „Kindheitsmuster" im Aufbau-Verlag*, in: *Brief-Netz-Werk. Schreibende Frauen in der DDR und ihre Informations- und Kommunikationssysteme. Beiträge zu einer wissenschaftlichen Konferenz, Neubrandenburg 1999*, hg. von Margrid Bircken und Heide Hampel, Neubrandenburg 2000, S. 45-53.

Thomas Topfstedt: *Wohnen und Städtebau in der DDR*, in: *Geschichte des Wohnens. 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau*, hg. von Ingeborg Flagge, Stuttgart 1999, S. 419-562.

Heike Trappe: *Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik*, Berlin 1995.

Annette Treibel: *Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart*, Wiesbaden [7]2006.

Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik vom 6. April 1968 in der Fassung des Gesetzes zur Ergänzung und Änderung der Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik vom 7. Oktober 1974, Berlin 1974.

Reinhold Viehoff: *Leitbilder in der DDR. Einige ‚vorgeschaltete' Überlegungen*, in: *‚Die Liebenswürdigkeit des Alltags'. Die Familienserie „Rentner haben niemals Zeit"*, hg. von Reinhold Viehoff, Leipzig 2004, S. 9-12.

Barbara Vinken: *Erkenne Dich selbst: Frauen – Mütter – Emanzipation. Essay*, in: *APuZ* 37-38 (2011), S. 38-43.

Martin Vöhler, Bernd Seidensticker, Wolfgang Emmerich: *Zum Begriff der Mythenkorrektur*, in: *Mythenkorrekturen. Zu einer paradoxalen Form der Mythenrezeption*, hg. von Martin Vöhler, Bernd Seidensticker und Wolfgang Emmerich, Berlin, New York 2005, S. 1-18.

Dieter Voigt: *Abtreibung in der DDR*, in: *Abtreibung. Motive und Bedenken*, hg. von Helge Pross und Dieter Voigt, Stuttgart 1971, S. 82-126.

Susanne Völker: *Prekäre Transformationen – herausgeforderte Lebensführungen*, in: *Prekäre Transformationen. Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung*, hg. von Ulla Bock, Irene Dölling und Beate Krais, Göttingen 2007, S. 176-194.

Luzia Vorspel: *Was ist neu an der neuen Frau? Gattungen, Formen, Themen von Frauenliteratur der 70er und 80er Jahre am Beispiel der Rowohlt-Taschenbuchreihe Neue Frau*, Frankfurt a. M. 1990.

Peter Wagner: *Soziologie der Moderne. Freiheit und Disziplin*, Frankfurt a. M., New York 1995.

Dieter Walz, Wolfram Brunner: *Das Sein bestimmt das Bewußtsein. Oder: Warum sich Ostdeutsche als Bürger 2. Klasse fühlen*, in: *APuZ* 51 (1997), S. 13-19.

Max Weber: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, Tübingen 1934.

Max Weber: *Die protestantische Ethik*, München [3]1973, S. 322-332.

Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Tübingen [5]1976, S. 140-148.

Anja Weckwert: *Widersprüche – Kontroversen um Geschlechterverhältnisse, Frauenbewegung und Feminismus in der BRD*, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 1 (2005), S. 13-35.

Hans Ulrich Wehler: *Modernisierungstheorie und Geschichte*, Göttingen 1975.

Hans Ulrich Wehler: *Modernisierungstheorie und Geschichte*, in: *Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen*, hg. von Bettina Hitzer und Thomas Welskopp, Bielefeld 2010, S. 185-251.

Sigrid Weigel: *‚Das Weibliche als Metapher des Metonymischen'. Kritische Überlegungen zur Konstitution des Weiblichen als Verfahren oder Schreibweise*, in: *Frau-*

ensprache – Frauenliteratur? Für und Wider einer Psychoanalyse literarischer Werke, hg. von Inge Stephan und Carl Pietzcker, Tübingen 1986, S. 108-118.

Stephan Weingarz: *Laboratorium Deutschland? Der ostdeutsche Transformationsprozess als Herausforderung für die deutschen Sozialwissenschaften*, Münster, Hamburg, London 2003.

Anna Maria Weise: *Feminismus im Sozialismus. Weibliche Lebenskonzepte in der Frauenliteratur der DDR. Untersucht an ausgewählten Prosawerken*, Frankfurt a. M. 2003.

Johannes Weiß: *Akteure und Agenten. Über Selbstbestimmung, Fremdbestimmung und Stellvertretung im Vereinigungsprozeß*, in: *Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland. Empirische Befunde und theoretische Ansätze*, hg. von Raj Kollmorgen, Rolf Reißig und Johannes Weiß, Opladen 1996, S. 104-116.

Christian Welzel: *Rekrutierung und Sozialisation der ostdeutschen Elite. Aufstieg einer demokratischen Gegenelite?*, in: *Eliten in Deutschland. Rekrutierung und Integration*, hg. von Wilhelm Bürklin, Opladen 1997, S. 201-237.

Hermann Wentker: *Deutsch-deutsche Geschichte nach 1945*, in: *APuZ* 1-2 (2005), S. 10-17.

Andreas Wernet: *Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik*, Wiesbaden [2]2006.

Angelika Wetterer: *Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen*, in: *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, hg. von Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer, Münster 2003, S. 286-319.

Dorothee Wierling: *Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis – drei Geschichten und zwölf Thesen*, in: *BIOS* 1 (2008), S. 28-36.

Matthias Wilde: *Die Moderne beobachtet sich selbst. Eine narratologische Untersuchung zu Uwe Johnsons „Jahrestage", seinem Fragment „Heute neunzig Jahr" und zu Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften"*, Heidelberg 2009, S. 261-266.

Gero von Wilpert: *Sachwörterbuch der Literatur*, Stuttgart [8]2001, S. 182.

Gunnar Winkler (Hg.): *Sozialreport DDR 1990. Daten und Fakten zur sozialen Lage in der DDR*, Stuttgart 1990.

Hannelore Wittenberg: *Aus Enttäuschung und Verunsicherung: DDR-Nostalgie. Die DDR bot Sicherheit*, in: *Ostdeutsche Biographien. Lebenswelt im Umbruch*, hg. von Rainer Zoll, Frankfurt 1999, S. 269-276.

Birgit Wolf: *Sprache in der DDR. Ein Wörterbuch*, Berlin, New York 2000, S. 114.

Christa Wolf: *Lesen und Schreiben. Neue Sammlung. Essays, Aufsätze, Reden*, Darmstadt 1980.

Stefan Wolle: *Herrschaft und Alltag. Die Zeitgeschichtsforschung auf der Suche nach der wahren DDR*, in: *APuZ* 26 (1997), S. 30-38.

Stefan Wolle: *Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971-1989*, Bonn [2]1999.

Stefan Wolle: *Aufbruch in die Stagnation. Die DDR in den Sechzigerjahren*, Bonn 2005.

Wolfgang Zapf: *Modernisierung, Wohlfahrtsentwicklung und Transformation. Soziologische Aufsätze 1987 bis 1994*, Berlin 1994.

Patricia Zeckert: *Der Duft der großen weiten Welt. Die Internationale Leipziger Buchmesse und das heimliche Lesen*, in: *Heimliche Leser in der DDR. Kontrolle und Verbreitung unerlaubter Literatur*, hg. von Siegfried Lokatis und Ingrid Sonntag, Berlin 2008, S. 232-244.

Christoph Zeller: *Ästhetik des Authentischen. Literatur und Kunst um 1970*, Berlin, New York 2010, S. 1-98, 282-296.

Zentraler Ausschuß für Jugendweihe in der Deutschen Demokratischen Republik (Hg.): *Vom Sinn unseres Lebens*, Berlin 1983.

Clara Zetkin: *Für die Befreiung der Frau! Rede auf dem Internationalen Arbeitskongreß zu Paris. 19. Juli 1889*, in: *Clara Zetkin: Ausgewählte Reden und Schriften*, Berlin 1957, S. 3-11.

Hans Dieter Zimmermann: Die Biermann-Ausbürgerung und ihre Folgen, in: kas.de, Oktober 2007, letzter Zugriff 15.09.2009.

Sabine Zurmühl: *Das Leben, dieser Augenblick. Die Biografie der Maxie Wander*, Berlin ^{2}2001.

Karl Zwiener: *Geschichte und Zukunft der Krippenerziehung in Ostdeutschland*, in: *Aufwachsen hüben und drüben. Deutsch-deutsche Kindheit und Jugend vor und nach der Vereinigung*, hg. von Peter Büchner und Heinz-Hermann Krüger, Opladen 1991, S. 107-115.